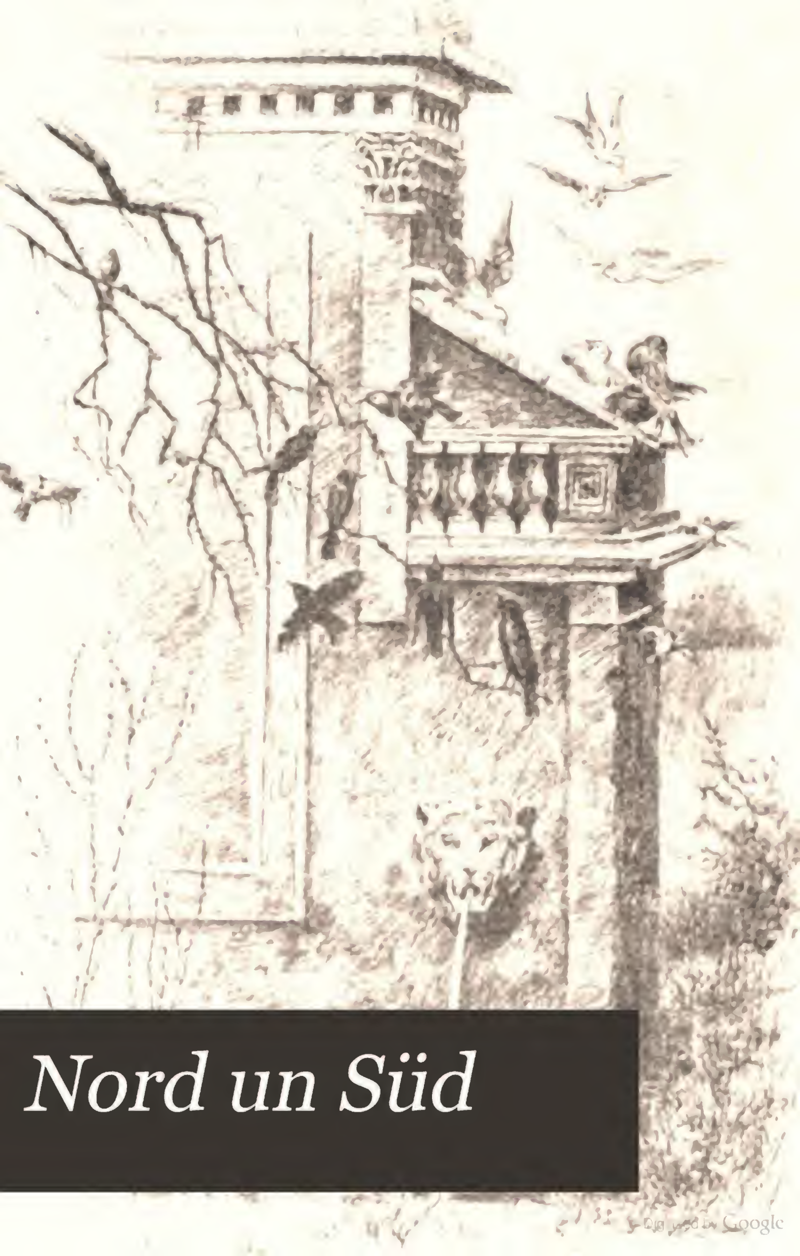

Nord un Süd





Preis pro Heft 2 M., pro Quartal (3 Hefte) 6 M.,
pro Jahr (12 Hefte) 24 M. (Zeitungs-Preisliste No. 5619.

Januar 1905.

Inhalt.

Hierzu ein Portrait: Josef Kohler.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.



An unsere Abonnenten!

ie bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

können entweder in komplett **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrat reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

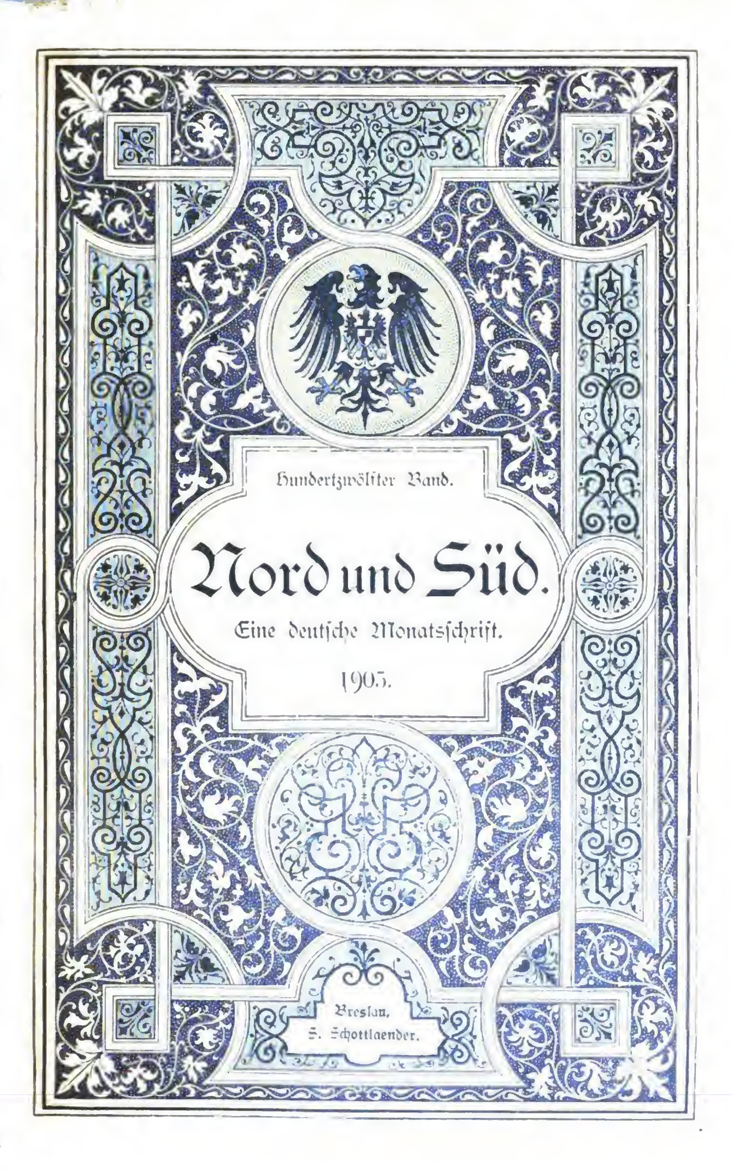
Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand, und stehen solche zu Band CXII (Januar bis März 1905), wie auch zu den früheren Bänden I—CXI stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Frankatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)


Hundertzwölfter Band.
Nord und Süd.
Eine deutsche Monatsschrift.
1905.
Breslau,
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

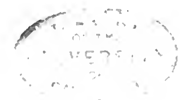
Paul Lindau.

Hundertzwölfter Band.

Mit den Portraits von:
Josef Kohler, Jakob Caro †, Antony Blondel, radirt von
Johann Lindner in München.



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Inhalt des 112. Bandes.

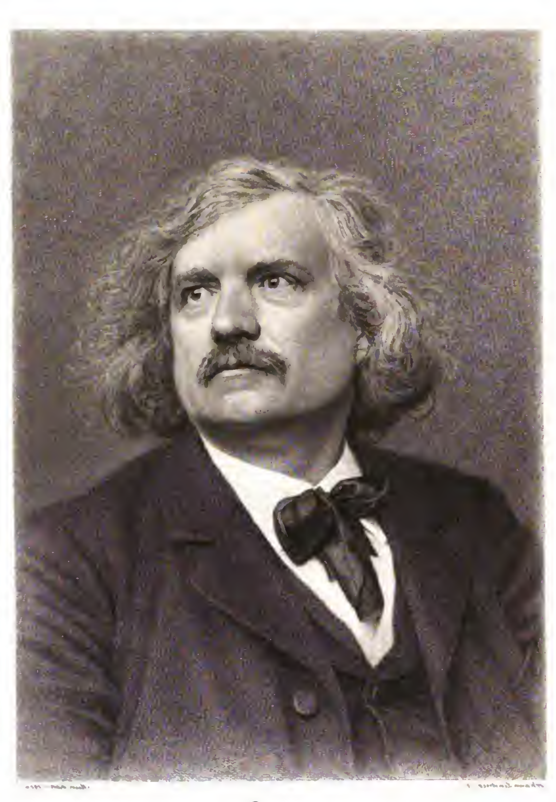
Januar — Februar — März.

1905.

Mit den Portraits von:
Josef Kohler. Jakob Caro †. Antony Blondel,
radirt von Johann Lindner in München.







Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

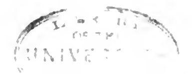
Paul Lindau.

CXII. Band. — Januar 1905. — Heft 334.

(Mit einem Porträt in Radierung: [illegible])



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.





[illegible] in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

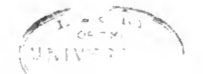
Paul Lindau.

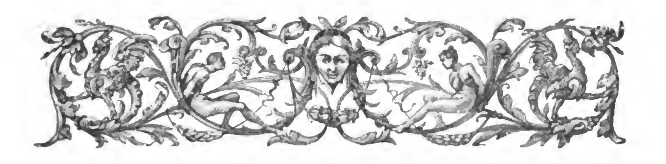
CXII. Band. — Januar 1905. — Heft 334.

(Mit einem Portrait in Radirung: Josef Kohler.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.







Die Himmelsstürmerin.

Roman.

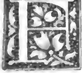
Von

Maurus Jokai.

Deutsch von Ludwig Wechsler.

Motto: „Flectere si nequeo
Acheronta, Superos movebo."

I.



Förmlich an ein Märchen gemahnt die Geschichte selbst, die wir aus einem alten Familienarchiv geschöpft haben. Nirgends und niemals hätten sich die Dinge in der Weise zutragen können wie „dort" und „damals", in der guten Stadt Debreczin nämlich vor mehr denn zweihundert Jahren. Die Hauptpersonen sind außerordentliche, darum aber weder überirdische Wesen, noch Dämonen, noch Hyperboräer, sondern wirkliche, richtige Menschen, lebende Gestalten.

Den besten Beweis dafür liefern die zwei Porträts, die noch heute in einem altadeligen ungarischen Schlosse sammt den ursprünglichen Rahmen zu sehen sind.

Diese zwei Porträts bilden die Grundlage für den vorliegenden Roman sie sind der Ausgangspunkt, ebenso wie die endliche Lösung der Begebenheiten. Sie geben den Anstoß zu den langwierigen Kämpfen, die Himmel und Erde in Bewegung setzen, Volk, Städte, Kirchen, Gerichtshöfe und sogar das römische Konklave tätig einzugreifen zwingen, um dann im gegebenen Augenblick die ganze Intrigue mit der größten Selbstverständlichkeit, wie durch Zauberei, zu lösen.

Wir müssen daher vor Allem die beiden Porträts kenntlich machen.

Beide sind das Werk des ungarischen Malers Mányoky, der am Ende des XVIII. Jahrhunderts einer der beliebtesten Porträtisten war.

Das Porträt des Mannes weist den Namenszug des Künstlers auf, auf dem Bilde der Frau fehlt er.

Es sind das Nikolaus Baranyi und dessen Gemahlin Katharine. Beides gleicherweise Kunstwerke ersten Ranges. Es scheint noch heute, als wären es lebende Personen, als wollten sie zu sprechen beginnen, als suchten sie gegenseitig den Blick der Augen zu erhaschen. Die Hand des Mannes ist zuvorkommend ausgestreckt, die der Frau energisch zur Faust geballt.

Der Mann ist eine stolze, stattliche Gestalt, scheinbar kaum älter als zwanzig Jahre, denn der Schnurrbart beginnt erst zu keimen; doch was dem Schnurrbart versagt ist, ersetzen die dichten Brauen, über denen sich die Stirne in trotzige Falten legt. Die Adlernase erhöht den ernsten Ausdruck noch mehr, zumal sie vom ungarischen Typus bedeutend abweicht. Mehr noch ist das bei der Farbe des Haares der Fall, das rotbraun ist gleich der Mähne des Löwen; die großen, blitzenden, blauen Augen lassen das Ganze noch fremdartiger erscheinen. Die Tracht ist die der Kuruzen zur Zeit der von Rákóczy geführten Kämpfe: ein mit schief verlaufenden Knopfreihen besetzten Dolman, ein Ueberrock aus Wolfsfell, mit einer goldenen Spange geschmückt, ein reichverzierter Gürtel, von dem der Säbel herabhängt, und in der Linken ein Streitkolben. Eine Hand scheint sich versöhnend auszustrecken, während die andere eine drohende Geberde macht.

Das weibliche Porträt weist einen rein griechischen Typus auf. Das schwarze Haar fällt in dichten Ringen herab, die Brauen sind gerade, die Nase ist schmal, die Lippen weisen feingeschwungene Linien auf, und die von dichten Wimpern beschatteten schwärzlich-blauen Augen leuchten förmlich aus dem ovalen Gesicht heraus. Und damit der Rassentypus noch mehr zur Geltung kommt, weist auch die Kleidung einen mythologischen Charakter auf, denn sie besteht aus einer griechischen Chlamys, die den Nacken, die Schulter und den linken Arm — wie schön sind alle diese Dinge! — unverhüllt läßt. Der rechte Arm dagegen ist von dem wallenden Gewande ganz bedeckt, nur die geballte Faust ist zu sehen, während die linke Hand die Saiten einer Leier rühren würde — wenn sie es vermöchte. Sie vermag es aber nicht, denn sie ist nicht ausgearbeitet. Nach der ersten Untermalung hatte man sie vergessen. Vielleicht mit gutem Grund. Und dieser Grund blieb auch weiterhin bestehen, so daß der Mangel auch später nicht ergänzt wurde.

Möglicher Weise hat es auch eine Ursache, daß der Mann in der einen Hand einen Streitkolben hält, während er die andere wie zur Versöhnung ausstreckt, und daß die Frau eine Hand auf der Leier ruhen läßt und die andere zur Faust geballt hat. Liebten sich die Beiden oder haßten sie einander? Weshalb blicken sie sich so zornig an, wenn sie sich liebten? Und weshalb trennten sie sich nicht von einander, wenn sie von gegenseitigem Haß erfüllt waren?

Im Laufe der Begebenheiten werden sie diese Fragen selbst beantworten.

II.

Die Familie Baranyi gehörte zu den ältesten Adelsgeschlechtern des ungarischen Alföld. (Tiefland.) Ihr angestammtes Erbgut Zám lag in der Nähe von Debreczin. Der große Halbkreis, den der Fluß Hortobágy bis zur jetzigen steinernen Brücke umschließt, bildete ihr Erbteil, dessen Grenze nicht einmal von der Turmspitze aus erspäht werden konnte. Damals gab es nämlich noch einen Turm dort, sammt der dazu gehörigen Kirche, davor eine ganze lange Straßenreihe, und gegenüber lag das Schloß. Es war ein Dorf, wie es nur jemals eines gegeben, von biederen Ackerbautreibenden bewohnt. Auf der weiten Ebene sah man die zerstreut liegenden Hürden der Hirten, den Tränkplatz mit dem dreifachen Brunnenschwengel und ringsumher die weidenden Schaf- und Rinderheerden, sowie die wilden Füllen des weit und breit bekannten Gestüts. Der Lauf des Hortobágy ist weithin an den Weiden erkennbar, die sich längs seiner Ufer hinziehen, und dort erheben sich auch die Hütten der Fischer und Fährmänner. Ueberall lebten die Leibeigenen der Familie Baranyi. Heute sind sie längst vom Erdboden verschwunden, ebenso gründlich verschwunden, wie das Dorf sammt Kirche, wie die ganze Familie sammt Schloß.

Eine Schaar Berittener watet durch das seichte Wasser des Hortobágy. Von einer Brücke ist nichts zu sehen, so wenig wie von einer Fähre; doch der Fluß ist nicht tief, so daß ein Durchwaten weiter keine Schwierigkeiten bietet. Es mögen ihrer wohl hundert sein; sie sind bewaffnet und führen sogar eine Fahne mit sich. Wohl ist diese ganz zerfetzt; aber sie steht im Einklange mit der Schaar selbst, deren Kleidung aus zahllosen Lappen und Flicken zusammengesetzt ist. Daran erkennt man die richtigen Kuruzen, Soldaten des Rákóczy. Die Freibeuter mögen gestohlene Mäntel tragen, der Kaiserliche mag zerrissen und zerlumpt einhergehen; doch der Kuruze muß seine Uniform flicken, denn er ist der Disciplin unterworfen. Und im Lagerleben sind die Kleider gar vielen Fährlichkeiten ausgesetzt. Von den Bleiknöpfen ist fast nichts mehr zu sehen; die werden statt der Kugel in den Flintenlauf geschoben und verschossen, wenn die Munition zur Neige geht. Wenn nur der Säbel und die Schießwaffe in Ordnung sind. Manche von ihnen tragen den Arm in der Schlinge, Andere haben den blutigen Verband um die Stirne geschlungen.

Es sind dies die Ueberreste jener Schaar, welche der edle Herr Andreas Baranyi wohl vor einem Jahre schon mit sich nahm, um sich der Begleitung des Fürsten anzuschließen, dem er treulich auf Schritt und Tritt folgte, bis ihn im Pollakenlande der schwarze Tod dahinraffte. Dann übernahm sein Sohn Nikolaus die Führung der tapferen Schaar; bisher blos einfacher Leutnant, wurde er mit einem Male Hauptmann, trotzdem er kaum zwanzig Jahre alt war.

Die Dinge hatten sich jetzt endlich gründlich gewendet, so daß der Fürst in das Land einbrach, seine Getreuen um sich sammelte und der Kampf gegen die Fremden, die Tyrannen, beginnen konnte. Seine Anhänger waren es auch sehr zufrieden, daß sie sich wieder am „Weißbrod, Speck“ und den sonstigen lieblichen Dingen, die im Liede verzeichnet sind, sättigen konnten, und ein Jeder beeilte sich, sein Heimatdorf aufzusuchen. Auch Nikolaus Baranyi begab sich mit seiner kleinen Schaar nach Zám, dem alten Stammschloß, das er so lange nicht gesehen.

Als die stattlichen Kuruzen vor einem Jahr die Gegend verlassen, hatten sie aus voller Kehle das schöne Lied: „Des Winters Schnee verweht des grünen Waldes Schatten, meiner Schritte Spuren!“ gesungen; aber jetzt empfanden sie keine Lust zu singen! Nichts als kernige Flüche und Verwünschungen brachen von ihren Lippen. Als sie in das Röhricht eindringen, werden sie von Legionen Mücken, Bremsen und den berüchtigten, kolumbácser Fliegen überfallen, so daß sie sich kaum wehren können. Die Pferde scheuen, bäumen sich auf, und der Reiter sieht die Richtung kaum, da die beflügelten Feinde in dichten Massen vor seinem Auge auf- und niedertanzen. Und es ist fast noch ein Glück, daß er nicht sieht, denn kaum hat er das Röhricht hinter sich, wo die Abgesandten der Hölle ihren Tummelplatz aufgeschlagen haben, so schweift sein Blick über die endlose Ebene, die sich vor ihm ausdehnt, und er fühlt erst recht, wie sich ihm das Herz im Leibe zusammenschnürt.

Dies ist die Pußta nicht mehr, auf der er aufgewachsen. Den Ackerboden bedecken Disteln, Brennnesseln, Wolfsmilch und Wasserpfeffer; die Weidenplätze sind mit Maulwurfshügeln besät, die Wiesen von kniehohem Dickicht überwuchert, aus dem die Tollkirsche, Kerzenkraut und Nieswurz emporragen. Hier herrscht die unfruchtbare, giftzeugende Natur. Die Wassertümpel sind über und über mit gelbem Froschlaich bedeckt, zwischen dem hocherhobenen Hauptes die Ringelnatter umherschwimmt. Dabei verbreitet diese Vegetation einen unerträglich widerlichen, ekelerregenden Geruch, daß der Mensch unwillkürlich erschauert.

Nirgends sind weidende Tiere auf der großen Pußta, nirgends die Hufspur von Pferden oder Rindern in dem vertrockneten Schlamm zu erspähen.

Nur aus einem wildverworrenen Gestrüpp ist das Brechen und Krachen knickender Zweige zu vernehmen, als ob dort Tiere miteinander kämpften. Es ist ein Rudel wilder Schweine, die mit dem Wolf oder verwilderten Hunde kämpfen, der sie überfallen hat. Die zwischen dem Riedgras bleichenden Knochen lassen erkennen, ob die Eber oder das Hundegeschlecht im jüngsten Strauß Sieger geblieben. Hinter dem Buschwerk liegt eine Füchsin auf der Lauer, um sich die Gelegenheit, Beute zu machen, nicht entgehen zu lassen.

Das Knallen der kurzstieligen Peitschen gebietet den kampfwütigen

Tieren Schweigen; grunzend und kläffend ergreifen sie vor den nahenden Reitern die Flucht, um das Ringen um Leben und Dasein wieder aufzunehmen, sobald Jene vorüber sind.

„Hier haben Türken gehaust,“ brummt der alte Kuruzenleutnant Paul Nyúzó zu seinem Hauptmann gewendet. „Alles haben sie mit sich geschleppt und nur die Schweine zurückgelassen.“

Die Heimkehrenden wissen nunmehr, was ihrer daheim harrt.

Die ganze Pußta ist tot, ist ermordet.

Nun folgt eine flache Ebene, auf der kein Grashalm grünt; nicht einmal der gemeine Huflattich gedeiht mehr hier, so wenig wie der Sauerampfer oder die Brachdistel; Alles ist den Millionen von Würmern anheimgefallen, die die zahllosen rosenroten orientalischen Staare nach sich zogen, die man hier zu Lande noch niemals gesehen. Für die ist die von Gewürm aller Art erfüllte Einöde ein gedeckter Tisch, und sie erfüllen denn auch mit einem ohrenbetäubenden Kreischen und Zwitschern die Luft.

Auch sonstige unbekannte Vögel finden sich ein und schweben hoch in den Lüften. Sie gleichen den Adlern, nur haben sie einen langen, nackten Hals. Was suchen denn die hier?

„Dort ist die Tränke,“ und der alte Leutnant deutet in die Ferne. „Dort mit den Eisenzwingen längs der Tröge und dem dreifachen Brunnenschwengel.“

Die großen Raubvögel lassen sich schwerfällig auf den Schwengeln nieder.

„Hier ruhten die Mutterkühe zur Mittagszeit aus.“

So war es auch. Dort sah man den großen freien, runden Platz, auf dem wohl an die tausend Kühe nicht nur Mittag, sondern auch des Nachts lagerten. Die dunkelgrüne Vegetation liefert den besten Beweis für die Verwendung dieses Ortes. Die Lieblingspflanze der Düngererde wuchert hier: der stinkende Schmergel, der so bitter ist, daß er sogar von den Heuschrecken verschmäht wird.

Doch der egyptische Aasgeier wartet nicht ohne Grund. Eine Schafheerde ist hier vergessen worden, denn sie konnte man auf eiliger Flucht nicht mit sich nehmen. Die ohne Hirten zurückgebliebene Heerde wurde von Niemandem getränkt, löschte ihren Durst mit unreinem Wasser und schmolz immer mehr zusammen, bis nur mehr einige Tiere zurückblieben, die sich kaum zu sättigen vermögen und dem sicheren Hungertod verfallen sind. Darauf warten die Aasvertilger. Ein kleiner Spitzhund bellt sie wütend an; er obliegt noch immer treulich seinem Wächterdienst und jagt im übrigen auf die Zieselmaus, um den eigenen Hunger zu stillen.

Und ringsumher zeigt die trügerische Fata Morgana inmitten der Meeresfluten, die den Horizont zu bedecken scheinen, tanzende Türme, Paläste und Schlösser in umgekehrten Spiegelbilde, daß das getäuschte Auge ganze Häuserreihen entlangzublicken meint . . . Und von alledem ist gar

nichts wahr. Das Ganze ist eine Luftspiegelung: die Erde träumt vom Meer.

Man war dem Brunnen immer näher gekommen.

Sonst beginnen die Pferde zu wiehern, wenn sie ihn erblicken, und setzen sich in Trab, um die Tränke schneller zu erreichen. Platz ist dort für hundert Pferde. Ein Weg führt nicht hin; hier ist die Haide mit den gelben Blüten der Kamille bedeckt. Doch wie ganz anders geberden sich jetzt die Pferde! Wenn ein Lufthauch von dem Tränkplatz daherstreicht, bleiben sie wie auf Kommando stehen, bäumen sich, bocken, spitzen die Ohren, stemmen die Vorderfüße und werfen ihren Reiter fast aus dem Sattel. Weder durch Peitsche, noch durch Sporen sind sie zu bewegen, weiterzugehen. Etwas ist da nicht richtig.

„Steige ab, Kakas, und sieh nach, wie es um den Brunnen bestellt ist," befiehlt der junge Hauptmann.

Leutnant Kakas steigt ab und stampft bis zu dem Brunnen hin, seinen Grauen am Zügel nach sich zerrend. Nur widerwillig folgt das Tier mit gespreizten Beinen seinem Herrn und wirft immer wieder den Kopf unruhig in die Höhe.

Leutnant Kakas neigt sich über den Brunnenrand, stößt dann aber einen lauten Schrei aus und hält sich die Hand vor den Mund. Gleich darauf wendet er sich zurück, um sich auf sein Pferd zu schwingen. Doch dieses ist ihm schon zuvorgekommen und sprengt wie der Wind dahin, seinen Herrn am Zügel hinter sich her schleifend. Jener vermag freilich nicht mitzukommen, bis das Tier endlich bei den übrigen anlangt und sich dort am ganzen Körper schüttelt, daß alles Geschirr klirrt. Leutnant Kakas sinkt neben seinem Tier auf die Knie nieder und stößt die Worte hervor:

„Das ist eine nette Bescherung!"

„Was giebt es denn dort, Kakas?" fragte der Hauptmann.

„Daß doch der gottlose Heide in der Hölle braten möge! Nun ist es sammt dem Dorfe um uns geschehen!"

„Was hast Du gesehen?"

„Der Brunnen ist voll Menschenknochen," erwiderte der Leutnant, und seine Zähne schlagen klappernd zusammen.

Nun steigt auch der Hauptmann vom Pferde und begiebt sich zu dem Brunnen.

Ja, der Brunnenschacht ist bis an den Rand mit Menschenknochen, ganzen Gerippen angefüllt, und der davon ausgehende Geruch hat die Pferde so sehr erschreckt.

Auf Schußweite vom Brunnenrand erhebt sich eine Pyramide aus Menschenköpfen.

Das ist so türkische Sitte. Um in Stambul daheim dem Großvezir Rechenschaft ablegen zu können, läßt der siegreiche Pascha die Haut von den Köpfen der gefallenen Feinde ziehen, mit Stroh ausstopfen und auf Wagen

laden; so ist die Ladung eine viel leichtere, als würde er die Haut sammt den Schädeln befördern. Diese selbst schichtet er auf dem Schauplatz des Gemetzels zu einem Siegesdenkmal auf, das er zum Ueberfluß mit einer türkischen Standarte schmückt.

Der Anführer der Kuruzenschaar weiß nunmehr, was seiner daheim wartet.

Eine Wolke schiebt sich vor das strahlende Antlitz der Sonne, und mit einem Male ist die Fata Morgana verschwunden, daß der Horizont weit umher sichtbar wird.

Die Heimkehrenden sehen die einstige Heimat vor sich: in Trümmer gesunkene Mauern, einen verstümmelten Turm, zu einer einzigen Kotmasse zusammengekittete Ruinen.

Je näher sie kommen, um so trauriger wird das Bild der Verwüstung, das sich ihrem Auge darbietet. Hier waren alle Häuser aus Kotziegeln erbaut; die nackten Wände sind so schwarz, wie verbrannte Balken, und von den Ranken der Wurmnessel überwuchert. Im Hof wie im Garten gedeiht in wilder Masse der Stechapfel, dessen stachelige Zapfen verkünden, daß hier der Tod sein Heim aufgeschlagen hat. Dies war einmal „Zám“; nun ist es wie vom Erdboden verschwunden!

III.

Das Stampfen der Pferdehufe lockt hinter den Ruinen der Häuser die dort versteckten Hunde hervor, die unter wütendem Bellen dahergerannt kommen und, an den Pferden emporspringend, die Reiter zu beißen suchen. Diese erkennen ihre einstigen treuen Hauswächter; allein letztere erkennen ihre früheren Gebieter nicht mehr, die sie fast aus dem Sattel reißen, so daß Peitsche und Gewehrschaft zu tun haben, um die ganz verwilderten Tiere abzuwehren.

„Wo es Hunde giebt, muß es auch ‚Menschenhunde‘ geben!“ brummte Leutnant Nyúzó.

Menschenhund ist ein in Alföld noch heute gebräuchlicher Ausdruck.

Und wirklich gab es welche! Nach einander tauchte hinter den Trümmern eines dieser Wesen empor, die ein Gemisch von Mensch und Tier darzustellen scheinen. Sie gleichen dem Menschen insofern, als sie zwei Hände haben; aber nicht einmal ein rechtschaffener Wolf würde seinen Kopf gegen den ihrigen vertauschen!

Beim Herannahen der Reiter stampfen sie von allen Seiten herbei. Es mögen wohl dreißig an der Zahl sein. Sie sind ausnahmslos bewaffnet: mit Flinten, Speeren, Säbeln, Hellebarden und Stockhammer. Auch ihre Gewandung ist eine auserlesene: sie haben Weiberröcke als Mäntel umgebunden, tragen Hauben auf dem Kopfe mit Adlerfedern geziert, oder eiserne Töpfe an Helmstatt. Einer von ihnen trägt einen verschnürten Leibrock mit Marderfell — bei dieser Hitze! Das war sicherlich der An-

führer. Als die Reiter näher kamen, wichen sie zu den Mauertrümmern zurück und hoben ihre Flinten schußbereit empor. Worauf dann auch die Kuruzen zu ihren Schießwaffen griffen.

„Nur Ruhe!“ ermahnte der Hauptmann. „Wir brauchen da keinen Kampf zu beginnen. Geh hin, Kakas; Du verstehst vielerlei Sprachen. Trachte in Erfahrung zu bringen, wen wir da vor uns haben.“

Leutnant Kakas ritt zwischen die Trümmer hinein, dort, wo sich längs der Kirchenmauern etwas wie ein gangbarer Weg unterscheiden ließ, und begann mit den Leuten zu unterhandeln. Die taten ihm nichts zu leid, und er kam zu den Seinigen zurück.

„Die reden keine menschliche Sprache, sondern bellen nur wie die Hunde,“ berichtete er.

„Ich sagte ja, daß es Menschenhunde seien,“ verblieb Leutnant Nyúzó bei seiner ursprünglichen Behauptung.

Nun erklärte der Hauptmann, daß er selbst hingehen wolle, um Nachricht zu holen. Aber auch sein Bemühen blieb erfolglos. Was die Bewohner der Ruinen an Worten vernehmen ließen, gehörte keiner bekannten Sprache an; sie bestanden aus lauter tierischen Lauten, aus Grunzen, Kläffen, Kreischen und Krächzen, aus dem kein guter Christ klug werden konnte.

Und doch waren es keine Asiaten; denn im Hofe brieten sie ein Schwein am Spieße, und die Mohamedaner verabscheuen dieses Tier.

„Dies hier sind Freibeuter,“ sagte der Hauptmann, als er zu seiner Schaar zurückgekehrt war.

„So wollen wir sie erschlagen,“ meinte Leutnant Kakas.

„Das nicht, sondern wir wollen uns ihnen anschließen und gleichfalls Räuber werden,“ brummte Leutnant Nyúzó.

„Wie kannst Du so sprechen,“ verwies ihn der Hauptmann.

„Was sollen wir denn anfangen? Unsere Häuser hat man zerstört, unser Gesinde fortgeschleppt oder ermordet, so daß uns Nichts und Niemand geblieben ist. Es bleibt uns nichts weiter übrig, als was die heilige Schrift besagt: Aug' um Auge, Zahn um Zahn!“

„Vielleicht ist es auch noch auf andere Art möglich; vielleicht haben wir nicht Alles verloren. Dort sehe ich einen Mann auf uns zukommen. Bei dem wollen wir noch anfragen. Wir wollen doch nicht ärger als dieses Gesindel hier sein.“

Wirklich kam ein Mann aus der Richtung der Weidenbüsche des Hortobágy-Flusses eilfertig daher. Sein Oberkleid bestand aus einem Fischotterfell, das er mittels eines Strickes um den Leib festgebunden hatte; das Beinkleid hatte er hoch emporgeschürzt, an seinen Füßen saßen Sandalen aus ungegerbtem Leder, und statt der Mütze hatte er die Haut eines Stachelschweines, das mit dem struppigen Bart des Gesichtes ganz im Einklange stand, über den Kopf gezogen. Von der Schulter hing ihm ein

Zecker aus Binsengeflecht herab, und in der Hand trug er eine lange Stange mit der er sich über die zahlreichen kleinen Wasseradern hinüberschwang, die seinen Weg kreuzten.

„Das ist ein Fischer,“ sagte der Hauptmann.

War es ein Fischer, so hatte man bereits einen Menschen vor sich, wenngleich einen Raubmenschen. Doch keinen Raubmenschen des Festlandes, sondern einen Raubmenschen des Wassers, keinen Menschenhund, sondern eher eine Menschenfischotter.

„Der Mann wird voraussichtlich der Sprache der Kuruzen ebenso mächtig sein, wie der der Freibeuter, die er zu kennen scheint, denn er bringt ihnen ja Welse und Karpfen zum Tausche.“

Die Heimgekehrten suchten zwischen den Trümmern ihre zerstörten Wohnungen, deren Zugänge ihnen von bissigen Hunden verwehrt wurden. Nikolaus Baranyi fand auch das Schloß seiner Eltern. Sein Vater hatte es aus gebrannten Ziegeln erbauen und für die große Terrasse steinerne Säulen aus Máramaros bringen lassen; die letzteren standen noch, aber die Decke, die sie getragen, war in Trümmer gesunken, das Herrenhaus selbst bis auf den Grund niedergebrannt. Nur ein Zimmer war der Zerstörungswut entgangen; es hatte sogar seine Decke behalten. Nikolaus erkannte den Raum; hier war das Zimmer seiner Mutter gewesen. Im Uebrigen war es ganz leer, hatte keine Tür, und auch die Rahmen mit den Glasscheiben waren aus den Fenstern gerissen worden. Der Ofen lag in Trümmern, und Nässe und Ungeziefer hatten die Dielen des Fußbodens zerstört.

Nikolaus fühlte, wie sich ihm das Herz zusammenkrampfte, während zahllose süße Erinnerungen, die Träume einer glücklichen Kindheit, vor seinem geistigen Auge emporstiegen.

Er warf sich der Länge nach zur Erde und weinte bitterlich.

„Mutter!“ klang es von seinen Lippen. „Meine gute, teure Mutter!“

Wer weiß, wohin sie geraten war, die Teure, um die er da heiße Tränen vergoß! Hatte man sie getötet oder in die Gefangenschaft geschleppt? Wer das zu sagen wüßte!

Und während er da allein wehklagte und bitterlich schluchzte, wie es sich für ein gutes Kind ziemt, ertönte mit einem Male von der Tür her die Stimme des inzwischen angelangten Fischers.

„Weine nicht so bitterlich um deiner Mutter willen, Herr Nikolaus, denn die ist heil und gesund wie ein Fisch im Wasser. Kaum daß sie die Kunde von dem Tode Deines Vaters vernahm, heiratete sie wieder, und ohne weiter zu trauern, ward sie gleich die Frau des Andrea Borbély. Sie verzog mit all ihrer Habe nach Debreczin, noch bevor die große Gefahr herankam. Die traf sie nicht mehr hier.“

Zornig sprang der Kuruzenhauptmann bei diesen Worten von der Erde auf. Es ärgerte ihn, daß ihn, den Soldaten, jemand weinen sah.

Und doch beweint Jedermann, in dem ein Herz wohnt, die verloren geglaubte Mutter. Noch mehr ärgerten ihn aber die Trostesworte selbst. Wer hätte es gedacht, daß seine Mutter sich so leicht trösten und schnurstracks heiraten werde, ohne auch nur das Trauerjahr abzuwarten?

„Und was weißt Du von den übrigen Frauenzimmern?“ fragte er den Fischer.

„Auch denen ward kein Haar gekrümmt. Während auf freiem Felde der Kampf tobte, machten sich die Frauenzimmer sammt den Kindern auf den Weg und entflohen teils zu Fuß, teils zu Wagen. In Debreczin machten sie Halt und nahmen Arbeit bei dem Griechen.“

„Alle? Bei dem Griechen?“

„Ja, alle. Der hat eine Tochter, die für jedes Frauenzimmer eine Arbeit findet. Sie nähen, spinnen, sticken und dergleichen.“

„Der Grieche Ungvari?“

„Ja, der an der Ecke der Marktgasse, in dem schönen Hause.“

Jetzt war dem jungen Baranyi mit einem Male ein guter Gedanke gekommen.

„Hör mal, bist Du der Sprache der Freibeuter mächtig?“ fragte er.

„Freilich! Ich kann heulen wie der Wolf, pfeifen wie die Fischotter. Sie sprechen die Worte so seltsam aus und verdrehen sie, wie die Katze ihren Schweif. Auch geben sie allen Dingen einen anderen Namen.“

„Wenn Du also ihrer Sprache mächtig bist, so gehe hin und sprich mit ihnen. Ich nehme sie in Sold und stelle sie für ein Jahr in die Dienste des Fürsten.“

V.

Nikolaus Baranyi war auf einen rettenden Gedanken verfallen, als der Fischer das Wort „Grieche“ ausgesprochen.

Der Mut der Verzweiflung war ihn überkommen gleich dem Spieler, der bis auf den letzten Heller Alles im Spiel verloren hat und jetzt sogar das Gewand vom Leibe auf die letzte Karte setzt.

Er giebt nicht nur nicht zu, daß seine eigenen Leute zu Freibeutern herabsinken, sondern er will auch jenes zügellose Räubervolk an sich fesseln und mit ihm die eigene Kompagnie vermehren.

Wohl füllt kein Geld seine Taschen, auch von lebendem Rinde ist keine Spur mehr übrig; doch dafür liegt die große Besitzung, die Pußta Zám, zu seinen Füßen. Ferner hat man den Griechen bei der Hand. Der hat Geld wie Heu und kann welches auf das große Dominium vorstrecken.

Seinen Leutnants sagte er, daß er jetzt nach Debreczin hineinreite; sie mögen die Mannschaft beisammenhalten, aus Schilf und Binsen Hütten und für die Pferde Schutzdächer gegen die Glühhitze anfertigen lassen, er werde ihnen aus der Stadt Brot, Käse und Wein schicken. Mit den Freibeutern mögen

sie sich friedlich verhalten, und wenn es zu einer Meinungsverschiedenheit käme, so sollten sie das Amt des Dolmetschers dem Fischer übertragen. Er werde schon in Kürze zurückkehren und über ihre weiblichen Angehörigen, die in die Stadt entflohen waren, Nachricht bringen. Seine Soldaten könne er nicht mit sich in die Stadt nehmen, denn das sei verboten. Mehr als drei bewaffnete Männer dürften nicht zum Stadtor zu gleicher Zeit hinein. Er selbst nahm bloß seinen Troßknecht mit sich.

Die Soldaten mußten sich an diesem Tage mit den Fischen begnügen, die sie aus dem Flusse Hortobágy fingen und sich zum Mittag- und Abendessen an langsamem Feuer brieten. Wassernüsse, die auf dem Grunde des Morastes gedeihen, vertraten dabei die Stelle des Brotes.

Der in der guten Stadt Debreczin wohnende Grieche führte den klangvollen Namen Anastas Ungváry. Das heißt, er selbst schrieb sich so; allein im Volke ward er kurzweg nur „Ananas" genannt. Er war der letzte Grieche zu Beginn des XVIII. Jahrhunderts in Debreczin, ein Grieche nämlich, der seine ständige Wohnung dort hatte. Denn sonst bildeten zur Zeit der großen Jahrmärkte — Freiheiten — die hölzernen Hütten, in denen die aus der Türkei kommenden Griechen ihre aus dem Orient stammenden Waren feilboten, ganze Straßenzüge. Der Grieche vermittelte den Handelsverkehr zwischen dem Osten und dem Westen, und Debreczin war der Mittelpunkt, das Oberemporium des ungarischen Handels. Die ungarischen Könige hatten den Einwohnern der Stadt Debreczin die Enthebung von allen Zoll- und Zehentgebühren bewilligt, und die türkischen Sultane ergänzten dieses Privilegium mit dem türkenländischen Patent, welches darin bestand, daß der Bürger von Debreczin sein Marktzelt auch in Stambul aufschlagen durfte.

Freilich, einen Vorteil hatte der biedere Bürger davon wohl kaum. Denn was sollte er nach der Türkei exportiren? Speck? Pelze? Wein? Das sind lauter Dinge, von denen der Türke nichts wissen mag.

Um so besser erkannten die Griechen den Vorteil des doppelten Privilegiums; könnten sie sich nur in Debreczin ansässig machen, so fänden sie schon Mittel und Wege, um hier und auch dort die Kanäle des Segens zu erschließen. Das war aber eine ganz unmögliche Sache, — und zwar aus zweierlei Gründen. Vor Allem weil die ganze Stadt zum Calvinismus übertrat und ihren Glauben mit so eifersüchtiger Sorgfalt bewachte, daß kein Andersgläubiger innerhalb der Stadtmauern wohnen durfte*).

---

*) Im Stadtprotokoll treffen wir eine hierauf bezügliche Verordnung an, die besagt: „Sintemalen Johann Thóth und Katharine, Tochter des Benedikt Deák, ihren Glauben verleugneten und sich durch einen russischen Popen für die Ehe kopuliren ließen, ist hier zu Rechten erkannt worden, sie mögen als Ketzer von dannen ziehen und niemals in der Stadt Debreczin mehr wohnen oder sie auch nur mit einem Fuße betreten dürfen, ansonsten sie, so von jemandem in hiesiger Stadt erblickt werden sollten, auf der Stelle mit des Henkers Schwert hingerichtet werden sollen."

Die Griechen aber versuchten es auf jede erdenkliche Weise, sich in Debreczin niederzulassen. Die Stadt stand bald unter der Herrschaft des Fürsten von Siebenbürgen, bald unter der des Sultans oder des Kaisers. Wiederholt verfochten sie ihre Sache bei den Souveränen; doch beim ungarischen wie beim türkischen Herrscher scheiterten ihre Bemühungen an dem Widerstande der Debrecziner Gemeindevorsteher, bis sie unter der Herrschaft des Kaisers endlich die Erlaubniß durchzusetzen vermochten, an der Ecke der Marktgasse ein Haus für tausendfünfzig Gulden zu kaufen und daselbst einen Laden zu eröffnen. Doch mehr als zehn Griechen durften nicht darin wohnen, und von diesen mußte ein jeder Grieche an den städtischen Säckel tausend Gulden als Kopfsteuer abführen.

Also zehntausend Gulden Steuer von einem Hause, dessen Kaufpreis tausendfünfzig Gulden betrug.

Und die Griechen zahlten. Sie wußten, welchen Vorteil sie bei der Sache hatten. Aus der Türkei brachten sie Alles herein, was den Bewohnern von Debreczin gefiel, allerlei Stoffe und Gewebe, die wir der Reihe nach benennen werden, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet; ferner Gewürze, Safran und Südfrüchte, während sie aus Ungarn Salz, Leder und Wolle ausführten. Und an Allem hatten sie reichlichen Gewinn. Die wackeren Vorsteher der Stadt Debreczin hatten ganz richtig vermutet: man gewöhnte das Volk auf diese Weise an Luxus, und daraus geht der moralische Niedergang hervor. Darum auch war in dem mit den Griechen abgeschlossenen Vertrag besagt, daß, wenn einer der zehn Griechen, die das Ansiedelungsrecht erhalten hatten, sterben sollte, kein Anderer an seine Stelle aufgenommen werden dürfe. Sein Platz sollte unbesetzt bleiben: lieber wollte man auf die tausend Gulden Steuer verzichten.

Zur Zeit, da unsere Geschichte spielt, die mit dem Freiheitskampfe Rákóczys zusammenfällt, lebte von den zehn Griechen nur mehr einer in dem Hause der Marktgasse; die übrigen neun waren bereits gestorben.

Das war überall das Loos der Griechen, die sich in Ungarn ansiedelten. Und doch waren die Griechen aus Mazedonien ein schöner, vornehmer Menschenschlag. Sie glichen an Gesicht und Gestalt so sehr den Ungarn, daß man sie fast nicht zu unterscheiden vermochte: sie sprachen selbst untereinander nur ungarisch, die meisten hatten den Adelsrang erhalten und stimmten in den Komitatsitzungen als "Tafelrichter" ab. Sie waren reich, sammelten Schätze, kannten den Weltmarkt und verstanden es trefflich, in der Heimat ein Kaufpublikum zu schaffen und Industrieunternehmungen zu gründen. Ihre prächtigen Kirchen zeugen für die großen Reichtümer, die sie einst besessen. Heute stehen diese Kirchen schon leer. In Komorn, Miskolz und Groß-Körös werden die eingerosteten Türen derselben nicht mehr geöffnet, denn Niemand verrichtet mehr seine Andacht in ihnen. In Debreczin hatten sie keine Kirche, sondern hielten ihren Gottesdienst im eigenen

Hause ab. Mit ihnen ist eine ganze, tatkräftige und tatenfreudige Rasse in Ungarn ausgestorben. Was wohl die Ursache davon sein mochte, daß sie hier nicht Wurzel fassen konnten? Vielleicht die Lebensweise, die vorgeschriebenen Fasten, hundert Butter- und vierzig Oeltage in einem einzigen Jahr? Oder die Abgesondertheit von der Gesellschaft?

Vor zweihundert Jahren lebte nur mehr ein einziger Grieche in Debreczin; er war alleiniger Besitzer des mehrerwähnten, merkwürdigen Hauses. Die übrigen, die kinderlos gestorben waren, hatten ihm Alles hinterlassen, was sie an Reichtümern selbst besessen, so daß er nicht einmal mehr wußte, was er mit seinen vielen Schätzen anfangen sollte.

Auch er hatte keine Söhne, sondern nur eine einzige Tochter, die Katharine hieß.

Nikolaus kannte sie seit Langem. Die Grundlage der Bekanntschaft war eine sehr einfache. Der verstorbene Andreas Baranyi ließ seinen Sohn Nikolaus in Debreczin die Schule besuchen und hatte ihn bei Ungvári einquartiert. Der Grieche ließ seine Tochter auch die Schule der Calviner besuchen, denn eine andere gab es überhaupt nicht. Im Sommer wie im Winter gingen die beiden Kinder mit einander zur Schule, um sich vor dem Tore derselben zu trennen. Daheim spielten sie gemeinschaftlich im Hof und bestahlen gleichfalls gemeinschaftlich die im Laden des Griechen vorhandenen Vorräte an Rosinen, Feigen und Johannisbrot. Auch das ist ein Verhältniß. Als heranwachsender Jüngling wurde Nikolaus in ganze Pension ins Kollegium gesteckt, wo er die vorgeschriebene Toga, den grünen Mantel und die mächtige, mit Fuchspelz besetzte Mütze tragen mußte. Jetzt sprach er bei dem Griechen nur mehr vor, wenn er Tabak kaufen wollte. Nachdem sowohl das hochlöbliche Konsistorium, als auch der verdienstvolle Stadtmagistrat den Bewohnern von Debreczin den Genuß der herba nicotina strengstens untersagt hatte, so spazierten die Studenten, die zu jeder Zeit und unter allen Umständen zu den Widerspänstigen gehörten, erst recht mit der longissima durch die Straßen, bliesen mächtige Rauchwolken vor sich hin, und es ist nicht bekannt, ob die Verfügung des Magistrats, wonach dem Raucher, der auf frischer Tat ertappt wird, das Pfeifenrohr durch die Nase gezogen werden solle, an ihnen zur Ausführung gebracht worden wäre.

Auch der alte Ungvári ging seinem Ende zu; er war schon völlig entkräftet, so daß er die Leitung der Geschäfte ausschließlich seiner Tochter überlassen mußte, da er selbst nichts mehr zu leisten vermochte. Katharine war unter anderem auch die Idee gekommen, die Räume des Hauses, die nach dem Tode der neun Griechen leer und unbenützt standen, als große Weberei einzurichten, in der die Frauen und Mädchen von Debreczin allerlei feine Leinwand herstellten und mit den beim Volke beliebten Schnörkeln und Verzierungen benähten und bestickten. In dieser Werkstätte fanden



viele arme Frauenspersonen Verdienst und Arbeit, die deren Begründerin lobten und priesen. Der Segen blieb denn auch nicht aus, sondern stellte sich in Gestalt von ungezählten Dukaten und Talern ein, so sehr auch der ehrwürdige Herr Esaias Verö vom Katheder gegen die sich immer mehr geltend machende Putzsucht eifern mochte, und so häufig auch Peter Gyürky, senior humanissimus, von seinen Studenten das den Ruhm unserer Vorfahren verkündende Lied, wonach nur die Einfachen und Bescheidenen ins Himmelreich kamen, anstimmen und überall singen ließ, wo sich nur Gelegenheit dazu bot. Von Einfachheit und Bescheidenheit war fast nichts mehr zu merken; Alt und Jung huldigte gleicherweise einem gewissen Aufwand, und die dazu gehörigen Dinge fand man in reicher Auswahl im Laden des alten Ananas.

Dann aber kamen kriegerische Zeiten. Der Grundherr der Pußta Zám wurde Hauptmann bei den Kuruzen, rüstete auf eigene Kosten eine Schaar Berittener aus, was ihm seine ausgedehnten Besitzungen damals mit Leichtigkeit gestatteten, denn beim Gutsverwalter stand das Geld noch in ganzen Säcken, und auch seinen Sohn nahm er aus dem Kollegium, da jener seine Studien bereits beendet hatte, und schloß sich mit ihm dem Fürsten Rákóczy an. Und während Vater und Sohn in der Fremde weilten, ging es in der Heimat gar toll zu. Türkische Freibeuter und sonstiges räuberisches Gesindel überschwemmten das ungarische Tiefland und zerstörten, raubten und plünderten, was ihnen nur unterkam. Die einst so blühende Besitzung Zám war mit einem Male eine Wüste, eine Einöde geworden.

Der junge Nikolaus Baranyi war ein starker, energischer Charakter, als er den Entschluß faßte, die versunkenen Herrlichkeiten neu erstehen zu lassen und die zu heimatlosen Flüchtlingen gewordenen Gefährten weiterhin zum Ruhme des Vaterlandes unter den Waffen zu erhalten, während sich kein roter Heller in seinen Taschen vorfand.

Ihn leitete nur der eiserne Wille.

Während er mit seinem alten Diener Balthasar über den langen Weg am Flußufer dahinritt, wo die Pferde wiederholt über das dicht wuchernde Queckengras strauchelten, ging er mit sich zu Rate, wen er wohl zuerst besuchen solle: seine Mutter oder den Griechen. Der alte Diener ließ dabei von Zeit zu Zeit eine halblaute Bemerkung vernehmen, als wollte er den Gedanken seines Gebieters Ausdruck verleihen.

„Ach, ach! Zehn Tage nach dem Tode unseres guten Herrn ging sie bereits eine neue Ehe ein . . . Sie wartete nicht einmal, bis wir ihr den Ehering des ersten Gatten zurückbrachten, so wie es dieser gewünscht hatte. Ja, so sind die Weiber . . .“

Nikolaus gab seinem Pferde die Sporen, daß es einen mächtigen Satz machte, doch der alte Balthasar war alsbald wieder neben ihm.

„Und was für einen Menschen heiratete sie, Du meine Güte! Wenn

ich an meinen lieben, guten, alten Gebieter denke! Drei solche fadenscheinige Gesellen hätte man aus ihm schnitzen können. Der erste hatte die schönsten roten Backen, und der zweite sieht aus, als hätte er Essig getrunken. Er hat fast gar keinen Bart und blickt immer mürrisch drein! Und mit gutem Grund, denn wenn er schon einmal grinst, so sieht man seine schlechten Zähne. Der ist nie gut gelaunt, sondern zankt und schimpft immer. Zu unser einem sagt er nichts Anderes als ‚Du Dieb!‘ Wie werden Sie den küssen, Herr Hauptmann? Wie werden Sie ihm sagen: ‚Mein lieber, guter Vater?‘

Gerade daran dachte Nikolaus.

„Und doch müssen wir zu ihm gehen,“ brummte der Diener weiter, „denn er ist der Herr und Gebieter in Debreczin. Ich weiß, wie ich ihn anzusprechen habe. ‚Herr Vormund‘ werde ich zu ihm sagen, denn er hat über Alles zu gebieten, was in der Stadt geschieht. Ohne seine Erlaubniß darf man nicht einmal eine Fuhre Heu aus der Stadt schaffen. Aber auch bei ihm heißt es: ‚Worte sind leerer Schall, nur das Geld spricht!‘ Wenn man mit dem Geldsack vor ihm klappert, so knickt er zusammen wie ein Taschenfeitel. Ich sage also, wir sollten vor allen Dingen zu dem alten Anastas gehen. Der gab uns auch früher, als mein erster, guter Herr noch lebte, und immer haben wir Alles bei Heller und Pfennig zurückgezahlt. Vielleicht wird er auch mit dem Sohne ein Einsehen haben.“

Ja, der alte Balthasar sprach seinem jungen Gebieter aus der Seele. Nikolaus teilte ganz seine Ansicht.

Es war ungefähr Mittagszeit, als sie das Stadttor erreichten. Debreczin war eine umschlossene Stadt, von einer Mauer umgeben, die man aber keine Steinmauer nennen konnte, denn sie war aus Kotziegeln erbaut und oben mit stacheligen Dornen besetzt. Nur die vor den Toren errichteten Türme konnten sich fester gebauter Mauern rühmen, die stellenweise die notwendigen Schießscharten aufwiesen. Vor diesen Mauern zog sich ein breiter Graben hin, über den sich die mittelst eiserner Ketten bewegliche Zugbrücke legte, die bei drohender Gefahr in die Höhe gezogen werden konnte. Das eisenbeschlagene, aus hartem Holz angefertigte Tor besaß eine Oeffnung, durch die der Torwart den Kopf stecken konnte, wenn nach dem Mittagsläuten Jemand Einlaß begehrte, denn während einer vollen Stunde nach dem Mittagsläuten blieb das Tor verschlossen. Da hatte ein jeder anständige Mensch sein Mittagessen zu verzehren.

Balthasar hatte aber eine Trompete bei sich, der er jetzt einen lauten Ton entlockte. Gleich darauf tauchte hinter der Toröffnung eine Mütze aus Lammfell sammt dem darin steckenden Kopfe auf und eine Stimme fragte:

„Wer seid Ihr?“

Es war von Balthasar jedenfalls sehr liebenswürdig, als er erwiderte:

„Auf daß Deine Schielaugen ganz erblinden mögen! Siehst Du denn nicht, daß wir Herren, noch dazu ungarische Herren sind?“

Doch das genügte dem Hüter des Stadttores nicht. Seinen Weisungen gemäß hatte er noch weiter zu fragen.

„Und was für eine Religion habt Ihr?"

„Daß Dich dieser und jener . . Erkennst Du denn nicht an unserem Schnurrbart, daß wir Calviner sind? Er hängt uns nicht so kläglich hinab wie den Papisten!"

„Dann bitte hereinzukommen, werte Herren."

Also erschloß sich das Stadttor vor dem Hauptmann Nikolaus, als er in die Stadt zurückkehrte, wo er seine Jugend verbracht.

Es waren schwere Zeiten und große Vorsicht erforderlich. Nach dem Mittagsläuten durfte sich eine volle Stunde hindurch Niemand auf der Straße blicken lassen, bis dann um ein Uhr durch Trommelwirbel bekannt gemacht wurde, daß der Weg frei sei. Städtische Trabanten zogen durch die Straßen und nahmen einen Jeden fest, dem sie begegneten, es sei denn, der Betreffende wollte in die Apotheke gehen. Der Kuruzenhauptmann hatte denn auch wiederholt Rede und Antwort zu stehen, bis er das Haus an der Ecke der Marktgasse erreichte, doch machte er kurzen Prozeß, indem er den Trabanten die Hellebarde aus der Hand riß und ihnen mit dem Schaft der Waffe derb über den Rücken schlug, was die beste Art und Weise war, sich zu legitimiren.

Vor dem Hause des Griechen stieg er vom Pferde und beauftragte seinen alten Diener, mit den Pferden in's „Weiße Rößl" zu gehen, sie dort zu füttern und auf ihn zu warten. Er selbst begab sich in das Haus des Griechen, das einen Stock hoch war. Denn der Grieche war ein gar schlauer Patron. Er hatte sich noch ein Haus über das nur aus einem Erdgeschoß bestehende erbauen lassen, um mehr Raum zu haben.

Das ganze Haus kam ihm so bekannt vor, hatte er doch einen großen Teil seiner Kindheit hier verbracht. In jedem Zimmer, ja sogar im Treppenhause sah man symbolische Gemälde, jene absonderlichen, häßlichen griechischen Klexereien: auf Goldgrund gemalte Heilige mit schiefem Mund und in karmoisinroten Mänteln; in blitzblauen Gewändern prangende Gestalten mit goldenen Sternenkränzen, strahlenden Stirnreifen und blinkenden Kronen auf dem Kopfe und Lilien, Pfingstrosen und Granatäpfeln in der Hand; ferner die Darstellungen der Hölle, die in siedendem Pech schmorenden Verdammten, unter deren Kessel mit roten Zungen und Ziegenhörnern ausgestattete Teufel das Feuer mittelst eiserner Gabeln schüren. All diese Dinge kamen ihm so bekannt vor. Wie oft hatte er über sie mit Katharine gescherzt, als sie miteinander zur Schule gingen. Für den Griechen bedeuten diese Darstellungen ebensoviele Reliquien seiner Religion, für den Calviner dagegen sind sie nur Anlässe zu allerlei Scherzworten. Trotzdem entzweiten sie sich niemals darob; das Mädchen gab immer nach.

Die Teufelsgestalten reckten ihm heut ebenso wie vor Jahren die Zunge entgegen, und die Heiligen boten ihm nach wie vor den Granatapfel

an; der ganze Unterschied bestand darin, daß die Bilder im Laufe der Zeit und unter dem Einfluß der Feuchtigkeit stark nachgedunkelt hatten.

Im Flur erwartete ihn Katharine. Sie war ein schönes, schlankes junges Mädchen, und eine goldene Spange zierte ihr Haar. Sie umarmten sich, wie sie das auch früher getan.

„Ich habe Dich erwartet," sprach das Mädchen.

„Du hast mich erwartet?" fragte der junge Mann erstaunt.

„Ja, und noch dazu mit einem guten Mittagessen."

„Ich habe schon zu Mittag gegessen."

„Ich weiß. Gestern schon in Neustadt. Seither hast Du noch keinen Bissen gegessen."

„Woher weißt Du das?"

„Die Sache ist sehr einfach. In Neustadt habe ich eine verheiratete Schulfreundin, mit der ich mit Hilfe von Brieftauben korrespondire. Gestern langte meine Taube mit der Botschaft an, Du seiest mit Deiner Schaar aus Polen zurückgekehrt. Dein Schloß und Dein Dorf sind gänzlich zerstört, und so müßtest Du sofort hierher eilen."

„Wieso wußtest Du aber, daß ich hierher zu Euch kommen und nicht zu meiner Mutter gehen werde?"

„Ich wußte es, weil ich Dich kannte."

Damit hatte sie Vieles gesagt. Dieses junge Mädchen war überhaupt sehr klug, und das war ihr Unglück. Wozu braucht ein Frauenzimmer Klugheit?

„Wie befindet sich Dein Vater?"

„Immer gleich. Er hat schon sein aus Rüben, Zeller und Salat bestehendes Mittagessen eingenommen, wird uns aber doch bei Tische Gesellschaft leisten."

„Ich habe wichtige Dinge mit ihm zu besprechen."

„Das hab' ich mir gleich gedacht, und ich werde Dir beistehen."

Damit geleitete das Mädchen ihren lieben Gast in's Zimmer.

Es war das unverfälschte griechische Heim, das man da vor sich sah. Nichts als Heiligenbilder an den Wänden umher, darunter eine Kopie der Heiligen Jungfrau von Josaphat, die Rublef gemalt hatte. Dieses Bild wird in jeder griechischen Familie für eine wunderkräftige Reliquie gehalten, und glücklich schätzt sich, wer aus dem Schlaf erwachend vor allen Dingen dieses Bild vor sich sieht.

Der alte Anasias saß in einem Lehnstuhl, von wo er den Blick zu dem heiligen Bilde emporheben konnte.

Nur der Blick seiner Augen verriet, daß noch Leben in ihm sei; mit dem farblosen, eingefallenen Gesichte hätte er schon zu den Toten, zu seinen neun Gefährten einziehen können. Sie hätten ihn sicherlich nicht gefragt, was er bei ihnen suche. Sie hatten ihre eigene schöne Grabgruft außerhalb des städtischen Friedhofes, und jeden Abend begab sich Anasias

hinaus, um mit den Dahingeschiedenen Zwiesprache zu pflegen. Eine Nische der Gruft stand noch leer, aber an ihrem Eingange sah man schon mit großen, griechischen Buchstaben den Namen ihres zukünftigen Bewohners hingeschrieben.

Und wenn das vergebens hingeschrieben worden wäre?

Sterben mußte ja der alte Anastas so gut wie seine Gefährten; es fragte sich nur, ob er dann den Weg hierher fand.

Denn es ist doch seltsam eingerichtet, daß der Tote dahin gehen muß, wohin man ihn bringt, nicht aber, wohin er selbst will!

„Krist eleison, mein Sohn," begrüßte der Grieche seinen Gast, in dem er fast ein Familienmitglied sah. „Ich weiß, daß Du schlimme Nachrichten bringst, aber ich gebe Dir noch schlimmere im Tausche dafür: ich arbeite auf Wucherzinsen. Dein Vater ist gestorben. Das ist schlimm. Deine Mutter hat geheiratet. Noch schlimmer. Dein Erbgut ist gänzlich verwüstet worden, auch sehr schlimm. Aber die Last desselben ruht jetzt auf Dir, und das ist das Schlimmste."

„Hast Recht, Väterchen, ich befinde mich in einer sehr bedrängten Lage. Ich muß die von meinem Vater angeworbene Schaar unter Waffen erhalten, das fordern Ehre und Treue von mir. In meiner Tasche findet sich aber kein roter Heller vor. Ich muß Geld selbst um den Preis des eigenen Lebens herbeischaffen. Sie haben meinem Vater oft aus der Verlegenheit geholfen, wenn er aus Pflicht gegen das Vaterland besondere Anstrengungen machen mußte, und er kam seinen Verbindlichkeiten stets pünktlich nach. Nun, ich bin auch so ehrlich und rechtschaffen wie mein Vater."

„Ja, mein Sohn, ehrlich und rechtschaffen bist Du; das weiß ich sehr gut; aber Deine Verhältnisse sind andere. Habe ich Deinem verstorbenen Vater Geld vorgestreckt, so hatte er Schaf-, Rinder- und Schweineheerden, die mir Bürgschaft boten. Aus dem Erlös für die Wolle allein konnte er seine Schuld begleichen, und es war erlaubt, daß der Grieche lebendes Vieh als Faustpfand annahm. Du aber besitzest gar nichts mehr, was Du als Faustpfand anbieten könntest."

„Noch hab' ich meinen Grundbesitz, die große Puszta Zám."

„Das ist nur eine Last für Dich, denn Dein Grundbesitz ist die reine Einöde geworden. Hast Du schon Aasgeier gesehen?"

„Ja, beim Brunnen, wo sie auf Beute lauern."

„Das sind die richtigen Aasgeier nicht. Die städtischen Magistratsherren sind es, die auf Deine Besitzung lauern. Die niederträchtigen türkischen Räuber haben in der Umgebung von Debreczin vier schöne Dörfer vernichtet, deren Gebiet der Stadtmagistrat für ein Spottgeld ankaufte und mit Debreczin vereinigte, sodaß die Stadt schon ein förmliches Komitat bildet. Dein Gut Zám soll die fünfte Acquisition sein; sie lecken sich schon die Lippen in Erwartung des fetten Bissens."

„Da machen sie die Rechnung ohne den Wirt, denn ich werde mein

väterliches Erbe nicht verschachern. Ich verlange ja keine übertrieben große Summe vorgestreckt, sondern gerade nur soviel, als ich brauche,um für meine Leute Brot, Speck und Käse zu kaufen, damit ich sie vor den General führen kann."

„Dann befindest Du Dich am richtigen Ort, um Einkäufe zu machen. Du weißt wohl nicht, daß in Debreczin fast eine Hungersnot herrscht, weil ringsumher alle Dörfer zerstört und Grund und Boden unbebaut sind. Der Magistrat hat die Preise für die Lebensmittel festgesetzt: drei Gulden kostet ein Laib Brot, zwanzig Gulden ein Scheffel Weizen, anderthalb Gulden ein Seidel Wein."

„Aber das sind ja unerhörte Preise!"

„Unerhört! Allerdings. Aber da hast Du die Liste. Lies selbst. Der Magistrat kauft den Weizen für vier Gulden den Scheffel in Tokaj, denn anderwärts herrscht Ueberfluß; zu Hause läßt er ihn aber für zwanzig Gulden verkaufen. Das sind die Kunststücke Deines Stiefvaters, des Vormundes. In solcher Weise haben die Griechen niemals gearbeitet. Aber Dein Stiefvater reicht für drei Griechen aus, und dann bleibt noch immer genug für einen raffinirten Vormund übrig."

„Also auch gut. Ich kaufe zu den Preisen ein, für die verkauft wird. Und muß ich Wucherzinsen zahlen, so gewähre ich sie dem Griechen so gut wie dem Calviner."

„Mir wirst Du sie schwerlich gewähren können, mein Sohn, denn die städtischen Statuten und der mit den Griechen abgeschlossene Vertrag besagten, daß kein Fremder, kein Andersgläubiger auf Häuser oder Grundbesitz Darlehn gewähren darf."

Bisher hatte die Tochter des Griechen schweigend zugehört; doch als Nikolaus jetzt verstummte, hob sie zu sprechen an. Sie setzte sich auf die Lehne des Armstuhls, in dem ihr Vater saß, und schlang beide Arme um seinen Hals, indem sie schmeichelnd sagte:

„Vater, mein guter Vater, erinnere Dich nur, wovon wir Beide wiederholt sprachen, wenn wir des Abends hinter verschlossenen Türen miteinander beratschlagten."

„Ich erinnere mich sehr gut, mein Kind. Und wenn Du, mein Sohn, es auch wissen willst, so werde ich Dir Alles sagen. Du siehst, wie alt ich bin; ich könnte schon sagen, daß mir der Glöckner sehr bald zu meinem letzten Gange läuten wird. Aber für mich giebt es keinen Glöckner mehr. Der Pope ist tot, der Sakristan auch, und meinen Sarg wird Niemand einsegnen."

Zwei Tränen rollten über die fleischlosen Wangen des Alten.

„Erst wollen wir essen, bevor wir weiter sprechen," ließ sich jetzt das junge Mädchen vernehmen. „Unser Gast hat seit gestern nichts gegessen, und ich hab' für ihn einen guten Schafbraten und delikate Spritzkrapfen zubereitet; dazu trefflichen Ermellékerwein. Ich weiß, was er gerne ißt."

„Nicht nach dem Essen werden wir das besprechen, sondern während des Essens," erklärte der alte Anastas, und er schien förmlich lebhafter zu werden. „Ich halte mit Euch und werde auch essen und trinken."

Das war ein großes Wort, denn der Alte war Vegetarianer, der niemals Fleisch aß und in sein Wasser höchstens ein paar Tropfen Weichselgeist gab. Nun erklärte er mit einem Male, daß er in Gesellschaft der jungen Leute ein unverfälscht ungarisches Mahl einnehmen wolle, und er tat nach seinen Worten. Er aß und trank mit bestem Appetit und sprach dazwischen eifrig, denn der Wein, den er bei dieser Gelegenheit zu sich nahm, hatte ihn gesprächig gemacht.

„Willst Du also wissen, worüber wir, meine Tochter und ich, in letzter Zeit miteinander berieten? Ueber eine sehr spaßige Sache, meinen bevorstehenden Tod nämlich. Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. Nur meine mäßige Lebensweise, mein Fasten und Hungern hält mich noch einigermaßen auf den Beinen. Wer wird sich meines Todes freuen? Doch nur der Debrecziner Magistrat. Denn sobald man den letzten Griechen begraben hat, fällt sein Haus an den Magistrat zurück, denn einen Sohn hat er nicht, und seine Tochter wird ohne Weiteres auf die Straße gesetzt. Was sie an Geld und Geldeswert besitzt, teilen die bedachten Stadtväter untereinander. Dann mag sie nach Stambul gehen und klagen. Dort wird sie ohne Weiteres in den Harem des Sultans gesteckt."

Nikolaus schlug mit der Messerklinge vor lauter Erbitterung so heftig auf seinen Teller, daß er zerbrach, worauf ihm Katharine rasch einen anderen hinstellte.

„Nun hab ich mit meinem Töchterchen etwas ausspekulirt, um den Herren Magistratsräten einen Strich durch die Rechnung zu machen. Berichte es ihm doch, Käthchen, du hast eine jüngere Lunge als ich."

Das Mädchen füllte den Teller des Gastes noch einmal mit dem trefflichen Schaffleisch und sagte dann:

„Ich werde am Ende anfangen. Wir, Väterchen und ich, haben den Entschluß gefaßt, zum reformirten Glauben überzutreten."

Nikolaus war über diese Mitteilung so erstaunt, daß ihm der Bissen fast im Halse stecken blieb.

„Ich weiß, daß das keine Kleinigkeit ist," fuhr das Mädchen fort, „aber wir tragen uns schon lange mit diesem Plan. Den Anstoß dazu habe ich gegeben. Mit Dir besuchte ich die Schule der Calviner, mit den übrigen Mädchen gemeinsam lernte ich den Katechismus, mit ihnen besuchte ich auch die Kirche, und da faßte ich eine immer größer werdende Vorliebe für diese einfache, kluge Religion und wandte mich von den weitschweifigen Zeremonien ab. Der Geistliche hilft nicht, auch die Heiligenbilder geben keinen Vermittler ab, und von unseren griechischen Glaubensgenossen geht einer nach dem anderen elend zu Grunde. Die Calviner dagegen führen ein so glückliches Leben. Niemand schreibt ihnen vor, was

sie in ihrer Küche kochen dürfen. Wollen sie sich an Gott wenden, so gehen sie nicht erst zum Geistlichen, damit er statt ihrer griechisch oder lateinisch spreche, sondern wenden sich in direktem Gebet an ihn und tragen ihr Anliegen vor. Und Gott erhört sie, auf Allem ruht Segen, was sie unternehmen. In meinem Innern bin ich schon längst Calvinerin."

Es tat dem jungen Helden so wohl, als er diese Worte vernahm. Er hatte das Gefühl, als hätten sich die klaffenden Ränder eines gähnenden Abgrundes mit einem Male geschlossen und als wären damit zwei Menschen, die einander begehrten, sich gegenseitig näher gekommen.

„Ja, so ist es," stimmte Vater Anastas bei. „Auf meine alten Tage mußte ich es erleben, daß ich mich von meinen Heiligen abwende. Sie stehen mir im Wege. Was noch griechisch in mir ist, das ist die Spekulation. Ich will diesen Pharisäern ein Bein stellen. Denn ich halte sie für Pharisäer. Trete ich jetzt mit meiner Tochter zum reformirten Glauben über, so bin ich mit einem Male kein griechischer Indigenat mehr, sondern zum Debrecziner Bürger geworden. Als solcher kann ich nach eigenem Ermessen über mein Haus und meine ganze Habe verfügen, die auf meine Tochter übergeht, kann auf Adelsgüter Darlehen bewilligen, bin mit einem Wort zum vornehmen Herrn geworden. Es tut mir leid um diese Heiligenbilder, die ich aus meinem Hause entfernen muß; doch statt ihrer behalte ich das lebende Heiligenbild, meine Tochter, die mir jene aufwiegen muß."

Also sprach der feurige Ermellékerwein aus dem Munde des alten Anastas, und Nikolaus hörte ihm voll Freude zu.

„Ich kann diese gute Absicht nur loben," sagte er, „und ausgeführt sollte sie so schnell wie möglich werden, lieber heute als morgen."

„Schon recht, mein Sohn, doch so schnell läßt sich das nicht ausführen. Ich habe die Geschichte schon auf eigene Faust durchzuführen versucht; es will aber durchaus nicht gelingen."

„Weshalb nicht?"

„Um vom griechischen Glauben zum Calvinismus überzutreten, muß man einen Taufpaten haben, und ich finde in ganz Debreczin keinen Menschen, der bei mir und meinem Kinde die Patenstelle übernehmen würde."

„Wie ist das möglich?"

„Die Erklärung ist sehr einfach. Sobald ich Calviner werde, bin ich mit einem Male kein Grieche mehr. Bin ich kein Grieche, so bezahle ich die vertragsmäßig mir auferlegte Steuer nicht, darf ich für mein Geld Alles kaufen, was ich nur will, Häuser, Güter gleicherweise, bin ich ein Bürger so gut wie die anderen. Und das wollen die großen Herren nicht zugeben! Darum findet sich in ganz Debreczin kein Mensch, und sei er noch so arm und notleidend, der mir als Taufpate den Uebertritt ermöglichen würde, denn dann wäre seines Bleibens nicht mehr in hiesiger Stadt!"

Nikolaus schlug sich stolz auf die Brust und sprach:

„Nun dann werde ich dem alten Anastas und seiner Tochter als Taufpate dienen. Ich fürchte mich vor den calvinischen Pedanten nicht!"

Vater Anastas reichte dem jungen Mann die Hand.

„Dann ist's gut, mein Sohn," sagte er. „Nun können wir in meine Schatzkammer hinübergehen."

Damit geleitete er Nikolaus in das anstoßende Zimmer hinüber, wo sich eine große eiserne Truhe befand, die mit einem Vexirschloß versehen war. Diese öffnete er, und nun sah man Gold- und Silbergeld in ganzen Massen aufgeschichtet. Er händigte davon seinem Gaste soviel ein, als für die Anschaffung des ersten Mundvorrates erforderlich war. Einer Schrift bedurfte es dabei nicht. Der das Anlehen behebende Herr hatte im Stiefelschaft das mit einem silbernen Griff versehene Messer, in das sein Name eingeätzt war, stecken und das ließ er als Pfand zurück. Dieses Pfand löst der Ungar ein und sollte er darob zu Grunde gehen. Nikolaus füllte sich die Säbeltasche mit Geld, und als er sich im Flur von Katharine verabschiedete, flüsterte ihm diese in Begleitung eines zärtlichen Händedruckes zu: „Lebe wohl, Taufpate!" Der Jüngling drückte die kleine Hand noch fester und erwiderte: „Hoffentlich werde ich Dir noch mehr als nur Taufpate sein!"

V.

„Und nun komm mit mir und besichtige unsere Spinnstube," sagte Katharine zu Nikolaus, als sie das Zimmer des Alten verließen. Dieser hatte schon seinen Tschibuck angesteckt, aus dem er den stärksten persischen Tabak rauchte, dessen Dampf ihn gewöhnlich in Schlaf wiegte. „Dort wirst Du auch die Frauenzimmer antreffen, die von Deinem Gut hereingekommen sind, und da Du ihnen über ihre Angehörigen Nachricht bringst, so werden sie hocherfreut sein, Dich zu sehen."

Der Grieche bewohnte mit seiner Tochter den ersten Stock, während sich im Erdgeschoß der Laden befand, in dem man Alles bekam. Die Bedienung versah der Student Theodor. In den übrigen Zimmern wurde von früh bis Abend gearbeitet. Es waren lauter weibliche Arbeiter. In einem Zimmer spannen die erwachsenen Mädchen den feinen Faden am Spinnrade, während die kleineren den Faden von den Strähnen auf Spulen haspelten. Im anderen Zimmer arbeitete man schon am Webstuhl nach vorgelegtem Muster, das Blumen, Vögel und Aehnliches darstellte und in getreuer Nachbildung in der Leinwand zum Vorschein kommen mußte. Im dritten Zimmer wurden die für Hauben und dergleichen erforderlichen Spitzen geklöppelt, im vierten feine Stickereien erzeugt, und im fünften allerlei Hauben verfertigt. Außerdem befand sich im Hof, in einem abgesonderten Gebäude, die Wäscherei, in der Alles gestärkt und geplättet wurde. Und überall besorgten ausschließlich Frauen und Mädchen die Arbeit.

Unter lautem Gesang ging die Arbeit prächtig von statten, als mit einem Male die Tür der Spinnstube geöffnet wurde und ein stattlicher, hochgewachsener junger Mann eintrat, an dem Alle mit gleicher Liebe und Verehrung hingen: der vielgeliebte junge Herr Nikolaus in der Uniform eines Kurutzenhauptmannes.

Daß in diesem Augenblick sämmtliche Fäden rissen und die surrenden Spinnräder stillstanden, ist eigentlich nicht zu verwundern. „Unser Nikolaus ist da!" tönte es von den Lippen der Mädchen, und eine jede eilte auf ihn zu und bestürmte ihn mit Fragen nach dem Bruder oder Herzallerliebsten. Wie groß war die Freude, als er die Ungestümen damit beruhigte, daß er die schmerzlich Entbehrten nach Hause gebracht habe und ihnen kein Haar gekrümmt worden sei. Man bedeckte seine Hand mit Küssen, und dabei wurde stürmisch gefragt, ob man sie denn nicht zu Gesicht bekommen werde.

„Nun ist's aber genug," machte Katharine dem Lärm ein Ende. „Macht, daß Ihr an die Arbeit kommt, und vertrödelt nicht die kostbare Zeit."

Und dabei geleitete sie Nikolaus in das Zimmer der Weberinnen hinüber. Hier wurde nicht gesungen, denn das Geräusch des Webstuhles eignet sich nicht als Begleitung des Gesanges. In diesem Raum traf Nikolaus schon weniger Bekannte an; dies waren zumeist ältere Arbeiterinnen, die sich bereits tüchtig eingearbeitet hatten. Man sah unter ihnen auch Serbinnen, die den feinen Musselin weben, aus dem das Leibchen der Türkinnen verfertigt wird, ferner das mit Gold durchbrochene Janitscharenzeug, das für Turbane verwendet wird, und auch das dünne Schleiergewebe, das bei den vornehmen Serbinnen sehr beliebt ist.

Im nächsten Zimmer saßen die Buntstickerinnen, die sich trefflich darauf verstanden, welche Blumen, Vögel oder sonstige Tiere bei den verschiedenen Nationen beliebt sind; das für die Türken bestimmte Gewebe darf nur mit Schnörkeln bestickt sein, denn dem Mohamedaner ist von seinem Propheten die Nachahmung der lebenden Natur verboten, da diese das Werk Allahs ist.

Das letzte Zimmer war von den Näherinnen in Anspruch genommen, die mit besonderer Aufmerksamkeit ihrem schwierigen Amt obliegen mußten, um den Geschmack der verschiedenen Gegenden zu treffen, denn es ist ein gar gewaltiger Unterschied zwischen der leichten Haube, die in Debreczin, der helmartigen Kopfbedeckung, die in Kecskemét, der leichten Spitzenbinde, die in Siebenbürgen, dem schwerfälligen Kopftuch, das in der Slovakei, und der buckeligen Flügelhaube, die im Nograder Komitat von den Frauen getragen wird!

Und diese verschiedenen Kopfzierden haben ihre bestimmte Marktzeit, die die Jungfer Katharine fest im Gedächtnisse sitzen hat; ihre Wagen befinden sich fortwährend unterwegs in Begleitung verläßlicher Verkäufer, die

über die abgesetzte Waare Bericht erstatten. Ihr Geist lenkt das ganze Unternehmen, das Hunderten von Arbeiterinnen aus diesem einzigen Hause heraus sicheres Brot gewährt.

Viele Menschen segnen sie dafür; aber noch mehr fluchen ihr.

Fluchen? Weshalb denn?

Weil sie Gutes tut! Wie wagt sie das zu tun?

Es fiel Nikolaus auf, daß er in diesem Zimmer nur die Schwestern und Herzliebsten seiner heimgekehrten Soldaten antrifft. „Wo sind die Mütter der Burschen?“ fragte er.

„Die wirst Du finden, wenn Du auf den Marktplatz hinausgehst; sie bieten die fertige Waare unter den Marktzelten feil. Die meisten sind in der Haubenabteilung anzutreffen, gleich neben den Stiefelverkäufern.“

Nachdem Nikolaus Alles mit großer Aufmerksamkeit besichtigt hatte, verabschiedete er sich von Katharine. Die Spinnerinnen beschenkte er mit je einem Silbersechser, damit sie sich dafür Husaren aus Lebkuchen kauften, und dann begab er sich auf den großen Marktplatz, um für seine Soldaten Brot, Speck und Käse einzukaufen.

Hier merkte er indessen alsbald, daß ihm der alte Balthasar zuvorgekommen sei. Der Mann hatte die Pferde im Stalle des Gasthofes zurückgelassen und der Reihe nach sämmtliche Topfen- und Käsesorten verkostet, die in der betreffenden Abteilung des Marktplatzes anzutreffen waren, wobei er sich des Vorwandes bediente, daß er ausgeschickt worden sei, um für die Soldaten einzukaufen. Unter demselben Vorwande ließ er sich auch bei den Brotverkäufern entsprechende Proben ihrer Waare ausfolgen, so daß er sich alsbald vollständig gesättigt hatte und sogar seinen Leibriemen loser schnallen mußte.

VI.

Frau Kömüves war gleichfalls Haubennäherin in Debreczin; doch verfertigte sie ausschließlich die leichten Schleierhauben nach ewig gleich bleibendem Zuschnitt, die in Debreczin jede Frau unbedingt tragen mußte. Ja, es galt sogar, die Mode derselben auch in den anderen Städten zu verbreiten. Dieser Umstand läßt es daher vollkommen erklärlich und begreiflich erscheinen, daß Frau Kömüves einen sehr eifrigen und entschiedenen Haß gegen die junge Griechin nährte, die in ihrer Werkstätte die Debrecziner Hauben nicht nur viel schöner anfertigen und viel billiger verkaufen ließ, sondern ihr — der würdigen Frau — auch diesseits der Theiß und jenseits der Donau den Markt gänzlich verschlug, indem sie in den betreffenden Gegenden die dort beliebten Putzsachen gleichfalls in tadelloser Ausführung lieferte.

Es war dies der Kampf der Orthodoxen gegen die Neologen.

Außerdem erfreute sich die würdige Frau Kömüves der ganz außerordentlichen Eigenschaft, über eine unglaublich lebhafte Einbildungskraft zu

verfügen, wie das noch zwanzig Jahre später durch vollkommen glaubwürdige Zeugen bestätigt wurde; noch größer als ihre Phantasie war aber ihre Fähigkeit des Vergessens, so daß sie am Nachmittag das gerade Gegenteil dessen vorbringen konnte, was sie am Vormittag gesagt, noch dazu vor den gleichen Zuhörern, und auf Beides leistete sie ohne Weiteres den stärksten Eid. In jeder ihrer zahlreichen Taschen verwahrte sie eine andere Wahrheit, und ihre beliebteste Redensart lautete: „An der Sonne will ich vertrocknen, wenn es nicht wahr ist, was ich sage!" Sie konnte das unbesorgt sagen, denn die liebe Sonne musterte sicherlich Gesicht und Gestalt der wackeren Dame und mußte im Stillen anerkennen, daß sie der Aufgabe, Beides vertrocknen zu lassen, nicht gewachsen sei.

Auch heute langte sie schon verspätet nach dem Mittagstrommeln in ihrer Hütte an. Bis dahin hatte ihre Stellvertreterin hinter dem Haubenvorrat gestanden. Und auf der Stelle begann sie eine sehr lebhafte Unterhaltung mit ihren Kolleginnen in den Nachbarhütten.

„Ich konnte nicht früher kommen, denn ich ließ ein Schwein abschlachten: dritthalb Centner war es schwer. Mußte selbst beim Würstemachen dabei sein, und auch beim Schinkensalzen. Auch das Unschlitt mußte ich auslassen; davon bekam ich zwei große Töpfe voll mit Grieben; kann es schon kaum erwarten, daß der Markt zu Ende sei, damit ich nach Hause gehen kann, um Speckklöße zu kochen. — Na, wie viele Hauben sind bis zur Mittagszeit abgegangen? — Nicht eine einzige? — Oh, Du Maulaffe! Du Hasenfuß! — Hast wohl auf Deiner Zunge gesessen? — Warum riefest Du denn die Käufer nicht heran? — Oder haben die Hopfenstangen der Griechin alle Käufer angelockt? — Die geben die Waare am Ende unentgeltlich ab, was? Das fiele der Spitzbübin gar nicht schwer, denn die läßt Alles zu Hause anfertigen, die Spitzen, die Leinwand und Stickerei, und bereichert sich an dem blutigen Schweiß der armen Arbeiterinnen! — Für den halben Preis giebt sie Alles hin, die Hergelaufene, als wär' sie eine richtige Bürgerin! Da soll man noch in diesem niederträchtigen Debreczin leben! — Du lieber Gott, welch ein Paradies war doch diese Stadt, bevor diese Griechen, diese Höllenbraten, hierherkamen. — Seitdem sind wir Alle zu Bettlern geworden. Und nun gar diese verwünschten Kuruzen! Die reißen uns selbst den Bissen aus dem Munde . . . Da streicht auch einer herum, seht nur! Der alte Balthasar ist es. Du meine Güte, der lebt auch noch? Der Reihe nach verkostet er allen Käse und Topfen, der nur zu finden ist. — Der ist gerade solch ein Hungerleider wie sein Gebieter . . ."

So ging das unaufhörlich weiter wie ein aufgezogenes Uhrwerk. Doch wendet sich die allgemeine Aufmerksamkeit alsbald von der redseligen Dame der Bewegung zu, die bei den Brotverkäufern entstanden ist und sich von dort den Speckhändlern und noch weiter auch den Ständen mitteilt, wo Käse und Topfen feilgeboten wird. Ein stattlicher, junger Kuruzenhauptmann

kauft die verschiedenen Lebensmittel zusammen, und der alte Husar hat nichts weiter zu tun, als die Kärrner herbeizuwinken, damit sie die eingekauften Mundvorräte aufladen und fortschaffen. Der junge Hauptmann begiebt sich sogar unter die Bauern, die mit ihrem Heuvorrat zu Markte kommen, und bestellt einige Fuhren, und schließlich ersteht er bei den Kürschnern auch etwa dreißig schwarze Lammfellmützen, die für das jüngst angeworbene Gesindel bestimmt sind. Der Handel ist bald geschlossen.

„Was für Menge Dinge der Patron einkauft, und wie ich sehe, kommt ihm der Wagen mit der eisernen Truhe nicht nachgefahren, in der sich das Geld befinden soll."

Die Kommissäre des Fürsten zahlten nämlich mit Kupfergeld.

Das allgemeine Staunen war daher umso größer, als die Leute dann sahen, daß der Hauptmann, nachdem er seine Einkäufe beendet hatte, vor dem Zelt des Marktrichters erschien und aus seiner Säbeltasche Dukaten holte, um das Gekaufte zu bezahlen. Das erregte das größte Aufsehen, und ein Jeder drängte sich heran. Eine sehr lange Zeit war schon verstrichen, seitdem man in Debreczin wirkliches Gold auf dem Markte gesehen. Nun überboten sich die Verkäufer — aber nach abwärts! Wenn Jemand etwas billig anbot, so machte sich der Andere sicherlich anheischig, es noch billiger abzugeben. Die horrenden Preise waren ja Alle für Kupfergeld berechnet, und der Zwanzig-Gulden-Weizen zeugte nicht für den vorhandenen Reichtum, sondern für das massenhaft aufgelaufene Kupfergeld! Als die Höckerinnen, die Kringel und allerlei geflochtenes Backwerk feilboten, erfuhren, daß der Kuruzenhauptmann für die heimgekehrten Krieger von der Pußta Zám Mundvorrat einkaufe, verlangten sie nicht einmal mehr Bezahlung, sondern drängten ihm ihre Waare unentgeltlich auf. Man hing dem alten Balthasar Arme und Schultern voll des volkstümlichen Gebäcks, und die Selcher drängten ihm ihre Wursterzeugnisse auf, daß der alte Kuruze die Last kaum mehr fortschaffen konnte. Ja, wenn man das Volk an der richtigen Stelle zu packen versteht, so wird es mild und weich wie Butter!

„Na, Frau Könüves, Sie geben von dem Schwein, das Sie heute schlachten ließen, den tapferen Kuruzen nicht ein paar Würstchen oder Speckseiten ab?" wird die Biedere von ihrer Nachbarin rechter Hand gefragt.

„Ich hätte ein Schwein schlachten sollen? Seit vielen Jahren schon hat sich derlei bei mir nicht zugetragen! Und in meiner Kammer ist nicht soviel Speck vorhanden, daß sich eine Fliege daran vollsaugen könnte. Auf der Stelle will ich da vertrocknen, wenn ich seit einer Woche etwas Anderes als Buchweizenbrei in meinen Töpfen gekocht habe, und ich will zum Stachelschwein werden, wenn ich heute überhaupt schon einen Bissen im Munde hatte. Ach, ach, nun aber gehe ich, denn ich muß den großen Herren von all diesen Dingen Bericht erstatten."

Und wirklich eilte sie davon, um die vornehmen Herren aufzusuchen. Damit waren im Volke die Persönlichkeiten gemeint, die in der Stadt über die Uebrigen herrschten.

Frau Kömüves wußte sehr gut, daß die hochgeborene Frau Vormund heute ihren Namenstag festlich beging. Sie gab ein großes Mittagessen, zu dem die hervorragenden Persönlichkeiten der Stadt eingeladen waren; aber auch die Nachbarn und Gevattern waren gern gesehen. Die Frau Gevatterinnen taten am klügsten, sich erst einzufinden, wenn das Mahl sich schon zu Ende neigte, denn da machte man ihnen bereitwillig an der Tafel Platz, und sie erhielten auch die Speisereste. Sie kamen also am besten fort.

Als Frau Kömüves im Hause des Bürgermeisters erschien, traf sie die versammelte Gesellschaft schon in der besten Stimmung an. Bei Tische saßen außer dem Hausherrn und dessen Gemahlin der hochwürdige Herr Thomas Veresegyházi, der Stadtrichter Herr Martin Diószegi, der medicinae Doktor Johann Buzinkay, der gleichzeitig Professor der Physik am städtischen Kollegium ist, ferner der Professor der Philosophie Michael Gyarmati und contrascriba humanissime Adam Fekete Vorbély, der Sohn des Hausherrn, und endlich eine Dame, Frau Maris Fekete, die zu einer gewissen Berühmtheit gelangte, weil sie einstmals die Gattin des Griechen Ungvári war, von ihm aber geschieden wurde, und seither unter ihrem Mädchennamen im Hause ihres Bruders lebte, da sie von Niemandem mehr zur Gattin begehrt wurde.

Da zu jener Zeit die Kunst des Photographirens noch nicht erfunden war, können wir die versammelten Herrschaften nur mit Worten schildern; das aber dürfen wir nicht unterlassen, denn jede der anwesenden Persönlichkeiten wird im Laufe unserer Erzählung eine Rolle zu spielen haben, so daß über jede derselben ein Urteil gefällt werden muß.

Der Hausherr, der Bürgermeister nämlich, entsprach so ziemlich der Beschreibung, die der alte Kuruze von ihm entworfen, und haben wir derselben nur noch hinzuzufügen, daß er einen außergewöhnlich großen Kopf hatte, den er hoch emporgehalten trug, als müßte er dadurch das Gleichgewicht zu erhalten trachten, damit er von dem auffallend dünnen Halse nicht herunterfalle. Sein Sohn, der Contraskriba, sieht seinem Vater nicht sehr ähnlich, denn er ist von hagerem, etwas gebeugtem Wuchs, dessen Magerkeit durch die lange Toga, die er trägt, noch mehr hervortritt. Er sitzt nicht bei Tische, denn ihm liegt die Pflicht ob, die Gläser der Gäste mit Wein zu füllen. Sein Gesicht hat gar nicht den Debrecziner Typus, denn es ist ganz, als sähe man die Larve eines Satyrs vor sich: spitzige Ohren, zugespitzte Brauen, zwinkernde Augen, spitzige Nase und ein breiter Mund, der in einem fort wie zum Spott verzogen wird. Und wenn solch ein Mensch ein Gesicht hat, das wie zum Spotten geschaffen zu sein scheint, so meint er, daß er tatsächlich immer nur spotten müsse.

Neben dem Hausherrn sitzt die Hausfrau: eine wohlbeleibte Dame mit lächelndem, rotem Gesicht und dicken Fingern an den vollen Händen. Sie bildet einen auffallenden Gegensatz zu der anderen Dame, die am unteren Tische Platz genommen hat, aber jeden Augenblick aufsteht und in die Küche hinauseilt, um das Auftragen zu überwachen, wobei sie dann bei jeder Schüssel, die man hereinbringt, die Gäste um Entschuldigung bittet, daß die betreffende Speise nicht nach Wunsch gelungen sei; doch die Schuld treffe ausschließlich nur die Köchin. Die Dame ist eine knochige Gestalt mit stechendem Blick, zusammengekniffenem Munde und spitzigem Kinn, das eine Warze ziert.

Rechts und links vom Hausherrnpaar sitzen der Superintendent und der Richter. Bart- und Haupthaar des ersteren sind schneeweiß und mit einer Scheere noch niemals in Berührung gekommen — damals trugen die Geistlichen noch Bärte —, das Gesicht dagegen ist hochrot bis in die hohe Stirne hinauf. Seine Kleidung besteht aus dem mit Fuchspelz besetzten langen Patriarchenrock mit schwarzer Verschnürung; die weiße Halsbinde ist mehrfach um seinen Hals geschlungen und rückwärts geknotet, ein breiter Seidengürtel legt sich um den Leib. Das Gesicht des Richters weist den unverfälschten Debrecziner Typus auf: bis zu den Brauen ist die Stirne schneeweiß, denn bis dahin reicht die Mütze, die fast niemals abgenommen wird; aber weiterhin ist das Gesicht braun wie das schönste Korduanleder, während der Schnurrbart und der bis zur Brust reichende lange Bart in's Rötlichbraune spielen. Ueber den stark gerundeten Bauch spannt sich die mit silbernen Knöpfen besetzte Mente, unter der die Weste aufgeknöpft hervorlugt.

Mit dem glatt rasirten Gesicht des Jüngers Aeskulaps will die militärisch stramme Gestalt durchaus nicht harmoniren, noch weniger aber die zu beiden Seiten des Gesichtes sichtbaren Haarwülste.

Am meisten weicht indessen der Professor der Philosophie von dem Typus der Gesellschaft ab, in der er sich befindet, aber nicht allein in Gestalt und Kleidung, sondern mehr noch in seiner ganzen Denkungsweise. Er ist jetzt erst aus Göttingen nach Hause gekommen, nachdem er daselbst seine Studien beendet hatte. Er war viel gereist, hatte viel gesehen und Erfahrungen gesammelt. Sogar in England war er. Bei den britischen Glaubensgenossen setzte er es durch, daß diese eine Stiftung für das calvinische Kollegium zu Debreczin schufen, deren Zinsen in der Höhe von vierhundert Gulden zur Errichtung eines philosophischen Lehrstuhls verwendet werden sollten. Diesen Betrag bezieht gegenwärtig der edle Herr Gyarmathy, der zur Zeit unserer Geschichte dreißig Jahre alt sein mochte. Und da er seine Bezahlung aus England erhält, so steht es ihm frei, zu denken und sich zu kleiden, wie es ihm paßte, — und wie es den übrigen vornehmen Herrschaften nicht paßte. Denn der ehrenwerte Herr Gyarmathy begnügte sich nicht damit, seine Gedanken für sich zu behalten, was zweifellos erlaubt

ist; sondern er teilte seine Gedanken auch Anderen mit, was uns viel weniger richtig erscheinen will.

Auch heute disputirt er an der vornehmen Tafel des Bürgermeisters mit den übrigen Herren, daß es doch ganz und gar nicht in der Ordnung sei, wenn in einer so großen Stadt wie Debreczin kaum ein paar hundert aus Ziegeln erbaute Häuser zu finden seien, während die übrigen Tausende von Wohnhäusern aus Brettern, Kotballen und ähnlichem Material erbaut und mit Stroh und Schilf gedeckt seien, ja in der Vorstadt draußen gäbe es sogar Wohnungen, die in die Erde hineingegraben wären und eher an die Schlupfwinkel wilder Tiere, denn an menschliche Behausungen erinnerten. Wie anders sei das in Deutschland und Holland, wo es in jeder noch so kleinen Stadt prächtige, lichte und luftige Häuser, Gassen und Plätze gebe, die von fleißgen, arbeitsamen Menschen bewohnt werden.

Es fiel dem Bürgermeister nicht schwer, den Mann zum Schweigen zu bringen. Er räusperte sich und sprach:

„Sie fassen die Sache nicht richtig auf, Herr Professor. Die Kraft des Volkes hängt nicht von den bequemen, aufgeputzten Wohnungen, sondern von der uns alle ernährenden Mutter Erde ab. Je mehr Grund und Boden wir mit unserer Stadt vereinigen, um so größer wird unsere Leistungsfähigkeit. Die schönen, hohen Häuser kann der Blitz Gottes einäschern, der Feind zerstören, der Mordbrenner vernichten; aber die Erde kann uns Niemand unter den Füßen wegziehen. Sie dürfen nicht so verächtlich von den in die Erde gegrabenen Wohnungen sprechen, denn gerade in ihnen pflegt das schönste irdische Glück zu wohnen. Die Erde gleicht der süßen Mutterbrust, und in den mit Schilf gedeckten Hütten ist zumeist Ruhe und Zufriedenheit zu finden. Selbst der Apostel spricht also zu Jesus: „Hier werden wir gut wohnen; hier wollen wir drei Zelte erbauen." Jene bunten Ziegelhäuser dienen nur dazu, die alten, guten Sitten zu verdrängen, denn sobald man das schöne steinerne Haus fertig hat, will man schön geschnitzte, braun gebeizte Möbel dazu, und die bringen wieder den Aufwand in der Kleidung der Männer und Frauen mit sich. Der Aufwand aber ist der leibliche Bruder der Unmoral. Nicht in den Hütten, sondern in den Palästen wohnen Sünde und Verbrechen. Und dann haben diese in die Erde gegrabenen Wohnungen noch einen großen Vorteil. Wir haben weder Erdschanzen noch Kanonen, um unsere Stadt verteidigen zu können, wenn der Feind gegen uns heranzieht. So aber können wir zur Zeit der Gefahr unsere in die Erde gegrabenen Wohnungen unbedenklich zurücklassen, denn sie enthalten keinerlei Schätze, die des Feindes Habgier reizen würden, und mit Weib und Kind fliehen. Wir brauchen nur unseren Grundbesitz zu vermehren, und das bildet auch mein vornehmstes Bestreben."

Das waren so weise Worte, daß man sie gar nicht widerlegen konnte. Nur der Hochwürdige fügte noch Einiges hinzu.

„Neben der Vermehrung der irdischen Güter dürfen wir aber auch an

die unseres himmlischen Rechtes nicht vergessen," meinte er. „Und es wäre wirklich schon an der Zeit, für das Seelenheil der in der Vorstadt wohnenden Glaubensgenossen wenigstens ein kleines Kirchlein zu erbauen."

Auch der Doktor gab seinen Senf dazu.

„Notwendiger noch wäre die Erbauung eines Spitals," erklärte er.

„Eine schöne, große Apotheke haben wir ja schon erbaut," verfehlte der Bürgermeister nicht einzuwenden.

Nun ließ sich auch der Stadtrichter vernehmen, wobei er sich mit der Hand über das wohlgerundete Bäuchlein strich.

„Ich sage Euch, uns gehört nur das, was wir verzehren," sprach er.

Darauf entgegnete der Contraskriba:

„Ich wünschte, die armen Studenten könnten das Gleiche sagen; aber die können garnichts ihr eigen nennen! Wenn es zu Mittag läutet, bringt der Schuldiener im Speisekorb das ersehnte Mittagessen, und dann entspinnt sich gewöhnlich der folgende Dialog: „Quid tulisti?" — „Brassicam." — „Estne sus intus?" — „Minime gentium." — „Tundas ad muros!" (Was hast Du gebracht? — Sauerkraut. — Ist Schweinernes darin? — Das kleinste seiner Art. — Wirf das Ganze an die Wand.)

„Darüber lachten nun Alle herzlich.

Wenn Ihr nichts habt, so könnt Ihr ja stehlen, Ihr Malefizkerle!" brummte der Stadtrichter.

Woraus man aber nicht auf lückenhafte Rechtsbegriffe schließen darf. Wenn ein ganzer Ochs, ein lebendes Schwein gestohlen wird, so ist das für alle Fälle ein Vergehen, das strenge Ahndung verdient; aber von dem im Schornstein hängenden Vorrat an Geräuchertem, einen Schinken oder ein paar Würste zu entwenden, ist blos Studentenulk, über den zu jeder Zeit milde hinweggesehen wurde.

Der Debatte bereitet das stürmische Auftreten der Frau Kömüves ein gründliches Ende, denn die begann schon an der Tür zu schwatzen.

„Wünsche allerseits das Beste! Gesegnete Mahlzeit! Danke; ich habe schon zu Mittag gegessen." (Was aber nicht hindert, daß sie sich doch am Tische niederläßt und den leeren Stuhl des Contraskriba einnimmt.) „Ach, ich bin ganz atemlos vom raschen Gehen, denn ich wollte die Erste sein, die der Frau Gevatterin die gute Nachricht überbringt. — Von diesen Krapfen muß ich aber doch einige nehmen, denn solche sind in der ganzen Stadt Debreczin nicht zu bekommen. — Eine große Neuigkeit hab ich zu melden. Ihr Sohn ist angekommen, Frau Gevatterin! Ja, Ihr Nikolaus, Ihr Einziger! Der nach dem Polenlande geflohen war. Durchs Hortobágyer Tor kam er mit seinem alten Knecht, dem Balthasar, herein. Zerfetzt, zerlumpt war der Aermste, daß es mir ins Herz schnitt. Ich dachte mir gleich, daß er sich in diesem Aufzuge nicht vor seinen Eltern sehen lassen wolle. Ach, was ist aus dem schönen, stattlichen jungen Menschen geworden!

Ueber den Marktplatz wollte er nicht geritten kommen, darum stieg er vom Pferde und ging zu Fuß bis an die Ecke der Marktgasse, wo er durch das kleine Tor in das Haus des Griechen schlüpfte. — Ach, wie vorzüglich sind diese Majoranwürstchen! Solche versteht nur die Frau Gevatter zu bereiten! — Die Jungfer Ilona, die in dem Hause des Griechen dient, ist meine gute Bekannte, der ich viel Gutes schon erwiesen habe. Na, denk' ich mir, du gehst hin und bringst in Erfahrung, was der junge Herr Nikolaus bei dem Griechen zu tun hat, denn seit seiner Knabenzeit hat er ja bei diesem gewohnt. Ich wartete nur, bis die Ilona den Kopf zur Tür hinausstreckte, und dann fragte ich sie: Wer ist bei Deiner Herrschaft? Der junge Herr Nikolaus, sagte sie. Kommen Sie nur herein, Frau Kömüves; alle Drei, der Grieche, das Fräulein Käthe und der junge Herr, sind in das große Zimmer hineingegangen und haben die Tür sorgfältig hinter sich verschlossen und verriegelt. Ich ließ mich bereden und ging hinein. Ich habe ganz gewiß nicht die Gewohnheit, zu horchen; aber der Frau Gevatter zu Liebe wollte ich einmal eine Ausnahme machen, um zu erfahren, was dort drin mit ihrem einzigen Sohne geschah. Ich horchte also an der Tür und spähte durchs Schlüsselloch hinein. Und was mußte ich da hören und sehen. Ganz fürchterliche Dinge! Noch jetzt erfaßt mich ein Schauer, wenn ich daran denke! Der junge Herr Nikolaus verlangte Geld von dem Griechen. Der wollte ihm aber keines geben, sondern sagte: ‚Du bist abgebrannt, bist zum Bettler geworden, hast keinen Nagel mehr, der Dir gehört, und kannst mir daher kein Faustpfand geben. Unter einer Bedingung will ich Dir aber Geld und neue Kleider geben, und zwar wenn Du mir Deine Seele, Deinen Glauben verkaufst, wenn Du zu meinem Glauben übertrittst, zum griechischen Glauben nämlich. Ohnehin heißest Du Nikolaus, so wie unser Schutzheiliger, dessen Bild Du hier im goldenen Rahmen siehst. Dies ist unser Schutzpatron, der heilige Nikolaus. Wenn Du bei seinem Bilde gelobst, daß Du zu unserem Glauben übertrittst, so versehe ich Dich mit Geld.‘ Noch jetzt klappern mir die Zähne, wenn ich daran denke. Die gute Seele ließ sich bereden und ging in die Falle. Der junge Herr Nikolaus sagte, ihm sei es recht und er sei bereit, die Wange des griechischen Heiligen zu küssen; das war aber noch nicht genug; man verlangte auch eine Schrift von ihm. Man legte ihm ein großes Stück Hundsleder hin, und darauf schrieb die Jungfer mit griechischen Buchstaben das Gelübde nieder. Ich will die Sonne nicht mehr sehen, wenn es nicht wahr ist, daß die Schrift in griechischen Krähenfüßen verfaßt war, und dann mußte er seinen Namen darunter setzen. Es war eine schreckliche Zeremonie! Man schnitt ihm mit einem spitzigen Messer in den Arm, daß das rote Blut hervorquoll, in das man die Feder eintauchte, worauf er mit dem eigenen Blute seinen Namen unter den Höllenkontrakt schrieb. Diese Wurst, die ich jetzt in den Mund stecke, soll mir im Magen zu Kieselstein werden, wenn es nicht wahr ist! Ich habe das Alles gesehen und gehört. Wie vom leibhaftigen Satan ge=

jagt, entfloh ich dann! Nicht einmal der Ilona sagte ich, was ich gesehen. Und eine Stunde später verließ auch der junge Herr Nikolaus das Haus des Griechen, ich aber . . ."

„Halten Sie einen Augenblick ein, Frau Kömüves," unterbrach Professor Gyarmathy den atemlosen Vortrag, denn er war schon von Beruf aus ein arger Skeptiker. „Wie können Sie denn wissen, was in der Schrift, die der Herr Nikolaus mit seinem eigenen Blute unterschreiben mußte, enthalten war, da man sie in griechischer Sprache abgefaßt hatte?"

„Ich weiß es, weil die Jungfer Käthe den Vertrag vorerst mit lauter Stimme verlas und auch die Worte ‚gospodi pomiluj' darin vorkamen, und das ist doch griechisch. Aber auch ungarisch wiederholte sie ihn. Um aber weiter zu berichten, erwähne ich, daß, als der junge Herr das Haus des Griechen verließ, er nicht mehr seine schmutzigen, zerlumpten Kleider an hatte, sondern einen mit Gold bestickten, scharlachroten Rock, dazu eine mit Marderfell besetzte Mente, auf der faustgroße goldene Knöpfe sitzen. Derlei findet sich massenhaft in dem Magazin des Griechen, bei dem die ungarischen Magnaten ihre Galakostüme als Faustpfand zurücklassen. Seine Säbeltasche war angefüllt mit Geld, und noch dazu mit lauter Gold! Er kaufte fast Alles zusammen, was auf dem Markt zu finden war, und bezahlte mit lauter schönen Dukaten!"

Hier fiel ihr Professor Gyarmathy wieder ins Wort.

„Wissen Sie denn gar, Frau Kömüves, wie ein Dukaten aussieht?" fragte er.

„Ob ich das weiß? Jeden Tag trug ich in meiner Börse welche nach Hause, solange uns der Teufel diese niederträchtigen Griechen nicht auf den Hals schickte, und auch erspart habe ich mir eine ganz hübsche Anzahl der gelben Dingerchen. Die habe ich in einem Topf verwahrt und diesen in meinem Zimmer vergraben. Die bekommt alle meine gute Frau Gevatter, wie ich das in meinem Testament auch schon bestimmt habe. Mein Silbergeld dagegen fällt meiner lieben Frau Christine zu, weil sie stets so gut und freundlich zu mir war."

Durch diese Erklärung erreichte Frau Kömüves, daß ihr die „liebe Frau Christine" das gefüllte Kraut vorsetzte, das sie direkt für diesen Zweck nochmals aus der Küche hereinbringen ließ, und auf diese Weise aß sie das ganze Menu durch, allerdings in umgekehrter Reihenfolge, was aber schließlich keinen großen Unterschied ausmacht. Sicherlich wäre zum Schluß auch die Suppe mit den Leberklößchen an die Reihe gekommen, wenn man nicht mit einem Male vor der Tür sporenklirrende Schritte vernommen hätte, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Dann wurde an die Tür geklopft, diese nach dem traditionellen „Herein!" geöffnet, und in das Zimmer trat der junge Kuruczenhauptmann, Nikolaus Baranyi.

Gleich auf den ersten Blick erkannte Jedermann, daß er keinerlei prächtiges Gewand am Körper habe, blos die gewohnte Uniform der Kuruczen-

offiziere, die er auch getragen, als er die Heimat verließ, und die war weder zerrissen, noch schmutzig. Seine ganze Erscheinung war würdevoll, so daß sich die ganze Tischgesellschaft erhob, als er sichtbar wurde.

Seine Mutter aber stürzte auf ihn zu, schlang die Arme um seinen Hals und rief unter strömenden Tränen: „Oh mein teurer Sohn, mein geliebtes Kind! Wohin ist es mit Dir gekommen! Was mußtest Du erleben!"

Nikolaus duldete die mütterlichen Herzensergüsse, doch ohne sie zu erwidern. Als er sich aus den ihn umschlingenden Armen endlich befreien konnte, zog er aus der Tasche seines Dolmans ein weißes Tüchlein, und indem er damit die Tränen seiner Mutter trocknete, flüsterte er ihr ins Ohr: „Ich bringe Dir das Verlobungstuch meines Vaters zurück, Mutter; in einer Ecke ist auch der Verlobungsring eingebunden. Behalte Tuch und Ring zum bleibenden Andenken!" Er drückte ihr darauf das Tuch in die Hand, und die Dame fand es für angezeigt, ihren Tränen Einhalt zu gebieten und die Reliquie im Busen zu verbergen.

Denn dazumal herrschte die löbliche Sitte, der Wittwe oder geschiedenen Frau das Verlobungstuch und den Verlobungsring zurückzugeben.

Der Mutter und Hausfrau wäre es in ihrer Befangenheit gar nicht in den Sinn gekommen, dem Gast einen Stuhl anzubieten; statt ihrer aber sprach die Vicehausfrau:

„Nehmen Sie Platz an unserem Tische, Herr Neffe; wir sind gerade beim Speisen, und da können Sie mit uns halten."

Sie deutete bei diesen Worten auf einen leeren Stuhl. Er war leer, denn Frau Kömüves hatte es für geboten erachtet, spurlos zu verduften, als sie den Kuruczenhauptmann eintreten sah.

„Danke, Frau Tante," lautete die Erwiderung, „ich habe keinen Hunger."

„Freilich nicht, weil man beim Griechen ein reichliches Mahl eingenommen hat," ließ sich hinter Nikolaus die Stimme des Contraskriba vernehmen.

Worauf der junge Baranyi replicirte:

„Ruhig, Du Góházi!"

Das war nämlich der Spottname des Aufsehers bei den Studenten.

„Ich bin in einer eiligen Angelegenheit gekommen, Herr Bürgermeister," fuhr Nikolaus fort, indem er auf den Angeredeten zutrat. Die beiden Männer blickten sich einen Moment forschend an. Der Bürgermeister streckte die Hand aus, die Nikolaus wohl erfaßte, aber nicht küßte, trotzdem es die seines Stiefvaters war. Dann kam er sofort auf die Veranlassung seines Besuches zu sprechen. „Ich habe Lebensmittel für meine Soldaten eingekauft, die auf der Pußta Zám ihre Zelte aufgeschlagen haben. Hier ist ein Zettel des Marktrichters, auf den der Herr Bürgermeister Namen und Siegel setzen solle, damit man mich mit meinem Mundvorrat ungehemmt zum Stadttor hinauslasse. Ich bitte Sie, Herr Bürgermeister,

die Sache sofort zu erledigen, damit ich noch heute Abend bei meinen Leuten eintreffen kann."

Damit zog er besagten Zettel aus dem Säbelgurt und legte ihn vor den Bürgermeister auf den Tisch.

Dieser hielt den Wisch weit von sich, da er presbyops war, und nachdem er ihn aufmerksam vom Anfang bis zum Ende durchstudirt hatte, spitzte er die Lippen und ließ ein leises Pfeifen vernehmen.

„Fhü! Fhü! Fhü! Das ist ja eine ungeheure Summe!"

„Ich bitte um die Unterschrift und das Stadtsiegel."

„Gleich, gleich, es brennt ja nicht! Tinte und Feder her, Junge!"

Das galt dem Studenten.

Der Befehl war aber leichter ausgesprochen als ausgeführt. Denn die Feder, das heißt den Gänseliel, hatte Frau Christine zum Bestreichen des Backwerks mit Eiweiß verwendet, so daß der Student vorerst eine neue Feder aus dem Flederwisch reißen und mit seinem Taschenmesser zu einem brauchbaren Schreibwerkzeug zurechtschnitzen mußte. Inzwischen blieb hinlänglich Zeit, um Herrn Nikolaus ein wenig auszufragen.

Der Bürgermeister hatte den großen Kopf auf die Lehne seines Stuhles zurücksinken lassen, und während er mit Messer und Gabel auf seinem Teller den Generalmarsch trommelte, unterhielt er sich lässigen Tones mit seinem Stiefsohne, der vor ihm stand.

„Nun, tapferer Herr Hauptmann — der Zettel des Marktrichters besagt mir, daß Sie es zum Hauptmann gebracht haben — eine so große Summe Geldes haben Sie mit lauter Dukaten bezahlt?" sprach er. „Darf ich wohl die Frage an Sie richten, wo Sie das Geld hergenommen haben?"

„Würde ein Anderer diese Frage an mich richten, so würde ich sagen: Was hat das Euch zu kümmern? Aber Ihnen würde ich es auch ungefragt gesagt haben, damit Sie es zur Kenntniß nehmen. Ich habe das Geld, dessen ich bedarf, um meine Schaar beisammen zu halten, von Herrn Anastas Ungvári entlehnt."

„Und gegen welche Sicherstellung lieh Ihnen der alte Grieche sein Geld? Vielleicht gegen das Unterpfand Ihres Bartes, den Sie nicht haben, oder Ihrer Rinderheerden, die einst existirten?"

„Allerdings lieh er mir das Geld weder auf das, was ich nicht habe, noch auf das, was einst vorhanden gewesen, sondern auf das, was ich tatsächlich besitze: nämlich auf meine Besitzung Zám."

„Ohoho!" lachte der Bürgermeister laut auf, daß zwei Reihen ganz schwarzer Zähne sichtbar wurden. „Das mögen Sie wem immer weis machen, junger Mann, aber mir nicht! So viel juristisches Wissen werden Sie jedenfalls haben, um sich darüber im Klaren zu sein, gleichwie sich der Grieche darüber im Klaren ist, ebenso wie wir hier Alle auch, daß es den Griechen nicht erlaubt ist, innerhalb der Gemarkung der Stadt Debreczin, aber auch in der Umgebung derselben, auf Immobilien Geld vorzustrecken



oder solche anzukaufen. So kann denn auch Herr Ungvári, der Grieche, dem altadeligen Herrn Nikolaus Baranyi auf dessen väterliches Erbgut kein Geld vorstrecken."

Aller Augen waren auf das Gesicht des jungen Mannes gerichtet, der sich ruhig auf seinen Stuhl stützte. Den hatte der Stiefvater gründlich in die Enge getrieben. Nun mußte der Seelenschacher eingestanden werden, von dem ohnehin schon Jedermann Kenntniß besaß! Also nur heraus damit! Und ruhig und gelassen erwiderte jener:

„Ja, ich weiß es sehr gut, daß ein Grieche in Debreczin oder der Umgebung dieser Stadt Grundbesitz weder ankaufen, noch auf solchen ein Darlehen geben darf; dem ist aber leicht abzuhelfen."

„Abzuhelfen? Auf welche Weise?" riefen zu gleicher Zeit drei Stimmen aus: die des Bürgermeisters, des Superintendenten und des Contrafskriba.

„Durch Konvertiren!"

„Aha, Konvertiren! Nun kommt es! Gestehe nur Dein Vergehen! Der Uebertritt zu einer anderen Religion ist damit gemeint, was?"

„In zweiter Reihe bin ich ja darum gekommen, um dem hochwürdigen Herrn Superintendenten achtungsvoll mitzuteilen, daß Herr Michael Ungvári und dessen Tochter Katharine am heutigen Tage den Entschluß gefaßt haben, vom griechischen Glauben zur helvetisch-reformirten Konfession überzutreten."

Bei diesen Worten wurde das hochrote Gesicht des Herrn Superintendenten noch um einige Schattirungen röter, selbst das Weiße seiner Augen rötete sich leise.

Das war eine, ja eine großartige Acquisition! Der reiche Ungvári!

Doch um so gelber färbte die überfließende Galle das Gesicht des Herrn Fekete Borbóly.

Und Aller Augen richteten sich auf die Stelle, von wo man die Kunde vernommen, daß der Grieche die Seele des jungen ungarischen Edelmannes erkauft habe, während das gerade Gegenteil der Wahrheit entsprach und er die eigene Seele sowie die seiner Tochter dem allein seligmachenden calvinischen Glauben darbringen wollte . . . Jener Stuhl war leer. Frau Kömüves befand sich schon längst wieder auf dem Marktplatz unten und berichtete den hochaufhorchenden Leuten dort, was sie im Hause des Bürgermeisters gesehen. Mit gezücktem Säbel sei der junge Nikolaus in's Speisezimmer gestürmt und wollte erst seine Mutter, dann seinen Stiefvater niederschlagen; doch zum Glück hatte ihm der Student von rückwärts seine grüne Toga über den Kopf geworfen, worauf man sich seiner bemächtigte, ihn fesselte, und nun sollte er am nächsten Morgen schon des versuchten Meuchelmordes wegen auf offenem Marktplatz enthauptet werden. „Alle Stufen der Jakobsleiter will ich vom Himmelstor angefangen hinunterkollern, wenn ich nicht die Wahrheit spreche!" fügte sie zur Bekräftigung ihrer Worte hinzu.

Der Kuruczenhauptmann aber stand inzwischen vor seinem Stiefvater

und zupfte unternehmend an seinem keimenden Schnurrbärtchen. Man sah ihm deutlich an, wie sehr er sich an der Bestürzung desselben weidete.

Die anwesenden Personen waren alle mehr oder weniger verwirrt. Niemand vermochte sich den Zusammenhang zu erklären. Seit Menschengedenken hatte es sich noch nicht ereignet, daß ein Grieche zum Calvinismus übertrat. Zum Papistentum schon eher; dazu gab es der Gründe mancherlei, und es war nichts Unerhörtes, daß ganze Gemeinden sammt ihrer Kirche zum papistischen Glauben übertraten. Aber zum calvinischen! Wozu ist das gut? Der Calviner darf sich ja weder in Ofen noch in Pest ansiedeln und nicht einmal Stiefel nähen, geschweige denn einen Laden eröffnen. Das ist geradezu absurd! Und ein Grieche, der auf seinen Vorteil bedacht ist, kann nicht zum Calviner werden.

Nur die Augen der beiden Frauen lasen klar in der Miene des Jünglings. Oh, die Frauen sind große Psychologinnen. Das lächelnde Gesicht des Kuruczenhauptmanns verriet ihnen das Geheimniß. Sie errieten des Rätsels Lösung. Die Sache ist viel wichtiger, viel gefährlicher, als die Herren meinen . . .

Eine tiefe Stille war eingetreten, die der junge Held endlich mit den Worten unterbrach:

„Nun können Sie ermessen, Herr Bürgermeister, daß Michael Ungvári in dem Augenblick, da er mit seiner Tochter zum reformirten Glauben übertritt, kein circumskribirter griechischer Indigenat mehr ist, sondern zum richtigen Debrecziner Bürger wird, der hier, wie im ganzen Lande, nach Gutdünken und Vermögen Häuser und Güter ankaufen kann.“

Der Bürgermeister schlug mit dem Hirschhorngriff des Messers, das er in der Hand hielt, zornig auf den Tisch, und schon wollte er etwas laut werden lassen, was ihm auf der Zunge lag, als ihm Nikolaus zuvorkam, indem er beschwichtigenden Tones sprach:

„Damit sich die anwesenden Herren aber nicht darob beunruhigen, daß dieser Uebertritt die Steuer, die Michael Ungvári als Grieche alljährlich in der Höhe von tausend Gulden zu entrichten hatte, zum Fortfall bringen könnte, läßt Herr Ungvári durch mich vermelden, daß er ein diesem jährlichen Zinsbetrag entsprechendes Kapital für die zu erbauende kleine Kirche zu stiften bereit ist.“

Bei diesen Worten öffnete der Bischof beide Hände, als wollte er damit andeuten, daß er jegliche Waffe fahren lasse. Nun wird die so dringend benötigte Kirche doch endlich erbaut werden.

Nur der Contraskriba hatte noch eine Bemerkung zu machen, und die Hand vorstreckend sagte er:

„Komjati, der Kanonikus, verlangt, daß diejenigen, die zu unserem Glauben übertreten, zwei Wochen lang Religionsunterricht genießen, um mit dem reformirten Glauben vertraut zu werden.“

Nikolaus zuckte nachlässig die Schultern, als er erwiderte:

„Die kennen unseren Katechismus besser als Du! Uebrigens unterwerfen sich die Neophiten dem Canon und werden zwei Wochen hindurch Religionsunterricht beim hochwürdigen Herrn Superintendenten nehmen und für jeden Tag einen Volldukaten entrichten."

Der hochwürdige Herr faltete die zehn Finger. Für ihn war die Angelegenheit erledigt.

Nur der Stadtrichter beschränkte sich nicht auf das bloße Geberdenspiel. Er lockerte seinen Leibriemen und sprach wehmütigen Tones:

„Nun können wir wohl für immer von der Puszta Zám Abschied nehmen!"

Und das war eigentlich die Hauptsache!

Die Aasgeier saßen umsonst auf dem Brunnenschwengel der Puszta, lauerten vergebens auf den fetten Bissen, auf den sie sich gefreut.

Auch der Bürgermeister machte noch eine Einwendung. Er kreuzte beide Arme über der Brust und warf nachlässigen Tones die Worte hin:

„Von den Uebertretenden wird aber auch gefordert, daß sie einen überzeugungsfesten reformirten Taufpaten mit sich bringen, der für ihren Glaubenseifer die Bürgschaft übernimmt. Und ich möchte gar zu gerne den Mann kennen lernen, der die Patenschaft bei dem Griechen Ungvári und dessen Tochter Katharine übernimmt. Ich bin doch begierig zu wissen, wie der Betreffende aussieht."

„Wenn Sie wissen wollen, Herr Bürgermeister, wie er aussieht, so betrachten Sie mich einmal ganz genau vom Kopf bis zu den Füßen, und Sie werden den Gewünschten gesehen haben."

Der Bürgermeister war von seinem Stuhl emporgefahren; aber auch die übrigen Gäste waren aufgesprungen und starrten jetzt den kühnen Kuruczenhauptmann an.

Die beiden Frauen aber errieten mit einem Schlage Alles.

Der ist schon erkauft. Aber nicht seine Seele hatte man erkauft, sondern sein Herz! Nicht der alte Grieche hatte es erkauft, sondern die abscheuliche, die fluchwürdige Käthe. Der ist schon verloren!

Voll strafenden Hochmutes sprach der Bürgermeister zu dem Jüngling:

„Sie, junger Mann, sind doch wahrhaftig nichts und niemand noch in Debreczin, als daß Sie irgendwie in Betracht kommen und Taufpate sein könnten."

„Ich bin Grundherr von Zám!"

„Zám gehört noch nicht zu Debrezin!"

„Nun, so werde ich Euch zeigen, daß ich noch Jemand und Etwas in Debreczin sein werde."

Damit setzte er seinen Kalpak auf, wie man das in Gegenwart von Leuten tun kann, mit denen man per „Euch" spricht, und mit einem Ruck seinen Ueberwurf aus Wollfell zurechtschiebend, verließ er sporenklirrenden Schrittes das Zimmer.

In der Tür stieß er mit dem Professor der Philosophie zusammen, der sich gleichfalls entfernte und der mit festem Druck seine Rechte erfaßte, indem er leise zu ihm sagte:

„Du bist ein zu wackerer Junge, Nikolaus, und ich halte zu Dir."

Erst als der Kuruczenhauptmann die Tür hinter sich zugeschmettert hatte, zuckte dem Stadtrichter der Gedanke durch den Kopf: „Sieh da, der Kuruczenführer hat seinen Zettel hier zurückgelassen! Rasch unterschreiben, siegeln und ihm nachschicken, denn er tut uns noch die Schande an und führt seinen Mundvorrat ohne Erlaubniß aus der Stadt. Von dem ist schon Alles zu gewärtigen!"

Und der Contraskriba mußte mit dem Erlaubnißschein dem Kuruczenhauptmann nacheilen, der tatsächlich schon im Begriffe war, seine Wagen durch das Hortobagyer Stadttor hinauszuschaffen. Er saß bereits im Sattel, als der Student mit den Worten zu ihm hintrat:

„Placeat, domine perillustrissime frater! Hic est scheda!" (Hier, verehrlicher Herr Bruder, der Erlaubnißschein.)

„Cape nasum, aselle!" (Faß Dich bei der Nase an, Eselsfüllen Du!) lautete die Erwiderung.

Frau Kömüves aber wußte noch zur selbigen Stunde ihrer Gevatterin folgendes über diese Begegnung zu berichten:

„Und wissen Sie, Frau Gevatter, was der junge Herr Nikolaus tat, als man ihm den Erlaubnißschein des Magistrats übergab? Er drehte sich einen Fidibus daraus und zündete sich damit seine Pfeife an."

Das glaubte ihr nun Niemand, und gerade diesmal hatte Frau Kömüves zum ersten Mal in ihrem Leben die Wahrheit gesprochen.

VIII.

Noch ehe zwei Wochen verstrichen waren, kehrte Hauptmann Nikolaus Baranyi nach Debreczin zurück. Diesmal kam er aber nicht mit seinem Troßknecht allein, sondern mit großer Begleitung. Voran ritt eine Abteilung Husaren, danach kam eine lange Reihe von Wagen und schließlich wieder eine Abteilung Husaren.

Die Wände, Schragen und Räder der Wagen waren rot gestrichen, sodaß man schon von Weitem wußte, was für Fuhrwerke es seien.

Die Proviantwagen des Kuruczenlagers waren das.

Der erste Wagen führte eine große eiserne Kiste mit sich, in der die Löhnung enthalten war. Lauter Kupfergeld. Die Verfechter der Freiheit wurden eben mit Kupfer bezahlt.

Auf dem zweiten Wagen befinden sich die Petarden. Der Zweck derselben ist sehr einleuchtend. Wenn sich nämlich eine Stadt finden sollte, die sich beim Herannahen der Proviantwagen des Fürsten nicht beeilte, ihre Tore zu erschließen, so werden diese Tore unter Musikklängen gewaltsam geöffnet.

Beim Nahen der roten Wagen beeilte sich die gute Stadt Debreczin, die Großwardeiner Tore zu öffnen; aber auch einen ihrer Senatoren entsandte sie, um die Ankömmlinge willkommen zu heißen.

Unter lautem Trompetengeschmetter zog Nikolaus Baranyi durch die breite Marktgasse bis zum Stadthause. Die Fenster wurden allerorten geöffnet, und die Frauenzimmer steckten ihre Köpfe neugierig heraus. Vor dem Hause des Griechen Ungvári salutirte Nikolaus mit dem Degen zu dem Fenster hinauf, von wo ihm Katharine ihr Tuch entgegenschwenkte.

Der ganze Magistrat mit dem Stadtrichter und dem Bürgermeister an der Spitze erwartete vor dem Tore des Stadthauses den Gast, dessen Kommen ein Kourier in versiegeltem Schreiben bereits angekündigt hatte.

Und den jungen Mann, der vom Pferde gestiegen war, begrüßte der Bürgermeister mit den Worten:

„Wohlgeborener Herr Kommissär!"

Also schon „wohlgeboren".

Ja, das ist er. Der Stadtrichter ist ein gar mächtiger Mann in Debreczin, der Bürgermeister nicht minder; auch der Vicegespan ist eine nicht zu unterschätzende Gewalt im Komitat, — aber ein weit größerer Herr als sie alle ist der Proviantkommissär der Armee, der „fürstliche Kommissär", wie er allenthalben genannt wird.

Ihm ist die Macht anheimgegeben, den Stadtvätern vorzuschreiben, daß sie so und soviel tausend Brotlaibe, soviel hundert Centner Speck, soviel Sack Hafer, Fässer Wein und lebendes Vieh und Geflügel an die in der Nähe lagernde Armee abzuführen haben. Und er setzt nicht allein die gewünschte Menge fest, sondern bestimmt auch den dafür zu erlegenden Preis, gegen den keine Einwendung erhoben werden darf. Die Richter und Vorsteher haben nur ihre langen Bärte, um, falls sie dem Kommissär zu widersprechen wagen sollten, an diesen ihren Bärten in's Lager hinaus vor den Anführer geschleppt zu werden, und ist es dann ganz egal, ob dieser Anführer ein türkischer Pascha, ein Kuruczenbrigadier oder deutscher General ist. Diesbezüglich sind in den Stadtchroniken zahlreiche Aufzeichnungen vorzufinden.

Nikolaus Baranyi wurde also mit aller Hochachtung vom Vorstande begrüßt, und er übergab dem Bürgermeister den Auftrag des Brigadiers. Es wurden fünftausend Laib Brot verlangt und alles übrige in entsprechender Quantität; auch die Preise waren gleich dabei vermerkt. Hinter dem Ohr durfte man sich kratzen, auch in der Tasche die Faust ballen, aber ein Widerspruch war von vornherein ausgeschlossen. Geschworene und Kleinrichter wurden sofort mobilisirt, damit die Vorratshäuser erschlossen und die Backöfen geheizt würden. Die Weisungen des Fürsten Rákóczi mußten unverzüglich ausgeführt werden; man tat es ja auch ganz gern, denn die Debrecziner waren eigentlich gute Patrioten.

„Nun, Herr Bürgermeister," wendete sich Nikolaus Baranyi an seinen Stiefvater, „bin ich jetzt schon Jemand in Debreczin?"

„Ja, verehrter Herr Kommissär."

„Und nimmt man mich als Taufpaten bei Anastas Ungvári an?"

„Mit der größten Freude, Herr Kommissär," lautete die Antwort.

Man mußte ihn höflich und zuvorkommend behandeln, denn das Armeekorps, zu dessen Proviantmeister er ernannt worden, war keines jener vorüberziehenden Heere, die einmal auftauchen und ihres Weges ziehen, nachdem man ihnen einmal den Mund gestopft, sondern war das Blockadekorps, wie es in den damaligen Dokumenten genannt wurde, dem der Oberbefehlshaber die Aufgabe zugewiesen hatte, die in Großwardein nistenden Kaiserlichen sammt den mit ihnen vereinigten Raizen belagert zu halten, auszuhungern und zur Uebergabe zu zwingen, was ein gar langwieriges Stück Arbeit ist. Der Brigadier der Kuruczen hieß Peter Paloczay. Kanonen hatte er nicht, um die Schanzen der befestigten Stadt zu beschießen, und so mußte man sich denn in Geduld fassen. Der Mann wird sogar den Winter hier verbringen, sodaß man seinen Soldaten schließlich noch Pelze und Mäntel wird liefern müssen.

Für den Herrn Kommissär hatte man das schönste Zimmer im Stadthause als Wohnung bestimmt, doch er nahm das Anerbieten nicht an.

„Ich steige lieber bei meinen Getreuen ab," erklärte er.

Denn bis die gewünschten Lebensmittel beisammen sind, verstreichen mindestens ein paar Tage.

Die Kuruczen wurden bei den verschiedenen Hausbesitzern untergebracht. Jedes Haus, dem ein Soldat zugeteilt war, erhielt am Tor ein Bündel Stroh und ein Täfelchen aus hartem Holz, welches allmorgendlich vom inspicirenden Korporal mit einem Hammer bearbeitet wurde, womit das Zeichen zur Fütterung gegeben ward.

Nikolaus quartierte sich mit seinem Burschen im Hause des Griechen Ungvári ein, wo es auch einen Stall für die Pferde gab. Vor das Tor kam ein Wachtposten, der mit der geschulterten Muskete ernsthaft auf und ab wanderte, was der lieben Schuljugend viel Spaß machte.

Gleich beim Betreten des Hauses gewahrte der junge Mann, daß hier eine große Veränderung vorgegangen sei. Die gewohnten Heiligenbilder waren von den Wänden des Treppenhauses verschwunden, Alles war blendend weiß getüncht. Es tat ihm aufrichtig leid um diese Bilder, die er seit so langer Zeit gekannt hatte, doch der reformirte Glaube duldet die Heiligenbilder nicht, und den Teufel soll man doch gewiß nicht an die Wand malen.

Doch die eigentliche, die richtige, lebende Heilige war zurückgeblieben, und ihre Gegenwart allein erfüllte das ganze Haus mit strahlender Heiterkeit. Sie harrte bereits des Ankömmlings im Flur und streckte ihm beide Hände mit den Worten entgegen:

„Gott zum Gruß!“

„Endlich seh' ich Dich wieder, meine angebetete Heilige!“

Ein Narr wär's, der seine Heilige nicht anbeten würde, wo er ihrer habhaft wird.

Und auf welche Weise man die lebenden Heiligen anzubeten pflegt? Als wüßte das nicht jeder gute Christ!

Man vernimmt das Geräusch, welches Engel und Tauben mit ihren Flügeln erzeugen; oder ist die Ursache dieses Geräusches eine andere?

„Komm, laß uns zu meinem Vater gehen,“ spricht Katharine endlich.

Damit führte sie ihn in das Zimmer des alten Herrn.

Auch hier waren alle Wände kahl. Ave Maria, Ecce homo, Kristos vokres, der Patron Nikolaus, — alle waren sie aus dem Zimmer verschwunden. Der alte Ungvári kann jetzt zu Niemandem mehr seinen Blick erheben. Ganz im Geheimen hält er ein winziges Marienbildniß im Rockfutter verborgen. Das ist Alles, was er sich behalten hat, und das wird er verwahrt halten, so lange er lebt.

Alle anderen, die teuren, kostbaren, wurden in die Gruft der verstorbenen Gefährten geschafft. Mögen sich die Toten ihrer erfreuen.

Der Glaube der Calviner ist furchtbar in seiner Erhabenheit, denn er duldet nicht, daß ein freier Mann etwas Anderes anbete, als den einzigen, ewigen Gott, den Erschaffer von Himmel und Erde, den kein sterbliches Auge zu erschauen vermag, und den die Seele fortwährend vor sich sehen soll. Und wer sich gegen ihn vergangen, soll dafür büßen; kein von einer Mutter geborener Heiliger soll das Erbarmen für ihn vermitteln dürfen. Dieser Glaube erfordert ein Herz aus Stahl, und wer sich eines weichen Herzens berühmt, muß da zu Staub werden.

Der alte Ungvári war schon nahe daran, dennoch hatte er vollbracht, was er mit starkem Willen beschlossen, war er seinem angestammten Glauben untreu geworden, um zum ungarischen Bürger zu werden, der alle Rechte eines solchen genoß, um die Zukunft seiner Tochter zu sichern.

Als er Nikolaus Baranyi in sein Zimmer treten sah, hob er den Kopf empor. Ein Lächeln zog über sein hageres, vertrocknetes Gesicht, und indem er sich erhob, streckte er dem Gast beide Hände entgegen.

„Gott segne Deinen Eintritt,“ sprach er.

„Nun bin ich schon Jemand!“ verkündete Nikolaus mit strahlender Miene.

„Ich weiß es; Du bist der Kommissär des Fürsten.“

„Ich bin noch etwas Anderes auch!“

„Unser Taufpate, nicht wahr?“

„Auch das und noch mehr. Der Bräutigam Deiner Tochter Katharine bin ich!“ sprach Baranyi voll Seligkeit.

Und damit fielen sie sich in die Arme. Der Alte schluchzte.

„Mein lieber, guter Sohn!“ stammelte er.

Waren das aber seltsame Sitten. Jemand sollte Taufpate und Sohn zugleich bei einem anderen sein können!

Es giebt strenge Dogmen, die derlei nicht gestatten, doch die Calviner kehren sich nicht daran.

Nachdem sich die erste Rührung gelegt, ließen sich alle Drei am Tische nieder, und Ilona, die Magd, wohlvertraut mit den Sitten des Hauses, kam herein, breitete das weiße Tafeltuch über den Tisch, stellte kleine Gläschen und eine Flasche mit Weichselgeist hin, legte einen Laib weißen Brotes daneben, wie das vor Tische gebräuchlich ist, und ging dann hinaus, um an der Tür zu horchen.

„Nun aber sollst Du uns berichten,“ sagte Katharine zu ihrem Verlobten, „auf welche Weise Du diesen ruhmreichen Posten erhalten.“

„Das ging auf die denkbar einfachste Weise zu, noch dazu mit Eurer Hilfe. Von dem Gelde, das mir unser Vater gegeben, kaufte ich die erforderlichen Mundvorräte und Kleidungsstücke für meine Leute ein, die ich in dem verwüsteten Dorf zurückgelassen. Es war ein schöner, mondheller Abend, als ich wieder bei ihnen anlangte.“

„Ich kann mir vorstellen, wie groß die Freude der Burschen war, als sie hörten, daß ihre Frauen und Töchter an einem sicheren Orte seien!“

„Ja, darob freuten sie sich auch, noch mehr aber ob des frischen Brotes, des guten Speckes und des trefflichen Weines. Das war die richtige Herzensstärkung. Selbst die wilden Freibeuter wurden sanft und fügsam, als sie sich ordentlich satteſſen und statt ihrer Lumpen die mitgebrachten anständigen Gewänder anlegen und die Schaffellmützen aufsetzen konnten. Als die Sonne, diese unsere uralte Gottheit, am Horizont emporzusteigen begann, ließ ich sie vor den Ruinen der Kirche feierlich schwören, daß sie unseren Fahnen treu bleiben würden. Haben wir den pro libertate begonnenen Kampf siegreich zu Ende geführt, so wollten wir zu unseren niedergebrannten Wohnstätten zurückkehren und sie neu erbauen.“

„Wie schön mochte das gewesen sein! Und wie leid tut es mir, daß ich es nicht mitansehen konnte!“

„Doch; Du wirst es noch sehen. Während wir weiterkämpfen, wird unser Vater unseren brachliegenden Grund und Boden beackern, bebauen und die notwendigen Schaf- und Rinderheerden sammt dem Gestüt dazu anschaffen. Fortan ist er ja dort der Herr!“

Der Alte nickte mit dem Kopf dazu. „Herr, Herr, Herr!“ wiederholte er einige Male. Es war ganz einfach unglaublich.

„Und dann brachen wir auf,“ fuhr Nikolaus fort. „Jeder der Burschen bekam für eine Woche Mundvorrat in seine Satteltaschen und Heu und Hafer für drei Tage. Aber auch so blieb noch ein Teil der Lebensmittel auf den Wagen zurück, und wie sollten wir die über den Hortobágy-Fluß bringen, da von einer Brücke oder Fähre nichts zu sehen war? Ich ließ nun

die Kähne der Fischerleute zu dreien zusammenbinden, auf diese die Wagen rollen und bei der Mühlenfurt über das Wasser schaffen."

„Das hattest Du klug gemacht," ließ sich hier der Alte vernehmen.

„Nachdem wir wohlbehalten hinübergelangt waren und Pferde und Zugochsen glücklich hinübergeschafft hatten, setzten wir in Kirchturmrichtung unseren Weg fort, wobei wir in jeder Ortschaft Rast hielten. Zuweilen wurden uns sogar warme Speisen verabreicht, Hühnersuppe oder gebratenes Fleisch. Die ganze Mannschaft lebte wie im Paradiese, aber auch die Pferde wurden prächtig gefüttert, so daß unsere Schaar, als wir zur Mittagszeit des dritten Tages in Püspöki, dem Hauptquartier des Brigadiers, anlangten, die stattlichste und bestgeordnete des ganzen Blockadekorps war. Der Brigadier belobte mich darob sehr, und das habe ich nur Dir zu verdanken, mein geliebter Engel, und Deinem Vater."

Darauf mußte man doch ein Gläschen Weichselgeist leeren.

„Nun höret aber weiter, denn das Beste kommt nach. Als ich anlangte, meldete ich mich gleich beim Brigadier Georg Paloczay und dem Obersten Sigismund Bessenyey, zu dessen Regiment meine Kompagnie gehört. Man hielt Musterung über uns und belobte uns über die Maßen, weil ich nicht bloß keine Leute eingebüßt, sondern meine Schaar sogar vermehrt, insbesondere aber weil ich sie mit genügendem Mundvorrat versehen und sogar Wagen mit uns gebracht hatte. Oberst Bessenyey klagte, ihm seien bereits sieben Pferde unter dem Leibe zusammengestürzt, seitdem er in's Land gekommen, da er die Tiere nicht füttern konnte, und seine Soldaten nährten sich schon seit Wochen von rohem Kürbis. Wie ich es angestellt hätte, um ein so gutes Resultat zu erzielen, wollten sie wissen. Ich sagte, mit Geschicklichkeit und List sei Vieles zu erreichen. Dann luden sie mich ein, am Abendbrot im Zelte des Kommandirenden teilzunehmen. Ich nahm die Einladung an und bat nur um die Erlaubniß, das vornehme Mahl mit meinen eigenen bescheidenen Lebensmitteln zu ergänzen.

„Ganz wie bei einem ländlichen Picknick," bemerkte Katharine.

„Na, das muß ich sagen, es war ein nettes Picknick! Das ganze Mahl bestand aus einem einzigen Gang, und den trug man in einem großen Topf auf. Er enthielt eine Fleischart, die man mit einem schwarzen Brei zusammen weich gekocht hatte. Was für ein Brei das sei, hatte ich bald heraus: es war Heidekorn, wovon sich die ärmsten Bauern in den Bergen nähren. Auch daß man das Ganze mit Unschlitt zubereitet habe, hatte ich bald gerochen. Aber von den mit dem Brei vermengten Fleischstücken vermochte ich durchaus nicht festzustellen, welcher Art und Gattung sie seien. Das Zeug hatte einen unglaublich wilden Geschmack und Geruch, und zähe war es, daß man es kaum kauen konnte. Ich konnte mich nicht enthalten, den Obersten zu fragen, wem ich das Opfer zu verdanken hätte,

das ich da verzehrte. ‚Das, mein Sohn,‘ gab mir Bessenyey zur Antwort, ‚ist ein ausgesucht feiner und ganz junger Fuchs gewesen.‘

„Ein Fuchs!“ riefen Vater und Tochter gleichzeitig erschrocken aus.

„Mir entfuhr in dem Moment genau derselbe Ausruf, und der Bissen fiel mir aus dem Munde. Aber wie komme Fuchsfleisch auf den Tisch des Kommandirenden, begehrte ich zu wissen. ‚Wie?‘ wurde mir geantwortet. ‚Weil nichts Anderes aufzutreiben war! Von Schafen oder Rindern ist in der ganzen Gegend keine Spur zu finden; Rehe, Hirsche oder Wildschweine können nicht geschossen werden, weil das Schießen auf dem Blockadegebiet streng untersagt ist und es für ein Alarmzeichen gehalten werden kann, und so gab der Oberbefehlshaber den Befehl, die ganze Kavallerie der Kuruczen mit Fuchspelzen auszurüsten. Demgemäß erging an die in der Umgegend hausenden Walachen die strengste Weisung, mittelst Fallen Füchse zu fangen und diese an die Armee abzuliefern. Zu Tausenden wurden die Füchse eingeliefert. Jeder Offizier bekommt zwei Fuchsfelle, Du kriegst auch welche; der Kürschner wird sie schon entsprechend zurichten. Aber auch das Fleisch geht nicht verloren, und wenn man kein anderes hat, so ist es sehr gut und schmackhaft. Ueberzeuge Dich selbst!‘ — ‚Da lob' ich mir aber schon mein Schaffleisch!‘ erklärte ich und rief meinem alten Balthasar hinaus: ‚Bring doch den Kessel herein!‘ Der Alte kam bald und schleppte den eisernen Kessel an den Henkeln herbei. Der Duft, der dem Kessel entstieg, ließ bereits einen lächelnden Ausdruck über die Mienen der Gäste gleiten. Das in guter Pfefferbrühe gekochte Schaffleisch mundete ihnen wie die reinste Ambrosia und das knusprige Hausbrot aus Debreczin nicht minder. Zum Schluß die bauchige, große Feldflasche voll edlen Ermellékers! Die Herren Offiziere leckten sogar den Boden des Kessels rein und in meiner Feldflasche blieb kein einziges Tröpfchen zurück. Der Brigadier schlug mir wohlgelaunt auf die Schulter und sagte: ‚Du bist ein Tausendkünstler, mein Söhnchen. Woher hast Du das?‘ — ‚Ich hab' davon noch mehr auf meinen Wagen,‘ erwiderte ich. — ‚Aber woher hast Du das genommen?‘ — ‚Das nahm ich Alles dort, von wo ich jetzt komme: in Debreczin.‘ — ‚In Debreczin? Unmöglich! Dort herrscht ja jetzt Hungersnot. Die Leute leben von Sägespänen und verzehren die rohe Erde. Das berichteten bisher noch alle Kommissäre, die wir hingeschickt.‘ — ‚Sicherlich weil man die Kommissäre bestach, damit sie in diesem Sinne berichteten.‘ — ‚Und Dich hat man nicht bestochen?‘ — Ich streckte dem Brigadier die Hand hin und sagte: ‚An meiner Hand haftet kein Schmutz, nicht einmal wenn er aus Gold ist!‘ Darauf erfaßte Paloczay meine Hand und schüttelte sie derbe. — ‚Du bist mein Mann,‘ sprach er, ‚Dich brauchen wir. Gleich morgen schicke ich eine Estafette zum Herrn Oberbefehlshaber, damit er Dich zum Proviantmeister für das Blockadekorps ernenne; bis Deine Ernennung aber eintrifft, kannst Du Dich auf Grund meiner Erlaubniß in Dein neues Amt hineinarbeiten.‘ — Und das tat ich auch.“

„Wie stelltest Du das an?"

„Ich nahm die Freibeuter, die ich mit meiner Schaar vereinigt hatte, mit mir und durchzog in ihrer Begleitung die umliegenden Ortschaften, ob sie nun etwas weiter oder näher lagen. Almosd, Henczida, Gáborján, Bajom und Bagamér kamen nacheinander an die Reihe, und von keinem Orte kam ich mit leerer Hand, will sagen mit leeren Wagen zurück. Auf den Tisch des Obersten kam kein Fuchsbraten mehr. Am zehnten Tage langte der Kurier mit meiner Ernennung vom Oberbefehlshaber an."

„Und jetzt bist Du der erste Mann in Debreczin?" flüsterte Katharine.

„Ob das aber lange währen wird?" ängstigte sich Ungvári.

„Sehr lange sogar, wie ich die Sachlage kenne. Brigadier Paloczay geht bei der Blockade so lau zu Werke, daß der in seine Festung eingeschlossene Feind bald hier, bald dort einen Ausfall unternehmen und sich mit neuem Proviant versehen kann. Den hungern wir nicht aus, und wenn wir bis zum Frühjahr belagern. Auch die Wachsamkeit ist eine sehr lückenhafte. Es hängt nur von dem Ermessen des Feindes ab, uns zu überfallen und aus unserem Quartier zu vertreiben. Zwei Drittel der Mannschaft streichen auf eigene Faust umher, ziehen auf Beute aus oder lassen sich im Elternhause daheim füttern. Oberst Bessenyey schickt ununterbrochen Kuriere an den Oberbefehlshaber, um ihm zu klagen, daß er seine Leute nicht beisammen halten könne, und ich fürchte, nein, ich hoffe, daß wir heut über's Jahr auch noch hier lagern werden und mein Roß noch viele gute Tage in Debreczin verbringen wird."

„Und sein Reiter erst?" flüsterte Katharine züchtig.

„Der doppelt soviel."

Das Gespräch wurde durch den Eintritt der Jungfer Ilona unterbrochen, die dem Kommissär ein versiegeltes Schreiben überreichte, das von einem Kurier gebracht worden war.

„Da haben wir's!" sagte Nikolaus, nachdem er das Schreiben gelesen. „Der Brigadier schickt mir einen Kurier nach, um mich zu ersuchen, ich möge ihm ein Faß eingesalzener Fische aus Debreczin mitbringen."

„Das findest Du bei uns auch," beruhigte ihn Katharine. „Wir haben ein ganzes Faß voll davon und brauchen es nicht mehr."

Ihre Hand suchte bei diesen Worten unwillkürlich die Hand des geliebten Mannes.

„Das ist wahr," sprach dieser. „Binnen zwei Tagen seid Ihr Calviner, und die essen keinen eingesalzenen Fisch."

Diese Worte ließen den alten Mann unwillkürlich aufseufzen.

„Dir tut es doch hoffentlich nicht um die eingesalzenen Fische leid, Vater?" fragte Nikolaus.

„Nein, nein, wie kannst Du so fragen?"

„Mir tut es auch nur um etwas Anderes leid. Seitdem ich fast jeden Abend beim Brigadier Paloczay zum Nachtessen zu Gast bin — die

Speisen müssen freilich von mir besorgt werden — treffe ich dort häufig Studenten an, die aus dem Großwardeiner Seminarium in's Kuruczenlager hinauswandern, um dort allerlei Gesänge aufzuführen und dann in ihr Kloster zurückzukehren. Man könnte es noch übersehen, daß sie aus der feindlichen Stadt in das blockirende Lager pilgern und den Belagerten mancherlei nützliche Nachrichten übermitteln; bedeutungsvoller ist es aber, daß die Studenten vor dem Brigadier die Altarsprüche Jacoponis vortragen, der sich darob höchlichst ergötzt zeigt. Wiederholt habe ich sogar schon den alten Guardian am Tische des Brigadiers angetroffen, und für den braucht er die eingesalzenen Fische, denn dieser hält die Fasten streng ein."

Dieser Umstand gab später Anlaß zu hochnotpeinlichen Untersuchungen, wie wir im Laufe der Begebenheiten erfahren werden. Es war aber auch keine Kleinigkeit, was Baranyi da berichtete!

„Und was folgerst Du daraus?" fragte Ungvári.

„Nichts Anderes, als daß sich Brigadier Paloczay im Stillen bereits bewegen ließ, Papist zu werden."

„Es wird Jedermann in dem eigenen Glauben selig."

„Doch was er verläßt, das verrät er."

Das war wieder ein unbedachtes Wort und am unrichtigen Platz angewendet.

„Und Dir, mein Sohn Nikolaus, könnte es nicht widerfahren, daß Du vom Calvinismus zum katholischen Glauben übertrittst?"

Bei diesen Worten färbte sich das Gesicht des jungen Mannes hochrot vor Zorn.

„Damit mir solches widerfahre," gab er stolz zur Antwort, „müßte die ganze Welt in ihren Angeln erschüttert werden, müßte sich der Tag in finstere Nacht verwandeln."

IX.

Man soll das Schicksal nicht herausfordern. Denn gar oft hat es sich schon ereignet, daß sich der helle Tag in finstere Nacht verwandelte.

Nach kurzem Verweilen verabschiedete sich Nikolaus Baranyi von Anastas Ungvári und dessen Tochter, um sich persönlich zu überzeugen, ob seinen Befehlen pünktlich entsprochen würde. Er traf die Leutnants Kakas und Nyúzó in voller Tätigkeit an. Die Mühlen mahlten, die Bäcker kneteten, die Selcher räucherten, und in jedem Hof flammte das Strohfeuer hoch auf, als gelte es zu illuminiren.

Nicht das war aber seine vornehmste Sorge, sondern er wollte den Bischof aufsuchen und sich erkundigen, ob die Sache mit dem Uebertritt der Familie Ungvári in Ordnung sei. Der Superintendent erstattete ihm erschöpfenden Bericht. Die vom Kanonikus geforderte zweiwöchentliche Unterweisung hatte stattgefunden, die Neophyten sind entsprechend informirt, und es liegt kein Hinderniß mehr vor, um diese in den Schooß

der Kirche aufzunehmen. Uebermorgen ist das Fronleichnamsfest; da könnten sie in aller Feierlichkeit Angesichts der großen Versammlung eingeweiht werden und das heilige Abendmahl nehmen. Auch der Taufpate sei höchst willkommen.

Nikolaus erlegte die vorgeschriebenen Gebühren in Gold und ging beruhigt weiter. Er suchte den gelehrten Professor Herrn Michael Gyarmathy auf, der mit dem Bischof in einem Hause wohnte. Da er selbst auch Theologie absolvirt hatte, so bekleidete er nächst seiner Professorenstelle auch den Posten des Kaplans, was mit mancherlei Pflichten verbunden war.

Er traf Herrn Gyarmathy bei der Lektüre eines deutschen Buches an, was dazumal viel seltener war als heute, und wurde sehr freundlich begrüßt.

Nikolaus war mit den Ceremonien des calvinischen Gottesdienstes genau vertraut.

Derselbe begann mit dem einleitenden Gesang: „Voll Freude kommen wir zu Dir, erhabener Gott! In Deines Heiligtumes Versammlung, in Deine Kirche, erhabener Gottvater!“ Darauf folgte der Psalter, dessen Zahl auf der schwarzen Tafel mittelst arabischer Ziffern angegeben war. Den ersten singt der Kantor, den zweiten die Versammlung. Ersteren singt man stehend, den letzteren sitzend. Gekniet wird nicht. Nachdem der Gesang zu Ende ist, besteigt der Superintendent die Kanzel und hält über den für den Tag bestimmten Bibeltext eine gehaltvolle Rede. Darauf folgt wieder Gesang, doch ohne Orgelbegleitung. Der hochwürdige Herr Veresegyházi gestattet nicht, daß eine Orgel in die Kirche gebracht werde. Nun folgt die heilige Ceremonie der Trauungen, Taufen, Glaubensübertritte, je nachdem, was die Tagesordnung mit sich bringt. Ein Altar ist in den Kirchen der Calviner nicht vorhanden; hinter der Schranke, die die Kanzel von den Andächtigen trennt, befinden sich der Kommuniontisch und das Taufbecken. Hier werden die einfachen Formalitäten vorgenommen. Bei den Trauungen haben Braut und Bräutigam auch einen Eid abzulegen. Ebenso beim Uebertritt von einem Glauben zum anderen. Während der Bischof und sein Gehilfe das aus Brot und Wein bestehende Abendmahl mit den Worten: „Nehmet und esset, das ist mein Leib“ verteilen, begiebt sich der Hilfsgeistliche, der Kaplan oder togatragende Professor auf die Kanzel und liest mit lauter Stimme aus der Bibel vor. Nachdem die heilige Ceremonie zu Ende ist, bringt derselbe Hilfsgeistliche die verschiedenen Nachrichten zur Kenntniß seiner Gemeinde, als da sind die Namen der jungen Paare, die die Ehe mit einander eingehen wollen, die Befehle des Fürsten, die städtischen Verordnungen und schließlich das Verzeichniß der verlorenen Gegenstände, die von ihrem Eigentümer gesucht werden. Von diesem Gebrauch rührt auch die Anekdote her, daß vor Beginn des Gottesdienstes ein ehrsamer Bürger dem Kaplan meldete, er habe sein Taschenmesser verloren und bitte um Bekanntmachung dieses Umstandes. Der

Kaplan dachte nunmehr fortwährend an das Taschenmesser, so daß er beim Hersagen des Vaterunsers mit den Worten schloß: „Denn Dein ist das Reich, die Macht und das Taschenmesser."

Nachdem dies geordnet worden, ersuchte Nikolaus Baranyi den Professor Michael Gyarmathy, er möge, wenn die Reihe daran gekommen, auch bekannt geben, daß der wohledle Herr fürstliche Kommissär Nikolaus Baranyi, der sich zum helvetischen Glauben bekennt, sich mit der Jungfrau Katharine, Tochter des wohledlen Herrn Michael Ungvári, der gleichfalls helvetischen Glaubens ist, verlobt habe und mit ihr die Ehe einzugehen gedenke.

Gyarmathy gratulirte und fragte nach kurzem Besinnen:

„Besitzest Du die elterliche Einwilligung zu Deiner Ehe, Freund Nikolaus? Du weißt, daß die kalvinische Kirche dieselbe fordert."

„Ich habe keine Eltern. Mein Vater ist tot, und meine Mutter heiratete zum zweiten Mal: meine Mutter ist sie nicht mehr. Sie ist die Mutter des Adam Fekete Borbély, über den mag sie verfügen. Ich bin mein eigener Herr, dem Niemand etwas zu gestatten oder zu verbieten hat."

„Mir soll es recht sein; doch wenn sich die Kirche mit diesen Argumenten nicht begnügt?"

„So wäre das nur der Kirche zum Nachteil."

„Wie verstehst Du das?"

„Bei den Papisten bildet die Verweigerung der elterlichen Einwilligung kein Hinderniß, nicht wahr?"

„Nein."

„Nun denn, lieber trete ich zum Papistentum über, als daß ich Frau Fekete-Borbély um ihre Einwilligung bitte."

„Das ist ein großes Wort, das Du da sprichst, mein Freund!"

„Ein Mann ein Wort!"

„Ueberlasse es also mir, die Sache in Ordnung zu bringen. Zeit haben wir ja dazu. Für die dreimalige Verkündigung brauchen wir zwei Wochen, und während dieser Zeit kann man so manche harte Herzen erweichen."

Munter und guter Dinge kehrte Nikolaus Baranyi nach seinem Besuche bei Gyarmathy in das Haus Ungváris zurück, wo er seine ganze Zeit mit Katharine verbrachte und die schönsten Zukunftspläne entwarf. Katharine rühmte sich, daß sie vom Professor ein gar schönes Gesangbuch geschenkt bekommen habe, das soeben erst aus der Debrecziner Typographie hervorgegangen; sie habe bereits einige Psalter daraus gelernt.

All dies trug sich an einem Freitag zu, der bei den Calvinern nicht als Unglückstag gilt. (Der berühmte Bocskay erfocht jeden seiner glänzenden Siege an einem Freitag.) An dem darauf folgenden Samstag war großer Wochenmarkt, der dem Kommissär so viel Arbeit brachte, daß er keine Zeit hatte, sich mit seiner Braut zu befassen. Zu Mittag verzehrte er hastig einige Bissen in einer Garküche, und dann ging es in die Vorstadt hinaus,

um den Speckvorrat zu übernehmen, worauf er beim Viehstand unter zehntausend Rindern die fleischigsten und schönsten aussuchen mußte. Die schickte er vor allen Dingen zum Lager hinaus, damit sie mit dem Proviantwagen zu gleicher Zeit anlangten. Die Kuruczen werden eine Freude haben, wenn er bei ihnen anlangt! Bei ihnen ist der Kommissär ein größerer Herr noch als der General; sein Hauptquartier ist der Metzgerladen!

Der nächste Sonntag ließ sich als gar großer Festtag an. Schon beim ersten Läuten strömten die Leute aus allen Richtungen zur großen Kirche, und eilfertig klapperten die Pantoffeln der Frauen auf den Dielen des Gotteshauses.

Ein Jeder sprach nur von dem großartigen Schauspiel, das sich den Andächtigen heute in der großen Kirche bieten werde. Der letzte Grieche tritt heute mit seiner Tochter zum Calvinismus über und der hochwürdige Herr Superintendent wird die Zeremonie selbst an ihnen vollziehen. Man stritt nun darüber, ob die Neophyten getauft werden würden oder nicht. Die Liberalen behaupteten, daß dies überflüssig sei, da sie ja Christen und als solche bereits getauft seien; die Orthodoxen — zu denen auch die Studenten und die vornehmen Persönlichkeiten der Stadt gehörten — erklärten dagegen, daß der Unterschied zwischen den Beiden ein gar großer sei, und nur durch eine neuerliche Taufe wettgemacht werden könne. Der eifrigste Verfechter dieser Ansicht war Adam Fekete, der Contraskriba.

Die große Kirche war zum Erdrücken voll; wer nicht durch Krankheit an's Haus gefesselt war, hatte sich gewiß eingefunden. Vollzählig waren sämmtliche Arbeiterinnen und Verkäuferinnen Katharinens erschienen, die für sich allein eine ganze Bank in Anspruch nahmen, und eine der Galerien füllten die Kuruczenhusaren Baranyis, die ihre Plätze schon bei Eröffnung der Kirche eingenommen hatten, da sie am Sonntag keinen Dienst hatten.

Beim dritten Glockenläuten, in das sämmtliche Glocken miteinstimmten, langte vor dem Haupteingang der Kirche die vierspännige Kutsche des jungen Baranyi an. Die Pferde waren reich aufgeschirrt, auf dem Bock saß der Kutscher mit dem wehenden Marienflachs am runden Hut, und den rückwärtigen Sitz hatten Herr Ungvári und Tochter eingenommen. Der Kommissär ritt hoch zu Roß nebenher.

Ungvari hatte reiche Magnatentracht angelegt, so daß er kaum zu erkennen war. Seine Tochter dagegen trug ein schneeweißes Kleid, und auch den schönen Kopf bedeckte ein weißer Spitzenschleier.

Der Kommissär sprang vom Pferde und war den Beiden beim Aussteigen aus dem hohen Wagen behilflich. Beim Kircheneingang harrte der Kirchendiener ihrer, um sie auf ihre Plätze zu geleiten. Jetzt hatten sie noch keinen rechtmäßigen Platz in der Versammlung der Andächtigen, den mußten sie sich erst verdienen.

Die Kirchen der Calviner haben gewöhnlich vier Türen, die einander

gegenüberliegen. Die haben indessen nicht die Bestimmung, auf einmal geöffnet zu werden, damit allen Winden freier Zutritt gewährt werde, was für die Köpfe und Ohren der Gläubigen von sehr zweifelhaftem Wert wäre. Nur die Haupttür, die der Straße zugewendet ist, steht den Andächtigen offen; die Tür rechts von der Kanzel dient zum Einlassen der Geistlichen und Studenten, während die linker Hand verschlossen ist; hinter ihr befinden sich die Bettler und Bestraften, und die Tür neben der Kanzel verschwindet fast hinter der Bankreihe, die sich vor ihr hinzieht. Sonst pflegten der Kirchendiener, der Totenansager und Glöckner hier zu schlummern, während der Gottesdienst währte; heute aber war diese Bank mit weißem Zeug bezogen, und hierher wurden Ungvari und Katharine geführt. Für den Taufpaten hatte man auf der vom Presbyterium eingenommenen Bank Platz gemacht.

Ein allgemeines Flüstern ging durch die ganze Versammlung, als die drei Personen eintraten. Katharine glich einer lebenden Heiligen.

Auch die Geistlichen hatten ihre Plätze auf der mit der Kanzel fortlaufend verbundenen Bank eingenommen.

Der große Tisch des Abendmahls war mit einer schweren, goldgestickten Seidendecke geschmückt. Ein Jeder wußte und flüsterte es seinem Nachbar zu, daß sich unter dieser Seidendecke das Geschenk Ungvaris, der große, goldene Kelch befinde, aus dem man heute den das Blut Christi darstellenden Wein an die Gläubigen verabreichen wird.

Beim einleitenden Gesang wies der Kirchendiener, dem man aufgetragen hatte, Vater und Tochter entsprechend zu instruiren, diese an, sich nicht zu erheben, wie es die übrigen bei dem Vers: „Hier bleiben wir voll Freude stehen" tun, denn ihnen ist es jetzt noch nicht erlaubt, an dieser Freude teilzunehmen. Den folgenden Vers aber könnten sie schon gemeinsam mit den Uebrigen singen, — wenn er ihnen bekannt ist.

Ein Jeder war gespannt zu sehen, ob die Griechin bei dem Psalter: „In Deines Heiligtums Versammlung" den Mund öffnen werde.

Und sie öffnete ihn, weit sogar! Nicht umsonst hatte sie als Kind calvinische Schulen besucht; die Psalter waren ihr wohlvertraut.

Als man zu singen begann: „Wie glücklich ist der Mensch zu preisen, den Gott in Gnaden aufgenommen," wußten die zur Decke emporblickenden großen blauen Augen, die zu stiller Andacht geöffneten Lippen den Sinn des Psalms so schön zu erklären! „Und er verzieh alle Sünden und vergaß alle Vergehen!" tönte es weiter, und sie neigte den Kopf und legte beide Hände über die Brust, als hätte man ihr die meisten Vergehen zu verzeihen. Hier schwoll die heilige Melodie mächtig an, als es hieß: „Wie glücklich der, dessen Fehl von Gott nicht angesehen ward, dem kein Falsch im Herzen wohnt und der sonder Heuchelei durch's Leben wandelt!" Jedermann konnte nun sehen, wie sich ihre Augen mit Tränen, mit wirklichen

Tränen füllten, und wer es sah, konnte bezeugen, daß in diesem Herzen niemals Falschheit gewohnt, niemals Heuchelei wohnen werde.

Nach dem Gesang folgte die Predigt des Superintendenten, der sich das folgende Bibelwort ausgesucht hatte: „Und im Himmel herrschet größere Freude über einen reuigen Sünder, denn über neunundneunzig Gerechte, die niemals gefehlt.“ Seine Rede war ein Meisterwerk der Homiletik und mit dem Tenor der heutigen Feier in Uebereinstimmung gebracht. Auch das Presbyterium nickte zustimmend mit den ernsten Köpfen dazu.

Nun folgte der interessanteste Teil der Feierlichkeit, die Weihe der Uebertretenden. Derartiges war hier noch niemals gesehen worden.

Der Taufpate erhob sich und schritt zu der Bank hin, auf der seine Schützlinge saßen. Er zog die Hand des Vaters unter seinen rechten, die der Tochter unter seinen linken Arm, und so geleitete er sie vor das Allerheiligste hin. Das Allerheiligste war dort, wo sich die Sakramente befinden.

Die Protestanten kennen nur zwei Sakramente, das Kreuz und das Abendmahl.

Er führte sie aber nicht vor das Taufbecken hin, sondern an den Tisch des HERRN.

Inzwischen kamen der Superintendent und der zweite Prediger von der Bank der Geistlichkeit herbei und schlugen die über den Tisch gebreitete Seidendecke halb zurück, so daß darunter die silberne Weinkanne, der vergoldete Becher, der rein güldene Kelch und die große silberne Schüssel mit den feingeschnittenen Brotscheiben sichtbar wurden.

Hier hielt der hochwürdige Herr eine sehr inhaltsreiche Rede an die neuen Gläubigen, worauf diese ihren Eid abzulegen hatten.

Was Herr Ungvári nach dem ihm verlesenen Text mit undeutlicher, schwacher Stimme wiederholte, verstand und vernahm wohl kaum Jemand in der Kirche; doch umso besser verstand Jedermann, was Katharine mit heller, klarer Stimme vor Gott und den Menschen gelobte.

„Ich schwöre bei dem lebenden Gott und der Heiligen Dreifaltigkeit, daß ich meinem Glauben, dem helvetischen, reformirten Glauben, meinem Vaterlande Ungarn und dessen Fürsten, sowie der Stadt, die mich in ihrem Weichbilde aufnehmen wird, bis zu meinem Tode treu bleiben werde, ihnen unter keinerlei Umständen, nicht im Zorn und nicht im Groll, abtrünnig werde und sie niemals verlassen, mich niemals gegen sie wenden, sondern stets und immer an ihnen festhalten werde, im Guten, wie im Schlechten, in Freude und Kummer, in Demütigung wie in Ehren, so wahr mir Gott helfe! Amen!“

Wie Meeresbrausen nahm sich das beifällige Gemurmel aus, das in dem weiten Kirchenraum sich nach dieser Eidesleistung vernehmen ließ, und wäre mit dieser Ceremonie die Feierlichkeit beendet gewesen, so hätte die ganze Versammlung ganz sicher die neuen Glaubensgenossen, die man jetzt in den ersten Bänken Platz nehmen ließ, bis nach Hause begleitet.

Der hochwürdige Herr bedachte die neuen Gläubigen mit einem kleinen Geschenk in Gestalt zweier Bilder. Denn auch solche erfreuen sich der Ehrung seitens der Protestanten. Es waren die Bilder Martin Luthers und Johann Calvins. Die Gesichter der beiden Männer haben einen natürlichen Ausdruck. Aber die lange Gewandung, in die sie gehüllt sind, stellen die drei Glaubenspunkte dar: das Vaterunser, das Credo und die zehn Gebote. Jede einzelne Falte war aus den Textreihen derselben zusammengestellt, und von diesem Standpunkte aus waren es Meisterwerke zu nennen, die es mit jedem Raffael und Correggio kühn aufnehmen durften. Diese Bilder wird man in dem Zimmer des alten Ungvari an Stelle der früheren griechischen Heiligen an die Wände hängen.

Die Austeilung des Abendmahls wurde bei den neuen Gläubigen begonnen, was einer großen Auszeichnung gleichkam. Sonst war der Bürgermeister derjenige, bei dem das Brot angebrochen wurde, denn er war gleichzeitig der Kurator der Kirche.

Diese heilige Ceremonie nahm ziemlich viel Zeit in Anspruch, denn auf Tausende beläuft sich die Zahl der Gläubigen, die sich nach dem heiligen Mahl sehnen, und ein jeder muß des Weines und des Brotes teilhaftig werden. Erst kommen die Männer, dann die Frauen an die Reihe. Wiederholt wird die Kanne leer und muß nachgefüllt werden, und in Folge der Teilnahme der Kuruczenhusaren mußte dies öfter noch als sonst geschehen.

Nach dem Heiligen Abendmahl kehrt Jedermann auf seinen Platz zurück, um seiner Andacht weiter obzuliegen. Wer da mit einem guten Pelz versehen ist, macht sogar ein kleines Schläfchen, wobei man den Kopf zwischen die Schultern zieht.

Herr Professor Gyarmathy hält inzwischen mit ruhiger Sammlung einen Vortrag aus den fünf Büchern Mosis über die Bedrückung der Juden. Endlich sind auch die trockenen Fußes über das Rote Meer hinübergekommen. Darauf folgte die vom Himmel niedergesandte Manna. Das wäre so etwas für uns, seufzen die Bürger. Dann kommen die Wachteln. Und das wäre der richtige Braten für uns! meinen die Kuruczen. Endlich hat die Austeilung des Abendmahls stattgefunden; ein Jeder ist desselben teilhaftig geworden. Die Krüppel, Blinden und Lahmen erhielten es an Ort und Stelle aus den Händen der Priester selbst, bis schließlich die beiden Priester sich die heiligen Symbole gegenseitig anbieten, womit das Fest der Calviner zu Ende ist. Herr Gyarmathy klappt die Bibel zu und stimmt das alles abschließende „Gebet des Herrn" an: „Vater unser, der Du bist im Himmel."

Nach diesem erhabenen Abschluß folgen die Privatangelegenheiten, die derselbe Referent vorbringt. Unser Mitbruder Valentin Sós liegt schwer krank darnieder, laßt uns für seine Genesung beten. Und es wird gebetet.

Endlich kommen die Eheaufgebote an die Reihe; an letzter Stelle das des jungen Nikolaus Baranyi mit Katharine Ungvári.

Ist das eine Verwirrung, die nach diesen Worten entsteht; Niemand vermag den Ausruf des Staunens zu unterdrücken, der sich ihm auf die Lippen drängt. Ja, es giebt sogar welche, die von hellem Entsetzen erfaßt werden.

Das war also der Grund des Uebertrittes!

Ein unerhörter Fall!

Wer hätte gedacht, daß derlei in der Stadt Debreczin möglich sei?

Der Contraskriba, der sich auf der Galerie der Studenten befindet, ruft dem Vorsänger etwas zu, worauf dieser die Nummer neuer Psalter auf die schwarze Tafel schreibt, und nun ertönt der die Feierlichkeit abschließende Psalter von den Studenten vorgetragen:

„In Deinen Hain, o Herr, brachen Heiden ein
Und entweihten Deinen heiligen Tempel."

Dies war eine unverkennbare Anspielung auf den Griechen und dessen Tochter, deren Uebertritt soeben feierlich begangen worden war. Um sie zu beschämen, hatte man diesen Psalm zu singen begonnen.

Allein die Freude ob dieser Tücke währte nicht lange.

Die auf der gegenüberliegenden Galerie befindlichen fünfzig Kuruczen begannen mit einem Male und wie auf Kommando den anderen Psalter zu singen: „Streite, o Herr, mit meinen Widersachern, kämpfe statt meiner mit meinen Feinden!" Wer hatte sie dazu angeeifert? Vielleicht Herr Gyarmathy selbst? Unmöglich wäre es nicht. Und der donnernde Chorgesang der fünfzig rauhen Männerkehlen riß die ganze Versammlung unwiderstehlich mit sich. Ein Jeder sang mit ihnen: „Nimm Deinen Schild hervor, erhebe Dich zu meinem Schutz! Strecke Deinen Speer aus, vertreibe meine Feinde!" Dieser Psalter übertönte machtvoll jenen anderen, der von der Studentengalerie herabklang, sodaß die jungen Leute alsbald verstummten und die Endzeilen nunmehr vom Contraskriba allein mit unglaublich falscher, krähender Stimme gesungen wurden.

Die bessere Empfindung hatte gesiegt.

Das Herz des Volkes ist immer gerecht; das Volk ergreift stets die Partei der Verfolgten.

Also endete die denkwürdige Feierlichkeit.

Nur aus den Bänken, die von den Frauen besetzt waren, vernahm man einige Stimmen, die laut sagten: „Niemals! Niemals!"

X.

Doch abgetan war die Sache damit nicht!

Ein förmlicher Aufruhr herrschte in der Stadt. In jedem Hause sprach man nur von dem unerhörten Ereigniß, wonach Nikolaus Baranyi

und Katharine Ungvári als angehende Eheleute verkündet worden seien. Das war in der Tat keine Kleinigkeit!

Im Hause des Bürgermeisters wurde laut geschluchzt und gejammert.

„Das sehen wir nicht ruhig mit an!" schrien die Frauen, und der Bürgermeister eiferte sie selbst an, die Sache nicht ohne Weiteres hinzunehmen.

Kaum hatten die Frauen den Löffel niedergelegt, als sie sich in volle Rüstung warfen und mit den drohend nickenden, hochgetürmten Hauben gar schrecklich anzuschauen, miteinander in das Haus Ungváris eilten, in dem Nikolaus seine Wohnung hatte.

Sie fanden noch alle Drei, Ungvári, Katharine und Nikolaus bei Tische sitzen.

Die Damen rissen ohne Weiteres die Tür auf, und Frau Fekete warf sich schnurstracks an die breite Brust ihres Sohnes, wobei sie in bitterliches Schluchzen ausbrach und laut jammernd sprach: „Was hast Du getan? Was willst Du noch tun, Du mein armes, unglückliches Kind? Oh, lieber wollt ich Dich tot im Sarge liegen sehen, als dies erleben!" Nikolaus war so bestürzt, daß er keine Antwort fand.

„Es wird sich empfehlen, wenn sich die Damen setzen," sprach Katharine, wohl wissend, daß es bei einem Wortstreit viel besser sei, wenn eine Frau gegen die andere kämpft statt des schwerfälligen, unbeholfenen Mannes. „Auch wollen wir nicht so laut sprechen, daß man uns sogar auf der Straße draußen hören muß."

„Ich habe nur mit meinem Sohne zu sprechen und mit der Jungfer nichts zu tun."

„Was hast Du also mit mir zu sprechen, Mutter?" fragte Nikolaus.

„Ueber Deinen entsetzlichen Entschluß will ich sprechen."

„Was ist so entsetzlich daran?"

„Du bist ja noch ein Kind, das der Rute bedarf, nicht einer Frau. Du bist ja noch nicht einmal recht erwachsen."

Darauf ließ sich Katharine vernehmen.

„Wenn Sie ihm Ihre neue Würde unterlegen wollten, so wäre er gleich um einen ganzen Kopf größer."

„Daß Du ein gutes Mundwerk hast, wußte ich schon lange!"

„Wie man in den Wald ruft, so hallt es zurück!"

Frau Fekete warf den Kopf stolz zurück und sprach:

„Bedenke doch, mein Sohn, Du, ein Baranyi, dessen sämmtliche Vorfahren Töchter aus altadeligen Familien heirateten, Du wolltest jetzt Deinen ruhmvollen Stammbaum besudeln, indem Du ihm einen Ast niedrigster Herkunft beifügst?"

„Da muß ich aber widersprechen," sagte Katharine, „auch mein Vater bekam den Adel, als man die Veste Ofen zurückeroberte."

„Jawohl, für Getreidelieferungen bekam er den," warf Tante Christine giftig ein.

„Und wenn auch? Ist das etwa nicht gleichfalls patriotisches Verdienst?"

„Und vom wem bekam er den Adel?" ereiferte sich die Bürgermeistersgattin. „Von Leopold, dem deutschen Kaiser."

„Und die Stadt Debreczin erhielt ihr Stadtwappen etwa nicht vom König Leopold, als er sie zur königlichen Freistadt erhob? Und Bernhard Baranyi, der Stammvater der Familie, bekam seinen Adel vielleicht nicht vom Kaiser Ferdinand, dem er als Oberkämmerer diente? Unser Adel ist zu mindest ebenso vollwichtig wie der Eurige, und unser Herzensadel übertrifft den Eurigen ganz entschieden, denn wir haben dem Vaterlande immer nur gegeben und niemals etwas von ihm verlangt."

„Mit Dir streite ich nicht, ich habe nur mit meinem Sohne zu tun. Bedenke nur, mein teures Kind, welch schlimmen Schritt Du zu begehen im Begriffe bist. Du bist Soldat, der je nach den Wechselfällen des Krieges heute hier, morgen dort sein muß. Wie kannst Du da eine junge Frau allein und unbeschützt zurücklassen."

„Er wird mich nicht zurücklassen," erklärte Katharine eifrig; „denn ich werde ihn auf Schritt und Tritt begleiten, werde alle Mühseligkeiten mit ihm teilen, Leid, Kummer und Widerwärtigkeiten ertragen, wie solchen im Krieg nicht auszuweichen ist, werde für seine Bedürfnisse sorgen und ihn getreulich pflegen, wenn er verwundet werden sollte. Aber verlassen werde ich ihn niemals."

„Die Frau ist jung, griechisches Blut fließt in ihren Adern, und wenn Du fern weilst, so wird sie Dich betrügen und hintergehen."

Diese Worte brachten Katharine völlig aus dem Häuschen.

„Na, Frau Bürgermeisterin, sagen muß ich Ihnen schon," kam es unaufhaltsam über ihre Lippen, „daß ich meinem Gatten viel länger treu bliebe, als gewisse andere Leute, und nicht schon zehn Tage nach der Todesnachricht meines Gatten dem erstbesten Freier die Hand reichen würde."

Das war schweres Geschütz gewesen, und die beiden feindlichen Frauen sperrten nur den Mund auf, vermochten aber nichts zu erwidern. Der Hieb hatte zu gut getroffen.

Nun änderte die Frau Bürgermeister die Taktik und suchte sich auf den Standpunkt des Gesetzes zu stellen.

„Bedenke, mein guter Sohn," sprach sie, „daß Du noch nicht einmal großjährig bist und daß im Sinne der Gesetze bei den Reformirten die Einwilligung der Eltern erforderlich ist, wo es sich um eine Eheschließung handelt."

„Ich weiß das und werde sofort beweisen, daß ich mir die Sache reiflich überlegt habe."

Damit griff er in die Säbeltasche, die neben ihm lag, und entnahm

ihr ein kleines, in Leder gebundenes Gebetbuch, das so winzig war, daß man es in der hohlen Hand verbergen konnte. Die Gebete, die darin enthalten waren, wiesen stark verblichene Lettern auf, und auf die erste Seite des Büchleins hatte man mit frischer Tinte die Worte geschrieben; „Ich, Andreas Baranyi, vermache dieses Gebetbuch meinem geliebten Sohn Nikolaus mit der Weisung, es seiner Braut zu geben, wenn er sich verheiraten wollte. Meine Einwilligung dazu gebe ich schon jetzt, vorausgesetzt, daß es eine ehrsame, züchtige Jungfrau ist, wer immer es sein mag. Trifft dies zu, so erteile ich meine väterliche Einwilligung."

Zwei Zeugen waren auch unterschrieben.

„Hier habe ich die Einwilligung meines Vaters," fuhr Nikolaus fort und zeigte seiner Mutter das kleine Gebetbuch, aber nur von Weitem, ohne es aus der Hand zu geben. Die Frau war ganz starr, als sie das sah, und nur nach einer Weile vermochte sie die Worte hervorzustoßen:

„Aber ich gebe meine Einwilligung nicht."

„Du hast in meine Angelegenheiten nichts mehr dreinzureden," entgegnete Nikolaus. „Du hast zum zweiten Male geheiratet und Dich dadurch aller mütterlichen Rechte über mich begeben. Gehe fein zu Deinem neuen Gatten zurück, der nicht mein Vater ist, und lebe friedlich und zufrieden mit ihm. Weiter haben wir nichts mehr mit einander zu tun und damit Punktum."

Nun ließ sich die andere Frau, Christine Fekete, vernehmen. Und ihre Stimme klang scharf und kreischend, wie die eines Geiers.

„Auf das Punktum folgt noch der Streusand, mein teurer Neffe!" sagte sie. „In der Einwilligung Deines Vaters ist die Bedingung enthalten, daß Deine Auserwählte eine ‚ehrsame züchtige Jungfrau' sei. Und darüber läßt sich noch manch Wörtlein reden."

Zornig sprang Katharine empor und trat so dicht auf Christine zu, daß ihr heißer Atem ihr Gesicht berührte.

„Und Sie wagen zu behaupten, daß sich darüber noch manch Wörtlein reden läßt?" kam es zürnend über ihre Lippen. „Wenn Sie auch nur das Mindeste zu sagen wissen, was mir zur Schande gereicht, so sagen Sie es!"

„Drei Jahre lang war ich Deine Stiefmutter, und da weiß ich so manches, was niemand Anderem bekannt ist!"

„Ja, Sie waren mir eine richtige Stiefmutter, die für mich niemals auch nur ein gutes Wort hatte. Sie schalten, schlugen, mißhandelten mich, sperrten mich in finstere Kammern ein und ließen mich hungern."

„Weil Du es verdientest; Du warst stets ein boshaftes Geschöpf!"

„Das ist nicht wahr! Boshaft und grausam waren Sie! Mein Vater ließ sich auch nur deshalb von Ihnen scheiden, weil er Ihre Herzlosigkeit nicht länger ertragen konnte."

„Du warst leichtfertig und kokett: Wenn die roten Dragoner durch

die Straße marschirten, stelltest Du Dich ans Fenster und nicktest ihnen lachend zu!"

„Das taten Sie, nicht aber ich! Und Sie drohten, mich zu erwürgen, wenn ich meinem Vater berichte, was ich von Ihnen sah. Ich ging auch nicht zu den Feldarbeitern zum Tanze hinaus, trotzdem Sie mich immer mit sich locken wollten."

„Still, Du Harpyie, ich werde Dich schon Mores lehren!"

Dem überaus peinlichen Auftritt machte der alte Ungvári ein Ende. Er sprang von seinem Armstuhl auf, eilte zur Wand hin, an der die symbolisirenden Bilder Martin Luthers und Johann Calvins hingen, und als wären es noch immer die früheren Heiligenbilder, an die er gewöhnt war, drückte er beide Handflächen auf sie und sprach flehenden, schluchzenden Tones:

„Oh, heiliger Martin Luther, heiliger Johann Calvin, steh uns bei, hilf uns, Deinen bedrückten Getreuen!"

Diese Wendung erzeugte mit einem Male eine so heitere Stimmung, daß Nikolaus zu lachen begann. Seine Heiterkeit ging zuerst auf Katharine, dann auf Frau Fekete über, bis sich schließlich auch Tante Christine die Hand vor den Mund drücken mußte, um ihr Kichern zu unterdrücken. Es war aber auch zu spaßig, den zum Calvinismus übergetretenen armen, alten Griechen zu sehen, der Tränen vergoß und sich in seiner maßlosen Bedrängniß an die neuen Heiligen um Hilfe wendete!

Nicht also, verehrter Herr Michael Ungvári! Martin Luther und Johann Calvin sind zwar mächtige Gestalten, und wenn jemand mit den irdischen Gewalten oder kirchlichen Mächten, Bischöfen, mit dem Papst selbst einen Strauß auszukämpfen hat, so eilen sie ihm sicherlich zu Hilfe; doch wer sich von scharfen Frauenzungen bedroht fühlt, dem vermag weder Martin Luther, noch Johann Calvinus Beistand zu gewähren, denn da sind sie froh, wenn man sie selbst ungeschoren läßt!

... Als die Magd Ilona, die an der Tür horchte, die Wahrnehmung machte, daß der Streit in Lachen übergehe, erachtete sie es für angemessen, auf großer Tasse den schwarzen Kaffee hereinzubringen. Und der Anstand erfordert, daß man Damen, die zu Besuch da sind, zum schwarzen Kaffee einladet. Katharine war dieser Anstandsregel eingedenk und schob jeder der Besucherinnen eine mit dem schwarzen Trank gefüllte Schale hin mit den Worten: „Hier, Frau Mutter!" Das galt Beiden gleicherweise: der einen im Plusquamperfektum, der anderen im Futurum. Die ließen sich nicht lange bitten, sondern setzten sich zu Tische, und während sie den trefflichen Mokka schlürften, wie man ihn nur im Hause des Michael Ungvári und beim türkischen Sultan bekommt, richteten sie in aller Gemütlichkeit die Stadtrichterin und sonstige Spitzen der Stadt aus, die einen ihrer Ueberzeugung nach unerlaubten Luxus trieben. Sie hatten Waffenstillstand geschlossen.

XI.

Wir machen keinen Hehl daraus, daß jetzt langweilige Dinge kommen. Allein der sehr geehrte Leser muß sie über sich ergehen lassen, um die späteren Ereignisse zu begreifen und nicht für unmöglich zu erklären. Es ist das ungefähr so, wie wenn die Klassiker eine Landschaft ganz genau beschreiben, damit sich die Gestalten der Personen von dem Hintergrunde besser abheben. Auch dies ist eine Art Landschaft, die sogenannte Staffage.

Vor allen Dingen muß ich den Gesetzgebern, den weltlichen wie kirchlichen, den Fehdehandschuh hinwerfen.

Welch ein Unsinn war — und ist — es, daß man die Absicht zweier Menschen, die Ehe mit einander einzugehen, volle zwei Wochen früher allenthalben bekannt machen muß? Was soll die an drei Sonntagen hinter einander erfolgende Verkündigung in der Kirche und die zweiwöchentliche Bekanntmachung bei der Civilehe am Standesamt? Was für einen Vorteil hat das? Keinen anderen, als daß die beiden Ehekandidaten während dieser zweier Wochen einander gründlich entfremdet werden. Verlassene Geliebten, verbitterte Nebenbuhler, hochmütige Verwandtschaft, boshafte Verleumder bekommen zwei Wochen Zeit, um Braut und Bräutigam bis in die Unendlichkeit zu verunglimpfen und sie vielleicht von einander zu reißen. Damit sie ins Paradies gelangen können, müssen sie erst das Purgatorium durchwaten, — falls sie davor nicht die Flucht ergreifen.

Wahr ist es allerdings, daß die gesetzgeberische Praxis auch ein Remedium gegen diesen Jammerzustand gefunden hat und zwar die Enthebung von dem Zwang dieser Verkündigung, die der Bischof oder Bürgermeister gewähren darf. Die Ehekandidaten melden heute ihre Verlobung an und heiraten morgen. Dies gilt für die Vornehmen. Doch weshalb läßt das Gesetz nicht die ganze Gesellschaft des Vorteils teilhaftig werden, dessen sich die Vornehmen erfreuen? Und weshalb muß der Arme oder Gebrandmarkte nur den Fluch des Ehegesetzes kennen lernen?

Zur Zeit unserer Geschichte war diese Enthebung — Dispensation — bei den Calvinern überhaupt nicht gebräuchlich. Die puritanischen Sitten dulden keine Begünstigung.

In Debreczin war der calvinische Geistliche dasselbe, wie der Papst in Rom: Herr und Gebieter über die Seelen.

Was der calvinische Geistliche sei, vermöchte ich weder schöner, noch besser zu sagen, als es der hochgelehrte Stefan Szüß in seinen Denkschriften getan. Dort besagt er wörtlich:

„Die Berufstätigkeit des Geistlichen beschränkt sich nicht auf den Raum innerhalb seiner Kirchenwände allein; er steht vielmehr in enger Fühlung mit sämmtlichen Schichten der bürgerlichen Gesellschaft. Von dem ersten Augenblick an, da er den Fuß auf die Kanzel setzte, bis zu jenem letzten, da sich sein müdes Auge zum ewigen Schlafe schließt, giebt es keinen

Moment, da er seinen Getreuen das trostspendende Wort entziehen könnte. Bei der Taufe spricht er den ersten Segen über den Neugeborenen. Unter seinen Seelenlehren entwickelt sich das Kind zum Jüngling, er erteilt den Liebenden seinen Segen, er versöhnt die streitenden Gatten mit einander, er tröstet die durch Schicksalsschläge kleinmütig Gewordenen, er lindert den Kummer der einen geliebten Toten betrauernden Hinterbliebenen. Und wie bescheiden ist der Lohn für die Erfüllung all dieser erhabenen Pflichten! Ihn lockt auf seiner schweren Bahn weder Rang, noch mit seinem Beruf verbundenes hohes Gehalt. Er leistet dem Staate die wichtigsten Dienste, ohne eine Bezahlung dafür zu beziehen. Er erhält sich und seine Familie aus den freiwilligen Spenden seiner Getreuen; sein Wahlspruch lautet: Einfachheit und Sparsamkeit. Und nebst alledem muß er seine Geisteskräfte auch auf wissenschaftlichem Gebiet betätigen. Der calvinische Geistliche repräsentirt in Ungarn die Litteratur. Auch alle Professoren sind Geistliche."

Bei den Calvinern war es zu jener Zeit noch Sitte, in alljährlicher Sitzung darüber zu beraten, ob man den gegenwärtigen Seelenhirten auch fürs nächste Jahr beibehalten sollte. Wohl war das fast nur eine Formsache zu nennen, denn es lag doch auf der Hand, daß man den Mann, der während des ganzen Jahres mit solcher Selbstlosigkeit wirkte, noch mehr an sich fesseln müsse: allein immerhin gab es Fälle, da die Bürger von ihrem Recht Gebrauch machten, wenn — was sich vielleicht nur einmal oder zweimal ereignete — sie Grund hatten, mit dem Lebenswandel ihres Seelsorgers unzufrieden zu sein, wie das Beispiel des hochwürdigen Herrn Andreas Kevi beweist, über dessen Wirksamkeit sich Dokumente aus jener Zeit nicht sehr lobend äußern.

Der gegenwärtige Superintendent war das Muster des puritanischen Seelsorgers. Er wachte strengen Auges über die Reinheit der Sitten. Bei ihm hatte es sich bereits ereignet, daß er, wenn eine als leichtfertig bekannte Frauensperson in die Kirche trat, mitten in der Predigt abbrach und die Sünderin beim Namen nannte, um sie aufzufordern, die Versammlung der Andächtigen zu verlassen. In Allem, was er tat, befolgte er die asketische Strenge Johann Calvins. Er verbot die Mitternachtsversammlungen zu Weihnachten in der Kirche, das Schießen am Sylvesterabend, das abergläubische Bleigießen, das Fasten am Freitag, die Passionsspiele in der Charwoche, das Begleiten der Toten durch die Straßen unter lautem Gesang und ebenso das Wachen beim Toten unter zügellosem Trinken. Die gegen diese Verbote sich vergingen, wurden mit allerlei Strafen belegt.

Seine Kenntniß der orientalischen Sprachen erhöhte sein Ansehen als Priester ungemein; er war dieser Sprachen so mächtig, daß er an einem Festtage seinen Zuhörern eine Predigt in hebräischer Sprache hielt. Das sollen ihm die Priester der anderen Glaubensbekenntnisse nachmachen! Die können nur lateinisch beten.

Was der Superintendent von der Kanzel aus verkündete, bemühte sich der Vorstand gewissenhaft auszuführen.

Besonderes Augenmerk war auf die Einhaltung jenes Punktes der zehn Gebote gerichtet, der den Bekenner der Bibel vom Getreuen des Korans unterscheidet, der die tierische Freiheit der Liebe verbietet und nur die mit Treue gepaarte Liebe duldet. Diese Empfindung wurde schon als uralte Tugend geübt, noch bevor sie zum Gesetz erhoben wurde. Josef floh die Umarmung der Frau des Potiphar, Abraham verbannte Hagar in die Wüste, Samson muß wegen Delila büßen, und den großen Psalmsänger, den König David, trifft der Fluch des Propheten, die Strafe Jehovas für seine verbotenen Liebesfreuden. Wie sollte der Debrecziner Magistrat dieselben also nicht bestrafen?

„Wer dieses Verbrechens überführt wird, soll — gleichviel ob Mann oder Frau — auf offenem Marktplatz vom Henker enthauptet werden," lautete die darauf bezügliche Verfügung.

Bestünde sie noch heute in Kraft, so gingen die Hutfabrikanten wohl sehr bald zu Grunde.

Es ist ein wahres Glück, daß, als der Prophet Moses mit den steinernen Gesetzestafeln vom Berge Sinai zurückkehrte, der ewig schalkhafte Dämon Asmodei noch Gelegenheit fand, mit seinen spitzigen Krallen ein elftes Gebot auf die glatte Tafel zu schreiben, welches also lautet: „Tue es so, daß es niemand weiß."

Unter dem Schutz dieses elften Gesetzes konnten die Debrecziner Huterzeuger denn doch bestehen — vor zweihundert Jahren.

Aus dem Gesagten erhellt, daß es eine furchtbare Anklage war, wenn man von Jemandem behauptete, er habe sich gegen diesen Punkt vergangen. Wenn eine derartige Anklage gegen Jemanden erhoben wurde, so schwebte dessen Leben in Gefahr. Diese Anklage hatte in den alten Chroniken von Debreczin und den Gerichtsprotokollen eine ganz eigene Bezeichnung gefunden, und zwar lautete sie: „Zavagy."

Dieser Ausdruck ist in keinem der großen Wörterbücher zu finden; er ist ein rein Debrecziner Wort und bedeutet, daß man von einer Frau behauptet, sie habe ein verbotenes Liebesverhältniß. Kann der Ankläger beweisen, daß der „Zavagy" wahr ist, so wird die Sünderin vor Gericht geladen. Ist sie noch Mädchen, so kommt sie vielleicht mit einem blauen Auge davon, das heißt, sie muß die Kirche um Verzeihung bitten, muß mit dem Galgen auf der Schulter durch die Straßen der Stadt ziehen und wird dann aus der Stadt verwiesen; ist die Betreffende aber verheiratet, so ist ihr der Tod durch Henkershand gewiß.

Entsprach der „Zavagy" aber nicht der Wahrheit, konnte der Ankläger seine Behauptung nicht klar und unzweifelhaft nachweisen, so harrte des Verleumders eine furchtbare Strafe: die Zunge wurde ihm bis in den Schlund ausgeschnitten. Später wurde diese grausame Verfügung insofern gelindert,

als die Zunge nicht ausgeschnitten, sondern nur von der Hand des Henkers herausgezogen und mit einem schweren Schloß behangen wurde. In dieser Verfassung mußte der Verleumder dann durch die Straßen der Stadt ziehen.

Wäre dies auch heute noch in Schwang, so hätten die Schloßfabrikanten das beste Leben.

Die in Debreczin bestehenden strengen Gesetze sorgten nicht blos für die Ahndung der Ehrlosigkeit, sondern auch für den Schutz der Ehre.

Das vorerwähnte Gesetz wurde mit unnachsichtlicher Strenge gehandhabt.

Erhielt eine Frau Kenntniß davon, daß man sie irgendwo, in Gesellschaft oder anderwärts, eines verbotenen Liebesverhältnisses beschuldige, so trug sie ihre Klage dem Richter vor. Und der Debrecziner Richter betraute mit der Untersuchung nicht etwa die städtischen Behörden, die möglicherweise nicht ganz unparteiisch waren, sondern ließ einen juratus tabulae regiae notarius bringen, der Vollmacht besaß, Jedermann vor sich zu rufen und zu verhören. Dieser stellte die puncta de utri auf und verhörte die Belastungszeugen aufs Eingehendste. Darauf ließ der Beklagte die von ihm angeführten und zu seiner Entlastung dienenden Zeugen verhören. Nun folgte die Beurteilung dessen, ob überhaupt und in wieweit die Aussagen der einvernommenen Zeugen Glauben verdienten. Man unterzog den bisherigen Lebenslauf jedes einzelnen Zeugen mit Einvernahme neuerlicher Zeugen einer strengen Kritik, und daß unter diesen Umständen ein solcher Proceß zur Wiederherstellung einer angegriffenen Ehre Jahre lang währen konnte, kann Niemand Wunder nehmen.

Dies wußten die männlichen und weiblichen Mitglieder der Familie Fekete gleicherweise und darum hüteten sie sich, Katharine persönlich zu verunglimpfen oder zu verdächtigen. Dazu giebt es auch andere Mittel und Wege. Man kann dem Bräutigam anonyme Briefe schreiben und sie ihm durch die Türspalte zustecken, kann schamlose Bilder, obscöne Pasquille in seinen Wagen schmuggeln oder in sein Brot backen, so daß er der Bescherung erst gewahr wird, wenn er das Brot anschneidet. In diesen Pamphleten wird seine Braut aller erdenklichen Sünden beschuldigt, werden ihr die ärgsten Schamlosigkeiten zur Last gelegt; er selbst wird schonungslos verspottet, indem man ihm Hörner auf die Stirne malt oder ihm einen Säugling in die Arme giebt, während ihm die Braut hinter seinem Rücken mit beiden Händen Eselsohren macht. Dann sprengt man das Gerücht aus, seine Verlobte sei vom Teufel besessen oder von einer ansteckenden Krankheit heimgesucht; sie werde ganz sicherlich eine Hexe oder Giftmischerin abgeben. In unserem Falle wurde nichts von alledem unterlassen, und alle diese Dinge entstammten der Werkstätte des Contraskriba. Und schließlich wurde noch eine Art der Verfolgung angewendet: das Singen auf der Straße. Allnächtlich sang man vor dem Hause Ungváris die schamlosesten Spottlieder, deren Dichter sich statt von der Muse, vom Hund oder vom Schwein die Begeisterung holten; Straßenjungen in den Flegel-

jahren waren die Sänger, die feige Reißaus nahmen, sobald sich der Nachtwächter blicken ließ. Die friedlichen Bürger hatten denn auch schon darob Klage geführt und der Stadtrichter unter Trommelwirbeln bekannt machen lassen, daß diese Lieder nicht gesungen werden dürften. Die Antwort bestand darin, daß in der nächsten Nacht noch ärger geschrieen und gegröhlt wurde. Wer wohl die verstockten Rangen sein mochten? Der Contraskriba hatte ja gleich den übrigen Studenten die Pflicht, allnächtlich die Runde in den Wirtshäusern zu machen, um sich zu überzeugen, ob sich dort nicht etwa ein Mitglied des Kollegiums bei Wein und Musik amüsire. Es war nämlich gar nicht schwer, des Nachts aus dem Kollegium zu entweichen. Doch wurde niemals Jemand gefunden. Oder hatte man auch da den Bock zum Gärtner bestellt?

All diese niedrigen Wühlereien ließen Nikolaus Baranyi unberührt. Er kannte seine Verlobte von Kindheit an; er wußte, daß ihr Herz ein Diamant sei, an dem keinerlei Schmutz haften bleiben kann.

Allwöchentlich, am Sonntag, erbat er sich Urlaub von seinem Brigadier, der ihm diesen niemals verweigerte, und fand sich in der großen Kirche ein, um seinem Eheaufgebot beizuwohnen. Hierbei befand er sich stets in Begleitung seiner Braut und deren Vater, die er Beide mit seinem Wagen abholte und wieder nach Hause brachte. Zuweilen kam er auch unter der Woche in die Stadt, um seine Braut zu besuchen. Dabei kam er seinen Obliegenheiten als Verpflegungskommissar des Armeekorps auf's Pünktlichste nach, so daß ihm Oberst Bessenyey ein Belobungsschreiben nach dem anderen zugehen ließ.

XII.

Eine Hochzeit in einem vornehmen, reichen Hause war ehedem mit großen Vorbereitungen verbunden.

Vor allen Dingen galt es, die Beistände zu wählen, und zwar sollten das möglichst angesehene Männer sein. Von Seiten der Braut wurde der wohledle und gelehrte Herr Samuel Kazay, der Apotheker, zum Beistand ausersehen. Es war das ein wackerer, rechtschaffener Mann von aufgeklärter Denkungsart, der sogar eine Bibliothek und eine nummismatische Sammlung besaß. Mit Michael Ungvári stand er von alters her auf freundschaftlichstem Fuß; dieser brachte ihm aus dem Auslande all die Heilmittel und Kräuter, die jener für seine Apotheke benötigte. Nachdem er in jüngster Zeit das Bürgerrecht in Debreczin erworben, hatte er ein am Saume des städtischen Waldes gelegenes unbebautes Grundstück angekauft, für das die Stadt keine Verwendung hatte, und es dem Kollegium geschenkt, damit man auf seine Kosten darauf einen botanischen Garten einrichte. Mit der Einrichtung wurde Herr Michael Gyarmathy betraut, der ein großer Botaniker war Auf diese Weise ward die studirende Jugend um einen botanischen Garten reicher, und die zum Heile der Menschheit erforderlichen Kräuter und Pflanzen wurden in der Stadt selbst producirt, so daß man kein Geld

dafür ins Ausland schicken mußte. Der Beistand des Bräutigams war Gyarmathy.

Diese beiden Männer waren Baranyi und der Familie Ungvári in treuer und aufrichtiger Freundschaft ergeben und hielten bis zu Ende in unerschütterlicher Ueberzeugung an der gerechten Sache fest.

Außer den Beiständen mußte man auch zwei Brautjungfern und zwei Brautführer haben, und bei so vornehmen Persönlichkeiten, wie Nikolaus Baranyi und Katharine Ungvári, konnte dies auf keine Schwierigkeiten stoßen; beide Parteien hatten Jugendfreundinnen und Kameraden genug in der Stadt, die sich ein solches Amt nur zur Ehre anrechnen würden.

Auch die Einladungen müssen rechtzeitig ergehen, und damit wird der Kleinrichter betraut. Er bindet sich farbige Bänder zu einem hübschen Strauß an seinen Stock und sucht der Reihe nach alle hervorragenden Persönlichkeiten der Stadt auf, um sie zu dem großen Mahl einzuladen, das im Hause der Braut gegeben werden wird.

Selbstverständlich sind für dieses Mahl gleichfalls die umfassendsten Vorbereitungen unerläßlich. In der Stadt giebt es eine berühmte Köchin; sie heißt Maria Szekrényesi. Sie ist ein lebendes Kochbuch, und ihr wird die bedeutungsvolle Herrschaft über Küche und Keller anvertraut.

Frau Kömüves wurde nicht müde, die auf die Hochzeit bezüglichen Nachrichten in der ganzen Stadt zu kolportiren und nach Gebühr auszuschmücken. Ging sie zu Bürgermeisters, so berichtete sie dort, was für Riesentorten man im Hause der Familie Ungvári backe! Ganze Paläste aus gebrannten Mandeln und Waffeln ständen da, und was an süßem Zuckerwerk vorbereitet werde, spotte jeglicher Beschreibung. Das Wildpret lasse man aus Wallendorf, die Fische aus Tiszafüred kommen, Rosinen ständen in ganzen Tonnen für den Hochzeitskuchen bereit, Truthühner würden mit Nüssen gemästet, die Weine kämen aus Tállya und das Eis für die verschiedenen Sülzen sei schon in der Eishöhle zu Mezias bestellt. Bis auf die Straße hinaus hört man das Lärmen der großen Mörser, in denen Zucker, Pfeffer und Zimmt gestoßen werden. Ja, solch' ein Riesenmahl wie dort bekommt Debreczin nur alle hundert Jahre einmal zu sehen!

Gelangt sie aber in das Haus des alten Ungvári und kann sie dort einer der Frauen habhaft werden, so verrät sie unter hellem Entzücken die Geheimnisse, die sie ausgekundschaftet. Die Frau Bürgermeisterin läßt sich eine Haube mit goldenen Spitzen anfertigen und dazu ein Kleid aus venetianischem Scharlachzeug; die Tante Christine wird den feinsten Musselinschleier tragen, mit den schönsten Zitternadeln geschmückt, und die Frau Stadtrichter hat sich ihren Staat aus Kecskemét verschrieben. Und was für Pracht erst die Damen Sarkadi, Temesvári, Floris und Oláh entwickeln werden! Das hat noch Niemand in Debreczin geschaut! Der Brautführer, Peter Dengelege, hat für die Braut auch schon ein herr-

liches Geschenk bestellt. Angefertigt war es in Arad worden, und in einem großen Metallfutteral kam es hier an. Frau Kömüves hat sogar schon den Inhalt des Futterals gesehen: er besteht aus den schönsten Kleinodien. „So fest sollen mir die Zähne im Munde stehen, wie meine Zunge die Wahrheit spricht!“ beteuerte sie.

Eine Hochzeitsfeier wie diese wird Debreczin wohl noch niemals gesehen haben . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Nikolaus Baranyi aber, der zur selben Zeit seiner Verlobten einen Besuch abstattete, sprach also zu ihr:

„Ich habe ein ernstes Wort mit Dir zu reden, Du mein teures Lieb, meine angebetete Katharine! Du siehst, daß ich auch jetzt nur verstohlen zu Dir kommen kann, und am Abend muß ich wieder auf meinem Posten sein. Ich bin eben Soldat, und mir liegt die Verpflegung des ganzen Armeekorps ob. Fühlst Du nun Kraft und Mut genug in Dir, um für meine Liebe alles irdische Gute, alle Pracht und Bequemlichkeit aufzugeben und mich auf meinen unbekannten, gefahrdrohenden Wegen zu begleiten, sobald Du mein geworden bist?“

Katharine schlang beide Arme um den Hals ihres Verlobten, und ihre Lippen auf die seinigen pressend, sprach sie:

„Mein einzig geliebter, teurer Nikolaus! Was Du jetzt gesagt, hast Du wohl aus meinem Herzen geschöpft. Hättest Du nicht gesprochen, so hätte ich damit begonnen. Ja, ich gehe mit Dir, folge Dir, wohin Deine Wege auch führen mögen. Ich werde an den Mühseligkeiten und Bitternissen teilnehmen, die der Himmel Dir auferlegen wird. Selbst wenn ich in einer elenden Lehmhütte, in flatterndem Zelt mit Dir leben müßte, wird mir das Leben an Deiner Seite ein Paradies sein. Ob in Sturm oder in glühendem Sonnenschein — ich werde unentwegt bei Dir ausharren, und da mich die Schlechtigkeit der Menschen von Dir nicht zu trennen vermochte, wird auch der Zorn des Himmels das nicht zu Wege bringen. Und zwar wollen wir diese Existenz, wenn es Dir recht ist, sofort nach unserer Trauung beginnen.“

Wie heiß drückte der glückliche Bräutigam die geliebte Braut an sich, um ihr für diese hochherzigen Worte zu danken.

„Du siehst,“ fuhr Katharine fort, „daß ich bisher keinerlei nennenswerte Vorbereitungen für meine Hochzeit getroffen habe, wie solche bei der Tochter des reichen Ungvári selbstverständlich wären; dagegen bete ich zu Gott, er möge ein heftiges Unwetter schicken, das uns gleich nach der Ceremonie in eine kleine, bescheidene Hütte jagt, wo wir unsere Flitterwochen verbringen könnten.“

Nikolaus fand keine Worte, um seine Dankbarkeit auszudrücken. „Welch ein Diamantherz! Welch eine Engelsseele!“ murmelte er.

Von seiner Braut begab sich Baranyi zu seinem Beistand, dem Herrn

Professor Michael Gyarmathy, den er zwischen seinen getrockneten Blumen und Herbarien antraf.

Ohne sich mit langen Einleitungen abzugeben, kam er sofort auf die eigentliche Veranlassung seines Besuches zu sprechen.

„Weißt Du, teurer Freund, was meine heißgeliebte Braut, meine einzige Katharine, heute von mir verlangte? Sie sagte, wir sollten kein prunkvolles Hochzeitsfest mit geputzten Gästen und lärmenden Musikklängen feiern, sondern gleich nach vollzogener Trauung, sobald wir mit unseren Beiständen ein kleines freundschaftliches Mahl eingenommen, den Wagen besteigen und nach Püspöki, meinem Hauptquartier, fahren. Das große Festmahl mögen die Frauenzimmer, die Arbeiterinnen meiner Katharine, verzehren."

Staunend schob Herr Professor Gyarmathy seine getrockneten Blumen von sich. Dann sagte er:

„Lieber Freund, Deine Braut besitzt die Gabe des Hellsehens. Ich will Dir jetzt enthüllen, was ich Dir bei unserer nächsten Begegnung ohnehin mitteilen wollte. In der Stadt bereitet sich ein großes Komplott gegen Euch vor. Alle haben sich mit einander vereinigt, vornehme und niedrigstehende Personen, Frauen, Männer, Mädchen und Burschen gleicherweise, um Euch zu beschämen. Die Einladung für das Hochzeitsfest wollte man zum Schein annehmen; doch am Hochzeitstage selbst wollten alle Eingeladenen mit einem Male absagen, sogar die Brautjungfern und Brautführer nicht ausgenommen."

Nikolaus war wie aus den Wolken gefallen, und sein Herz schnürte sich zusammen. Mühsam brachte er die Worte hervor:

„Die Brautführer auch? Meine Kameraden! Und die Brautjungfern nicht weniger, die Gespielinnen meiner teuren Käthe?"

„Und was man Deiner Verlobten als Brautgeschenk zu schicken gedenkt, will ich Dir gar nicht sagen."

„Huh, da giebt es noch Mord und Totschlag!"

„Töte, morde Du Niemanden, sondern sei dafür bemüht, das Drachenei des „zavagy" zu zertrümmern, bevor es ausgebrütet wird. Ladet Niemanden zu Eurer Hochzeit, weder Mutter noch Brautführer, noch Brautjungfern, noch Gäste irgendwelcher Art. Sie mögen Alle mit ihrem Komplott scheitern und selbst auslöffeln, was sie Euch zugedacht. Zur Trauung benötigt Ihr ohnedies Niemanden, außer den zwei Beiständen, die Euch als Zeugen zu dienen haben. Am meisten billige ich, daß Ihr sofort in's Lager abreiset. Denn soviel mir bekannt, bereitet sich noch ein Extraschimpf vor gegen Euch, dessen nähere Umstände aber nur den Eingeweihten bekannt sind und der Euch vollends dem öffentlichen Gespött preisgeben soll. Was das eigentlich ist, vermochte ich noch nicht in Erfahrung zu bringen. Vor mir hält man Alles sorgsam geheim. Darum rate ich Euch, gleich nach vollzogener Ceremonie einen kleinen Imbiß zu nehmen, darauf einen

Wagen zu besteigen und zur Mittagsstunde, da die Straßen leer sind, aus der Stadt zu fahren. Und damit Eure Feinde nicht einmal wissen sollen, daß Ihr die Stadt zu verlassen gedenkt, wird dafür gesorgt sein, daß die Magd Ilona nicht daheim bleibt. Dafür wird schon der Apotheker Sorge tragen."

Nachdenklich fragte Nikolaus:

„Was die Leute wohl gegen uns im Schilde führen mögen?"

„Das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß der calvinische Jesuit an List und Verschlagenheit selbst die Jünger Loyolas übertrifft, denn er ist mit allen Salben geschmiert."

Nikolaus dankte Gyarmathy für den guten Rat, und nachdem er sich von ihm verabschiedet, suchte er den zweiten Beistand, Samuel Kazay, auf, dem er gleichfalls berichtete, was er mit seiner Braut beschlossen.

Das Gesicht des würdigen Gelehrten nahm einen Ausdruck herzlicher Freude an, während Nikolaus sprach. „Valde bene, valde bene," sagte er einige Male, um zum Schluß den Plan mit einem weiteren Vorschlag zu ergänzen.

„Um Euer Verschwinden aus der Stadt noch mehr geheim zu halten," sprach er, „wird es besser sein, wenn nicht wir zu Ungvári zum Speisen gehen, sondern wenn Ihr zu uns kommt. Ungvári kann dann gleich über Nacht bei uns bleiben."

„Ja, weshalb denn?" fragte Nikolaus betroffen.

Herr Kazay führte eine mächtige Prise zur Nase und meinte:

„Na, tantum ita, saltem sic." (Was soviel bedeutet, daß wir nicht mehr sagen wollen.)

Ihm war von dem Vorhaben der Eingeweihten sicherlich schon mehr bekannt, doch verraten durfte er nichts, dagegen arbeiten schon eher.

Derart wurden die Dinge fünf Tage vor der Hochzeit geordnet.

Die Verwandten, Freunde und Bekannten harrten inzwischen voll Spannung des Augenblicks, da sich der Kleinrichter einfinden würde, um seine in zierliche Verse gebrachte Einladung vorzubringen; auch die Brautführer und Jungfern, die man ausersehen hatte, warteten auf die diesbezügliche Aufforderung, allein es kam Niemand. Weder bei Bürgermeisters noch bei Stadtrichters lief eine Einladung für das glanzvolle Hochzeitsfest ein, die man dann am letzten Tage ablehnen wollte.

Am Samstag Abend war Frau Kömüves vor Ermüdung fast dem Umsinken nahe, denn sie mußte ununterbrochen von einem Haus in's andre eilen, um überall die Schreckenskunde zu vermelden, daß im Hause des alten Ungvári das ganze, prächtige Hochzeitsmahl ausschließlich von den Arbeiterinnen der Spinnerei und Weberei verzehrt werden solle. Kein Mensch glaubte ihr, und dennoch sprach sie die Wahrheit.

Die Enttäuschung war eine allgemeine und gründliche. Man hatte keine Einladung erhalten und konnte daher auch nichts ablehnen.

Die ganze vornehme Gesellschaft sah sich auf's Bitterste enttäuscht. Im Hause Ungvári wird kein Hochzeitsgelage stattfinden, man kann demselben daher auch nicht fernbleiben.

Die Griechin, die Hexe, hatte sicherlich dank ihrer geheimen Wissenschaft von dem Komplott Kenntniß erhalten, das gegen sie im Werke war.

Nun waren alle Anstrengungen vergeblich gewesen. Ungváris halten keine Hochzeit, sondern nur eine Trauung ab, bei der es weder Speise noch Trank geben wird.

Welch ein Geiz gab sich hierin kund und welch eine Schamlosigkeit! Nämlich, daß sie sich nicht zum Gespött der Welt machen lassen wollten.

Doch der ärgste Hieb — malleus malleficarum — kommt noch.

In seiner gerechten Entrüstung darob, daß er keine Einladung für das Hochzeitsfest erhalten, hatte der Herr Superintendent die Trauungsceremonie dem zweiten Prediger übertragen, der seine Sache in der vorgeschriebenen Form genau ebenso besorgte, wie das bei gewöhnlichen Bürgersleuten der Fall zu sein pflegt, die ohne alle Umstände vor den Tisch des Herrn hintreten. Nach einigen wenigen Formeln, die eilfertig heruntergehaspelt wurden, war den Vorschriften Genüge getan und die Verlobten für immer miteinander verbunden. Sie hatten nicht einmal neue Kleider angelegt, sondern sich in ihren Alltagsgewändern eingefunden.

Nach vollzogener Trauung durften sie sich auf ihre Bänke zurückziehen denn jetzt folgte die salbungsvolle Ansprache, die der Hochwürdige an seine Getreuen hielt.

Er schickte voraus, daß unsere tapferen Kriegsschaaren im Begriffe seien, zur entscheidenden Schlacht auszuziehen. Da ist denn nötig, für den Sieg ihrer Waffen zu beten. Es ziemt sich aber nicht nur zu beten, sondern wir müssen auch durch Taten beweisen, daß unsere Andacht aufrichtig gemeint sei. Woraus können nun diese Taten bestehen? Nach althergebrachtem Brauch durch strenge Einhaltung der Fasten. Dies gilt vor dem Angesicht des Herrn aber auch nicht mehr als ausreichende Buße, denn Gleiches wird auch von den Papisten geübt. Dagegen ist es erforderlich, daß wir jenes strenge Gebot unseres Führers im Glauben, des Johann Calvinus, wonach der Samstag, der bei uns Christen auf den Sonntag verlegt ist, dadurch geheiligt wird, daß an diesem siebenten Tage der Welterschaffung, welcher der Tag Deines Herrn ist, keinerlei Arbeit verrichtet werde, pünktlich und gewissenhaft einhalten. Es wird demzufolge jedem wahren Gläubigen verboten, sich am Tage des Herrn seinem Ehegespons zu nahen.

Die Logik mußte einem Jeden einleuchten.

Die Spießbürger nickten zustimmend mit den Köpfen. Dieser Johann Calvinus war denn doch ein kluger Mann. Nun hatte man den schönsten Vorwand, um bis spät Nachts im Wirtshause zu verbleiben.

Dagegen wendeten sich Aller Augen dem neuvermählten Paare zu.

Wie das Interdictum wohl diesen behagen mag? Gerade am Hochzeitstage! Der Herr Stadtrichter und der Herr Bürgermeister haben schon längst dafür gesorgt, daß die von der Kanzel aus verkündeten Gebote strenge eingehalten und darüber Kontrolle geübt werde.

Die Neuvermählten aber lächelten nur still vor sich hin. Mochten die Propheten immerhin sprechen, das Herz achtete ihrer nicht. Man kann den Legionen der Teufel den Krieg erklären, aber gegen die Herzensgeister kann Niemand ankämpfen.

Eine Stunde nach der Trauung hatten die Neuvermählten die Mauern Debreczins bereits hinter sich. Die Ledervorhänge an den Wagenseiten waren herabgelassen, sodaß sie von Niemandem gesehen werden konnten, als sie zum Großwardeiner Stadttor hinausfuhren. Kazay, Gyarmathy und der alte Ungvári wußten von der Sache; doch auch als das junge Paar fort war, blieben sie noch bei einer Flasche beisammen sitzen, um auf das Wohl der Liebenden zu trinken.

Die Dienstmagd, die Jungfer Ilona, war so gründlich aus dem Hause verschwunden, daß Niemand etwas von ihrem Verbleib wußte. Später werden wir auch erfahren, wohin sie geraten und was sie getrieben. Man hatte es für nötig erachtet, sie zu entfernen und dementsprechend die erforderlichen Maßregeln ergriffen.

(Fortsetzung folgt.)





Josef Kohler.

Von

Theodor Kappstein.

— Berlin. —

Naturwissenschaften oder Sprachen, auch Geschichte lockten mich in gleicher Weise. Da verschmähte ich Alles, was damals mein Herz bewegte, und wandte mich der Jurisprudenz zu. Ich hatte die Wahl niemals zu bereuen; denn ich glaube nicht, daß ich mich in irgend einem Fache so heimisch gefühlt hätte, wie in diesem, und alle meine bisherigen Studien kamen mir bei dieser Wissenschaft zu Statten; denn ich hätte ohne sie als Jurist bei Weitem weniger zu leisten vermocht. Die scharfe Logik der Jurisprudenz, ihre fast dichterische Konstruktion, die Tiefe und Gestaltungskraft der menschlichen Vernunft, ihre Begründung auf der festen Basis menschlicher Verhältnisse, Alles das sind Dinge, welche einen unendlichen Zauber in sich tragen. Und ich kann nicht begreifen, wie man diese Wissenschaft jemals als trocken bezeichnen konnte." Der Mann, der dies eigenartige Selbstbekenntniß abgelegt hat, ist im vergangenen Sommer von der Universität in Chikago für seine Verdienste um die vergleichende Rechtskunde zum Ehrendoktor promovirt worden. Er hat, reiselustig wie er ist, der Feier persönlich beigewohnt. Seit einem Vierteljahrhundert ist Josef Kohler juristischer Ordinarius; seine Lehrtätigkeit setzte in Würzburg ein, wobei als akademisches Kuriosum erwähnt sein mag, daß Kohler zuvor weder Privatdocent noch auch eigentlich außerordentlicher Professor war. Wir besuchen ihn zunächst in seiner Vorlesung. Sein geschätztes Kolleg über Handelsrecht ist auch heute stark besetzt, natürlich nur von männlichen Hörern, da unsere Damen „soweit" noch nicht sind. Mit vornehmer Lässigkeit besteigt Kohler nach Ablauf des akademischen Viertels das Katheder, auf dem er Platz nimmt. Wir meinen, der große Kurfürst



sei wieder zum Leben erstanden, wie wir die imponirende Gestalt sehen: ein mächtig entwickelter Kopf, wirksam umrahmt von dem stark ergrauten wallenden Haar, über der kräftig gebauten Nase die schöne Stirn, auf der die Gedanken schatten, und Alles beseelt durch zwei lebhafte, blitzende Augen, in denen sich jugendliches Ungestüm, das nach vorwärts drängt und auf modernen Fortschritt deutet, mit der weichen, sinnigen Verträumtheit eines echten Romantikers verbindet. Der breite Kalabreser und der bequeme Künstlermantel auf der Straße vollenden den Eindruck des Ungewöhnlichen bei Kohler, das einen fragen läßt: Ist das ein Dichter oder ein Parlamentarier? Sein Vortrag in der Vorlesung ist ein Diktat; seine Studenten wollen es offenbar nicht anders haben, denn sobald er einmal drei Worte in etwas beschleunigtem Tempo spricht, „schurren" die eifrig mitschreibenden Herren unmißverständlich, und der Docent wiederholt sich fügsam. Ich für meinen Teil habe den persönlich anregenden freien Vortrag immer solchen gebundenen Diktatvorlesungen vorgezogen, die schließlich nur ein gutes Heft ergeben oder ein brauchbares Examenbuch, was man doch auch gedruckt haben kann, aber nicht mehr. Doch Kohler wird eine reiche praktische Erfahrung zur Seite haben, wobei der formale Charakter gerade der juristischen Wissenschaft ein gewichtiges Wort mitsprechen dürfte. Wie wenige Menschen können doch in ein geistiges Gebiet selbstständig dringen! So schneidet er ihnen denn als guter Hausvater das Brot manierlich vor, kocht die Suppe und steckt ihnen auch noch den Löffel in die Hand.

Mit Feldherrnaugen blickt unser Kurfürst Friedrich Wilhelm um sich; dauert ihm das Warten zu lange, so klopft er nervös mit den Fingern auf den Tisch und zupft an seiner üppigen Künstlerschleife. Es handelt sich um den Schutz gewerblicher Urheberrechte, speciell um den Patent-, Muster- und Markenschutz. Hier liegen Josef Kohlers epochemachende Erstlingsarbeiten, die seinen Weltruf als Gelehrter begründet haben. Reizvoll hat uns der Professor in seinen liebenswürdigen Essays „Vom Lebenspfad" die Entstehung dieses standard work erzählt. Er lebte als armer Student, von Freiburg kommend, in Heidelberg und hörte bei Vangerow römisches Erbrecht. Aber es wird ihm nicht recht wohl bei diesen Antiquitäten, die ihm als unbedingte Autorität mit frommer historischer Scheu vorgetragen werden. „Immer und immer wieder schweiften meine Gedanken vom Pandektensaal auf die Straße, wo die Kutscher am Universitätsplatze sich sonnten, als wollten sie etwas von der Universitätsweisheit abbekommen; und der Gedanke: Es ist das Alles doch nicht richtig, dort draußen gilt das französische Civilrecht und lehrt etwas ganz Anderes, hat ganz andere Testamente und kennt keine Enterbung, dieser Gedanke wich nicht von mir! Freilich unterlag auch ich zeitweise der verführerischen Macht der formalen Dialektik, und Nächte lang studierte ich die Papinianstellen. Doch der Gedanke, daß es auf unserer Welt ganz anders aussehe, und wir nach anderen Grundsätzen lebten, daß wir also nicht blos rechtliche Epigonen, sondern

Schöpfer und Bildner eines neuen Rechtes seien, wollte mich nicht verlassen." Der fleißige Student hat nach Absolvirung seiner Studien die juristischen Prüfungen mit Ehren bestanden und steht in einer reichen Anwalts- und Richterpraxis zu Mannheim. „Da fiel es mir," schreibt er, „wie Schuppen von den Augen. Ich war in den Kreis eines mächtigen Handelsbetriebes gestellt; Stunden lang betrachtete ich den Rhein von der Brücke aus, verfolgte im Geiste die Wasser bis in die mächtige See mit ihren stolzen Schiffen; majestätisch fuhren die Rheindampfer an, Güter wurden aus- und eingeladen; Fragen ganz neuer Art schwärmten heran, von denen der Vangerowschüler in dem Pandektensaal nichts gehört; Vermögen von vielen Tausenden hingen an einem Haar; der Kampf der Redlichkeit gegen den schleichenden Trug, des Geistes gegen den blinden, aber listigen Vampyrismus im Verkehr, der Arbeit gegen den schnöden Müßiggang: Alles das stürmte auf mich ein, und Nachts kämpften die Rechtsfragen im Traum, wie die Geister der Hunnenschlacht, die sich untertags nicht ersättigt haben. Da heißt es: im Flug auf die Gerichte stürzen, am Hafen an einem Augenschein teilnehmen, ob das amerikanische Getreide gut angekommen ist, in den Kommentaren des französischen Rechts herumwühlen. Ein modernes Leben schlang sich um mich; fast mit Jubel begrüßte ich jede Frage, die sich mitten aus dem Leben entwickelte. Und war ich so im Strudel geschwommen, so suchte ich Nachts die Gedanken wissenschaftlich weiter zu führen. Darum, als ich das erstere größere Buch schrieb, war es nicht, wie ich früher geträumt hatte, eine Auslegung von Papinians Quästionen, sondern ein Lehrbuch des Deutschen Patentrechts, jenes Rechtes, das nun aber erst durch das Patentgesetz vom Jahre 1877 für uns eigentlich geschaffen war; umgewandelt und neugeboren verließ ich die Stadt, in der ich die mächtigsten Anregungen meines Lebens erfahren, und wandle mich dem akademischen Berufe mit dem festen Vorsatze zu, nicht als Epigone, sondern selbstschöpferisch zu wirken."

Kohler giebt den Studenten eine prächtige Analyse des Patentschutzes: der menschliche Geist, führt er aus, wird an sich schon durch das Geistige mächtig angezogen, aber auch das materielle Genießen des Menschen steht mit der geistigen Welt in wesentlichem Zusammenhange; denn die Beherrschung der Naturkräfte durch Geistesgewalt, ihre Lenkung und Leitung zur Herbeiführung gewisser, dem menschlichen Gemüt offenstehender Effekte kann alle Genuß- und Lebensverhältnisse verändern. Folglich kann auch eine durch den menschlichen Geist vorgenommene Kombination von Naturkräften eine große Fülle materieller Güter in sich schließen, mithin selbst ein Gut, ein Genußerzeugungs- und Bedürfnißbefriedigungsmittel sein. So wird eine derartige Kombination Gegenstand eines individuellen Rechtes eines Einzelnen. Wer als Erfinder eine neue Kombination von Naturkräften zeigt, welche zur Erreichung eines bestimmten Resultats befähigen, erhält auf Zeit ein exklusives Genußrecht von der Gesamtheit zugesichert in Bezug auf eine bestimmte Art der Einwirkung auf die Natur. Spielt die

Arbeit bei der Verteilung der irdischen Verkehrsgüter eine Hauptrolle, so gebührt das Kombinationsgut dem Erarbeiter der neuen Kombination, der an der Schöpfung selbst beteiligt ist. Ein wesentlicher Charakterzug eines solchen Zeitalters der Technik und Industrie ist die Geltung, welche der menschliche Geist im Wirtschaftsleben gewinnt. Es ist nicht blos die für den Betrieb der Industrie erforderliche Begabung des Geistes und Gemüts; es sind jetzt insbesondeee auch die den Techniker, den Erfinder charakterisirenden Eigenschaften: Phantasie, Fülle von Ideen, schnelle Möglichkeit der Vergegenwärtigung, leichtes Sichbewegen in technischen Vorstellungen, Ausdauer des Geistes und zugleich die Gabe des schnellen Wechsels in den Gedankenbildern, welche zur Geltung kommen. Das sind Eigenschaften, die schon bei geringem äußerlichen Kapital große Erfolge zu erzielen vermögen. Auf diese Weise ist das Erfinderrecht ein Triumph des Genius über das Kapital — es gewährt die Möglichkeit, daß ein Geist, der arm und blos auf die Erde gesetzt war, zum Fürsten der Industrie wird. Das Erfinderrecht giebt auf solche Weise ein wichtiges Gegengewicht gegen das Ueberwiegen des Kapitalismus. In dem Erfinder, der nichts als seine geistige Schöpfung in die Wagschale wirft, gelangt die rein geistige Arbeit zu ihrem Rechte; und wenn auch der Kapitalismus sich der Erfindung bemächtigt, er muß dem Erfinder zinsen, will er sich derselben bedienen. Darum wird das Erfinderrecht auch stets ein Gegengewicht sein gegen den Kollektivismus. Durch eine Erfindung kann stets eine Koalition vereinigter Industrieller gesprengt und eine neue Produktionsweise inaugurirt werden. Daß auch die Erfinder durch den Kollektivismus aufgesogen werden, ist kaum zu befürchten. Immer werden sich wieder Ideen regen, und werden Einzelkräfte vorhanden sein, die diese Ideen in Bewegung setzen. Und so bildet das Erfinderrecht eine lebhafte Reaktion des individuellen Geistes gegenüber der Macht des industriellen Koalitionswesens. Die großen Erfolge des Patentschutzes leuchten ein. In gewissen Gebieten, wie in der Papierfabrikation, in der Fabrikation chemischer Farbstoffe steht Deutschland voran; in elektrischen Erfindungen, in Dampfmaschinen, Gaskraftmaschinen ist der Aufschwung ungeheuer. Der Patentschutz hat eine Erfindung an die andere gereiht, eine hat der anderen den Weg gezeigt. Professor Kohler skizzirt die Geschichte der Patentrechte in Deutschland und Europa und charakterisirt dann die verschiedenen in Geltung stehenden Systeme der Patenterteilung in anschaulichen Bildern: die Anmeldung, die Vorprüfung, das Aufgebot, das Patentrecht, die Patentausübung und den Licenzzwang.

Man kann die Eigenart Kohlers in seiner juristischen Lebensarbeit nicht deutlicher markiren, als indem man ihm, dem Alemannen, den friesischen Kollegen Ihering gegenüberstellt, den berühmten Verfasser des Werkes „Zweck im Recht". Kohler bemerkt einmal: „Die innere Glut macht den Künstler und Forscher, nicht ein peinliches Klügeln; die Begeisterung giebt der Sprache die richtigen Töne, nicht kühles, vornehmes Wesen und ängst-

liches Vermeiden aller kräftigen Farbenwirkung. Grübelei und Dialektik können im Rechte nicht frommen, wenn sie nicht mit anderen Geistesenergien verbunden sind. Das Recht ist nicht ein aus losen Teilen bestehender Mechanismus, sondern etwas einheitlich Organisches, wo Alles ineinanderwirkt und kein kleinster Teil ohne den Zusammenhang des Ganzen verstanden werden kann. Das Recht ist zugleich ein geistiges Gebilde, das nur durch Anempfinden und lebendiges Durchdringen völlig erfaßt werden kann." Ihering, dessen praktischen Rechtsinstinkt Kohler gebührend anerkennt, ist ihm geradezu greulich als der nüchterne Utilitarist, der von Hegel nichts verstehe und darum nicht die Kausalität, sondern den Zweck das Recht schaffen lasse. Zornig und fast persönlich bitter ruft Kohler, dem Gegner fehle jede ethnologische Fundamentirung, und die Urteile „dilettantisch" und „unbrauchbar" schwirren nur so durch die Luft. Komme man von den Höhen der Hegel'schen Rechtsphilosophie, die Kohler eine unsterbliche Tat nennt, zu Iherings Zweckmäßigkeitsgedanken über den Egoismus des Einzelnen und den Gesamtegoismus, die angeblich Alles in der Welt dirigiren, so habe man das Gefühl einer Armeleutestube, der Boden mit Sand bestreut, die Fensterchen mit den dürftigsten Vorhängen versehen, soweit es die Genierlichkeit verlangt, und Alles zusammengepaßt nach dem Nützlichen; die Kleider gewendet und die Trachten in einem Schnitt, der zeigt, daß man jede Viertelelle Tuch ängstlich zu sparen hat; Teppiche natürlich sind längst abgeschafft; denn sie taugen zu nichts und können höchstens den Lungen schaden. Es sei, klagt er, als hätte ein schwerer Zauber allen Reichtum der Ideen, den die Geister vom 10. Jahrhundert an aufgehäuft, geholt, um höchste Dürftigkeit und Not zurückzulassen. Für seine Auffassung ruht das Recht mit seinem innersten Gefaser in den Wurzeln der Volksseele, entsprechend dem kulturentwickelnden Drange, der das Volk durchzieht in seiner Gesamtheit oder doch in seinen hervorragenden Geistern. Hervorgegangen aus der Vernünftigkeit einer bestimmten Periode, dient es dem Fortschritt der Kultur und arbeitet an der Schöpfung einer neuen Kultur — ein Oedipus, der seinen Vater tötet und mit seiner Mutter ein neues Geschlecht erzeugt.

Nach diesen beiden angedeuteten Seiten bewegen sich die weitschauenden fachwissenschaftlichen Arbeiten Kohlers, deren juristische Einschätzung den Kollegen Kohlers im engeren Sinne überlassen bleiben muß. Immer legt er eine Lanze ein für die ihn beseelende idealistische Weltanschauung; auch in juristischen Dingen müsse man von einem einheitlichen großen Weltsystem ausgehen. „Es ist völlig unrichtig anzunehmen, daß nur der Positivismus, der sich auf das sinnlich Wahrnehmbare allein stützt, die Grundlage wissenschaftlicher Erörterungen bieten könne. Die mechanische Weltanschauung ist eine Hypothese, die mit den Erfahrungsgrundsätzen des geistigen Lebens und der Völkerentwickelung völlig unverträglich ist. Die neue Naturwissenschaft hat richtig erkannt, daß ohne Annahme eines speciellen Lebensprincips nicht auszukommen ist. Die mechanische Weltanschauung hat den Grund-

fehler, daß sie nur aus dem Endlichen heraus folgert und sich vor allem Unendlichen verschließt." Die glänzendste Studienreihe aus der Feder dieses vielseitigen Mannes dürften seine Monographien sein zur vergleichenden Rechtswissenschaft. Sie bilden eine kleine Bibliothek für sich. Es handelt sich um die Erscheinungen des Völkerlebens im Recht in ihrer universalhistorischen Entwickelung, die Kohler seit einem Vierteljahrhundert mit Eifer verfolgt. In der von ihm geleiteten „Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft" untersucht er die einzelnen Rechtsinstitute, indem er sie durch die Rechte der verschiedensten Völker hindurch verfolgt: Die Gebräuche der Frauengemeinschaft, des Frauenraubes und -Kaufes, der Ordalien, der künstlichen Verwandtschaft, der Ehe mit und ohne Mundium u. s. w.; er betrachtet auf Grund des zusammengebrachten Materials die einzelnen Völker und Völkergruppen in reizvollen juristischen Einzelbildern: die Hindus, die Armenier, die Chinesen und die Japaner, die Koreaner, die Birmanen, die Araber vor und unter dem Islam, die Bewohner Ceylons, die Malaien, die Australneger und Papuas, die Assyrier, Babylonier und die Azteken. Aber woher wird das Quellenmaterial entnommen für diese wertvollen Einblicke in die historische Entwickelung des Rechts auf der Erde? Nicht nur aus den gedruckten Vorgängern; Kohler hat im Jahre 1896 durch das Auswärtige Amt Fragebogen versenden lassen zur Erforschung der Rechtsverhältnisse der sogenannten Naturvölker, namentlich in den deutschen Kolonialländern, in denen er in hundert Paragraphen den Reisenden und den Kolonialbeamten sichere Anweisung giebt, die Rechtsverhältnisse und Rechtssitten der Naturvölker zu beobachten. Wer so fragen kann, wie es Kohler dort tut, der erweist sich als völlig eingeweihten Kenner. Dabei kann man beobachten, wie er nie versäumt, auf die unter der Schwelle des rein Juristischen waltenden seelischen Strömungen aufmerksam zu machen; für ihn sind Recht, Glaube und die physische Erregungsfähigkeit zur Einheit verbunden. Ein erklärter Gegner des Materialismus, basirt er alles Recht, wie wir schon sahen, auf einer Idealphilosophie, die ihre Quellgründe jenseits der Welt der Erscheinungen, also im Unbewußten hat. Zum besten aus Kohlers Feder gehören in dieser Beziehung seine Aufsätze über Rechtsphilosophie und Universalrechtsgeschichte (in der von ihm herausgegebenen Encyklopädie der Rechtswissenschaft) und seine Grundbegriffe einer Entwickelungsgeschichte der Menschheit (in Hans Helmolts groß angelegter Weltgeschichte). Hier lesen wir: „Die Entwickelung bringt die Völker und die Individuen zum Fortschritt wie zum Verfall. Kein Volk wird sich schmeicheln dürfen, für die Ewigkeit zu leben; verfällt ein Volk, so verschwindet es entweder direkt vom Erdball, oder es wird von einem anderen Volk aufgesogen; es mischt sich mit ihm und geht in seiner Eigenart mehr oder minder zu Grunde; damit kann auch seine Kultur zu Grabe gehen. Das ist eine ernste Möglichkeit: trösten kann darüber nur die Tatsache der Reception. Eine gegenseitige Reception liegt in der Wechselwirkung, wo jedes Volk

gebend und nehmend ist. Namentlich der Welthandel, in dem jede Nation konkurrenzfähig bleiben will, zwingt zu gegenseitiger Aufnahme von Sitte und Recht. Das letzte Ziel der menschlichen Entwickelung ist die höchste Entwickelung der Kultur als Beherrschung der Welt und des geistigen Lebens, als Beherrscher des Alls und als Wesen, die in der Kunst und Religion das Göttliche erfassen. Das Recht gleicht dem Lichte, das glänzt und uns das All enthüllt, das aber zugleich die Wärme spendet, welche die ganze Natur in Bewegung setzt; es entspricht dem Weltwesen, das im unendlichen Willen und im unendlichen Intellekte schafft. Das Recht ist göttlich und wird es bleiben. Stets wird der Perseus entstehen, der den drohenden Drachen, nämlich die kulturfeindlichen Mächte, mit dem Gorgohaupte des Rechts zu Stein verwandelt."

Eine andere Zahl von Arbeiten Josef Kohlers bewegt sich auf der Grenze zwischen Jurisprudenz und Poesie. Beide Gebiete bilden ja, wie er uns wiederholt versichert, für ihn durchaus keine Gegensätze, bedingen einander vielmehr. Ich nenne die Bücher über das litterarische und artistische Kunstwerk und seinen Autorschutz, über Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz und über die Verbrechertypen in seinen Dramen, sowie das juristische Gutachten über den Pakt des Faust mit Mephisto. Ueberall streut ein genial angelegter Geist von erstaunlicher Fülle und Weite die fruchtbarsten Anregungen aus. In seiner geistreichen Schrift: Verbrechertypen in Shakespeares Dramen, bemerkt der Verfasser: „Nirgends finden wir für die verschiedensten Verbrechertypen bessere Beispiele, als bei dem großen Herzenskünder, vor dessen Geist wir uns noch heute nach drei Jahrhunderten beugen, und den wir noch heute als den größten poetischen Psychologen verehren." Von dem Schuldgefühl des Verbrechers urteilt Kohler scharfsinnig: „Auch wenn Alles überdeckt und überpolstert ist, so klafft doch ein heftiger Gegensatz, und das Gefühl dieses Konfliktes liegt tief im Gemüte, es wurzelt nicht nur in der Verstandesüberzeugung. Wie wir nicht nur dem Verstande, sondern auch der Empfindung nach sociale Wesen sind und ein Losreißen von dieser Welt in's tiefste Innere dringt, so durchzieht dieser Widerspruch das ganze Sein; nicht eitle Furcht bloß ist es, daß der mühsam verkleisterte Zwiespalt hervorbrechen wird, sondern der ganze Zustand des Gegensatzes erzeugt im Einzelwesen ein Gefühl des Unheils und des Unbehagens, das sich bis zum Wahnsinn steigern kann. Das ist das Gewissen. Das Gewissen ist der furchtbare sociale Meister, der dem Menschen seine Zugehörigkeit zur Menschheit erkennbar macht und einen derartigen Widerspruch zur gewaltigen gemüterschütternden Geltung bringt. Es tritt dem Menschen vor der Tat als abschreckendes Gespenst, es tritt ihm aber besonders nach der Tat, nach Begründung des Widerspruches mit furchtbarer Macht entgegen. Auf diese Weise ist das Gewissen eine sociale Naturerscheinung." Wer denkt hier nicht an Friedrich Nietzsches unvergängliche Worte über den „bleichen Verbrecher" im ersten Teil seiner

Zarathustrareden: „Euer Töten, Ihr Richter, soll ein Mitleid sein und keine Rache. Und indem Ihr tötet, seht zu, daß Ihr selber das Leben rechtfertiget. Ein Anderes ist der Gedanke, ein Anderes die Tat, ein Anderes das Bild der Tat. Was ist dieser Mensch? Ein Haufen von Krankheiten, welche durch den Geist in die Welt hinausgreifen; da wollen sie ihre Beute machen. Ein Knäuel wilder Schlangen, welche selten beieinander Ruhe haben. Da gehen sie für sich fort und suchen Beute in der Welt. Ein Bild machte diesen bleichen Menschen bleich. Gleichwüchsig war er seiner Tat, als er sie tat; aber ihr Bild ertrug er nicht, als sie getan war.“ Die kriminalistische Aufgabe hat Kohler ebenso vortrefflich bewältigt, wie ihm die psychologische Analyse vielfach geglückt ist. Er unterscheidet zwei Hauptgruppen: Die Verbrecher mit socialem Wesen, in denen das Gewissen als letztes Bindeglied mit der menschlichen Gesellschaft noch nicht vollständig ertötet ist; hierhin gehören als Leidenschaftsverbrecher Macbeth und der Staatsstreichverbrecher Richard III., die Fanatiker Brutus und Cassius, sowie der Gelegenheitsverbrecher Othello. Die zweite Gruppe bilden die mit der moral insanity behafteten gewissenlosen Verbrecher, unter denen uns der Verfasser neben Edmund im König Lear noch Jago nennt und den Tuchscheerer Cade, den Sohn des Maurers und der Hebamme, der sich als Nachkomme Mortimers ausgiebt und der im Taumel zur königlichen Herrschaft strebt (Heinrich VI., zweiter Teil, Akt 4 und 5). Die Auswahl aus dem großen zur Verfügung stehenden Stoff ist eine willkürliche, das Thema wird an wenigen, hervorstechenden Gestalten erläutert. Immerhin hätte König Claudius als Variante zu Macbeth und Richard III. kaum fehlen dürfen. Denn gerade an ihm hätte man nachweisen können, wie ein Verbrecher als Held einer Tragödie nur dann erträglich wirkt, wenn die Stärke seines Willens oder Intellekts in's Ungeheure wächst, sodaß er durch seine ganze Individualität, ob sie auch die eines Verbrechers ist, zu imponiren weiß. Reizvoll erscheint mir die Zergliederung Othellos, den Kohler als einen „Gelegenheitsverbrecher im Affekt“ bezeichnet. Verderbliche Umstände ziehen das Verhängniß herbei, gegen die Natur des Helden. Er läßt sich von diesen äußeren Verhältnissen hinreißen, indem seine Seele den Einflüsterungen des bodenlosen Jago erliegt. Nachtwandlerisch folgt er willenlos der Suggestion des Schurken. Als suggestive Mittel werden bezeichnet: Die Erregung der Erwartung und Neugier, der sich eine unbestimmte Furcht beimischt; die krankhafte Anspannung der Einbildungskraft; die Steigerung der Empfindung des Verlustes durch die Anpreisung des verlorenen Gutes; teuflische Aeußerungen des Mitleids, gemischt mit klug verstecktem Spott; die ermüdende Wiederholung des einen Verdachtsgedankens, welche die suggerirte Idee bei dem Opfer zur fixen Wahnvorstellung sich auswachsen läßt. Im Schlußabschnitt werden Shakespeare und Ibsen einander gegenübergestellt: „Niemand bewundert die ungeheure Charakteristik, die meisterhafte Exposition, die vorzügliche Technik und die

frappante Kürze der Zeichnung Ibsens mehr als ich, und doch bin ich der Ansicht, daß Ibsen als Romantiker, als er Peer Gynt schrieb, ein größerer Dichter war, als zu der Zeit, da er begann, uns die vielen Schäden, Seichtigkeiten, Flachheiten und Nichtigkeiten unserer Welt zu schildern. Ich vermisse an ihm die seelische Unbefangenheit, kraft der das Drama uns als ein fremdes, gleichsam aus unfaßbarer Höhe zuleuchtendes Bild gegenübertritt, das uns eine gütige Göttin zugebracht. Das Lehrhafte und die versteckte Satire stören den ästhetischen Genuß. Bei Shakespeare sind die Gestalten, so sehr sie von unserem Fleisch und Blut sind, doch gleichsam die Wirkungsfaktoren einer höheren Sphäre, die wir ästhetisch genießen und von denen wir uns erschüttern lassen, aber die sich nicht als Lehrmeister sittlicher Sprüche aufdrängen. Nie habe ich bei Shakespeare die Empfindung, als wären seine Werke eine versteckte Diagnose krankhafter Erscheinungen der Gegenwart. Das ist seine großartige poetische Unbefangenheit." Daneben rühmt der Verfasser die poetische Licenz des Briten, der seine Gestalten in dem Rhythmus des Blankverses dichterisch sprechen läßt, um durch diese koncentrirte, vertiefende Rede nicht nur einen prosaischen Sinn auszudrücken, sondern Ausblicke zu eröffnen, die die Seele des Sprechenden in Tiefen zeigen, die ihm vielfach selber unbekannt sind. „Auf diese Weise tut die Dichtung Einiges von dem, was die Musik im musikalischen Drama noch viel reichlicher zu leisten hat: die ungedachten Gedanken, das ahnungsvolle Weben des inneren Menschen zur Darlegung zu bringen.

Josef Kohlers juristisches Gutachten über den Pakt Fausts mit Mephistopheles, in der neuesten Essaisammlung: Aus Kultur und Leben, erklärt die Verschreibung des Faust aus der altdeutschen Sage. Zwei Motive hat Goethe vereint: Das Motiv der Teufelverschreibung und das Motiv des geprellten Teufels. Um diese Achse dreht sich das ganze Faustmysterium. Ohne den Prolog im Himmel bleibt das Problem unverständlich. Faust kann sein Seelenheil nur soweit verschreiben, als dies die Gottheit zuläßt. sie überantwortet aber den Denker und Forscher dem Teufel nur auf dieser Erde. Trotz aller Verführung kann er den Geist nicht dauernd vom wahren Wege ablenken. Auch Mephisto will mit den Toten nichts zu tun haben, und was er sonst bei sich denkt, bleibt sein geheimer Vorbehalt, ist also rechtlich bedeutungslos. Die Gottheit wird durch diesen Pakt nicht erniedrigt, denn die Versuchung ist ein notwendiges Element menschlicher Bildung.

> Des Menschen Tätigkeit kann allzu leicht erschlaffen,
> Er liebt sich bald die unbedingte Ruh.
> Drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu,
> Der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.

Also trotz der Blutverschreibung, die das Mittelalter liebte, gehört Fausts Seele dem Teufel sehr bedingt nur für diese Erde. Die Würdigung des Lebens Fausts entscheidet über sein Schicksal, und das Urteil ergeht:

er hat ständig strebend sich bemüht, darum ist er erlösungsfähig. Der geprellte Teufel, der sich auf sein blutbeschriebenes Pergament beruft, täuscht sich gründlich. Auch wenn die Verschreibung rechtsgütig wäre, so ist doch in keinem Falle die Bedingung erfüllt, unter welcher Faust seine Seele der Hölle verpfändet hätte. Denn wenn er am Schlusse seines Lebens zum Augenblicke sagen „dürfte": Verweile doch, Du bist so schön, und im Vorgefühl von solchem hohen Glück den höchsten Augenblick genießt, so ist das nur hypothetisch gesagt; er denkt sich eine Zeit, wo sein Werk so großartig erwachsen ist, daß er den Augenblick preisen könne. Diese glückliche Ruhepause vermag die Seele des Helden nicht zu verwirken, denn bereits in früheren arkadischen Scenen mit Helena sind Worte gefallen wie diese: „Nun schaut der Geist nicht vorwärts, nicht zurück, die Gegenwart allein ist unser Glück. Verschwinde mir des Lebens Atemkraft, wenn ich mich je von Dir zurückgewöhne." Nur für den Fall würde er seine Seele verlieren, wenn er niedrig und gemein zu leichtem Genußleben sich auf ein Faulbett legte. Im Augenblick seines Todes aber hat er eben neue Anordnungen getroffen, eine fieberhafte Tätigkeit durchbebt ihn, und nur im Vorgefühl der unendlichen Wohltat, daß er ein freies Volk geschaffen, das sich sein Dasein täglich neu erobert, genießt er die Wonne des Schöpfers, natürlich in stetem Mitschaffen und Mitringen. Das ist keine faule Ruhe. Von einem Siege des bösen Geistes, von einem Recht auf die Seele des Faust kann daher in keiner Weise die Rede sein. Der Humor dabei ist, daß der schlimme Teufel in seiner Schlechtigkeit noch gefoppt wird, Niemand empfindet Mitleid mit dem Hereingefallenen. So wird durch die Gnade des Himmels, deren weibliche Vermittlung die deutliche Einwirkung Dantes verrät, die sittliche Weltordnung nicht nur nicht gestört, sondern in aller Form Rechtens sanktionirt.

Unser Verfasser ist „im Lande der Kunst" zu Hause, wie seine entzückenden Reiseplaudereien aus Italien zeigen, sein frühes Verständniß für Böcklin, seine Treue für Richard Wagner, dem er mit zäher Energie auch im Gebiet des Liedes zur Herrschaft verhelfen möchte; er lebt in der Welt der Ibsen'schen Symbole, er schwelgt in Rosen und träumt in Märchen. Ist die Romantik, fragt er, eine berechtigte Kunstrichtung? Sie ist es nicht nur; sie ist eine Kunstrichtung höherer Ordnung, weil sie einen höheren Grad der Vergeistigung repräsentirt, weil sie dem Quell der Welten näher tritt als jene Kunst, die man Klassicismus nennt, und die im Bereiche des menschlichen Daseins ihre Zelte aufschlägt. Die Romantik geht von der Scheinhaftigkeit der groben Erscheinungswelt aus, der Klassicismus von ihrer handgreiflichen Wirklichkeit. Mit jeder Naturerkenntniß ist ein Stück Naturüberwindung, ein Stück Vergeistigung verbunden. Jede neue Erfindung, die das Leben komplicirt, steigert unsere nervöse Empfindlichkeit und damit unsere geistige Empfänglichkeit; der Naturalismus ist nur eine Unterart des Formalismus, indem er im Aeußeren des Naturerscheinens, also in

der Naturform das Wesen der Dinge sucht, während die Aeußerlichkeit doch nur die Hülle ist, worin der Geist des Daseins waltet. Diese Hülle wird fallen, und das Gebiet der Romantik ist auf's neue erschlossen; der Naturalismus ist jener Formalkultus, der in uns die Sehnsucht nach dem Romantischen im höchsten Maße steigert. Die Romantik ist die Kunst der Zukunft. Von Raffael sagt er charakterisirend, er sei die höchste Blüte und die reifste Frucht der Renaissancezeit, in der sich christliche Tradition mit wiedererwachendem Heidentum, religiöser Mysticismus mit heidnischer Plastik vereinigt habe. In ihm kulminirte auch das philosophische Streben und Ringen der Renaissance, die Reibung der verschiedenen Systeme erregte ihn, er habe sie jedoch in eine höhere Einheit aufgelöst. Michelangelo empfängt das Urteil: „Ein Himmelsstürmer, in dem eine dämonische Glut lebt, ein Bestreben, die Gesetze des Einzelwesens zu durchbrechen und es in dem Meere titanischer Empfindungen zu begraben. Sein Einfluß muß ein aufrüttelnder, befreiender, zugleich aber auch ein auflösender und zersetzender gewesen sein." Die Kunst, so führt er aus, bedarf einer eben so großen Annäherung an die Wirklichkeit wie der Entfernung von ihr, sie soll eine wahre Realität zur Geltung bringen, aber nicht in ihren zufälligen Aeußerlichkeiten, sondern in den geistigen Momenten ihres Wesens, die der Wirklichkeit immanent sind, aber nicht getrübt durch den Erdenstaub, der allen Gegenständen der Erfahrung anklebt. Die Kunst soll die Dinge aus dem irdischen Staub erheben: das kann sie aber nur, wenn sie einen Schritt hinter der Realität zurückbleibt. Auch das Häßliche ist Gegenstand der Kunst, soweit es charakteristisch, also nicht bloß etwas Physisches zum Ausdruck bringt, sondern eine seelische Stimmung ausprägt. Die Kunst geleitet uns aus dem kleinlichen Alltagsleben zu jenem Krystalltempel der reinen Offenbarung, aus dem unruhigen Sturz des Wasserfalles zu jenem tiefen See, in dessen grünen Wassern eine ewige Ruhe, ein seliges Vergessen waltet, an dessen Ufern ein heiliger Traum mit zauberhaftem Entzücken unsere bebende Seele berührt." Die Welt liegt aufgetan vor ihm. Kohler ist ein leidenschaftlicher Tourist, der es unter vier jährlichen Reisen nicht tun mag; er kennt die Sprachen und Länder der Erde, er schaut allem Werden und Gewordensein in Wissenschaft, Kunst und Technik mit glühender Seele zu; er ist tief religiös und doch ein Freiheitsenthusiast, Kosmopolit und stolz auf Deutschland. Hören wir, wie er das Meer besingt, dem er sich gern anvertraut: „Das Ewigergreifende des Meeres liegt darin, daß das flüssige Element in seiner endlosen Gestaltungskraft dem Ewigen näher steht, als die feste, festgebannte Masse der Erde. Das Festland repräsentirt die Raumentwickelung, im Meere haben wir zugleich das Bild der im ewigen Tatendrange dahinwallenden Zeit. Wie das Ewige im Zeitenschoße Millionen und Millionen von Bildungen erzeugt und wieder in sich begräbt, so steigt die Welle und sinkt die Welle, um wieder einer neuen das Leben zu geben. Endlos ist auch hier der Tatendrang, endlos

die Fülle der Gestalten, endlos das Grab, das sie birgt. Und so denn auch die Färbung in allen Uebergängen schillernd, vom tiefsten Grün bis zum feurigsten Purpur, bis zum blendendsten Weiß, das die Wellenkämme überschäumt! Außer dem Meere sind es nur noch zwei Dinge, die in gleicher Weise die unendliche Gestaltungslust des Ewigen wiedergeben: der flüssige Rhythmus der Musik mit seinem unendlichen Auf- und Abwogen, und das menschliche Herz selbst mit der Ebbe und Flutung seiner Gefühle, dem Aufjauchzen und Wehklagen, dem Expansionstrieb und der Zurückstauung seiner Strömungen: ein lebendes Bild des historischen Werdens und Vergehens, des organischen Wachsens und Zerfallens, der schaffenden und zerstörenden Perioden des Weltprocesses. Und wie das menschliche Herz seine Zeiten hat, wo ein Strahl des ewigen Entzückens alle seine Fluten und Rückfluten verklärt und auf eine höhere Stufe des Daseins hebt, so hat auch das Meer unter den magischen Lichtreflexen seine Weihestunden, wenn die grünrotbrausenden Fluten ihren weißen Schaum aufspielen, wenn die weißen Wolkensäume von rotem Scheine erglänzen, und von Westen her das untergehende Tagesgestirn seine gelblichen Fittiche über die Landschaft breitet."

Allein dieser juristische Gelehrte und elastische Kulturessayist ist auch selber ein schaffender Dichter. Es liegen mehrere Sammlungen lyrischer Gedichte und Balladen aus Kohlers Feder vor, die in gelungenen und weniger gelungenen Versen von seiner „Sehnsucht holdem Traum" uns Kunde geben. In dem Rosencyklus des ersten Bandes stehen die schönen Worte:

Nimmer sprach die rote Rose,
Und sie senkte still das Haupt;
Was die Sonne ihr gestanden,
Hat sie mild und fromm geglaubt.

Aber man möchte dem Dichter doch zuweilen auch mit seinen eigenen Worten zurufen:

Hartes Leben, scharfes Treiben,
Dichter, zieh' Dich scheu zurück;
Nur in Deinem stillen Herzen
Blüht der Blume reines Glück.

Ein tiefes Wort: „Wer so, wie ich, gestrebt, gerungen, hat seines Lebens Bann bezwungen;" ebenso nötig aber die Selbstermahnung: „Versenk' Dich in des Wissens Tiefen, erfaß' die Geister, die dich riefen!" Unter den zahlreichen Reisebildern dieser poetischen Tagebücher ist manche hübsche Stimmung; wenig glücklich aber erscheinen mir Kohlers Versuche, Schopenhauers Gedanken auf Verse zu ziehen. Auch die Melusinensage hat ihn nicht nur zu einer gelehrten Untersuchung gereizt, die er Karl Weinhold widmete und die einem Philologen als Dissertation alle Ehre gemacht hätte, sondern er hat den Stoff auch dichterisch neu zu gestalten versucht. Der Lohengrin-Melusinenmythus ist ihm die Krone aller Sagenstoffe. „Sie reicht in die Urzeit der menschlichen Anschauung hinein, in die Zeit animisti-

scher Vorstellungen, wo das Individuum sich mit jedem Tier- und Pflanzenwesen eins weiß; sie reicht in die Zeit des Totemismus zurück, der jahrhundertelang die Organisation der Menschheit bestimmte; sie steht mitten im Gefühl des Alleinen; sie setzt mit der überwindenden Macht der Liebe ins tiefste Empfinden des Menschenherzens ein; sie steigert in allen Phasen der Neugier, der Furcht, des Verdachts, des Fürwitzes, der ritterlichen Verteidigung der Unschuld unser seelisches Interesse; sie schürzt durch die furchtbare Situation des Genossen, der einerseits im geliebten Wesen das Höchste sieht, andererseits durch den Verdacht grenzenlosen Unheils, in den er sich verstricken könnte, im innersten Glauben berührt wird, den tragischen Knoten; und die Lösung ist eine mächtige, unser Gemüt betäubende. Denn das ist der Höhepunkt der Tragik, daß der Betroffene nicht unverdient leidet, weil er sonst als tote Masse dem Schicksal gegenüberstände, noch auch das Unheil voll verschuldet hat, weil sonst das Geheimniß des Schicksals fehlte: „das Unlösbare, Inkommensurable des wahren Schicksals." Der Forscher ist dem gestaltenden Dichter überlegen. Eine dichterische Leistung von bleibendem Wert muß jedoch Kohlers Nachdichtung von Dantes Commedia genannt werden, die in drei starken Bänden in den letzten Jahren entstanden ist. Was ihm in selbstständigen Schöpfungen nur schwer gelingt — denn auch seine Dichtungen vom Liebestod und vom Feuermythus können keine Palme beanspruchen — das glückt ihm in der freien Eindeutschung der Italiener Dante und Petrarca, für die er schwärmt: in diesen Terzinen und Sonetten, die sich ihre Anregung durchweg vom Original holen, dessen bleibend Wertvolles sie aus dem Wust historischer Anspielungen herausheben wollen zu allgemeinem künstlerischen Genuß, hat Kohler sich auch für den Ehrensaal der deutschen Poeten einen würdigen Platz bereitet. Dante zieht ihn an in seiner merkwürdigen Mischung von klassischer Plastik und katholischer Romantik. Wir sind die andächtigen Gefährten auf der heiligen Reise durch das Purgatorio, Inferno und Paradiso. Er hat sich mit Dantischem Geist erfüllt, so darf er mehr bieten als eine bloße Uebersetzung. Es sei das größte Zeichen von Reverenz gegen einen Dichter, erwidert er einer Gruppe unverständiger Kritiker, wenn man anerkenne, daß dieser Dichter einen so gewaltigen ästhetischen und sittlichen Fonds enthalte, daß er noch die Grundlage für eine neuzeitliche Dichtung abgeben könne, nach fünfeinhalb Jahrhunderten mit so unerhörten Erfolgen und Fortschritten. „Dante ist ein Palladium der Idealität, eine Burg des religiösen, ein Wahrzeichen des sittlichen Bewußtseins, er, dessen Vaterlandsliebe keine Grenzen, dessen Offenheit und Wahrheit keinen Schleier, dessen Religion keinen Schatten kennt; er, dessen Mannesgefühl, dessen Menschenliebe ihresgleichen sucht; Dante ist der richtige Erzieher der Menschheit, da er, der größte Dichter, niemals die sittliche Menschenkraft dem Idealempfinden der Poesie aufopfert, sondern beide in der höchsten Höhe ernst religiösen Empfindens vereint."

Als Probe der feinfühligen Uebertragungskunst Kohlers mögen die innigen Zeilen dienen:

O Gottheit, Himmelskraft, dreieiniger Strahl!
Vereint durch Liebe, durch die himmelsklare;
Der Anfang bist Du jeder guten Wahl,
Und alles Gute faßtest Du im Keime;
In Liebe einigst Du der Wesen Zahl!
Du bist das Ganze: wie in holdem Heime
Fühlt jedes Wesen sich mit Dir verwandt,
So wie der Vers verklingt im süßen Reime. —
So schweigend schwelg' ich, und das Wort verhallt.
Urplötzlich zuckt ein Blitz, die Lichter schwinden,
Es schwindet die Vision mit Allgewalt;
Doch mir erbebt ein wonniges Empfinden:
Vereint mit Gott! Mein eignes Selbst dahin!
Und holde Zeiten mich auf ewig binden.
Wie rings die Speichen unablässig fliehn,
Bewegt von ihres Rades festem Kerne,
So bin ich eins mit Gott, der mir erschien,
Mit ihm geeint, dem Schöpfer ew'ger Sterne . . .

Josef Kohler, in Offenburg im Jahre 1849 geboren, zählt unter die originellsten Charakterköpfe der Berliner Hochschule. Er ist stolz auf seine Verse, wie Goethe stolz war auf seine Farbenlehre. Er schreibt sie in seine Manuskripte hinein, und in den Freistunden zwischen seinen zahlreichen Vorlesungen an der Universität auf die Marmortischchen im Café Bauer Unter den Linden, wo er ein regelmäßiger Gast ist. Aber wir sind stolz auf den Universalismus, der sich in dem Wirken und Wesen dieses Gelehrten und Künstlers ausprägt. Denn über Josef Kohler leuchtet sein eigenes Wort:

„Wir bannen die öden Schemen und leben in einer Welt unendlicher Mannigfaltigkeit, und berauschende Gaben wirft das Füllhorn der Phantasie uns zu Füßen. Hier können wir am Born des Lebens trinken; denn die Phantasie ist das Schöpferische in uns."





Die Chassidim.

Von

Salomon Schechter*).

— New-York. —

Autorisirte Uebersetzung von Marie Landmann-Breslau.

Unter allen den religiösen Bewegungen, deren Entstehung und Verlauf in der theologischen Litteratur ein interessantes Gebiet ausmacht, giebt es wohl keine, die ihrer Geschichte und selbst ihrem Namen nach so wenig bekannt ist, wie diejenige der Chassidim. Und doch dürfte es schwer halten, in relativ neuer Zeit eine sektirerische Bewegung nachzuweisen, die so merkwürdig abgerundet in ihrer Entwickelung, so fruchtbar in der Erweckung von Analogien, so interessant in ihren ursprünglichen Zielen und so lehrreich in ihrem Verfall wäre.

Das hebräische Wort „Chassidim" bedeutet einfach „die Frommen", und diese hübsche Bezeichnung scheint von den ersten Aposteln der Sekte angenommen worden zu sein. Aber die Sache selbst — der Chassidismus — war, wenigstens in seinen Anfängen, eine Revolution der Juden Ost-Europas gegen die übertriebene Kasuistik der damaligen Rabbinen. Es war in Wahrheit eine neue Offenbarung der Sehnsucht des Menschenherzens nach dem Göttlichen und seines unaufhörlichen Verlangens nach unmittelbarer Vereinigung mit Gott. Es war der Protest eines impulsiven, aber ungebildeten Volkes gegen eine einseitige Auffassung des Judentums, die sich

*) Vorliegende Abhandlung ist den „Studies in Judaism" (London 1896) entnommen. Der Verfasser, jetzt Direktor des Jewish Theological Seminary of America in New-York, ist in Rumänien geboren und machte seine Studien in Wien und Berlin. Als Professor der hebräischen Sprache in Cambridge entdeckte er in einer von Mrs. Lewes aus dem Orient mitgebrachten Handschrift ein Fragment der seit länger als einem Jahrtausend als verloren geltenden Urschrift des Buches Sirach, von dem jetzt durch seine Bemühungen etwa zwei Drittel im hebräischen Original vorliegen.

in kalten und übervernünftigen Untersuchungen äußerte und von ihnen nicht allein unverstanden blieb, sondern auch die freie Bewegung der Gefühle und des Gemütslebens hinderte und ihnen so die Religion beinahe raubte.

Einige Mitteilungen über die Sekte sind um so notwendiger, weil Geschichtsschreiber und Novellisten die Chassidim zwar nicht ganz unbeachtet gelassen haben, aber aus leicht verständlichen Gründen von ihnen durchgängig schiefe oder ungenaue Darstellungen geben. Die Geschichtsschreiber, die sich mit ihnen beschäftigt haben, sind fast ausschließlich Männer, die inmitten der westlichen Kultur und ihres Rationalismus leben. Für sie konnten die rohen und ungeschlachten Offenbarungen eines uneingedämmten religiösen Geistes nicht anders als abstoßend sein; für sie war der Chassidismus eine Bewegung, die man als unästhetisch und irrational abtun mußte.

Für die Zwecke der Dichtung bietet sich in der romantischen Seite des Chassidismus ein reiches Material dar, aber die Novellisten, von denen dasselbe benützt wurde, haben sich lediglich auf Aeußerlichkeiten beschränkt. Zu Mehrerem wäre ein langweiliges und unlohnendes Studium schwieriger hebräischer Texte nötig gewesen, ein Unternehmen, das man selbst von den gewissenhaftesten Autoren dieser Gattung nicht erwarten kann. So beschreibt Franzos, wenn er die Juden von Barnow schildert, getreu das Aeußere der Menschen, ihren langen Rock und ihre gedrehten Locken, aber die Welt, in welcher der Chassid lebte und webte, war ihm unbekannt und kommt deshalb nicht zur Darstellung.

Als eine Gutes wirkende Kraft hat der Chassidismus nicht lange bestanden. Denn, wie ich zeigen will, lagen in seinen innersten Grundsätzen die Keime verborgen, welche die rasch hereinbrechende Entartung erzeugten. Aber seine ursprünglichen Ziele waren hoch, seine Lehren von höchster Lauterkeit, seine Bestrebungen edel und erhaben.

Der Gründer der Sekte war Israel Baal-Schem*), und die Geschichte seiner Abstammung, Geburt und Kindheit, so wie die Erzählungen, die über seine spätere Laufbahn berichtet werden, spielen in der chassidischen Litteratur eine beträchtliche Rolle. Aber in die verbürgten Tatsachen in seinem Lebenslauf mischt sich viel Legendenhaftes und noch mehr geradezu Wunderbares. Vielleicht war das unvermeidlich und ist sicherlich kein unbekannter Zug in der Lebensgeschichte religiöser Reformatoren, wie sie von ihren Nachfolgern und Anhängern erzählt wird.

Die Aussprüche und Taten Baal-Schems bilden einen wesentlichen — vielleicht den wesentlichsten — Teil in Allem, was über die Sekte mitgeteilt wird. Denn Baal-Schem ist der Mittelpunkt der chassidischen Welt, und der Chassidismus ist mit der Persönlichkeit seines Stifters so innig verbunden, daß eine Trennung nahezu unmöglich ist. Für die Chassidim

*) Baal-Schem d. h. Meister des Namens. Das Wort bezeichnet eigentlich einen Beschwörer, der durch den göttlichen Namen Teufel austreibt oder andere Wunder tut.

ist Baal-Schem nicht ein Mann, der eine Theorie aufstellte oder ein System begründete. Er selbst ist die Verkörperung einer Theorie und sein ganzes Leben die Offenbarung eines Systems.

Selbst solche Teile seiner Geschichte, die lediglich sagenhaft sind, haben ihre Bedeutung, denn sie zeigen die Ideale und beleuchten die Bestrebungen der ersten Chassidim; während ihre Verbreitung und der völlige Glaube, den sie fanden, von der wirklichen Macht Baal-Schems und dem Einfluß seiner Persönlichkeit ein wertvolles Zeugniß geben.

In der Legende, wie sie von der Sekte überliefert wird, fehlt wenig von den biographischen Zutaten, die einem Avatar (Gottverkörperung) eigen sind. Da ist all der gebräuchliche Prunk einer voraus verkündigten Ankunft. Alle üblichen Zeichen und Wunder einer neuen Emanation zeigen sich in den fast übernatürlichen Tugenden der Eltern Baal-Schems, in der wunderbaren Verkündigung und den ungewöhnlichen Umständen seiner Geburt und in dem frühen Hervortreten einer starken und furchtlosen Individualität. Nach der allgemeinen Annahme war Baal-Schem von Kindheit an sich seiner erhabenen Sendung bewußt. Schon in zartem Alter zeigte er sich gleichgiltig gegen Vieles, was Andern ein Gegenstand herkömmlicher Scheu oder Verehrung war.

Rabbi Eliezer und sein Weib, die Eltern Baal-Schems, wohnten, wie man erzählt, in der Moldau. Sie werden als ein frommes und gottesfürchtiges Ehepaar geschildert, das schon hochbetagt und noch kinderlos war. Die fleckenlose Rechtlichkeit, die man an ihnen rühmte, blieb in einer langen Reihe der seltsamsten Wechselfälle und Mißgeschicke unerschüttert.

Endlich erschien dem Eliezer ein Engel Gottes und verkündete ihm, daß, weil er alle Versuchungen und Leiden, mit denen er geprüft worden war, siegreich bestanden hatte, Gott ihn mit einem Sohne belohnen werde, der bestimmt sei, die Augen von ganz Israel zu erleuchten. Deswegen sollte sein Name Israel sein, denn in ihm würde das Schriftwort sich erfüllen: „Du bist mein Knecht Israel, in dem ich mich verherrlichen will." Zur gehörigen Zeit ging die Verheißung in Erfüllung, und dem hochbetagten Paar wurde ein Sohn geboren, den sie nach dem Wort des Engels Israel nannten. Die Zeit von Baal-Schems Geburt ist etwa um 1700, sein Geburtsort in der Bukowina in einem bisher noch nicht aufgefundenen Dorfe, das die Wissenden Ukop nennen und das damals zu Rumänien gehörte. Die Mutter starb bald, nachdem das Kind entwöhnt war, und der Vater überlebte sie nicht lange. Aber bevor Eliezer starb, nahm er seinen Sohn in seine Arme, segnete ihn und ermahnte ihn, sich nicht zu fürchten, denn Gott würde immer mit ihm sein.

Da Eliezer in der Gemeinde, in der er lebte, große Achtung genossen hatte, wurde der verwaiste Knabe sorgfältig gepflegt und erzogen. Er erhielt früh einen Lehrer, der ihn in dem heiligen Gesetz unterwies. Aber obgleich er mit seltener Leichtigkeit lernte, wollte er von den gewöhnlichen

Methoden des Unterrichts nichts wissen. Eines Tages, als er noch ganz jung war, vermißte ihn sein Lehrer; er suchte ihn und fand ihn in dem Walde, der sein heimatliches Dorf umgab, in seliger und furchtloser Einsamkeit sitzend. Diese Flucht wiederholte er so oft, daß man es für das Beste hielt, ihn seiner Neigung folgen zu lassen. Etwas später finden wir ihn als Gehilfen eines Schulmeisters. Seine Pflicht bestand nicht darin, zu lehren, sondern die Kinder von ihren Wohnungen nach der Synagoge und von dort in die Schule zu führen. Es war seine Gewohnheit, während er die Kinder in die Synagoge begleitete, sie fromme Lieder zu lehren, die er mit ihnen sang. In der Synagoge ermunterte er sie, die Responsorien zu singen, und die Kinderstimmen drangen zum Himmel hinauf und bewegten den himmlischen Vater zum Erbarmen.

Der Satan, welcher fürchtete, daß seine Macht auf Erden dadurch verringert werden könnte, nahm die Gestalt eines Wärwolfs an, erschien vor dem Zuge der Kinder auf ihrem Wege zur Synagoge und jagte sie in die Flucht. In Folge dieses beunruhigenden Ereignisses wurde der Gottesdienst der Kinder eingestellt. Aber Israel, eingedenk der Mahnung seines Vaters, nichts zu fürchten, bat die Eltern, ihre Kinder noch einmal in der alten Weise führen zu dürfen. Seine Bitte ward gewährt, und als der Wärwolf zum zweiten Mal erschien, griff Israel ihn mit einer Keule an und besiegte ihn.

In seinem vierzehnten Jahre wurde Israel Diener im Beth ha-Midrasch (Lehrhaus). Hier trieb er eifrig, aber im Geheimen, das Studium des Gesetzes. Da niemand von seinem Vorhaben etwas wissen sollte, las und arbeitete er nur bei Nacht, wenn das Schulzimmer leer war und die andern Schüler sich entfernt hatten. Bei Tage schlief er und galt deshalb allgemein für faul und unwissend. Trotz dieser Vorsichtsmaßregeln gab es doch einen Menschen, dem sein wahres Wesen offenbar wurde. Ein frommer Mann, dessen junger Sohn ein Schüler des Lehrhauses war, hatte einige alte Handschriften aufgefunden, in denen die tiefsten Geheimnisse enthalten waren. Vor seinem Tode befahl er seinem Sohn nach Ukop, dem Geburtsort Israels, zu gehen, dort würde er Israel, den Sohn des Eliezer, finden, und ihm sollte er die kostbaren Dokumente einhändigen. Denn sie besäßen, so erklärte der alte Mann, eine geheimnißvolle und göttliche Verwandtschaft mit der Seele Israels. Der Schüler führte die Weisungen seines Vaters aus und fand zuletzt den Gesuchten in dem Diener des Lehrhauses. Israel schenkte ihm seine Freundschaft und sein Vertrauen unter der Bedingung, seinen wahren Charakter zu verschweigen. Der Schüler hatte indessen seine Bekanntschaft mit Israel teuer zu bezahlen. Gegen den Rat Baal-Schems ließ er sich auf eine gefährliche Beschwörung ein und beging dabei einen so großen Fehler, daß er ihm das Leben kostete.

Nach dem Tode seines Freundes verließ Baal-Schem sein Heimatsdorf

und ließ sich als Lehrer in einem Dorfe bei Brody nieder. Hier wurde er, obgleich seine Sendung und sein wahres Wesen noch unbekannt waren, wegen seiner strengen Rechtlichkeit sehr geachtet und oft in den Streitigkeiten der Juden untereinander zum Schiedsrichter erwählt. Bei einer solchen Gelegenheit zeigte er soviel Gelehrsamkeit und Unparteilichkeit, daß er nicht allein die Streitenden beide zufriedenstellte, sondern daß einer derselben, ein gelehrter Mann aus Brody, Namens Abraham, ihm seine Tochter zur Ehe anbot. Israel, dem es offenbart worden, daß Abrahams Tochter ihm zum Weibe voraus bestimmt sei, nahm sogleich das Anerbieten an, und der Verlobungskontrakt wurde abgefaßt. Da er aber in seinem wahren Wesen unerkannt zu bleiben wünschte, setzte er fest, daß Abraham, wennschon er selbst ein „Talmid Chacham“ (Gelehrter) war und darum vermutlich auch wünschte, daß seine Tochter einen Gelehrten heiraten sollte, in der Verlobungsurkunde alle Ehrentitel wegließe, die sonst gewöhnlich dem Namen eines gelehrten Bräutigams hinzugefügt wurden. Auf der Rückreise nach Brody starb Abraham, und sein Sohn Gerson, ein noch größerer und berühmterer Gelehrter als sein Vater, war unangenehm überrascht, aus einer Verlobungsurkunde, die er in den Papieren seines Vaters vorfand, zu ersehen, daß seine Schwester einen anscheinend ganz ungelehrten Mann heiraten sollte. Er erhob bei seiner Schwester Einsprache, aber sie weigerte sich, einer Heirat zu widerstreben, welche ihr Vater eingeleitet hatte. Als die Zeit der Hochzeit nahe war, gab Israel seine Stellung als Lehrer auf und ging nach Brody. Als Bauer verkleidet, trat er vor seinen künftigen Schwager, der gerade eine hohe richterliche Funktion ausübte. Gerson hielt ihn für einen Bettler und reichte ihm ein Almosen; aber Israel schlug das Geld aus und bat um eine private Unterredung, da er ein wichtiges Geheimniß zu offenbaren hätte.

Zu Gersons Ueberraschung und Verdruß erklärte er darauf, wer er wäre und daß er gekommen sei, um seine Braut in Empfang zu nehmen. Da das Mädchen entschlossen war, dem Willen ihres Vaters zu gehorchen, wurde die Sache geordnet und der Tag bestimmt. Am Hochzeitsmorgen offenbarte Israel seiner Braut sein wahres Wesen und seine Sendung und verpflichtete sie zugleich zur Verschwiegenheit. Es ständen ihnen schlimme Schicksale bevor, sagte er, aber eine bessere Zeit würde vielleicht später folgen.

Nach der Hochzeit beschloß Gerson, der seinen scheinbar unwissenden Schwager vergeblich zu unterrichten versucht hatte, sich seiner Gegenwart zu entledigen. Er ließ seiner Schwester die Wahl, von ihrem Gatten geschieden zu werden oder mit ihm die Stadt zu verlassen. Sie wählte das Letztere, und darauf verließen die Beiden Brody und begannen ein Leben voller Mühsal und Leiden.

Israel wählte für sein neues Heim eine Stelle an den Abhängen der Karpathen. Dort gab es keine Juden, und Israel und sein Weib waren

also von der Gesellschaft ihrer Glaubensgenossen geschieden und lebten in völliger, unveränderter Einsamkeit. Israel grub in den Schluchten zwischen den Bergen nach Kalk und seine Frau trug ihn zum Verkaufe in die nächste Stadt. Ihr Leben in jener Zeit scheint voll der größten Entbehrungen gewesen zu sein. Aber je härter Israels äußeres Schicksal war, desto mehr wuchs er an geistiger Größe. In seiner Einsamkeit gab er sich ganz der Andacht und religiösen Beschaulichkeit hin. Seine Gewohnheit war es, die Höhen der Berge zu ersteigen und dort, in Entzückungen der Seele verloren, umherzuwandern. Er fastete, betete, nahm beständige Waschungen vor und beobachtete alle gebräuchlichen äußeren und inneren Uebungen der Frömmigkeit und Andacht.

Nach sieben Jahren gab Gerson nach, da ihm wohl bewußt war, in welcher bitteren Armut seine Schwester lebte, und brachte sie und ihren Gatten nach Brody zurück. Zuerst verwendete er Baal-Schem als Kutscher, aber da er sich zu dieser Arbeit vollständig untauglich zeigte, pachtete Gerson in einem entfernten Dorfe ein kleines Gasthaus und setzte seine Schwester mit ihrem Mann dorthin. Die Frau besorgte das Geschäft, während Baal-Schem den größten Teil seiner Zeit in einer Hütte in einem nahen Walde zubrachte. Hier gab er sich noch einmal dem Nachdenken und der Vorbereitung zu seinem künftigen Werke hin, und etwas später, als er fast zweiundvierzig Jahre alt war, offenbarte er hier zuerst einigen wenigen erlesenen Geistern, die nachher seine glühendsten Anhänger wurden, seine Sendung und sein wahres Wesen.

Von hier ab fehlt unglücklicher Weise das Material für einen zusammenhängenden Lebenslauf. Wir hören zunächst, daß Baal-Schem die Funktionen eines gewöhnlichen Rabbis zu Miedziboß in Podolien ausübte; aber für seine übrige Lebensgeschichte müssen wir uns mit einzelnen Anekdoten und Bruchstücken begnügen, die in ihrer Summe ergeben, daß er in Podolien und der Wallachei lebte, seinen Jüngern seine Lehren mitteilte und „Wunder tat“. Er scheint nicht öffentlich als Prediger aufgetreten zu sein und hat auch kein geschriebenes Werk hinterlassen. Eher scheint es, daß er nach der Methode der griechischen Philosophen seine Freunde und Schüler durch Gespräche belehrte. Diese Gespräche und die Gleichnisse, mit denen er sie durchflocht, wurden von den Hörern im Gedächtniß behalten. Für die Landleute der Nachbarschaft war er einfach ein „Mann Gottes“. Er wurde auf seiner Bahn nicht durch so ernste Verfolgungen gestört, wie seine streitbareren Nachfolger sie erweckten. Diejenigen Rabbinen, die von seiner Existenz etwas wußten, verachteten ihn und seine Weise, aber die rabbinische Welt war in jener Zeit zu sehr von dem heftigen Meinungsstreit zweier Gelehrten (Eybeschütz und Emden) in Anspruch genommen, um die Hirngespinnste eines unbekannten und anscheinend ungelehrten Schwärmers zu beachten. Baal-Schem nahm auch Teil an den Disputationen, die damals

(1757?) zu Lemberg zwischen den Rabbinen und den Frankisten*) gehalten wurden, welche letzteren den Talmud bei der polnischen Regierung anklagten und die Vernichtung aller rabbinischen Bücher verlangten. Baal-Schem litt auf das Schrecklichste unter diesen heftigen Kämpfen. Ihm war die Abschaffung der mündlichen Lehre (des Talmud) gleichbedeutend mit dem Untergange des Judentums.

Während Baal-Schem die kleine Schaar bildete, die ausersehen war, die Kenntniß seines Glaubens zu verbreiten, reiste er viel in der Wallachei umher. Einmal entschloß er sich zu einer Wallfahrt nach Palästina, aber als er bis nach Konstantinopel gekommen war, bestimmte ihn eine innere Eingebung, zurückzukehren und sein Werk in der Heimat fortzusetzen. Er starb 1761 am Vorabend des Pfingstfestes zu Miedziboß.

Nach seinem Tode begannen seine Schüler, unter denen ein gewisser Beer von Mizricz der bedeutendste war, das Werk der Bekehrung, für welches Baal-Schem sie vorbereitet hatte, während er selbst darauf verzichtet zu haben scheint. Sie predigten und lehrten in allen russischen Provinzen, wo irgend Juden wohnten, sowie in Rumänien und Galizien. Heutzutage zählt die Sekte wahrscheinlich etwa eine halbe Million Anhänger.

Um zu dem Stifter Baal-Schem zurückzukehren, so muß bemerkt werden, daß sein Auftreten als Lehrer und Reformator von der üblichen und angemessenen Zahl von Wundern begleitet und gerechtfertigt wurde. Einem seiner Schüler offenbarte er Geheimnisse, die er nur durch göttliche Offenbarung erfahren haben konnte. Einem anderen erschien er mit einem Glorienschein um das Haupt. Von den Chassidim wird bekundet, daß Baal-Schem alle die bekannten Zeichen und Wunder vollzog, die immer mit ähnlichen Erscheinungen in ähnlicher Umgebung verbunden waren.

Wollte Baal-Schem über einen Strom, so breitete er seinen Mantel auf dem Wasser aus und gelangte glücklich auf diesem an das andere Ufer. Geister räumten die Häuser, in denen sie umgingen, bei der bloßen Nennung seines Namens. Wenn er in einer Winternacht allein im Walde war, so brauchte er nur einen Baum mit seinen Fingerspitzen zu berühren, und es schlugen Flammen heraus. Wenn sein Geist, wie es oft geschah, die himmlischen Sphären durchwanderte, so erhielt er für Millionen büßender Seelen den Zugang zum Paradiese, auf den sie ohne ihn noch viele tausend traurige Jahre vergeblich hätten warten müssen. Diese und andere Wunder bedürfen keiner Untersuchung. Hier wie bei anderen solchen Fällen besonderer Begnadigung waren sie zufällige, aber doch wichtige Zutaten, um zu beweisen, daß seine Worte und Taten von Gott eingegeben

---

*) Frankisten. Eine jüdische Sekte, nach ihrem Stifter Jakob Leibovicz Frank so genannt, der einer der Apostel des falschen Messias Sabbathai Zwi war. Er lehrte eine Art von Dreieinigkeit, und die Sekte ging zuletzt im Katholicismus auf.

und seine Befehle unumstößlich waren. Nicht als Wundertäter, sondern als Religionsstifter und Reformator erregt Baal-Schem unser Interesse.

Um die Natur und die eigentliche Richtung seiner Lehre zu verstehen, muß man sich einigermaßen die Beschaffenheit des Feldes vorstellen, auf welchem er arbeitete. Man muß mit anderen Worten den moralischen und religiösen Zustand der Juden in denjenigen Gegenden betrachten, wo der Chassidismus zuerst Wurzel schlug.

In einer hebräischen Hymne, die, etwa um 1000 n. Chr. entstanden, noch jetzt am Versöhnungstage in der Synagoge gesungen wird, findet der Dichter für das seltsame und bittere Loos seines Volkes rührende Worte voll Schmerz und zugleich voll Jubel:

Zerstört liegt Zion und entweiht,
Des Ruhmes baar, der Feinde Spott.
Von der versunknen Herrlichkeit
Blieb unvergänglich uns, o Gott,
Ein Schatz allein,
Die Lehre Dein.

Und diese göttliche Lehre war es, die eine verfolgte Religion durch so viele Jahrhunderte der Verfolgung unversehrt zu erhalten gesucht hat, und für die keine Arbeit zu schwer, kein Opfer zu groß schien.

„Gedenke, o Gott," so ruft ein jüdischer Weiser derselben Zeit aus, „gedenke Deiner treuen Kinder, die mitten in Not und Armut dem Studium Deines Gesetzes leben. Gedenke der Armen in Israel, die freudig Hunger und Entbehrung leiden, wenn sie nur für ihre Kinder die Kenntniß Deiner Lehre retten können."

Und so war es in der Tat. Alle, alt und jung, schwach und stark, reich und arm, lebten für ein einziges Studium, die Thorah. Das Produkt dieser stetig fortgesetzten Studien ist die gigantische Litteratur, die in einer langen, ununterbrochenen Kette geistiger Arbeit die verschiedenen Perioden der zerstückten und ereignißreichen jüdischen Geschichte miteinander verbindet. Alle Zeiten und alle Länder haben zu der Entwickelung dieses großartigen Studiums beigetragen. Denn unter dem Worte Thorah verstand man nicht allein das Gesetz selbst, sondern auch die Beiträge späterer Zeiten, welche die Gedanken und Empfindungen frommer und aufrichtiger Männer ausdrückten, und selbst ihr ehrlicher Skepticismus war nicht ganz ausgeschlossen. Wie in dem Kanon der Bibel der Prediger und die Sprüche Salomos in demselben Bande Platz gefunden haben, der das Gesetz und die Propheten enthält, so hatte man in einer späteren Zeit nichts dagegen, die philosophischen Werke des Maimonides*) und die Gesänge Juda Halevis**)

*) Maimonides (gest. 1204 in Kairo) der größte Kodifikator des jüdischen Gesetzes und der einflußreichste unter den jüdischen Religionsphilosophen.

**) Juda Halevi (gest. etwa 1160, angeblich auf den Trümmern von Jerusalem), das Haupt der spanisch-arabischen Dichterschule, gleich hervorragend als Dichter und Religionsphilosoph.

mit der Gesetzessammlung des Alfaßi*) und mit Raschis**) Bibelkommentar in eine Reihe zu stellen. Keiner von ihnen wurde für unfehlbar erklärt, aber auch keinem von ihnen wurde, sobald man von der Aufrichtigkeit des Verfassers überzeugt war, die Ehre versagt, welche den Wahrheitsuchenden gebührt. Fast jeder Schriftsteller wurde „Rabbi" (mein Lehrer) oder „Rabbenu" (unser Lehrer) genannt, und fast jedes Buch betrachtete man mehr oder weniger als einen Beitrag zu dem großen Kompendium der Thorah.

Es wurde einfach „Sepher" (Buch) genannt und mit einer gewissen Pietät behandelt. Aber durch Ereignisse, deren Reihe zu lang ist, um sie hier zu erzählen, trat an die Stelle aufrichtiger Meinungsäußerung ein Spiel mit Worten. Ich meine die kasuistischen Schulen, die man gewöhnlich „Pilpulisten" (die Gepfefferten oder die Scharfen) nennt, und die zwei Jahrhunderte vor dem unsrigen blühten. Den Autoren dieser unglücklichen Zeit — einige rühmliche Ausnahmen zugestanden — bedeutete die frühere jüdische Litteratur nicht „einen Quell lebendigen Wassers", aus dem die Menschen Wahrheit und religiöse Begeisterung schöpften, sondern eher eine Art von Rüstkammer, die sie mit Rechtsfällen versorgte, um darüber zu streiten und sich gegenseitig in Sophismen und Spitzfindigkeiten zu überbieten. In Folge dessen kümmerten sie sich wenig oder garnicht um denjenigen Teil der jüdischen Litteratur, der mehr das Gemüt als den Verstand anspricht. Kurz, die Religion bestand nur aus verwickelten Fällen und unzählbaren Regeln, an welchen sich der Witz dieser Männer ergötzte. Aber derjenige Teil, der sich auf das Gefühl bezog und seine Wurzeln im Glauben und in der Liebe der Menschen hatte, wurde fast gänzlich vernachlässigt.

Gerade diese höheren, religiösen Empfindungen waren jedoch Baal-Schems eigenstes Gebiet, und ihnen erteilte er in seinem religiösen System den Platz, der ihrer Würde und Bedeutung zukam. Der Ort seiner Wirksamkeit war merkwürdig geeignet für solche Propaganda.

Von dem oben erwähnten allgemeinen Studium des Gesetzes gab es eine einzige Ausnahme. Diese Ausnahme bilden die Juden der an die Karpathen grenzenden Länder, zu welchen die Fürstentümer Moldau und Walachei, die Bukowina und die Ukraine gehören.

Obgleich es historisch festgestellt ist, daß die erste Einwanderung von Juden in Rumänien sehr weit zurückliegt, gab es doch dort bis in neuere Zeiten keine Spur geistiger Produktivität, und das Studium des Gesetzes war fast ganz vernachlässigt.

In diesen von völliger geistiger Finsterniß beherrschten Gebieten ist der Chassidismus entstanden, und dort hat er seine ersten Erfolge errungen.

---

*) Alfaßi (gest. 1104 in Spanien), Verfasser des berühmtesten Talmud-Kompendiums.
**) Raschi (gest. 1105 in Frankreich), der bedeutendste Bibel- und Talmud-Erklärer.

„Die Sekte der Chassidim," sagt einer ihrer bittersten, aber glaubwürdigsten Gegner, „gewann zuerst in den uncivilisirtesten Ländern Boden, in den wilden Schluchten der Walachei und in den öden Steppen der Ukraine."

Abgesehen von dem Genius seines Stifters verdankte der Chassidismus sein rasches Wachstum der geistigen Sterilität dieser Bezirke, verglichen mit der geistigen Fruchtbarkeit anderer von Juden so dicht bevölkerter Gegenden. Die rumänischen Juden standen in gewissem Umfange unter der Gerichtsbarkeit der polnischen Rabbiner, die selbst in Deutschland wegen ihrer kasuistischen Gewandtheit berühmt waren. Diese vernünftelnden Gesetzeslehrer, die in sophistischen Spitzfindigkeiten schwelgten und die Religion auf eine unendliche Zahl juristischer Spekulationen mit allen Arten von Möglichkeiten und Unmöglichkeiten zurückführten, waren nur zu geeignet, die Ansprüche des Gefühls zu vergessen über dem dringenden Wunsche, jedes Ding zu untersuchen und nach festen Regeln zu bestimmen. Sie mögen die rechten Führer in geistigen Dingen für Menschen ihres eigenen Schlages gewesen sein, aber ihren rumänischen Brüdern, denen es unmöglich war, die Religion im Gewande der Kasuistik zu erkennen, waren sie von keinem Nutzen.

Es hat daher nichts Ueberraschendes, daß eine Empörung gegen das Uebermaß einseitiger Verstandeskultur in jenen Gegenden zur Entstehung und Blüte kam, wo die Bewohner ihrer Natur nach unfähig waren, die Wonnen des Arguments zu würdigen. Das Feld war bestellt, und als die Zeit erfüllt war, kam der Säemann in der Person Baal-Schems.

In der obigen Charakteristik der polnischen Rabbinen ist zweifellos ein Körnchen Uebertreibung enthalten. Aber sie stellt den Gesichtspunkt dar, unter welchem die Chassidim ihre Gegner betrachteten. Das ganze Leben des Baal-Schem ist ein Protest gegen den eben dargestellten typischen Rabbi. Die Verschiedenheit in den Idealen der beiden Parteien läßt sich vielleicht am besten da nachweisen, wo in den Lebensläufen ihrer Helden das Tatsächliche von der Legende abgelöst wird.

Der Held einer polnisch-rabbinischen Biographie kann mit fünf Jahren die schwierigsten Traktate des Talmud auswendig hersagen. Als Achtjähriger ist er der Schüler des berühmtesten Lehrers seiner Zeit und verblüfft ihn durch die scharfsinnige Gründlichkeit seiner Fragen, während er mit dreizehn Jahren vor der Welt als fertiger und gewiegter Doktor der Gesetzeskunde auftritt.

Der Held der Chassidim hat eine gänzlich verschiedene Erziehung, und sein Ruhm ist von wesentlich anderer Art. Die sagenhaften Geschichten aus Baal-Schems Jugend erzählen uns wenig von seiner Meisterschaft in talmudischen Studien. Statt im Lehrhause über einem Folianten mit kasuistischen Abhandlungen zu sitzen, bringt Baal-Schem seine Zeit im Freien zu und singt mit den Kindern Hymnen unter den grünen Bäumen des Waldes. „Der Satan aber," sagt der Chassid, „fürchtet diese unschuldigen

Uebungen mehr, als alle Streitfragen im „Maharam Schiff“ (Buch eines Talmudgelehrten). Durch die Eindrücke der Natur in den Wäldern seiner Kindheit, in den Hügeln und wilden Schluchten der Karpathen, wo er viele seiner reiferen Jahre verlebte, hat nach den Erzählungen seiner Schüler Baal-Schem die Vollendung seines Geistes gefunden. Der chassidische Held hat keinen berühmten Rabbi zum Meister. Er war sein eigener Lehrer. Wenn er die höchste Weisheit nicht in sich selber fand, so empfing er sie von Engelslippen oder durch die Stimme Gottes selber. Aus derselben Quelle, aus der die Thorah geflossen ist, schöpfte Baal-Schem die himmlische Belehrung. Seine Methode der Selbsterziehung, seine Lebensweise, die Wahl seiner Gefährten, sie waren Akte der Auflehnung. Er lehrte nicht allein eine ganz verschiedene Theorie und Praxis, sondern er und seine Schüler scheinen keine Gelegenheit versäumt zu haben, um die alten Lehrer als Verführer und Gottlose hinzustellen. Unter anderen dahin gehörigen Anekdoten wird erzählt, die Schüler Baal-Schems hätten ihn einmal am Vorabend des großen Versöhnungstages ganz gegen seine sonstige Gewohnheit niedergedrückt und traurig gefunden. Den ganzen folgenden Tag brachte er unter heftigem Weinen und Wehklagen zu. Erst gegen Abend gewann er plötzlich seine gewohnte Heiterkeit zurück. Um Erklärung seines Betragens gebeten, erwiderte er, der heilige Geist habe ihm offenbart, daß schwere Anschuldigungen gegen das jüdische Volk erhoben worden, und daß eine harte Strafe ihm auferlegt sei. Der Zorn des Himmels sei von den Rabbinen erregt worden, die nichts täten, als lügenhafte Behauptungen zu erfinden und falsche Schlüsse daraus zu ziehen.

Alle wahrhaft weisen Lehrer der alten Zeit (wie die Tannaiten*), die Amoräer und ihre Nachfolger, welche Baal-Schem als lauter Heilige und Propheten ansah) hätten sich als Ankläger gegen ihre modernen Nachfolger erhoben, die den ursprünglichen Sinn ihrer Worte so gröblich verdrehten.

Deswegen hatte Baal-Schem Tränen vergossen, und wie gewöhnlich hatte der Himmel sein Gebet erhört und die verhängte Strafe aufgehoben.

Bei einer anderen Gelegenheit, als er den lauten, eifrigen Streit hörte, der aus einem rabbinischen Lehrhause herausschallte, hielt sich Baal-Schem die Ohren zu und erklärte, solche Streitenden wären es, welche die Erlösung Israels aus der Gefangenschaft verzögerten. Der Satan, sagte er, treibt die Rabbinen an, nur diejenigen Teile der jüdischen Litteratur zu studiren, an welchen sie die Schärfe ihres Verstandes wetzen können, aber von allen Schriften, deren Studium Frömmigkeit und Gottesfurcht befördern würde, hält er sie fern. „Wo viel Studium ist,“ sagt ein Schüler Baal-Schems,

---

*) Tannaiten und Amoräer wörtl. „Wiederholer“ und „Erklärer“ — der mündlichen Ueberlieferung nämlich, deren Erklärungen und Auslegungen im Talmud zusammengetragen sind.

„da ist wenig Frömmigkeit." „Jüdische Teufel" ist einer der zahlreichen Ehrentitel, welche die Freunde Baal-Schems den Rabbinen beilegen.

„Selbst die ärgsten Sünder sind besser als sie. So blind sind sie in der Anmaßung ihres Hochmuts, daß sogar ihr Gehorsam gegen das Gesetz ein Beförderungsmittel für ihre Sünden wird." Bei der Betrachtung der positiven Lehren Baal-Schems wird diese Gegnerschaft gegen das Verhalten und die Methode der zeitgenössischen Rabbinen noch stärker hervortreten, und es wird sich deutlich zeigen, daß sein ganzes System der Religion und des Verhaltens gegen Gott und die Menschen diese anerkannte Feindseligkeit unvermeidlich machte.

Es muß an dieser Stelle daran erinnert werden, daß, wie vorher bemerkt, Baal-Schem selbst nichts geschrieben hat. Für die Kenntniß seiner Aussprüche sind wir deshalb auf die Berichte seiner Freunde und Schüler angewiesen. Und es ist nicht selten nötig, sie durch die Lehren seiner Nachfolger zu ergänzen, von denen wir annehmen dürfen, daß der Geist ihres Meisters sie in hohem Maße erfüllte. Unglücklicherweise sind die echten Urkunden in einem schwierigen hebräischen Volksdialekt geschrieben, der oft die genaue Bedeutung ganzer Abschnitte verdunkelt.

Die Ursprünglichkeit der Lehren Baal-Schems ist oft angefochten worden, besonders durch die Unterstellung, daß er viel aus dem Sohar (Buch des Glanzes) entnommen hätte. Dieses mystische Buch, „die Bibel der Kabbalisten," steht, ob wir nun seinen Gegenstand und seine Geschichte oder seinen Einfluß in's Auge fassen, einzig in der Litteratur da. Sein angeblicher Verfasser ist Simon ben Jochai, ein großer Rabbi des zweiten Jahrhunderts, aber in Wirklichkeit hat es wahrscheinlich Mose de Leon geschrieben, ein spanischer Jude, der elf Jahrhunderte später lebte. Das Buch ist eine der interessantesten litterarischen Fälschungen und enthält eine merkwürdige Mischung von Gutem und Schlechtem. Auf einen Absatz voll der zartesten religiösen Poesie folgt ein anderer, der von grober Obscönität in Gedanken und Ausdruck ist. Wahre Frömmigkeit und wilde Gotteslästerung sind seltsam mit einander vermengt. Unzweifelhaft hatte Baal-Schem den Sohar studirt, und er soll sogar gesagt haben, daß dieses Studium ihn befähigt hätte, in die Tiefe aller Dinge zu blicken. Aber bei alledem war Baal-Schem kein Nachschreiber, und der Sohar, wenn er ihm auch hier und da eine Andeutung verdankt haben mag, war doch nicht die Quelle, aus der er seine Inspiration schöpfte.

Daß er für Baal-Schem anziehend war, wird genugsam durch den phantastischen, poetischen und leidenschaftlichen Charakter seines Inhalts erklärt. Leichter als die alte rabbinische Litteratur bot er sich zu neuen Auslegungen dar, an die sein Verfasser nicht gedacht hatte. Aber selbst der Talmud und seine ersten Kommentare bekamen für die Helden des Chassidismus einen geheimnißvollen und dunklen Sinn. Ja, die trockensten juristischen Abhandlungen über das Mein und Dein konnten in Parabeln und

Allegorien und in Symbole voll erhabenen Tiefsinns umgedeutet werden. Baal-Schem war, wie jeder andere religiöse Reformator, teilweise das Produkt seiner Zeit. Die Einflüsse der Vergangenheit, der Geschichte und Litteratur seines eigenen Volkes haben geholfen, ihn zu dem zu machen, was er war. Aber sie berauben ihn nicht seiner Originalität. Er war ein religiöser Erneuerer im besten Sinne, voll glühenden Glaubens an seinen Gott und seine Sache, innigst überzeugt von dem Wert seines Werkes und der Wahrheit seiner Lehren.

Obgleich Baal-Schems Anspruch auf Selbstständigkeit nicht bezweifelt werden kann, so muß man doch bedenken, daß seine Lehre nicht allein speciell jüdisch ist, sondern daß für jeden Teil derselben Parallelen und Analogien in der älteren hebräischen Litteratur gefunden werden können. Es ist auch nicht wunderbar, daß in einer Litteratur, die sich über zwei Jahrtausende erstreckt, die einem Volke angehört, in dem die Religion den Mittelpunkt des geistigen Lebens bildet und das von außen her mit so vielen religiösen und philosophischen Einflüssen in Berührung gekommen ist, die Keime fast jedes möglichen Systems und die Andeutungen beinahe jeder erdenklichen Doktrin zu finden sind.

Der Grundton der gesammten Lehre Baal-Schems ist die Allgegenwart oder genauer die Immanenz Gottes. Dies ist die Quelle, aus welcher von selbst jeder Artikel seines Glaubens fließt. Die Universalität der Gottheit ist die Grundlage für den gesammten Bau des Chassidismus. Die Idee der fortdauernden lebendigen Gegenwart Gottes in Allem, was ist, durchdringt das Ganze des Chassidismus: darauf gründet sich jede Beziehung; daraus wird jede wichtige Folgerung und jede sittliche Vorschrift in seiner Schule abgeleitet.

Jedes erschaffene Ding und jedes Produkt menschlicher Vernunft verdankt sein Dasein Gott. Alles Entstehen und alles Sein entspringt dem Gedanken und dem Willen Gottes. Es liegt dem Menschen ob, zu glauben, daß alle Dinge von göttlichem Leben erfüllt sind, und wenn er spricht, sollte er sich erinnern, daß dieses göttliche Leben es ist, das aus ihm redet. Es giebt nichts, in dem Gott nicht ist. Wenn wir uns vorstellen, daß ein solches Ding für einen Augenblick existiren könnte, so würde es sofort in das Nichts versinken. In jedem menschlichen Gedanken ist Gott gegenwärtig. Wäre der Gedanke roh oder böse, so müßten wir suchen, ihn zu erheben und zu veredeln, indem wir ihn zu seinem Ursprung zurückführen.

So müßte ein Mann, den der Anblick eines schönen Weibes plötzlich überwältigte, sich erinnern, daß dieser Glanz der Schönheit von der Alles durchdringenden Göttlichkeit ausstrahlt. Wenn er bedenkt, daß die Quelle der körperlichen Schönheit Gott ist, so wird er sich nicht damit begnügen, seine Gedanken bei dem Körper verweilen zu lassen, sondern er wird sich zu der Betrachtung Gottes als der unendlichen Seele aller Schönheit erheben. Ein Schüler Baal-Schems hat gesagt: Wie der Liebende in den Juwelen

seiner Braut nur die Schönheit der Geliebten erblickt, so sieht der, welcher Gott wahrhaft liebt, in allen Erscheinungen dieser Welt die lebende und neu schaffende Kraft seines göttlichen Meisters. Wenn ihr die Welt nicht im Lichte Gottes schaut, so trennt ihr die Schöpfung von dem Schöpfer. Wer nicht an die allumfassende Gegenwart Gottes glaubt, der hat niemals Gottes Allmacht ganz begriffen, denn er schließt Gott von einem Bestandteil der vorhandenen Welt aus. Das Wort Gottes, bei Baal-Schem gleichbedeutend mit Gott selbst, das „im Himmel befestigt" und „auf Erden gegründet" ist, es ist noch immer sprechend, handelnd und erzeugend durch Himmel und Erde gegenwärtig in endlosen Abstufungen und Verschiedenheiten. Wenn das lebenspendende Wort aufhören sollte, würde das Chaos wieder hereinbrechen. Der Glaube an einen einmaligen Schöpfungsakt, nach welchem der Schöpfer sich von seinem vollendeten Werke zurückgezogen hätte, ist irrig und ketzerisch. Die belebende Macht hat sich niemals aus der von ihr beseelten Welt entfernt. Die Schöpfung dauert ununterbrochen fort, eine niemals endende Offenbarung der Güte Gottes. Alle Dinge sind eine Ausströmung der beiden göttlichen Attribute, der Macht und der Liebe, die sich in mannigfaltigen Bildern und Spiegelungen ausdrücken.

Dies ist die Lehre von der Allgegenwärtigkeit im Chassidismus. Gott, der Vater Israels, Gott der Barmherzige, Gott der Allmächtige, der Gott der Liebe, hat nicht allein Alles geschaffen, sondern ist in Allem verkörpert. Die Notwendigkeit, an diese Lehre zu glauben, ist das Hauptdogma. Aber wie die Schöpfung fortdauert, so auch die Offenbarung. Diese Offenbarung kann nur durch den Glauben ergriffen werden. Der Glaube ist darum wirksamer als die Gelehrsamkeit. So konnte es in Zeiten der Verfolgung geschehen, daß der Weise und der Tor, der Sünder und der Heilige gleich bereit waren, ihr Leben für ihren Glauben zu opfern. Die auf die Fragen der Kasuisten keine Antwort geben könnten, sind doch Willens, eher den grausamsten Tod zu sterben, als ihren Glauben an den einen höchsten Gott zu verleugnen. Die Kraft, mit der sie der Gefahr und dem Tode in's Angesicht schauen, entspringt jener göttlichen Erleuchtung der Seele, die höher ist als das Wissen.

Wir sollten darum alle Dinge als eben so viele Offenbarungen der Gottheit betrachten. Gott ist in allen Dingen gegenwärtig. Darum ist das Gute, wirklich oder möglich, in allen Dingen. Es ist unsere Pflicht, es überall herauszusuchen und zu ehren und uns nicht das Recht anzumaßen, das, was uns böse scheinen mag, zu richten. Darum sollten wir in jedem Nebenmenschen vor allen Dingen den Geist des Guten als gegenwärtig anerkennen. Daraus folgt die Lehre, von sich selbst immer bescheiden, aber von Anderen gern gut und ungern schlecht zu denken. Dies erklärt das chassidische Verhalten gegenüber der irrenden Menschheit. Baal-Schem sah menschliche Sünde und Schwäche in einem ganz anderen Licht, als der gewöhnliche Rabbi. Immer der göttlichen Seite der Menschheit

sich bewußt, kämpfte er kräftig gegen die grundlose Annahme der Sündhaftigkeit im Menschen, die ein beliebtes Thema der damaligen Prediger war. Bei den rumänischen Juden wie auch in anderen Gemeinden verweilten sie hauptsächlich bei der Nachtseite der Dinge, und ihr Lieblingsgegenstand war die ausführliche Beschreibung der Höllenstrafen, die den Sünder nach dem Tode erwarteten. Es wird erzählt, wie Baal-Schem einst einen von ihnen zurechtwies.

Der Prediger hatte Wehe geschrieen über eine Versammlung, von der er nichts wußte, weder Böses noch Gutes. Baal-Schem, entrüstet über diese grundlose Schmähung und die hochmütige Anmaßung des göttlichen Richteramtes, wandte sich zu ihm mit den Worten: Wehe über Dich, der Du es wagst, von Israel Böses zu reden! Weißt Du nicht, daß jeder Jude, wenn er auch nur ein kurzes Gebet am Schluß des Tages spricht, damit ein Werk vollbringt, vor dem die Engel im Himmel sich neigen? So groß war augenscheinlich der Wert, den Baal-Schem auf die geringste Aeußerung der höheren Natur im Menschen legte, und es gab nach seiner Ansicht Wenige, die nicht hin und wieder — es sei denn, daß Hochmut ihren Geist umnachtete — von dem göttlichen Ebenbild Zeugniß ablegten, in dem sie geschaffen wurden.

Keine Sünde trennt uns so von Gott, daß wir an der Rückkehr verzweifeln dürfen. Von jeder Stufe der moralischen Leiter, so tief sie auch sei, kann der Mensch Gott suchen. Wenn er nur fest glaubt, daß nichts ohne Gott ist, und daß selbst in Zerstörung und scheinbarem Verfall sich Gott verbirgt, so wird er niemals fürchten, daß Gott ihm fern ist. Gott wird in einem Augenblick der Reue wiedergewonnen, denn Reue überfliegt die Grenzen von Zeit und Raum. Wer einen Sünder zur Reue führt, verursacht Freude im Himmel. Es ist, als ob ein Königssohn in Gefangenschaft gewesen wäre und nun wieder vor das Angesicht seines Vaters gebracht würde.

Baal-Schem wollte niemand für unverbesserlich halten. Sein Glaube war optimistisch. Gott sollte von den Bewohnern dieser herrlichen Welt in Fröhlichkeit gepriesen werden. Der wahre Gläubige sollte in jedem Menschen den Abglanz Gottes erkennen und sollte zuversichtlich danach streben, wenn dieser Abglanz durch Sünden verdunkelt wurde, das Ebenbild Gottes im Nächsten wieder herzustellen. Die eigentliche Abscheulichkeit der Sünde liegt darin, daß der Mensch die irdischen Offenbarungen der Gottheit zurückweist und befleckt. Einer der Schüler Baal-Schems tat besonders gern den Ausspruch, daß man die verstocktesten Sünder nicht verloren geben, sondern für sie beten sollte. Keiner kennt das Herz der Menschen, und Keiner sollte seinen Nächsten richten. In wem der Eifer für die Sache Gottes lodert, der soll diesen Eifer an sich, nicht an Anderen betätigen. Baal-Schem sagte: „Möge Keiner sich besser dünken als sein Nächster, denn Alle dienen Gott — Jeder nach dem Maße des Verständnisses, das Gott ihm gegeben hat.“

Von diesem Standpunkt aus ergiebt sich ganz natürlich Baal-Schems Ansicht vom Gebet. Es wird ihm der Ausspruch nachgerühmt, alle Größe, die er erlangt, sei ihm nicht durch Studium, sondern durch Gebet zu Teil geworden. Aber das wahre Gebet muß, wie Baal-Schem es ausdrückt, „in den himmlischen Reichen schweben" und nicht mit irdischen Angelegenheiten vermischt werden. „Euer Gebet sollte sich nicht mit Euren Wünschen und Bedürfnissen befassen, sondern das Mittel sein, Euch Gott nahe zu bringen. Im Gebet muß der Mensch seine eigene Persönlichkeit von sich abtun und sogar seiner Existenz sich nicht mehr bewußt sein; denn wenn, während er betet, sein Selbst nicht absolut ruht, so ist der Gegenstand des Gebetes unerreichbar. Auch ist es wirklich nur der Gnade Gottes zu verdanken, daß der Mensch nach einem wahren Gebet noch am Leben bleibt; so groß ist dabei der Grad der Selbstvernichtung."

An dieser Stelle muß der Leser davor gewarnt werden, Baal-Schem irgend welche modernen rationalistischen Ansichten über das Gebet zuzuschreiben. Die Fähigkeit, durch das Gebet in altmodischem Sinne eine Erhörung von Gott zu erringen, ist von Baal-Schem nicht einen Augenblick angezweifelt worden. Baal-Schems Gottheit ist nach keiner Richtung durch philosophische Betrachtungen beschränkt. Er meinte nur, daß jede Beziehung auf irdische Anforderungen für die Vereinigung des Menschen mit Gott unwürdig und störend sei.

„Der weise Mann," sagt Baal-Schem, „belästigt den König nicht mit unzählbaren Bitten um Nichtigkeiten. Sein Wunsch ist allein, Zutritt zum König zu erlangen und mit ihm von Angesicht zu Angesicht zu sprechen. Bei dem König zu sein, den er so innig liebt, ist für ihn das höchste Gut. Aber seine Liebe für den König wird belohnt: denn der König liebt ihn."

In Bezug auf unsere Pflichten gegen die Nebenmenschen ist schon angedeutet worden, daß wir nicht nur das Gute in ihnen ehren und uns hüten müssen, sie wegen des Bösen, das sie etwa tun, zu richten, sondern daß wir auch für sie beten sollen. Ferner müssen wir für ihre geistige und moralische Hebung arbeiten. Baal-Schem betätigte diesen Lehrsatz in seinem eigenen Leben, und sein Verhalten stand daher in auffälligem Gegensatz zu dem seiner Zeitgenossen. Er verkehrte am liebsten mit Ausgestoßenen und Sündern, mit den Armen und Ungebildeten beider Geschlechter, von denen die anderen Lehrer nichts wissen wollten. Er gewann so für seine Lehren einen Weg zum Herzen des Volkes, indem er sein Leben und seine Ausdrucksweise ihrem Verständniß und ihren Neigungen anpaßte. Als ein Beispiel dafür und auch für seine Abneigung gegen Eitelkeit und öffentliches Hervortreten wird erzählt, wie einmal die Juden von Brody ihm einen feierlichen Empfang zu Teil werden ließen, er aber, statt in der üblichen Weise eine scharfsinnige Abhandlung über eine talmudische Schwierigkeit an sie zu richten, sich damit begnügte, sich mit einigen der unbedeutendsten

Personen unter den Anwesenden im Volksdialekt über ganz alltägliche Dinge zu unterhalten.

Dieser Vorfall ist vielleicht um so erwähnenswerter, weil er sich in Brody ereignete — zu jener Zeit ein Sitz rabbinischer Bildung und Gelehrsamkeit und ein Ort, wo aus diesem Grunde der Chassidismus niemals festen Fuß fassen konnte.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Baal-Schem bei seinen Besuchen in dieser Stadt sich von den Gelehrten und Weisen fern hielt und die Geringen und Niedrigen unter den Juden um sich zu versammeln strebte. Es ist bekannt, daß er viel mit den Gastwirten der Gegend verkehrte, die unter ihren Glaubensgenossen in sehr geringem Ansehen standen. Die folgende Bemerkung eines seiner Anhänger ist in dieser Beziehung sehr bezeichnend. „Sowie nur oberflächliche Geister gewissen Orten eine besondere Heiligkeit zuschreiben, während den tieferen alle Orte gleich heilig sind, so daß es ihnen keinen Unterschied macht, ob sie in der Synagoge oder im Walde beten, so glauben die letzteren auch, daß nicht nur Prophezeiungen und Visionen vom Himmel kommen, sondern daß jeder Ausspruch eines Menschen, wenn man ihn richtig versteht, eine Botschaft Gottes enthält. Wer sich ganz in Gott versenkt, wird leicht in Allem, was er hört, das Göttliche herausfinden, wenn auch der Sprecher selbst davon garnichts wissen sollte."

Dieses Betragen gab seinen Gegnern eine gute Gelegenheit, ihn anzugreifen, und sie verfehlten nicht, davon Gebrauch zu machen.

Baal-Schem wurde als ein Genosse der untersten Klassen bezeichnet. Die Gelehrten rächten sich für seine Feindschaft, indem sie der Gleichgiltigkeit, die er gegen alles Aeußerliche an den Tag legte, die schlimmsten Beweggründe unterschoben. Man beschuldigte ihn, daß er sich mit verrufenen Menschen auf den Straßen umhertriebe, und in einer Streitschrift werden die niedrigsten Schlüsse aus seinem anscheinend vertraulichen Umgang mit Frauen gezogen. Zu dieser Beschuldigung gab Baal-Schems Verhalten, so unschuldig es an sich war, einen gewissen Anlaß. Denn seine Ansichten und Gewohnheiten bezüglich der Frauen zeigten sich stark abweichend von den landesüblichen Sitten. Die Stellung des Weibes unter seinen Zeitgenossen war nicht niedrig oder geradezu unglücklich, aber doch ganz untergeordnet. Ihre Erziehung wurde fast ganz vernachlässigt, und ihr Dasein blieb in Wahrheit unberücksichtigt. Nach der chassidischen Lehre von dem Alles durchdringenden Wesen Gottes mußte das Weib notwendig geehrt werden. Baal-Schem, der häufig mit Frauen verkehrte, schrieb ihnen nicht allein sociale Gleichheit, sondern einen hohen Grad religiöser Bedeutung zu.

Seine eigene Frau verehrte er wie eine Heilige. Als sie starb, gab er die Hoffnung auf, lebend zum Himmel zu fahren wie einst Elias. Er sagte trauervoll, daß von ihr ungeschieden ein solches Emporsteigen hätte geschehen können, aber für ihn allein unmöglich wäre. Zudem mußte eine Religionsform, die auf die Regungen des Glaubens und der Liebe so großen

Wert legte, sehr stark zu dem weiblichen Gemüt sprechen. Die Wirkung zeigte sich bald, und Baal-Schem zögerte nicht, sie zu benützen. Unter den treuesten seiner ersten Anhänger waren Frauen. Eine derselben war die Heldin einer beliebten Geschichte, die von dem Liebes- und Rettungswerk erzählt, das Baal-Schem an ihr vollbrachte. In einem gewissen Dorfe wohnte ein Weib, dessen Leben so schmachvoll war, daß ihre Brüder zuletzt beschlossen, sie zu töten. Sie lockten sie mit dieser Absicht in einen nahen Wald. Aber Baal-Schem wurde durch den heiligen Geist im rechten Augenblick herbeigeführt, er riet den Männern von ihrem Vorsatz ab und rettete die Sünderin. Das Weib wurde später eine Art von Magdalena in der neuen Gemeinde.

Im Obigen habe ich versucht, einigermaßen folgerichtig die Glaubenssätze und sittlichen Vorschriften zu ordnen, welche Baal-Schem und seine ersten Schüler aus ihrer Grundidee von der Allgegenwart Gottes ableiteten. Es war dies notwendig, um eine zusammenhängende Vorstellung von ihrem Glauben zu geben; aber es muß hinzugefügt werden, daß nirgends in der chassidischen Litteratur diese Folgerungen logisch zusammengestellt sind. Ihr einziger Versuch, ihre Ansichten klar zu formuliren, beschränkt sich wohl auf eine Darstellung ihrer Idee von der Frömmigkeit oder dem Gottesdienst und auf eine Untersuchung ihrer drei Kardinaltugenden Demut, Freudigkeit und Begeisterung. Die chassidische Anschauung vom wahren Gottesdienst beleuchtet Baal-Schems charakteristische Weise, das Gesetz zu betrachten.

Unter Gottesdienst versteht man gewöhnlich die Erfüllung der Vorschriften des schriftlichen und mündlichen Gesetzes. Baal-Schem verstand darunter eine bestimmte Auffassung des ganzen Lebens. Denn da Gott im Leben zur Erscheinung kommt, so ist jede Tätigkeit des Lebens, sobald sie richtig erfaßt und ausgeführt wird, zugleich eine Offenbarung und ein Dienst des Höchsten. Alle Dinge sind zum Ruhm und zur Anbetung Gottes erschaffen. Der geringste Wurm dient ihm mit aller seiner Kraft. So sind Essen, Trinken, Schlafen und alle gewöhnlichen körperlichen Verrichtungen, welche die alten jüdischen Moralisten als bloße Mittel zum Zweck ansehen, für Baal-Schem schon an sich ein Gottesdienst. Alle Genüsse sind Offenbarungen des göttlichen Attributs der Liebe, und durch diese Anschauung werden sie mit eins durchgeistigt und veredelt. Ehe man Speise und Trank zu sich nimmt, sollte man bemüht sein, sich zu einer noch höheren Stufe der Reinheit und Heiligkeit zu erheben, als selbst bevor man sich mit der Lehre beschäftigt. Denn als die Thorah einst von Gott gegeben ward, wurde die ganze Welt mit seiner Gnade erfüllt. Wer von weltlichen und von religiösen Dingen spricht, als ob sie getrennt und verschieden wären, ist ein Ketzer.

Auf das andauernde und ununterbrochene Studium des Gesetzes legt Baal-Schem nur wenig Gewicht. Er behielt den gewöhnlichen Glauben bei, daß das Gesetz (welcher Ausdruck nicht allein den Pentateuch, sondern das

ganze Alte Testament und den größeren Teil der alten rabbinischen Litteratur einschließt) eine Offenbarung Gottes sei. Aber da die Welt selber gleichfalls eine göttliche Offenbarung ist, so wird die Thorah wenig mehr als der Teil eines größeren Ganzen. Um sie recht zu verstehen, muß man zu ihrem inneren Wesen durchdringen, zu dem unendlichen Licht, das in ihr geoffenbart ist. Wir sollten das Gesetz nicht studiren, wie eine Wissenschaft, um Kenntnisse zu erwerben (wer es so studirt, hat sich in Wahrheit mit seiner bloß äußeren Form beschäftigt), sondern wir sollten daraus den wahren Gottesdienst lernen. So ist das Studium des Gesetzes an sich unendlich. Man forscht darin, weil es das Wort Gottes ist, und weil Gott in dieser seiner Offenbarung leichter erkannt und aufgenommen wird, als in irgend einer andern. Die Thorah ist ewig, aber ihre Erklärung steht den geistigen Führern des Judentums zu. Diese haben sie auszulegen gemäß dem Attribut der Zeit. Denn Baal-Schem war der Ansicht, daß in jedem Zeitalter ein besonderes Attribut Gottes die Welt regiere — in einem Zeitalter das Attribut der Liebe, in einem anderen das der Macht, in einem dritten das der Schönheit und so weiter — und die Erklärung der Thorah müsse damit in Uebereinstimmung gebracht werden. Die Absicht der ganzen Thorah ist, daß der Mensch selbst eine Thorah werden soll. „Da jeder Mensch in sich eine Thorah ist,“ sagt ein Schüler Baal-Schems, „so hat er nicht nur seinen Abraham und Moses, sondern auch seinen Bileam und Haman: er sollte versuchen, den Bileam auszutreiben und den Abraham in seinem Innern zur Entwickelung zu bringen. Jede Handlung des Menschen sollte eine reine Offenbarung Gottes sein.“

Wir sollen tun, was die Lehre befiehlt, nicht aus dem Grunde, um dadurch Gnade in den Augen Gottes zu erlangen, sondern um zu lernen, wie wir Gott lieben und uns mit ihm vereinigen können. Das Wichtigste ist nicht, wie viele verschiedene Vorschriften befolgt werden, sondern wie und in welchem Geiste wir sie befolgen. Der Zweck der Erfüllung dieser verschiedenen Gesetze besteht darin, sich zu Gott zu erheben und so, nach dem gewöhnlichen Ausdruck der religiösen Mystik, Eins mit ihm zu werden oder in ihm aufzugehen. „Die Menschen sollten erkennen lernen,“ sagt Baal-Schem, „was die Einheit Gottes wirklich bedeutet. Einen Teil dieser untrennbaren Einheit erreichen, heißt das Ganze erreichen. Die Thorah und alle ihre Verordnungen sind von Gott. Wenn ich darum bloß ein Gebot in der Liebe und durch die Liebe Gottes erfülle, so ist es, als ob ich sie alle erfüllt hätte.“

Ich habe nun noch kurz von den drei Tugenden zu sprechen, denen die Chassidim den höchsten Ehrenplatz zuerteilen. Von diesen wird die erste im Hebräischen „Schiphluth“ genannt und am besten durch unser Wort „Demut“ wiedergegeben. Die chassidische Anwendung des Wortes vereinigt jedoch darin die Begriffe der Bescheidenheit, Bedachtsamkeit und Nächstenliebe. Die Hervorhebung dieser Eigenschaften steht in scharfem Gegensatz zu den Fehlern der

Ueberhebung, Eitelkeit und Selbstzufriedenheit, gegen die zu sprechen Baal-Schem niemals müde wurde. Er betrachtete sie als die verführerischsten unter allen Formen der Sünde. Noch einige Minuten vor seinem Tode hörte man ihn murmeln: „O Eitelkeit, Eitelkeit! Sogar in dieser Todesstunde wagst Du es, mir mit Deinen Versuchungen zu nahen: Bedenke, Israel, wie groß Dein Leichengefolge sein wird, weil Du so weise und gut gewesen bist. O Eitelkeit, Eitelkeit, ich verwünsche Dich." Es müßte dem Menschen gleichgiltig sein, sagt der Meister, ob er gelobt oder getadelt, geliebt oder gehaßt, ob er der weiseste der Menschen oder der größte Tor genannt wird. Der Prüfstein des wahren Gottesdienstes ist das Gefühl der Demut, das er hinterläßt. Wenn ein Mensch nach dem Gebet das mindeste Bewußtsein des Stolzes oder der Selbstzufriedenheit hat, wenn er zum Beispiel denkt, daß er durch den Eifer seiner religiösen Uebungen einen Lohn verdient hat, dann möge er wissen, daß er nicht zu Gott, sondern zu sich selbst gebetet hat. Und was ist das anders als verkappter Götzendienst? Ehe Ihr Gott finden könnt, müßt Ihr Euch selbst verlieren. Die Chassidim behandelten „Schiphluth" von zwei Seiten: die negative Seite bestand darin, bescheiden von sich selbst, die positive darin, hoch von den Anderen zu denken, mit anderen Worten, den Nebenmenschen zu lieben.

Wer den Vater liebt, der wird auch seine Kinder lieben. Wer Gott wahrhaft liebt, der liebt auch die Menschen. Nur wer die eigenen Fehler nicht kennt, ist bereit, die Fehler der Anderen zu sehen. In keiner Sphäre des Himmels bleibt die Seele kürzere Zeit, als in der Sphäre des Verdienstes; in keiner weilt sie länger, als in der Sphäre der Liebe.

Die zweite Kardinaltugend ist Freudigkeit, im Hebräischen „Simchah". Für Baal-Schem war der Frohsinn des Herzens die für den wahren Gottesdienst notwendige Verfassung. „Glaubt nur erst, daß Ihr in Wahrheit Gottes Knechte und Gottes Kinder seid, wie könntet Ihr dann je wieder in eine trübe Gemütsstimmung zurückfallen?" Auch die unvermeidlichen Sünden, die wir Alle begehen müssen, sollten die Freudigkeit unserer Seele nicht stören. Denn können wir nicht jederzeit durch die Reue zu Gott zurück gelangen? Jeder bußfertige Gedanke ist eine Stimme Gottes. Diese Stimme sollte der Mensch in jedem Eindruck seiner Sinne, in jedem Anblick und jedem Ton der äußeren Natur vernehmen. Nur wenn ihm der Glaube an die alldurchdringende Gegenwart Gottes fehlt, wird er taub gegen diese leisen Einflüsterungen und kann nur noch die Lehren lesen, die in Büchern geschrieben sind.

Der Leser wird sich nicht wundern, zu hören, daß Baal-Schem bei dieser freudigen Weltanschauung jeder Art von Askese abhold war. Es ist wahr, daß das Judentum ursprünglich nicht viel Asketisches hatte. Aber im Lauf der Geschichte sind zweifellos so manche asketische Lehren und Gebräuche hineingekommen, genug wenigstens, um zarte Gemüter, die von Natur dieser Richtung zugewandt waren, zu beeinflussen. Einem derselben,

einem früheren Schüler, schrieb Baal-Schem: „Ich höre, daß Du Dich aus religiösen Gründen verpflichtet fühlst, eine Reihe von Fasten und Bußübungen vorzunehmen. Meine Seele empört sich gegen diesen Deinen Vorsatz. Nach dem Ratschluß Gottes befehle ich Dir, solche gefährlichen Uebungen aufzugeben, die nur die Ausgeburt eines zerrütteten Hirns sind. Steht nicht geschrieben: ‚Entziehe Dich nicht Deinem Fleische!‘ Faste also nicht mehr, als geboten ist. Folge meinem Befehl, und Gott wird mit Dir sein."

Bei einer anderen Gelegenheit bemerkte Baal-Schem, es wäre eine List des Satans, uns in einen Zustand des Trübsinns und der Verzagtheit zu versetzen, in welchem der kleinste Irrtum als eine Todsünde erscheint. Die Absicht des Satans ist, uns von dem wahren Gottesdienst fern zu halten, denn nur mit einem heiteren und vertrauensvollen Gemüt können wir Gott wahrhaft dienen. Ueberängstliche Bedenklichkeit in Kleinigkeiten ist darum zu vermeiden. Es ist der Rat des Teufels, uns zu überreden, daß wir unsere Pflichten niemals genugsam getan haben oder tun werden, und daß ein sittlicher Fortschritt für uns unmöglich ist. Solche Gedanken erzeugen Schwermut und Verzweiflung und sind darum von Uebel.

Die dritte Tugend wird in der hebräischen chassidischen Litteratur „Hithlahabuth" genannt, von einem Verb abgeleitet, das „anzünden", „in Brand stecken" bedeutet. Das Substantiv „Hithlahabuth" ist, soviel mir bekannt, zuerst von den Nachfolgern Baal-Schems geprägt worden. Es läßt sich am besten durch unser Wort „Begeisterung" wiedergeben. Jede religiöse Handlung muß, um irgend wie von Nutzen zu sein, mit Begeisterung getan werden. Eine bloß mechanische und seelenlose Befolgung eines Gebotes ist wertlos. Ein Mensch ist dem Ziele um keinen Schritt näher, ob er auch überzeugt ist, seine Pflicht getan zu haben, wenn er den ganzen Kreis der Gesetze in jeder Abteilung der Schrift durchlaufen hat. Diese unentbehrliche Begeisterung entspringt nur aus der Liebe. Der Gottesdienst aus Furcht ist, wenn nicht völlig nutzlos, doch notwendig mit einer gewissen Abneigung und Schwerfälligkeit verbunden, durch die der Aufschwung und die Wärme der Begeisterung verhindert wird. Die Herzenserhebung des wahren Gottesdienstes ist ihr eigener Zweck. Da denkt man nicht an diese und nicht an die künftige Welt. Im Talmud ist oft von einem Rabbi Elisa ben Abujah die Rede, einem Apostaten des Judentums, der, als er aufgefordert wurde zu bereuen, erwiderte, daß die Reue nutzlos wäre, und daß dieser traurige Glaube sich auf ein unmittelbares göttliches Zeugniß stütze. Denn eine Stimme vom Himmel hätte ihm gesagt, selbst wenn er bereute, würde er doch von der Seligkeit der künftigen Welt ausgeschlossen sein. Von ihm sagt einer der Chassidim: „Dieser Mann ließ sich in der Tat eine kostbare Gelegenheit entgehen. Wie rein hätte er Gott dienen können, da er wußte, daß er niemals dafür einen Lohn empfangen würde."

Aus der Idee der Begeisterung entspringt die Eigenschaft der Beweglichkeit, des geistigen Fortschritts, den Baal-Schem und seine Jünger der

religiösen Versumpfung der selbstzufriedenen Zeitgenossen entgegenstellten. Der Mensch soll sich nicht einbilden, jemals den Gipfel der Gerechtigkeit erreicht zu haben. Er sollte sich vielmehr als reuigen Sünder betrachten, der jeden Tag aufwärts zu streben hat. Immer nur auf demselben religiösen Standpunkt bleiben, immer heut nur den religiösen Schlendrian von gestern wiederholen, ist kein wahrer Gottesdienst. Täglich müssen wir in der Erkenntniß und Liebe des göttlichen Meisters vorwärts schreiten. Bloßes Freisein von sündigen Taten ist nicht hinreichend: solche negative Tugend ist vielleicht nur ein anderes Wort für das zufällige Ausbleiben der Versuchung. Was nützt es, niemals eine Sünde begangen zu haben, wenn die Sünde im Herzen verborgen liegt? Nur die ununterbrochene Gemeinschaft mit Gott wird Eure Gedanken und Vorsätze erheben und veredeln und die Wurzeln der Sünde vernichten. Der Erzvater Abraham erfüllte ohne ein Gebot von Gott die ganze Thorah, weil er erkannte, daß das Gesetz in allen erschaffenen Dingen lebt. Im messianischen Zeitalter wird das Gesetz dem Menschen nicht mehr als etwas von außen Gebotenes erscheinen; sondern es wird in den Herzen der Menschen wohnen, es wird ihnen natürlich und einleuchtend erscheinen, weil sie erkennen werden, daß Gott und die Welt durch das Gesetz offenbart ist.

Baal-Schem, der es sehr liebte, in Gleichnissen zu reden, hat das Folgende hinterlassen, das wir wohl passend der oft unvollständigen Darstellung seiner Lehre anreihen.

„Es war einmal ein König, der sich einen herrlichen Palast baute. Durch einen Zauber wurde in demselben die Täuschung bewirkt, als ob der ganze Palast voll von gewundenen Korridoren und Irrgängen wäre, welche den Zutritt zum König verhinderten. Aber da in den Eingangshallen viel Gold und Silber aufgehäuft war, so waren die meisten Leute zufrieden, nicht weiter zu gehen, sondern sich an den Schätzen zu bereichern. Nach dem König selbst fragten sie nicht. Zuletzt hatten des Königs Vertraute mit ihnen Erbarmen und sagten ihnen: ‚Alle diese Mauern und Gänge, die Ihr vor Euch seht, sind in Wahrheit überhaupt nicht vorhanden. Sie sind bloße Trugbilder. Dringt tapfer vorwärts, und Ihr werdet kein Hinderniß finden.'"

Wir müssen diese Parabel nicht dahin auslegen, daß Baal-Schem die Realität oder selbst die Bedeutung der körperlichen Erscheinungswelt leugnete. Das gerade Gegenteil ist der Fall. Die Welt ist ihm von Gott erfüllt, vom Göttlichen ganz durchdrungen und darum so wirklich wie Gott selbst. Es war ganz im Sinne Baal-Schems, wenn einer seiner Schüler erklärte, nur Toren könnten von der Eitelkeit und Nichtigkeit der Welt sprechen. „Es ist in Wahrheit eine herrliche Welt. Wir müssen nur lernen, den rechten Gebrauch davon zu machen. Nennt nichts gemein oder profan: durch Gottes Gegenwart sind alle Dinge heilig."

Wir haben oben die wesentlichen Lehren Baal-Schems und seiner unmittelbaren Nachfolger überblickt; wir haben nun zu betrachten, was in den Händen der von ihm gegründeten Sekte daraus wurde. Das ist ein trauriger Teil unserer Aufgabe, denn die spätere Geschichte des Chassidismus ist fast ganz eine Geschichte des Verfalls. Der neue Glaube, wie sein Stifter ihn entworfen hatte, sollte eine wahrhafte Reformation, rein und erhaben in ihrer Idee, sein. Zum Unglück wurde er nach seinem Tode schnell verdorben und verkehrt. Es war dies lediglich die Schuld der gefährlichen und übermäßigen Entwickelung eines einzigen Punktes in seiner Lehre. Dieser Punkt, die Verehrung des Göttlichen im Menschen, war ein verhältnißmäßig untergeordneter Artikel des ursprünglichen Glaubens. Aber der spätere Chassidismus hat ihm eine verzerrte und beinahe ausschließliche Bedeutung gegeben, die zu den größeren und wesentlicheren Zügen von Baal-Schems Lehre in völligem Mißverhältniß steht, so daß heutzutage der unterscheidende Zug des Chassidismus in einer beinahe götzendienerischen Verehrung seiner lebenden Führer besteht. Das Wenige, was von der Geschichte der Sekte nach Baal-Schems Tode zu sagen ist, würde unverständlich sein ohne eine Erklärung des Ursprungs und Wachstums dieser unglücklichen Verdrehung.

Wie schon erklärt worden, legte Baal-Schem nur wenig Gewicht auf das Studium der Lehre oder die Beobachtung ihrer Vorschriften an sich, sondern betrachtete sie nur als ein Mittel zum Zweck. Der Zweck ist die Vereinigung mit Gott.

Der Mensch soll die Gegenwart Gottes in dem göttlichen Wort und Willen erkennen. Nun ist dieser mystische Gottesdienst vielleicht hinreichend für sensitive und schwärmerische Naturen, aber doch kaum einfach und bestimmt genug für gewöhnliche Menschen. Nur Wenige sind im Stande, Abstraktionen aufzufassen; und noch geringer ist die Zahl derjenigen, die in der Betrachtung derselben Freude und ausreichende Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse finden können. Was hat also der Chassidismus der gewöhnlichen Menge zu bieten, die nicht vermochte, Gott in der Fülle seiner Gestaltungen zu erkennen? Der Mangel von etwas Greifbarem, an das der Geist des Volkes sich halten könnte, wie er den Lehrern so vieler Religionen entgegengetreten ist, machte sich auch den Chassidim bemerklich, und unglücklicherweise fanden sie einen Ausweg aus dieser Schwierigkeit, indem sie ihre Lehre von der Stellung des Menschen im Weltall hervorhoben und entwickelten. Des Menschen Ideal ist, in sich selbst ein Gesetz, selbst eine klare und vollkommene Offenbarung Gottes zu sein. Nicht bloß Gottes Diener und Gottes Kind ist er, sondern in der höchsten Entwickelung wird er selbst zu einem Teil Gottes, wenn auch in menschlicher Gestalt, so daß er mit dem himmlischen Vater völlig Eins werden kann. Wenn der Mensch diese höchste Stufe der Heiligkeit erreicht, so ist er in Wahrheit eine Art von Gottmensch, der seinen Nebenmenschen niederen Grades durch

sein menschliches Teil sichtbar wird, aber dessen wesentliche Aufgabe darin besteht, sie kraft seines göttlichen Teils zu Gott zu erheben.

Die wenigen erlesenen Geister, die durch die erfolgreiche Beharrlichkeit, mit der sie Gott in allen Dingen suchten, schon auf Erden sich ihm vereinigt haben, werden in der chassidischen Litteratur mit dem Namen „Zaddikim“ bezeichnet. Das hebräische Wort Zaddik bedeutet „gerecht“ oder „rechtschaffen“, und die Benennung wurde wahrscheinlich in bewußtem Gegensatz zu dem rabbinischen Gelehrtentitel „Schüler der Weisen“ gewählt. Denn der Zaddik ist nicht sowohl das Produkt der Gelehrsamkeit als göttlicher Eingebung. Sein endliches Aufgehen in Gott geschieht durch plötzliche und unmittelbare Erleuchtung. Der Zaddik ist nicht nur Moses ähnlich, sondern kraft seiner langen Verbindung mit dem Göttlichen ist er das wahre Kind des Höchsten. Er ist außerdem eine belebende Macht in der Schöpfung, denn er ist das Bindeglied zwischen Gott und seinen Geschöpfen. Er ist der Quell des Segens und der Born der Gnade. Deshalb muß man den Zaddik lieben lernen, um durch den Zaddik Gottes Gnade zu gewinnen. Wer nicht an den Zaddik glaubt, ist ein Abtrünniger von Gott. Hier haben wir also die verhängnißvolle Uebertreibung, die ich angedeutet habe, und hier ihre logische Konsequenz. Der Schritt zur Menschenvergöttlichung ist nur kurz.

Die eigentümliche Lehre von der Mittlerschaft wurde bald der unterscheidende Zug des Chassidismus. Unter einem Chassid verstand man nicht einen Menschen, der diese und jene theologischen und religiösen Ansichten hatte, sondern einen, der an den Zaddik glaubte, und der durch die Verehrung des Zaddik das Heil zu erlangen strebte.

Jede andere Lehre des Chassidismus wurde bald zurückgedrängt und übersehen. Selbst der große, grundlegende Lehrsatz von der göttlichen Allgegenwart in der Schöpfung wurde verdunkelt durch die specielle Gegenwart Gottes im Zaddik. Aus dem Chassidismus wurde ein bloßer Zaddikismus, und seine spätere Geschichte erzählt nur noch den Niedergang dieses Kultus.

Ob Baal-Schem seinen Nachfolger ernannt hat, ist zweifelhaft. Doch trat nach seinem Tode sein Schüler Beer von Mizricz die Führerschaft an. Die Bekehrung dieses Mannes zum Chassidismus war ein wichtiges Ereigniß für die neue Gemeinde. Seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit war nicht zu bestreiten, und während zu Baal-Schems Lebzeiten der Chassidismus seine Hauptanhänger in den niederen Klassen der Gesellschaft gefunden hatte, gelang es Beer, Viele der gelehrtesten unter seinen Zeitgenossen um sich zu versammeln. Diesen neuen feurigen Jüngern Beers war die Ausbreitung des Chassidismus hauptsächlich zu danken. Sie kamen von vielen Seiten zusammen, und nach Beers Tode trennten sie sich und predigten weit und breit die neue Lehre. Manche gingen auch schon bei Lebzeiten ihres Meisters und auf seinen Befehl hinaus, um frische Reiser der neuen Sekte zu

pflanzen. Wie Beer selbst, richteten sie ihre Bemühungen besonders darauf, die Gebildeten unter den Juden für sich zu gewinnen. Die älteren Leute schenkten ihren Worten wenig Beachtung, aber die Jungen, denen ihre eben absolvirten kasuistischen Studien den Verstand geschärft und das Herz ausgetrocknet hatten, kamen mit offenem Ohr und willigem Herzen der neuen Lehre entgegen. Die Ungebildeten wurden keineswegs ausgeschlossen; ihnen bot der Chassidismus tieferen Trost und größere Hoffnung, als die landläufigen rabbinischen Lehren der Zeit. Sie schlossen sich deshalb in großer Zahl der jungen Gemeinde an, ohne daß eine besondere Anstrengung nötig war, um sie dafür zu gewinnen.

In ihrer Weise zu beten unterschieden sich die Chassidim am auffallendsten von den älteren Gemeinden. Da sie auf die Bedeutung und Wirksamkeit des Gebetes besonderes Gewicht legten, so fanden sie es nötig, aus den bestehenden Synagogen auszuscheiden und besondere Gebäude für sich zu errichten. Der übliche besoldete Vorbeter „mit der schönen Stimme und dem leeren Kopfe", der sein Amt natürlicherweise als Geschäftssache ansah, wurde beseitigt, und an seine Stelle trat entweder der Zaddik selbst oder eine andere hervorragende Persönlichkeit aus der Gemeinde. Die Chassidim nahmen auch viele Veränderungen in der Liturgie vor. Statt des deutschen führten sie den spanischen Ritus ein. Sie schieden viele Gebete aus, die, ohne das Ansehen des Alters für sich zu haben, überladen in der Form oder nicht einwandfrei ihrem Inhalt nach waren, und sie setzten dafür neue Gebete und eigene Gesänge ein.

Sie nahmen wenig Rücksicht auf die vorgeschriebenen Stunden, in denen der öffentliche Gottesdienst gehalten werden sollte. Das Gebet begann, wenn sie sich in den gehörigen andächtigen Geisteszustand versetzt hatten. Häufige Waschungen, das Lesen mystischer Schriften, beschauliches Nachdenken waren die Mittel, durch die sie die geeignete Stimmung zu erlangen strebten. Die Gebete selbst waren von den gewöhnlichen Erscheinungen religiöser Erregung begleitet. Einige begannen in ihrer eifrigen Andacht zu tanzen; Manche waren unbeweglich in Verzückung versunken. Einige beteten laut, Andere in feierlichem Schweigen. Ihre Abweichung von den bestimmten Gebetsstunden rechtfertigten sie dadurch, daß sie sagten, man könne einem Kinde nicht befehlen, wann es mit seinem Vater sprechen solle; solche Beschränkungen wären nur für Sklaven.

In der Regel widmete die Mehrzahl der jüngeren Chassidim ihre ganze Zeit religiösen Uebungen. Es war bei den Juden Osteuropas Sitte, daß die jungen Männer auf Kosten ihrer Eltern oder Schwiegereltern lebten, um sich gänzlich religiösen Studien zu widmen. Nach den herkömmlichen Begriffen verstand man darunter das Studium des Talmud und seiner Kommentare. Die Chassidim, die sich um die gesetzliche Seite der jüdischen Litteratur wenig kümmerten, hielten sich an das Erbauliche und Mystische in derselben. Einen nicht geringen Teil ihrer Zeit füllten endlose Unter-

redungen über den Zaddik, seine Frömmigkeit, Güte, und über die Wunder, die er wirkte. Wenn ein Zaddik in derselben Stadt lebte, so brachte der jugendliche Chassid so viele Stunden, wie er nur konnte, in seiner Gesellschaft zu, um diese verkörperte Thorah so andauernd wie möglich zu beobachten und zu studiren. War kein Zaddik in der Nähe, so machte man periodische Wallfahrten nach der Stadt, in der er lebte, und endlos waren die Erzählungen von des Zaddiks wunderbarer Weisheit und seinen außergewöhnlichen Taten, die nachher denen, welche notgedrungen zu Hause geblieben waren, berichtet wurden. Die letzten Stunden des Sabbaths wurden als eine besondere Zeit der Gnade betrachtet, und die Chassidim pflegten sich darum zu versammeln, wenn der Sabbathtag sich neigte, um das sogenannte „Abendmahl der heiligen Königin" zu feiern. Das Mahl war von den gewöhnlichen Gesprächen, so wie von Gesängen und Gebeten begleitet.

In Treue und gegenseitiger Liebe standen die Chassidim keiner anderen Sekte nach. Kein Opfer war für einen Bruder Chassid zu groß. Sie kannten keinen Unterschied zwischen Reich und Arm, Jung und Alt, zwischen Weisen und Ungelehrten. Denn sie Alle verehrten in Uebereinstimmung ein gemeinsames Ideal, den Zaddik, der in seiner Erhabenheit gleich hoch über ihnen Allen stand. Vor ihm verschwanden alle kleinen Rangunterschiede. War ein Chassid auf Reisen, so durfte er sich nicht scheuen, bei einem Glaubensbruder einzukehren, wenn derselbe irgend im Stande war, ihm Wohnung und Unterhalt zu gewähren. Wenn er in Geldverlegenheit war, so stand ihm die Börse seines Wirtes offen, und war das nicht genügend, so wurde er aus dem Säckel der Gemeinde unterstützt. Diese Gaben wurden weder von Gebern noch von Empfängern als Wohltaten betrachtet; sie wurden dem Zaddik dargebracht, dem alle Chassidim gleichmäßig verschuldet waren. Und wenn es sich zuweilen ereignete, daß ein Zaddik dem Sohne eines reichen Kaufmanns befahl, die Tochter eines armen Schulmeisters zu heiraten, so waren beide Teile gleichermaßen beglückt, den Wunsch ihres geliebten Oberhauptes zu erfüllen.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Neuerungen der Chassidim den Zorn der orthodoxen Gemeinden erregten. Aber in ihrer Feindschaft gegen die Rabbinen gaben die Chassidim in vollem Maße allen Haß zurück, den sie empfingen. Ist der Zaddik der Moses seiner Zeit, so sind die Rabbinen seine Rotte Korah. Wo die chassidische Partei in einer Gemeinde die Oberhand gewann, wurde der Rabbi abgesetzt und, wenn möglich, ein Zaddik an seiner Stelle erwählt. Diese bitteren Angriffe auf den alten Adel des jüdischen Volkes führten zu einer heftigen Verfolgung. An vielen Orten wurden die Chassidim in den Bann getan, an anderen ihre Führer öffentlich ausgepeitscht und in den Stock gelegt. Ihre Bücher wurden verbrannt und ihre Synagogen mit Gewalt geschlossen. Die Verfolgung hatte jedoch nur das gewöhnliche Resultat, die Beliebtheit der Sekte zu steigern und die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren. Die Treue der

Chassidim für einander und für ihre gemeinsame Sache wurde durch ihre Leiden hundertfach vergrößert. In einem Falle wurde ein berühmter Zaddik bei den russischen Behörden des Verrats angeklagt und in's Gefängniß geworfen. In Rußland vermag jedoch das Geld sehr viel, und durch die Zahlung eines großen Lösegeldes wurde der geliebte Zaddik nicht allein befreit, sondern die unausbleibliche Folge war, daß sein Ruf bedeutend zunahm. Der Tag seiner Befreiung wurde jedes Jahr festlich begangen, und seine Leiden wurden von seinen Anhängern als ein Sühnopfer angesehen, durch das er für die Sünden seiner Zeit büßte. Seit dieser Zeit verhielt sich die Regierung der neuen Sekte gegenüber durchaus untätig, und in Kurzem hörten auch die Orthodoxen auf, sie zu verfolgen.

Die Einstellung der Verfolgung mag vielleicht die Tatsache erklären, daß der Chassidismus als Religionspartei bald aufhörte, furchtbar zu sein. Früh gab es Spaltungen innerhalb der Sekte. Schon Beers Schüler begannen über theologische Meinungsverschiedenheiten zu streiten und besondere Gemeinden zu gründen. Nachdem Korruption und geistiger Verfall einmal begonnen hatten, lag es im Interesse der falschen Zaddikim, diese Verschiedenheiten hervorzuheben. Jeder Zaddik strebte danach, eine eigene kleine Sekte für sich zu haben, von der er ein ungeteiltes Einkommen beziehen konnte. Und jede kleine Sekte, so wie sie entstand, rühmte sich in ihrer Verblendung, ausschließlich den wahren Zaddik zu besitzen.

Nun darf man nicht glauben, daß das eben Gesagte von allen Zaddikim gilt. Die Mehrzahl von Baal-Schems sowohl, wie von Beers bedeutenderen Schülern waren ohne Frage Männer von reiner, unverfälschter Frömmigkeit, die den Gedanken mit Verachtung zurückgewiesen haben würden, aus ihrem geweihten Amt ein Gewerbe zu machen. Ihre Beweggründe und ihre Ziele waren gleich edel. Viele von ihnen gaben hochbesoldete Rabbinerstellen auf, als sie sich der neuen Sekte anschlossen. Einige wanderten nach Palästina, um im heiligen Lande ein heiliges Leben zu führen. Andere versuchten, ihre Frömmigkeit in besonderer Weise zu betätigen. Sie führten buchstäblich, wenn auch mit einiger Uebertreibung, einen Lieblingssatz des Stifters aus, wonach man durch liebevolle und hingebende Erfüllung eines einzigen Gebotes das erstrebte Ziel, die Vereinigung mit Gott, erreichen kann. So machte es der eine Zaddik zu seiner Aufgabe, niemals die kleinste Lüge zu sagen, welche Schwierigkeiten und Opfer auch daraus entstehen möchten. Es wird erzählt, daß die russische Regierung, welche die Juden seines Wohnorts im Verdacht des Schmuggels hatte, die Anklage zurückziehen wollte, wenn er seine Glaubensgenossen für unschuldig erklärte. Da ihm nur die Wahl blieb, entweder Unheil über seine Brüder zu bringen oder eine Unwahrheit zu sagen, so flehte er zu Gott, ihn durch den Tod aus diesem Dilemma zu retten. Und sieh, als die Gerichtsdiener kamen, um ihn vor das Gericht zu fordern, fanden sie ihn tot.

Ein Anderer war der Meinung, daß das Gebot im Exodus 23, 3 bezüglich der Hilfe, die wir einem Nachbar oder Feinde schuldig sind, „wenn sein Esel unter seiner Last erliegt", im Leben unbeobachtet bliebe; deshalb widmete er sich der Erfüllung desselben. Er war beständig auf den Straßen zu sehen, half hier einem Manne, seinen Wagen zu beladen, und dort einem andern, seinen Karren aus dem Schmutz zu ziehen. Ein Dritter machte es zu seiner religiösen Specialität, den Unterdrückten beizustehen. Eines Tages, so erzählt man, ging seine Frau, die einen Streit mit ihrer Magd gehabt hatte, zum Bürgermeister der Stadt, um Genugtuung zu erlangen. Als sie sah, daß ihr Mann im Begriff war, sie zu begleiten, fragte sie ihn, wohin er ginge, und er erwiderte: „Zu dem Bürgermeister." Seine Frau erklärte, daß es unter seiner Würde wäre, in einem Dienstbotenstreit Partei zu ergreifen, und daß sie die Sache schon selbst besorgen würde. „Kann sein," erwiderte der Zaddik, „ich aber will die Sache Deiner Magd führen, die, wenn mein Weib sie verklagt, keinen Verteidiger finden wird." Und unter einem Strom heißer Tränen brach er in die Worte Hiobs (31, 13) aus: „Wenn ich verachtet hätte das Recht meines Knechtes und meiner Magd in ihrem Streite mit mir, was täte ich, wenn Gott aufstände?"

Mehrere Zaddikim waren gelehrte Männer und Denker von nicht gewöhnlicher Art. Die Werke von Salomon Ladier oder von Mendel Witebsker machen, wenn man sie mit Aufmerksamkeit und ohne westliche Vorurteile liest, sicherlich den Eindruck der Originalität sowohl, wie der Gedankentiefe. Aber am meisten charakteristisch für alle diese Schriftsteller ist das leidenschaftliche Sehnen nach dem Göttlichen. Der Leser ist erstaunt und gerührt über die tiefe Wahrheit und Innigkeit ihres Gottverlangens. Indessen, trotz der Zugehörigkeit dieser würdigen Männer, war das Schicksal des Chassidismus als einer reformatorischen Bewegung von dem Tage an besiegelt, als der Zaddikismus die ursprünglichen Lehren der Sekte verdrängte. Denn abgesehen von den einleuchtenden theologischen Betrachtungen, die sich schon dargeboten haben, wohnen der Zaddik-Verehrung zwei schwache Punkte inne, die sie auf eine verkehrte Bahn drängen und zum Verderben führen mußten. Die notwendigen Fähigkeiten für die „Zaddikschaft" sind ganz unbestimmt. Wir hören sehr viel darüber, was ein Zaddik wirklich ist, aber nur sehr wenig von dem, was er sein sollte. Der Zaddik hat viele Tugenden, aber nirgends wird uns etwas von seinen unerläßlichen Eigenschaften gesagt. Noch mehr, der Zaddik ist ein Wesen, das so wenig mit dem Verstande begriffen werden kann, wie ein Engel oder wie Gott selber. Man kann ihn sich durch den Glauben vorstellen, aber nicht ihn durch den Gedanken erfassen. Darum giebt es kein menschliches Kennzeichen des wahren Zaddik, ausgenommen seine Wundertaten, und Jedem, der Religionsgeschichte studirt hat, ist es bekannt, wie trügerisch dieser Beweis ist.

Die zweite Gefahr entstand daraus, daß die Chassidim es für ihre heilige Pflicht hielten, dem Zaddik ein gemütliches und angenehmes Leben zu bereiten. Der Zaddik mußte seinem göttlichen Beruf leben können, ohne von alltäglichen Sorgen gestört zu werden. Was aber war die Folge? Die Chassidim glaubten die Gunst und den Segen des Zaddik durch reiche und mannigfaltige Gaben erlangen zu können, und daher wurde die Laufbahn eines Zaddik ein sehr vorteilhaftes Geschäft. So war nicht allein für jeden unternehmenden Charlatan die Gelegenheit gegeben, ein Zaddik zu werden, sondern es bot sich auch die Versuchung, den Betrug einträglich zu machen. Daher, wie schon erwähnt, der Eifer der falschen Zaddikim, besondere Gemeinden zu gründen.

Bei den heutigen Chassidim giebt es nicht einen unter zehntausend, der auch nur den schwächsten Begriff von den erhabenen Ideen Baal-Schems und seiner unmittelbaren Schüler hätte. Es liegt im Interesse der elenden Rädelsführer eines weitverbreiteten Betruges, jede Spur des Denkens zu ersticken und niederzuhalten, um so nach Belieben mit dem Gewissen und den Börsen ihrer Anhänger zu spielen. Die neue wissenschaftliche Bewegung, die von Männern wie Krochmal, Zunz u. A. unter dem Einfluß der deutschen Kritik eingeleitet wurde, fand in ihnen die hitzigsten und fanatischsten Gegner. Wenn die Verehrung der Zaddikim nicht zu noch schlimmeren Konsequenzen geführt hat, so ist dies einzig dem Umstande zu verdanken, daß die Chassidim im Allgemeinen gesetzestreue Juden geblieben sind. Das Gesetz, gegen dessen übertriebenes Studium die ursprünglichen Chassidim sich auflehnten, hat allein dem Unfug ihrer modernen falschen Propheten Schranken gesetzt.

Unter Vielem, was schlimm ist, haben die Chassidim doch durch die ganze Bewegung sich ein warmes Herz und einen heißen, innigen Glauben bewahrt. Noch den heutigen Chassidim ist eine gewisse Offenheit des Charakters und eine willfährige Freundlichkeit eigen, die etwas sehr Anziehendes hat. Die Religion ist ihnen noch immer der Inhalt des Lebens. Ihr Glaube ist noch lebendig genug, um den Ansprüchen eines Luther zu genügen, aber er wird auf unwürdige Gegenstände abgelenkt und verschwendet. Wenn der Chassidismus reformirt werden soll, so wird er aufhören müssen, seine Verehrung auf Menschen zu richten. Er muß zu der Quelle aller Schönheit, aller Weisheit und Güte — er muß zu Gott zurückkehren.





Die psychischen Erscheinungen im Haushalte der Natur.

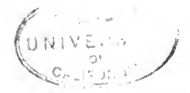
Von

Eduard Soltal.

— Charlottenburg. —

Die altdeutschen Sagen erzählen uns von einer Kette, die gewoben ist aus der Weisheit der Greise und der Unschuld der Jungfrauen, aus der Verschlagenheit der Einäugigen und der Hinterlist der Rothaarigen, aus der Liebe der Mütter zu ihren Kindern und dem Undank der Kinder gegen die Eltern. Diese Kette trotzt jedem Angriff, und fester als Eisen und Stahl ist ihr Gefüge. Ein solches Band schlingt die Psyche um die irdische Erscheinungswelt. Von der Atome Lieben und Hassen bis zu den erhabensten Regungen der menschlichen Seele reicht ihr Gebiet. —

Der harte Zwang hat die Kette der psychischen Erscheinungen hervorgehen lassen. Dem Menschen ist nach dem Ausspruche des düsteren Frankfurter Weltweisen sein Intellekt wie den Tieren Klauen und Zähne als Waffe im Kampf um's Dasein gegeben. Jahrtausende hat es gedauert, ehe die Menschheit durch das Medium eines ihrer genialsten Heroen zum klaren Bewußtsein des Kampfes gelangte, der uns doch täglich und stündlich allgegenwärtig umbraust, ehe ihr eine Ahnung davon aufdämmerte, daß die blumenbesäte Wiese keine friedliche Idylle, sondern ein Schlachtfeld ist. Wir wissen gegenwärtig, daß auch die psychischen Kräfte des Menschen nicht der reinen Erkenntniß, sondern der Erhaltung günstiger Lebensbedingungen angepaßt sind, daß der Gedankenflug bleischwer durch die irdische, allzu irdische Natur seiner Schwingen herabgedrückt wird, und bis in die höchsten Gipfel der wissenschaftlichen Abstraktion läßt sich dieser Erdgeruch verspüren. Die physikalischen Begriffsbezeichnungen als „Kraft", „Arbeit" sind unzweideutige Belege hierfür, und der durchaus ökonomisch angelegten Natur des Menschen entspricht die begriffliche Fassung eines Gesetzes von „der Erhaltung der



Energie", das nach Art eines kaufmännischen Hauptbuches die Ausgaben und Einnahmen der Natur fein säuberlich zusammenrechnet und weder Ueberschuß noch Deficit vorfindet, während der wesentliche Inhalt des Gesetzes sich sehr wohl auch in einer ganz anderen Form ausdrücken ließe.

In einer ebenso inhaltreichen wie formvollendeten Abhandlung u. d. T. „Bewußtsein und Hirnlokalisation" hat kürzlich der berühmte russische Gehirnphysiologe W. Bechterew es versucht, vom entwickelungsgeschichtlichen Standpunkte die Rolle der psychischen Erscheinungen im Haushalte der Natur zu erörtern. Wenn das Bewußtsein häufig ein Spiegel der Außenwelt genannt wird, so ist es doch nur einem Spiegel vergleichbar, der in tausend Scherben zertrümmert wurde; das Problem der Persönlichkeit ist das erste und größte Rätsel der Psychologie. Jeder einzelne Seelenspiegel besitzt die Fähigkeit, die einzelnen Eindrücke zu empfangen und aufzuspeichern, in dem Brennpunkt des Selbstbewußtseins zu vereinigen.

Die Individualität der Erscheinung, die in der Außenwelt nur künstlich konstruirt werden kann, ist uns als seelisches Erlebniß unmittelbar durch die Erfahrung gegeben. Wenn wir aber durch die Erfahrung dahingebracht werden, die psychischen Processe mit bestimmten physikalisch-chemischen, d. i. physiologischen Vorgängen in Zusammenhang zu bringen, so ist es doch vorläufig gänzlich unentschieden, ob dieselben gewissermaßen als Epiphänomena, als Parallelerscheinung der physiologischen Gehirnprocesse aufzufassen sind, oder ob sie die Kette der letzteren durchbrechen und als gleichwertiger Faktor in dieselbe eingreifen. Die Frage läßt sich dahin formuliren, ob in gleicher Weise wie in der Physik von einem thermischen, elektrischen Arbeitsäquivalent auch von einem psychischen Aequivalent der Energie die Rede sein kann.

Mit diesem principiellen Vorbehalt, der auf ein bescheidenes Ignoramus, wenn auch nicht auf ein kleinmütiges Ignorabimus hinausläuft, müssen die Forschungen der Gehirnphysiologie, insofern sie wirklich Psychologie sein will, aufgenommen werden. Die Untersuchungen über den Sitz der bewußten Handlungen, über die Ursprungsstätten der Bewußtseinstätigkeit im Nervensystem führen nicht minder zum Ziele als die Beobachtungen und Versuche der reinen Erfahrungspsychologie. Wie bei Tunnelbauten, so wird auch hier der Felsblock von zwei entgegengesetzten Richtungen angebohrt, und schon hören die Arbeiten von hüben und drüben die rüstigen Hammerschläge. Der Vorwurf ihrer Tätigkeit, vom gewöhnlichen Alltagsgetriebe weit abliegend, ohne unmittelbare praktische Bedeutung, berührt gleichwohl in innigster Weise zahlreiche tiefernste und brennende Fragen unseres täglichen Lebens. Dem Näherstehenden eines der reizvollsten Forschungsgebiete, darf es wohl gegenwärtig keinem Gebildeten völlig fremd bleiben.

Handelt es sich nun unser eigenes persönliches Bewußtsein, so erkennen wir es bekanntlich auf der Grundlage unserer eigenen inneren Erfahrung. Dagegen sind wir über das Bewußtsein einer dritten Person nicht anders

in der Lage etwas auszusagen, als indem wir uns nach gewissen objektiven Merkmalen richten, die sich in Gestalt verschiedener Bewegungserscheinungen dem Blicke darbieten. Sehr wesentlich können hierbei Mitteilungen des beobachteten Individuums selbst unsere Kenntniß fördern. Ist letztere Möglichkeit, wie in vielen Krankheitsfällen, nicht vorhanden, so stehen dem Urteil häufig die größten Schwierigkeiten im Wege. Vollends bei dem Tier scheinen die Hindernisse auf den ersten Blick unüberwindlich zu sein, und von um so einschneidenderer Bedeutung wird hier die Frage nach jenen objektiv wahrnehmbaren Kennzeichen, die uns einen zuverlässigen Rückschluß auf den Zustand des Bewußtseinslebens gestatten könnten.

Diese Frage wird von der Mehrzahl der Forscher mit Stillschweigen übergangen. Andere beschränkten sich darauf, der Anschauung Raum zu geben, Zweckmäßigkeit der Bewegung sei das fundamentale Kennzeichen jeder psychischen und insbesondere jeder bewußten Tätigkeit. Doch darf auf der anderen Seite hervorgehoben werden, daß des gleichen Merkmales der Zweckmäßigkeit auch unbewußte nervöse Aeußerungen, wie sie uns in den Reflexen entgegentreten, nicht ermangeln. Das Zweckmäßige einer Bewegung bildet also an und für sich kein durchgreifendes Kriterium.

Für die genaue Beobachtung erschließt sich bald der Gegensatz der äußeren Erscheinungsformen auf einem anderen Gebiete. Die unbewußte reflektorische Tätigkeit zeigt das Bild einer automatischen, unabänderlich konstanten und übermäßig stereotypen Zweckmäßigkeit als Ausdruck eines ein für alle Mal feststehenden, allezeit und überall in der nämlichen Art wirksamen Mechanismus. Für jedes bewußte Tun dagegen bezeichnend ist eine Zweckmäßigkeit, die nichts von der Starrheit der Maschine an sich hat, sondern veränderlich, anpassungsfähig erscheint an die stetig wechselnde Mannigfaltigkeit der äußeren Bedingungen.

Die letztgenannte Art der Zweckmäßigkeit gewährt jedenfalls bedeutende Vorteile gegenüber der Maschinenähnlichkeit einfacher Reflexe. Schablonenartige Bewegungen sind bei aller Zweckmäßigkeit nicht auf sämmtliche Verhältnisse der Außenwelt, sondern bestenfalls nur auf einige derselben eingerichtet; und wenn sie in der Mehrzahl der Fälle sich dem Organismus dienlich erweisen, so werden sie unter einigen besonderen Umständen nicht allein nutzlos, sondern unmittelbar schädigend sein können. Jedermann kennt die auffallende Zweckmäßigkeit der Reflexbewegungen, welche an geköpften niederen Geschöpfen zur Wahrnehmung kommen. Und doch wird man einen so behandelten Aal ohne jede Mühe veranlassen können, seinen Leib um die glühende Kohle zu winden und dies mit Hilfe eben jener Reflexbewegungen auszuführen, die sich ihm in einem anderen Fall gewiß von Nutzen erwiesen hätten.

Die persönliche Erfahrung schafft somit eine notwendige Korrektur in die reflektorische oder unbewußte Maschinerie der Bewegungen, je nach Umständen, im Sinne einer Hemmung, oder wo der Reflexmechanismus versagt, im Sinne eines neuen Impulses. Kurz, die innere Erfahrung, ihrer Entstehung nach bedingungslos gebunden an die Gegenwart eines Bewußtseins, führt die Bewegungstätigkeit in eine derartige Bahn, daß sie den ankommenden äußeren Reizen entgegentritt nach Maßgabe der Wertschätzung, die letzteren von dem Bewußtsein zu Teil wird und nicht, wie dies bei Reflexen der Fall, nach Maßgabe der objektiv sich steigernden Intensität der einwirkenden Reizkräfte.

Kraft jener inneren Wertschätzung wird oft schon ein ganz leiser äußerer Reiz bei Hintansetzung erheblich stärkerer, gleichzeitig oder nacheinander den Organismus beeinflussender Eindrücke für die Art der erforderlichen Reaktion von ausschlaggebender Bedeutung sein können. — Indem die innere Erfahrung in einer Quelle selbstständiger, d. h. nicht durch unmittelbare äußere Einwirkungen erzeugter Impulse oder Hemmungen sich gestaltet, führt sie in die Sphäre der motorischen Verrichtungen ein neues Moment ein, welches am zutreffendsten als individuelle oder willkürliche Wahl bezeichnet werden kann.

Diese an und für sich nicht vorgebildete, sondern lediglich die vorhandenen äußeren Bedingungen mit der inneren Erfahrung verbindende individuelle Wahl ist es, die uns in jedem einzelnen Fall über die Existenz einer inneren Erfahrung und hiermit zugleich über die Existenz eines Seelenlebens Kenntniß giebt. Wo immer Bewegung das Merkmal individueller oder willkürlicher Wahl trägt, da giebt es bewußte Differenzirung der äußeren Eindrücke und Gedächtniß — die ersten und grundlegenden Erscheinungen des Bewußtseins.

Denkbar a priori erscheint freilich ein elementares Bewußtsein auch dort, wo zwar ein Unterscheidungsvermögen gegeben, aber noch keine persönliche Erfahrung entwickelt ist und wo daher eine willkürliche Wahl nicht vorhanden sein kann. Ob indessen ein derartiges passives Seelenleben irgendwo in der Natur (bei fötalen Geschöpfen?) tatsächlich verwirklicht sei, entzieht sich der Beurteilung. Es würde, da es sich objektiv durch nichts zu äußern vermöchte, seinem Besitzer jedenfalls keinerlei Vorteile bieten, aber auch der Außenwelt, an der es bei dem Fehlen einer persönlichen Wahl nirgends Veränderungen hervorrufen könnte, völlig indifferent gegenüber stehen. Beschränken wir uns daher auf die Erscheinungsformen des tätigen Bewußtseins und sehen wir zunächst zu, auf welcher Stufe der Geschöpfe ein solches zuerst offenbar wird.

Da eröffnet uns die heutige Forschung höchst überraschende Ausblicke. Schon die frühesten Stufen des Tierreichs, wo das Dasein eines

Nervensystems noch durch nichts angedeutet ist, geben Kunde von einem primitiven Bewußtseinsvermögen.

Zu den reizvollsten Beobachtungen dieser Art gehören diejenigen über jagende Infusorien. So pflegt eines dieser niederen Geschöpfe, das faßförmige ungemein bewegliche Didinium nasutum sich ein anderes Infusor Paramecium aurelia zur Nahrung auszuersehen und erbeutet dasselbe auf folgende merkwürdige Weise. Sobald das Didinium das erkorene Opfer wahrgenommen, schleudert es ihm aus seinem Rachen eine gewaltige Menge spitzer Stäbchengebilde (Trichocysten) entgegen. Das getroffene Paramecium erscheint in demselben Augenblick wie gelähmt, stellt alle Bewegungen vollständig ein und besitzt nicht die Kraft, um sich zur Flucht zu wenden. Nun streckt der Angreifer aus der Mitte des flachen Bodens seines Leibes einen langgezogenen Rüssel gegen die sichere Beute aus und zieht damit das ergriffene Infusor in sein Körperinneres hinein. So endet diese einzigste aller Jagden.

Ein nicht minder auffallendes Vorgehen befolgen andere Infusorien bei ihren Jagdausflügen. Sicher unterscheiden sie den Gegenstand ihrer Wünsche, und zu den mannigfachsten Bewegungen, die alle das unverkennbare Wahrzeichen der individuellen Wahl an sich tragen, sind sie befähigt, wenn es gilt, dem ersehnten Ziele näher zu kommen. Ja, an noch tiefer stehenden Vertretern aus der Welt der organisirten Geschöpfe, an den einzelligen Rhizopoden, werden Erscheinungen wahrnehmbar, die nicht anders als unter der Voraussetzung einer bestimmten persönlichen Erfahrung, also eines Bewußtseins denkbar erscheinen. So drängt Alles zu der Anschauung, eine subjektive Welt und der erste Anfang einer bewußten Seelentätigkeit offenbare sich in dem Tierreiche auf den Stufen, die weit hinter den ersten Keimen eines Nervensystems zurückliegen.

Ob zusammengesetzte pflanzliche Wesen auch nur elementarer Formen eines Seelenlebens sich erfreuen, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Noch hat uns keine wissenschaftlich begründete Tatsache unzweifelhaft Zeugniß abgelegt von dem Vorhandensein einer individuellen Wahl in den Bewegungserscheinungen einer Pflanze, und solange dies nicht der Fall ist, sind wir nicht befugt, der Vorstellung bewußter Lebensäußerung in dem Pflanzenreiche Raum zu geben. Und doch ist ein Blick auf die Welt der Pflanzen hinreichend, um von der Fülle des wunderbar Zweckmäßigen darin überrascht zu sein. Wir brauchen nur an die außerordentlich mannigfachen und merkwürdigen Formen der Bestäubung zu denken, an jene Vorgänge an den Blüten und an der ganzen Pflanze, die einzig und allein auf eine möglichst günstige Aufnahme des Blütenstaubes hinzielen; an die eigentümliche Entwickelung jener feinsten Wurzelreiser, die wie wahre Fühlorgane sich je nach der vorhandenen Beschaffenheit des Bodens umlagern; endlich an die auffallende Reizbarkeit der Blätter des allbekannten Fliegenfängers und der

Mimose. Kein Denkender wird solche und ähnliche Beispiele an sich vorübergehen lassen, ohne an die Zweckmäßigkeit der Reflexe tierischer Geschöpfe lebhaft erinnert zu werden.

Bewußtseinsvermögen im weitesten Sinne erscheint nach den bisher angeführten Tatsachen zweifellos als Gemeingut des gesammten Tierreiches, die niedersten eines Nervensystems entbehrenden Formen nicht ausgenommen. Man darf wohl annehmen, das elementare psychische Sein ermangele auf dieser Stufe noch einer bestimmten Lokalisation, breite sich gewissermaßen gleichmäßig über alle Teile des einzelligen Körpers aus; bei den höherstehenden Geschöpfen dagegen erscheint es — und das unterscheidet diese wesentlich von jenen — mit der Tätigkeit besonderer Teile des Organismus, welche das Nervensystem bilden, unzertrennlich verbunden. — Die ersten Anlagen eines eigentlichen Nervensystems im Tierreiche besitzen bekanntlich die Gestalt von Ganglienketten mit peripheren Ausbreitungen. Mit dem Auftreten eines Nervensystems werden sämmtliche physische Verrichtungen des Tierkörpers von ihm übernommen.

Man darf aber nicht glauben, das Erscheinen eines primitiven Nervensystems verleihe seinem Besitzer sofort ein geistiges Uebergewicht über entwickeltere einzellige Wesen. Niedere Tierformen mit Gangliensystemen haben bisher nur elementarste Aeußerungen eines Bewußtseinsvermögens erkennen lassen. So geben Seesterne gewissen Farben den Vorzug vor anderen. (Graber.) Die Medusen können Dunkel von Hell unterscheiden und schaaren sich um den Lichtstrahl. (Romanes.) Sie besitzen einen gewissen Grad von Sensibilität, erkennen ihre Umgebung und sind im Stande, Bewegungen mit allen Zeichen einer individuellen Auswahl zu vollführen. Allein mit diesen Fähigkeiten ist ihre ganze Bewußtseinstätigkeit erschöpft. Ihr beschränktes Seelenleben hat zudem, wie viele Tatsachen bezeugen, nicht in einem näher bestimmbaren Abschnitt des Nervensystems seinen Ursprung, sondern erscheint auf die Gesammtheit aller Ganglien, die ihrem Baue nach im Wesentlichen miteinander übereinstimmen, mehr oder minder gleichmäßig verteilt. Wenn übrigens einige Arthropoden (Gliedertiere) mit Ganglienervensystemen, wie die Biene, die Ameise und die Termiten in ihrer geistigen Entwickelung sogar viele Wirbeltiere weit überragen, so liegt hier bereits eine unverkennbare Differenzierung der Nervengebiete vor, welche vor Allem in der Bildung eines großen Brustknotens zum Ausdruck gelangt. Fragen wir aber nach dem Sitz des Bewußtseins in dem Nervensystem der Arthropoden, so lassen sich mittelst direkter Versuche, die hier so außerordentlich mächtigen vorderen Brustganglien als Stätten der höheren geistigen Funktionen nachweisen. „Wird das Brusthirn einer Ameise mit dem spitzen Kiefer eines Amazonenkäfers durchbohrt,“ schreibt Romanes, „so steht das verletzte Tier wie angewurzelt da. Unfähig zu jeder zielbewußten Tätigkeit, macht es keinen Versuch, der Gefahr zu weichen, einen Angriff auszuführen, sich den Genossen zu nähern,

oder überhaupt nur sich fortzubewegen. Weder Kälte noch Hitze, weder Furcht noch Hunger werden von ihm empfunden. Die sonst so hungrige Ameise ist gleich den von Flowens enthirnten Tauben zu einer gewöhnlichen, nur reflektorisch wirksamen Maschine geworden."

Wird dagegen eine Ameise quer durch die Brust so durchschnitten, daß die großen Ganglien des ersten Brustringes unverletzt bleiben, so läßt das Benehmen des Tieres und die Art, wie es den Kopf hält, auf Unversehrtheit der Geistesfunktionen schließen. Es macht Anstrengungen, um sich auf den vorhandenen zwei Beinen fortzuschleppen und scheint durch Bewegungen der Fühler seine Kameraden um Hilfe anzuflehen. Zwei halbirte Exemplare von Ameisen, die Forel einander gegenüberstellte, begannen sich in dieser Weise zu unterhalten. Als aber einige ebenso operirte Individuen einer anderen, feindlichen Ameisengattung zu ihnen hinzugesellt wurden, da änderte sich das Bild mit einem Mal; wütend gingen die verkrüppelten Geschöpfe, ganz wie in gesunden Tagen, aufeinander los.

In der Reihe der Wirbeltiere entspricht der Stufenleiter der Organisation im Allgemeinen eine stetig zunehmende Vervollkommnung der geistigen Begabung. Das Hemisphärenhirn der niedersten Wirbeltiere wie der Fische ist jedoch nicht die einzige Stätte der Bewußtseinsarbeit, sondern teilt diese Aufgabe mit den subkortikalen grauen Ganglienmassen. Die Reptilien und Amphibien sind ebenso wie die Vögel nach Verlust der Hemisphären sehr wohl im Stande, Tast- und Muskelempfindungen aufzunehmen und lassen sich bei ihren Bewegungen durch optische Erregungen leiten. Wird ein so operirter Frosch auf ein Brettchen gesetzt, so kriecht er, wenn letzteres allmählich angedreht wird, mit voller Sicherheit von einem Rande zum andern. Hingegen ist ein solches Tier unfähig, sich seine Nahrung selbst zu suchen, oder einem Angreifer zu entrinnen. So kam Flüger, ein sehr erfahrener und vorsichtiger Forscher, dazu, dem Rückenmarke des Frosches gewisse untergeordnete psychische Funktionen („Rückenmarkseele") zuzuschreiben.

Hingegen erweisen sich alle an großen, hirnlosen Säugetieren beobachteten Bewegungen als gewöhnliche Reflexerscheinungen. Nichts verrät Spuren einer individuellen, willkürlichen Auswahl, dieses ständigen und untrüglichen Wahrzeichens bewußter Handlungen. Es sammelt sich also das bewußte Seelenvermögen in der aufsteigenden Stufenleiter der Geschöpfe nach und nach in ganz bestimmten und zugleich in ihrem Bau immer zusammengesetzteren Stätten des Nervensystems. Diesen höheren Centralteilen stehen andere, von einfacherem Aufbau, gegenüber als Träger der unbewußten reflektorischen Tätigkeiten.

Wenn sich nun dieselben Bedingungen häufig wiederholen, so können bestimmte ihnen entsprechende Bewegungsformen im Laufe der Zeit sich völlig der anfänglichen Unterstützung des Willens entziehen, um schließlich einen unbewußten oder rein reflektorischen Charakter darzubieten. Die

Zweckmäßigkeit der Reflexe, die ja keine absolute, sondern eine an einen bestimmten Kreis von Bedingungen gebundene ist, wird uns nun leicht verständlich. Denn der Reflex erscheint sozusagen als organischer Rest, als lebendiger Zeuge einer einst stattgefundenen Seelentätigkeit. Die Ausführungen Bechterews gipfeln in dem Satze, daß alles Nervenleben in seiner Phylogenese (Stammesentwickelung) ursprünglich ein bewußtes gewesen, mit der Zeit aber unbewußte Vorgänge in sich aufgenommen habe.

Von höchster Wichtigkeit erscheint in diesem Zusammenhange noch eine weitere Tatsache. Während nämlich das Nervensystem der höheren Wirbeltiere sich noch in der Entwickelung befindet, spielen sich die bewußten Tätigkeiten zunächst in tieferen Centralteilen ab und werden erst nach vollendeter Entfaltung aller Nervenelemente allmählich zu einer Eigentümlichkeit der Hemisphären des Großhirns. Der Vorgang der Ummarkung der reizfortleitenden Nervenfasern beginnt im Rückenmark und geht erst allmählich auf die Faserzüge des Kleinhirns und der Großhirnhemisphären über. So lange aber eine Hirnregion noch des Markes entbehrt, erscheint sie, wie Versuche an neugeborenen Geschöpfen dartun, durch elektrische Reize entweder völlig unerregbar oder doch ungeeignet zur Auslösung differenzirter Bewegungen. Auf frühen Stufen der phylogenetischen und individuellen Entwickelung sind sämmtliche Teile des Nervensystems Träger bewußter Seelentätigkeiten. Allein mit der zunehmenden Vervollkommnung der Geschöpfe verlieren die niederen Nervenorgane diese Funktionen, und immer höher entwickelte Gebilde entfalten sich zum Sitz der Seele.

Bechterew schließt seine Abhandlungen mit einer wissenschaftlichen Utopie über die zukünftigen Schicksale des Menschengeschlechtes. Welches Bild wird in dem Wechsel jahrtausendelanger Zeiträume die nicht ruhende Ausgestaltung des heutigen Menschen bieten? Wesen von ganz anderer Art, geschmückt mit der Krone herrlichster Geistesgaben, werden den Erdball bevölkern. Was wir nur mit Aufwendung unserer edelsten Kräfte zu erreichen vermögen, wird jenem erhabenen Geschöpf der Zukunft leichte Mühe scheinen. Unsere tiefste Gedankenarbeit wird in einem unbewußten Reflexspiel vor sich gehen. Dem bewußten Sein aber werden neue, ungeahnte Gebiete sich erschlossen haben.





Kroatenritt.

Von

Rudolf Heubner.

— Leipzig. —

Sie lagen in dem wirren, kriechenden Weidengebüsch, — auf dem feuchten Sand und den groben Kieseln des Abhangs, dicht über der grauen, gurgelnden Flut der Save, die traurig und ernst durch das weite Bruchland ostwärts geht. Hier auf dem Südufer verlassene, verwilderte Felder; drüben Sumpfboden, von der letzten Ueberschwemmung noch vollgesogen wie ein Schwamm, — mit Buschwerk und ganzen Wäldern von riesigen graugrünen, die Wipfel in einander schlingenden Weiden, — dazwischen tote Wasser, — Lachen und Stromarme, — und hie und da, menschenleer, ein hölzernes Bauernhaus, zum Schutze gegen das Hochwasser in Stockhöhe auf einem Untergestell von Stämmen und Balken erbaut.

Da lagen sie.

Vor einer Stunde pfiffen hier noch die Türkenkugeln, blitzten die leichten Säbel . . . Aber nun war Alles vorbei, Kampf und Verfolgung und Geschrei und Flüche.

Von dort her, wo die bosnischen Berge so leuchtend blau über der grünen Ebene standen, war der verhaßte Nachbar immer und immer wieder herausgebrochen. Jahre lang; zu ewigen Raubzügen und blutigen Gefechten. Und nun abermals. Und dann war die hitzige sieglose Reiterschlacht gekommen, der ganze mühenreiche Tag und zuletzt der Widerstand der Nachhut hier an der Furt gegen die gleich Mückenschwärmen heranschwirrenden Reiterhaufen.

Und nun war Alles still. Der Verfolger war zurückgescheucht und wieder verschwunden wie er gekommen. In langen Zügen, bestaubt, ver-

wundet, zu Tode ermattet, waren die Söhne des Landes durch die Furt geritten und drüben weiter, weiter . . .

Doch diese Beiden nicht.

Der Alte mit dem gewölbten Kopf und dem scharfen, braunen Gesicht, mit den tiefliegenden Augen und dem langherabhängenden Schnurrbart, hatte den Rücken gegen einen Weidenstumpf gedrückt und die Kniee hoch heraufgezogen, seinen großen Körper ganz zusammenkauernd. Er hatte einen Stich in den Schenkel bekommen; fast eine Stunde noch war er mit den Anderen geritten, bis er dort drüben aus dem Sattel niederbrach, schwer wie ein Klotz. Die Vorausreitenden sahen es nicht; Einer oder Zwei trabten noch an ihm vorüber und ließen ihn für tot liegen. Es waren schon so Viele heute vom Pferde gesunken — dort, weit drüben, südwärts.

Der letzte Waffengang vertobte an der Furt, ohne daß er es hörte. Als ihm das Bewußtsein wiederkam, riß er den Säbelgurt vom Leib und unterband die Wunde; aber ganz langsam drang immer wieder das Blut hervor und färbte die weiße Leinwand, die er mit Riemen verschnürt unter der kurzen Reithose um die Beine trug.

Lange glaubte er, daß er ganz allein sei. Aber dann kam da vom Ufer her ein leises Stöhnen herüber. War dort noch Jemand? Er rief. Keine Antwort. — Da schob er sich — von Zeit zu Zeit rastend — auf dem rauhen Erdboden hinüber zu den Weiden. Vielleicht war dort auch Einer wie er, und er konnte mit ihm beraten, wie sie sich forthelfen könnten, oder mit ihm schwatzen, die Zeit zu vertreiben, oder, wenn es nicht anders war, neben ihm sterben. —

Da lag der Andere, jung wie der Morgen, fast noch ein Knabe — durch die Achsel geschossen, blaß und fiebernd. Eine späte Kugel hatte ihn vom Pferde gerissen, als er es gerade den Abhang hinunter in die Flut treiben wollte, um als letzter Nachzügler dem Troß zu folgen. Er hatte sich umhergewälzt vor Schmerz, vor Wut, das Buschwerk zerknickt, sein dunkelblaues, rotgesticktes Wams auf der Brust aufgerissen, sich auf den Säbel, auf die Flinte gestützt, um sich aufzurichten — — Aber nun waren die Kräfte erschöpft, er lag bewegungslos mit geballten Händen, das Auge geschlossen, den Kopf, von dem er die Kappe verloren, weit hintenübergeworfen, mit wirren Haaren. Man hätte ihn für tot halten können, so still lag er. Es war nicht zu sehen, wie er atmete. Aber dann, in langen Zwischenräumen, hob sich die Brust plötzlich mit einem wilden Seufzer . . dieser Ton war es, der den Alten herbeilockte.

„Ein schlechter Gefährte," sagte der, wie er sich neben den Wunden lagerte. Er sah lange auf das schöne, nun entstellte Gesicht des jungen Kameraden und schüttelte den Kopf: „Er wird sterben, es wird ihm Niemand helfen, er wird sterben."

Nach einer Weile schlug der Junge die Augen auf und starrte, ohne

sich zu bewegen, in das Gesicht des Alten. Ihre Blicke trafen sich, der fieberglühende des Knaben und der stille, traurige des alten Mannes.

Der Weißkopf nickte dem Jungen zu: „Wir wollen warten, bis Einer kommt,“ sprach er.

Die Brust des Jungen hob sich wieder mit einem plötzlichen Röcheln. „Wer soll kommen?“ murmelte er dann, während er sich auf die Seite drehte und den Arm auf den Boden stemmte.

Der Alte streifte ihn mit einem unsicheren Blick: „Wer soll kommen?“ wiederholte er für sich; „die Nacht oder . . .“ er sprach es nicht aus. Wozu den Tod nennen, so lange er noch nicht da ist, und dann — dann ist es nicht mehr nötig.

Sie schwiegen wieder. Das Wasser rauschte im Wurzelwerk am Ufer und schob an den platten Kieseln.

Es war im Herbst und ein trüber Tag. Im Westen standen graue zusammengeballte Wolken vor der Sonne. Nur ein matter, verlorener Schimmer durchbrach einmal diese Mauer, zitterte über das Tiefland und verging dann gegen Osten an den langen slavonischen Höhenzügen. Da erschien auf einen Augenblick eine weite Landschaft, Alles in die tiefen Farbentöne von Grün und Blau getaucht, von den Berggipfeln und Wäldern bis zu den verwachsenen Niederungen am Stromlauf und den ebenen Weideländern und Krautfeldern. Aber nun war es nur um so fahler und düsterer. Es dämmerte frühzeitig, auf dem rinnenden Grau der Save lagen Nebel, ein kalter Hauch stieg aus dem Wasser.

Der Alte schauerte zusammen und zog den Mantel dichter um seine hageren Glieder. Er fühlte sich schwach. Leise blutete die Wunde.

„Laß uns die Zeit verreden,“ sagte er. „Sprich, wo bist Du zu Hause?“ die Frage belebte den Anderen, sein Gesicht färbte sich, sein Atem ging rascher.

„Kraljevica,“ sagte er halblaut, denn das Sprechen tat ihm weh; „drunten am Meer. Da brennt die Sonne über den nackten Felsen an der Bucht, und das Wasser ist blau und dann schwarz. Sie singen an der Mauer, wo die Fruchtgärten liegen. Ich höre sie singen —“

Er lauschte, als müsse er es hören, und senkte den Kopf.

„Sprich weiter,“ sagte der Alte. Aber der Andere hörte nicht auf ihn. Er sprach mit sich selbst:

„Stark und schön ist das Meer. Es liegt in den Buchten zwischen Felsufer und Inseln, lockend und begierig, — aber es schläft. Es reckt sich und dehnt sich im Schlafe. — unter der sternfunkelnden Nacht — oder in der bebenden Glut des Mittags. — Dort lag ich auf dem heißen Stein, und sie saß auf dem großen schwarzen Felsblock im Wasser. Und wie sie lachte! sie lachte nur mit den Lippen, aber ihre finstren Augen leuchteten nicht. — Nun laufen sie am Ufer hin und schreien und schieben das alte Frachtboot hinab. — Es schwimmt im Hafen und nun in der Bucht.

Sie steht mitten im Schiff, hoch aufgerichtet, — bei meinen jungen Schwestern . . ."

Er warf sich stöhnend herum. Der Alte sah nachdenklich auf den Fiebernden nieder.

Aber da schnellte der Junge mit jäher Kraft empor und rief:

„Wenn ich das Meer sehen könnte — ach, wenn ich es wiedersehen könnte, und der feuchte Salzhauch schlüge herauf — glaube mir, da würde ich heil! Verdammtes Blei! Da sitzt es und brennt — und glüht . . . Ah — das Meer . . . noch einmal wieder . . ."

Und nun klammerte er sich an die Brust des Alten wie mit Geierkrallen, zitternd und flehend:

„Laß Du uns reiten — dem Tod entreiten . . . bis hinüber an das Meer . . . Stütze mich, hilf mir auf, halte mich, wir reiten —"

Der Alte wandte traurig den Kopf. Aber der Andere ließ ihn nicht. Er schüttelte ihn und preßte sich an ihn, und immer wieder flüsterte er: „an das Meer . . . hinüber an das Meer . . ."

Durch die Wolken glühte ein matter Schein von Scharlach; aber die Sonne rang sich nicht durch, und der Schein verlosch. Ein Stück stromabwärts graste ein Trupp herrenloser, versprengter Pferde — —

* * *

. . . Sie ritten die ganze lange Nacht.

Ungeheuer war die Einsamkeit über diesem endlos hingedehnten Talboden; er lag in der Dämmerung, die alle tiefen und kraftvollen Farben der Landschaft erstickte und in sich aufsog, — gleichsam in todähnlicher Betäubung. Und dieses Schweigen, diese Stille war darüber — unfaßbar, wesenlos, nichts — aber doch so unsäglich traurig, mit einer so fürchterlichen Starrheit. Eine Stille, als ob das Grauen mit eisiger Hand allem Leben den Mund zudrückte, damit nicht ein Schrei diesen Bann zerreiße, diese entsetzliche Tyrannei des Todes breche . . .

Unhörbar jagten die kleinen, mageren, langmähnigen Pferde längs des Stromes hinauf . . . den Hall ihres Hufschlags verschlang die weiche schwarze Erde, das feuchte Gras . . . Ein dunkler Vogel stieg auf und sank aus der flimmernden Luft lautlos in das starre Buschwerk des Bruches zurück . . .

Die Save zog ihnen breit und unaufhaltsam entgegen. Aber ihr Strömen war ohne Geräusch; nur an den schieferartig über einander geschobenen, ganz flachen, in den Umrissen immer wechselnden Wellenbildungen des breiten, auf den ersten Anblick glatten Wasserrückens verriet sich die Bewegung . . . Bis auf einmal, wie im qualvollen Traum, eine einzelne Welle mit einem kurzen Gurgelton aufsprang, um sogleich wieder zu versinken, — unterzusinken und zu vergehen. Dann war die schauerliche

Stille wieder, die alles Leben unwiderruflich zurücknimmt auflöst und auslöscht. —

Die Reiter lehnten die Köpfe zurück, die Mähnen der kleinen Pferde flogen durch die ruhige Luft im pfeilschnellen Dahinsausen.

Aus den Schatten des Abends hoben sich gewölbte Hügelreihen um das weite Strombecken. Zuweilen flackerte ein unruhiger Schein irrenden Lichts aus den Fenstern halb im Gebüsch versteckter Dorfhütten. Dann leuchteten irgendwo weit drüben die Lichter einer Stadt, nur ein paar Funken — von einem Turmfenster, aus einer Häuserreihe vor den Mauern . . . Gegen den fahlen Himmel erhob sich in der Ferne der Schattenriß eines Kastells, einer hoch über den Häusern gelegenen Citadelle oder Herrscherresidenz. Und noch weiter zurück und noch höher darüber wuchsen aus schwarzblauen, starren Wolken neue Kastelle, Residenzen und Bastionen . . . drohende Gebilde, aus deren Befestigungen Blitze herabgeschleudert werden konnten . . .

Zwischen den dunklen Abhängen stieg ein Bachtal nieder. Es lag ein Dunst darin, der Alles fremd und zauberhaft machte; kein Nebel, — kein Dampf oder Niederschlag, — nichts Erkennbares, nur ein rinnender Schimmer in der Luft, in dem Alles merkwürdig vergrößert erschien und von einem feuchten Glanze überflutet, die Steinblöcke am Weg, die hängenden Büsche über dem Wassersturz, die vereinzelten abgestorbenen Bäume auf den graugrünen Matten.

Sie jagten vorbei, — schweigend, mit einer Gier in den Augen, mit einer brennenden Gier, vorwärtszukommen. —

Es war ein leiser Wind aufgegangen. Er wälzte die großen schweren Wolken langsam vor sich her, darunter flog eine Schicht kleinerer heller Nebelflocken rasch und immer rascher; der Wind packte sie, ballte sie zusammen, zerriß sie wieder und zerstreute die Fetzen in alle Weite. Und zwischen den schweren dunklen Wolken erschien zuweilen ein Stück des düsteren Nachthimmels mit wenigen, mattglimmenden Sternen. —

Ein langer Weidegrund schloß sich auf; in gleichmäßiger Steigung lief er höher und höher in das Vorland einer Bergwildnis hinein. In dem harten, brüchigen Gras standen die Tautropfen so groß und dicht, daß es aussah, als läge ein glänzender Reif über dem Boden.

Die kleinen Pferde bliesen die Nüstern auf und senkten die Köpfe tief, tief, daß ihre Mähnen über die Erde hinfuhren und sich in der Nässe des Grases badeten. Die Reiter warfen ihnen die Zügel über den Hals und stießen ihnen die Fersen in die Weichen.

Der Weg verschwand, der Grasboden wurde dünn, Steine lagen darüber gesät. Es ging jäh aufwärts. Von der Höhe herab zog eine scharfe Kälte.

Der Junge drückte die Kappe in die Stirn, der Alte zog den zer-

schlissenen Mantel enger um den Leib. Die kleinen Pferde kletterten wie Katzen.

Und nun ritten sie hoch über der Welt, mitten in der stummen Nacht, in den Felswüsten des Karst. Steigend und sinkend dehnte sich das Steingebirge unter ihnen. Oft gab es gar keine Erde mehr, nur glatten, löcherigen Stein, hie und da dürres Moos darüber und kriechende Aeste des Knieholzes.

Viele, viele Stunden ritten sie so.

Manchmal tat sich im Felsgetrümmer ein tiefer, dunkler Trichter auf, in dem schwarzes Erdreich an den Seiten lag und schwere Früchte wuchsen, sorglich gezogen —

Die Rosse prallten zurück und fuhren aus ihrem wachen Schlafe empor, wenn sie plötzlich an den Rand eines solchen Kraters heranschossen. Zitternd jagten sie im Bogen um die tiefe Höhlung. Und dann war wieder Alles Wüstenei und Einöde . . .

Zuweilen schlug ein grollender Laut an das Ohr, herauf aus dem durchlöcherten, bis in seine innersten Eingeweide zerrissenen, von hunderttausend Höhlen und Gängen durchwühlten Felsgebirge. Da brauste in unermessner Tiefe ein Strom, den nie ein Auge gesehen, der aus der Nacht des Berges kam und wieder dorthin zurücksank. Zuweilen klafften Spalten im Gestein, aus denen ein dumpfer Geruch stieg, ein eisiger Hauch heraufzog. Oft sprangen, stark wie junge Bäche, mitten aus dem glatten Trümmerwerk Quellen auf, um nach wenigen Schritten mit zornigem Murren wieder in eine Kluft zu stürzen und zu verschwinden.

Der Atem der Männer flog, heiß und dampfend, ihre Augen waren starr, ihre Gesichter bleich, die kleinen Pferde strauchelten auf dem harten Stein, sie stießen sich die Fesseln wund, und das Blut rieselte auf den kalten Boden.

Ab und zu breitete sich zur Linken hinab eine offene Senkung, talartig, in die Tiefe hinuntergleitend, erfüllt von den schwarzen und starren Massen ruhenden Zwergholz-Dickichts.

— Es war lange nach Mitternacht. Sie peitschten die müden, keuchenden Pferde und trieben sie zu rasendem Laufe.

Weit hinter ihnen färbte ein ganz feiner, schwach glänzender Lichtstreif, noch kaum sichtbar, den düsteren Himmel. — Der Morgen. Es war bitterlich kalt.

Sie ritten wie toll. Immer in der Gefahr, zusammenzustürzen, mitten in die Blöcke und Trümmer und Steine hineingebettet zu werden und liegen zu bleiben, — zerbrochen, zerschlagen und regungslos. Sie achteten nicht auf den Boden, der unter ihnen im Dunkel lag. Sie hatten die Zähne aufeinander gebissen, die Köpfe vorgestreckt, die Kniee herangedrückt. Die Pferde zitterten an allen Gliedern, sie waren bespritzt mit Schaum, sie waren bedeckt davon, sie bezeichneten ihren Weg durch die

Steinwüste mit einem weit umhergeschleuderten Regen von Schaumflocken und taumelten in der letzten Erschöpfung . . . aber vorwärts — vorwärts — vorwärts stürmten sie, wie von einem Zauber getrieben, als wären sie flüchtig vor dem Morgen, der da hinten aufstieg . . .

Langsam begann sich der Felsboden zu senken. — Der fahle Schein im Osten nahm einen wärmeren Ton an. Die silberne, flimmernde Luft geriet in Bewegung, begann zu zittern und zu fließen. Nur gegen Westen blieb Alles noch schwer, finster und chaotisch. — Dann wurden auch dort die Schatten weicher und matter und wichen einem gleichmäßigen trüben Dunst. —

Sie ritten eine lange, flache, bogenförmige Talmulde hinunter, und dann, zur Seite gewandt, wieder im Bogen um einen kahlen wüsten Steinhang herum, in dem blassen Lichte der sterbenden Nacht, in der dunstbrauenden, seltsamen Ungewißheit zwischen dem frühesten Tag und der letzten Finsternis . . .

Da war es, als schwände auf einmal alle Sicherheit der starren Linien, alle Begrenzung und Beschränkung. In vielen langen, spitz zulaufenden Rücken fiel das Gebirge ab in eine bleiche lichtlose Dämmerung, und diese schwarzen abschießenden Ausläufer des Bergstockes setzten sich nicht in einem Tiefland fort, sie ragten in eine fahle Unendlichkeit hinein, und dahinter griffen neue dunkle Felsarme hervor und auch diese wieder tief hinein in den hellen, mattfarbigen Dunst, der drunten zwischen all diesen Felsrippen lag und sich drüben immer weiter hinausstreckte. —

Da rissen sie die keuchenden Pferde zurück und hielten.

Es war, als hielten sie hier an den Grenzen der Welt. Als starrten alle diese Klippen und Hänge und Ausläufer von der Erde hinweg, hinaus in das ewige Nichts, als sei nur das stille Luftreich noch vor ihnen, unter ihnen, unter den Spitzen der Vorgebirge.

Aber das war nur ein Augenblick. Was da unten lag, war nicht Dunst und Luft und Nebel. Es war das Meer; das große, stille, morgendlich-feierliche Meer . . .

Der Junge krampfte seine Hand in den Arm des Alten, deutete hinunter, scheu, als fürchte er, die mächtige Ruhe zu stören, und flüsterte mit bebenden Lippen, mit brennenden Blicken. Aber die Worte, die er sprach, hörte Niemand . . .

Es lag da drunten, weich und glanzlos; hier offen und frei, dort in tiefe Buchten verrinnend und leicht überschattet, noch von keinem Sonnenfunken durchblitzt, von keinem vorauseilenden Frührotschein entschleiert. Ahnungsvoll, fremd und gewaltig.

Es lag still, kein Wind hob noch eine Welle, es lag, als habe es ewig so geruht, als müsse es in Ewigkeiten so weiter ruhen, unentdeckt, unbefahren, ein letztes, tiefes, ungeheures Geheimnis.

Es lag wie das Meer der ersten Zeit, da noch kein Licht war und keine Bewegung und kein Atem . . .

Und jene dunklen Glieder, die dort hervortraten, waren Felseninseln, die auf der weiten Fläche ruhten — und schliefen, schliefen —

Es war ein erlösender Hauch in dieser kühlen, feuchten, schwebenden Luft.

Die Pferde sogen ihn ein und hoben die Köpfe und blähten die roten Nüstern.

Und der dürre, triefende, von Schaum benetzte Schweißfuchs knirschte in's Gebiß, hob die Oberlippe, daß die weißen Zähne glänzten, und wieherte hinein in den toten Morgen — — — —

Da antwortete auf den geisterhaften Ruf tief unten aus einer bewohnten Talschlucht ein anderes Wiehern, verweht, kraftvoll, der lebendürstende Morgenschrei eines Rosses.

Und wie der scharfe, kühne Ton heraufschlug durch Stille und Dämmer zerflossen die Reiter und Pferde auf der Höhe zu Schemen, zu nichts, vergingen und verschwanden — wie ein Geisterspuk vor dem Anruf des Lebendigen . . . .

* * *

Weit im Osten über den Niederungen der Save erglühte am Himmel ein tiefer, schwerer, brandiger Schein, herauf vor dem Purpur des Morgenrotes.

Der Alte, der im Weidengebüsche kauerte, reckte sich hinüber nach dem jungen Genossen. Der lag hingestreckt, den Kopf in den biegsamen, Schossen, kalt, ein Lächeln um die blassen Lippen.

Da nickte der alte, weißköpfige Mann. „Er stöhnt und fiebert nicht mehr," murmelte er, — „wie er geträumt hat! still, der braucht keinen Wächter mehr. Und nun laß auch mich — auch mich schlafen . . ."

Er streckte die erstarrten Glieder, mit einem krampfhaften Zucken, einem müden Dehnen, langsam — streckte er sie — und ließ den alten Kopf sinken, zum tiefen Schlaf — —





Das Kunstwerk Paul Heyses.

Von

Heinrich Spiero.

— Hamburg. —

Es ist nicht leicht, zu Heyses künstlerischer Erscheinung, sofern man sie als ein Ganzes betrachten will, richtig Stellung zu nehmen. Reiht man ihn, wie das im Allgemeinen geschieht und rein historisch-chronologisch auch stimmt, den Münchnern ein, so wächst er gleich nach allen Seiten über den Rahmen hinaus — in der Weite und Freiheit des Blicks, in der schlechthin unübertrefflichen und dabei zwangfreien Bewältigung der Form, in der Selbstständigkeit der ganzen poetischen Persönlichkeit. Keiner von Allen, die den Werdenden und schnell Wachsenden dort umgeben, erscheint neben ihm noch als Kamerad. Alle vielmehr, und auch der einstmalige Protektor Geibel, scheinen nur noch im Schatten zu kämpfen, während auf Heyse das volle Licht fällt. Was bedeutet Bodenstedts schnell fertige Weltweisheit, Grosses oder Linggs Sehnsucht, Wilhelm Hertzens warmes, menschliches Erfassen, ja selbst Geibels künstlerisch verklärte Andacht gegenüber der Kühnheit, die aus Heyses „Im Paradiese", aus seinen „Kindern der Welt", aus seinen besten Novellen („Himmlische und irdische Liebe!") atmet, gegenüber dem Aufschluchzen eines zu tiefst getroffenen Herzens, wie es aus den Liedern tönt, die des Dichters totem Knaben gelten! —

Nein, zu den Münchnern gehört er nur als Freund — und welch' ein Freund! — und als Tischgenosse. Ja, das etwas jüngere Münchner Geschlecht — Wilbrandt, Hopfen, Greif — ist ihm künstlerisch eigentlich verwandter als die älteren Genossen seiner Lebens- und Kunstfahrt.

Man kennt Heyses Wesen schon näher, wenn man sich erinnert, daß er in Berlin geboren und erzogen ward. Berlin und seine Umgebung hat den Deutschen nicht eben viel große Dichter gegeben — aber wenigstens lauter Charakterköpfe, mit denen nicht so schnell fertig zu werden ist. Von

Kleist und Tieck will ich hier nicht sprechen, aber ob wir heute mit Gutzkow, natürlich dem Gutzkow der „Ritter vom Geiste“, schon fertig geworden sind, ist eine wohl aufzuwerfende Frage. Und Theodor Fontanes Wirkungen, die vor zwanzig Jahren erst voll einsetzten, werden noch viel, viel weiter und tiefer gehen, ebenso wie der Novellist Ernst von Wildenbruch, ein zufällig auf syrischer Erde zur Welt gekommenes Märkerkind, uns noch viel mehr zu sagen hat, als denen scheint, die immer zuerst auf den Dramatiker schauen.

Heyse steht dem Alter nach zwischen Fontane (1819) und Wildenbruch (1845) ziemlich in der Mitte. Er ist im Jahre 1830 geboren und war äußerlich, wie die meisten Großstadtkinder, wie auch Fontane, Wildenbruch und Heyses Vetter Felix Mendelssohn-Bartholdy, früh reif, in allem Technischen des „Metiers“ (wie Fontane gern sagt) wohl zu Hause. Ja, dem oberflächlichen Betrachter könnte es scheinen, als ob die Verse des „Wintertagebuchs“, nicht reiner und runder erklängen als die der Jugendlieder. Das aber ist eben das Lockende dieser Persönlichkeit, daß unter der gleichen, gelassen schönen Formung doch bei dem Heyse auf des Lebens Höhe etwas ganz Anderes hindurchschimmert als bei dem beginnenden Künstler. Er arbeitet sozusagen zuerst in Ton, Gips, Backstein, dann erst in Marmor, Bronze und Gold, wie oft auch in zierlichem Elfenbein. Man vergleiche Klänge aus früher Jugendzeit mit den „Rispetti“:

Mir war's, ich hört' es an der Türe pochen,
Und fuhr empor, als wärst Du wieder da
Und sprächest wieder, wie Du oft gesprochen,
Mit Schmeichelton: Darf ich hinein, Papa?

Und da ich Abends ging am steilen Strand,
Fühlt ich Dein Händchen warm in meiner Hand.

Und wo die Flut Gestein herangewälzt,
Sagt' ich ganz laut: „Gieb Acht, daß Du nicht fällst!“

Oder welcher Abstand zwischen einem Liebesgedicht aus ganz jungen Tagen:

Zieh' ein zu allen Toren,
Geliebtes Glück, zieh' ein!
Du mir zum Trost erkoren,
Nimm Alles hin, was mein!

Du mir zum Trost erkoren,
Ich leb' in Dir allein.
Für Dich zur Welt geboren —
Ach, was an mir ist mein?

und dem tiefen Geständnis des geprüften Mannes:

Worte verschwimmen
Im Meer des Seins,
Flammen verglimmen
Hüpfenden Scheins.

Nicht Ton und Gestalt,
Nicht Farb' und Sinn;
Mit dunkler Gewalt
Nimmt Liebe Dich hin.

Eins nur fühlst Du:
Du bist zu Zwein.
Auch das verdämmert,
Traum spinnt Dich ein. —

Die Ernte eines ganzen Lebens liegt zwischen der viel zu berühmten „Rabbiata" und einer Novelle wie den letzthin erschienenen „Zwei Wittwen". Aber freilich, das Gewand sitzt jenen ersten Kindern einer unerschöpflichen Zeugungskraft ebenso gut wie den späteren Geschwistern. Nur war damals das Herz mehr „so warm, um leicht in Flammen aufzugehen," dasselbe Herz, das sich später „so stark" zeigte, „das Schwerste zu verwinden," und „so tief, um ahnend Tiefstes zu verstehn." So hat Heyses Lyrik nicht nur den vollen Kreis eines zuckend empfindlichen Seelenlebens durchmessen, sondern auch, zum mitfühlenden Verständniß fremder Größe emporgesteigert, in schönen Bildern deutsche Heroen im Ruhmestempel aufgestellt. Nicht unähnlich der eindringenden Charakteristik Lenbachs wirkt diese Galerie in Versen. Wie steht, so umschrieben, Hölderlin vor uns, wie meisterhaft wird Bismarcks in den Hausrock verkleidete Größe hingezaubert, und nie ist Goethes Lob und Liebe wärmer und holder erklungen als in Heyses poetischem Führer durch das Goethehaus am Weimarer Plan.

Und analog — ich deutete das schon an — ist die Entwickelung des Dichters in der Novelle. Heyse hat so viele Novellen geschrieben, daß lange ihr Ruhm den Vollwert seiner anderen Werke im Bewußtsein des Publikums zurücktreten ließ. Freilich wären diese Sammlungen schon reich genug, um ein minder hohes Haupt mit dichtestem Lorbeer zu krönen. Drei dieser Bände scheinen mir Höhepunkte zu sein: die fünfzehnte Sammlung, die achtzehnte und der Geschichtenkreis: In der Geisterstunde. Sie alle enthalten, was der Titel der ersten Novelle des zuerst genannten Buches verspricht: Unvergeßbare Worte. Man beachte: die Worte, die hier das Glück zweier Menschen stürzen, noch ehe es festen Bau gewonnen hat, sind nicht unvergeßlich, sie sind unvergeßbar, sie können und dürfen von jenen zwei Unseligen mit vollem Bewußtsein nicht vergessen werden. Denn diesen Menschen ist es so wenig wie Heyses Lieblingen allen gegeben, die Augen zuzudrücken und zu tun, als ließen sie sich einmal nur vom Leben führen, wer weiß wohin. Sehr bezeichnend, daß in jenem, schon genannten Meisterstück des vor Kurzem erschienenen Bandes „Zwei Wittwen" („Moralische Unmöglichkeiten und andere Novellen") eine halb glückliche Frau an einem Scheidepunkt ihres Lebens dies Experiment nicht über sich gewinnt. Aus derselben Quelle springt die Katastrophe in „Himmlische und irdische Liebe", und

nah verwandt erscheint die tragische Lösung, die in den „Zwei Gefangenen", auch einer Meistererzählung, die Halbbefreite ganz und für immer befreit.

Von anderer Seite wird der Strom gespeist, dessen blutwarmes Fließen wir im Bezirke der „Geisterstunde" spüren. „Den jähen Abgrund zwischen Traum und Leben" empfinden sie, die des Dichters wesenschaffende Kunst uns hier gegenüberstellt. Dabei gelingen ihm Scenen von so wirklicher, grausiger Größe, wie der nächtliche Gang in „Abigail", als dessen Abschluß der Gespensterkuß durch das Gitter des Friedhofs auch dem Leser halb Schauer, halb Seligkeit durch das Blut jagt. Wie harmonisch paßt es zu der tollen Grazie dieser Geschichten, daß der Dichter uns am Ende nicht zu Narren hat, sondern halb erklärend, halb selbst rätselnd Abschied nimmt.

Das Bedürfniß, auf breiter Grundlage Schicksalsgebäude zu mauern, seiner Weltanschauung Wohnraum zu schaffen, hat Heyse auch zum Roman, verwandter Trieb ihn früh zum Drama geführt. Der bezeichnendste seiner Romane ist zugleich nach meinem Gefühl der schwächste: „Merlin"; der berühmteste steht den Novellen am nächsten: „Kinder der Welt"; von dem besten, dem „Roman der Stiftsdame" wird, scheint's, am wenigsten geredet. Der „Merlin", den Polemik allzu stark befrachtet, ist das Evangelium des Dichters, dem andere Götter neben der Kunst zu haben gegen das Innerste geht, das Bekenntniß des Menschen, dem ein Tropfen Schlamm den ganzen Lebensbecher ungenießbar macht.

Nun widert mir der Trank —
Verdursten muß der Zecher. —

„Kinder der Welt", ein Werk, dem die volle organische Fügung bei aller Schönheit des Einzelnen noch fehlt, enthält Heyses oft wiederholtes Bekenntniß zum Diesseits, das es ablehnt, „hinter jenem niegehobnen Schleier" sich eine Macht zu träumen liebevoll und ihr „in frommer Feier" Huldigung zu stammeln. Im „Roman der Stiftsdame" endlich gelingt, was dem warmen und träumevollen Künstlerroman „Im Paradiese" versagt blieb, die straffe Führung um eine in den Linien weiblichster Weiblichkeit gebildete Gestalt. Sie ist eine Natur wie die Heldin des Schauspiels „Elisabeth Charlotte", von der die Feindin Maintenon bekennen muß:

Sie hat das Handwerk der Wahrhaftigkeit
Zu lang getrieben, um auf einmal jetzt
In Künsten der Verstellung groß zu sein.

„Stumm sein, wo Wahrheit sprechen nicht beliebt macht", ist dieser Frauen Art nicht — so wenig wie es die ihres Dichters war und ist. So hat er denn auch mit seinem wahren Gefühl gegenüber denjenigen nicht zurückgehalten, die in ihm einen geborenen Dramatiker nicht erblicken, ja, ihm mehr als eine „ehrenvolle Erwähnung" auf diesem von Heyse reich angebauten Felde nicht zuerkennen wollten. Der Erfolg der „Maria von Magdala" wird ihn über die unveränderte, allgemeine Beurteilung nicht getäuscht haben, weil dieses zähe Behaupten eines Stückes, das nicht zu

Heyses besten zählt, nicht auf seinem künstlerischen Werte allein beruht. Sonst aber hat Heyse, der nicht nur gegen sich selbst ein Kritiker von ungewöhnlichem Beruf ist, völlig Recht, wenn er klagt, und es bedürfte nicht einmal des Hinweises auf den Erfolg von „Colberg" und den des mit allerlei Humoren gezierten „Hans Lange", um die fast allgemeine Beurteilung ungerecht zu finden. Freilich, hier zu sagen, worauf es ankommt, hat der Dichter von mehr als fünfzig Dramen dem liebenden Beurteiler vorweggenommen in dem Abschnitt „Mein Verhältniß zum Theater", der die köstlichen „Jugenderinnerungen und Bekenntnisse" schließt. Ich persönlich glaube, daß, zumal in einer dramatisch so armseligen Zeit wie der gegenwärtigen ein gut Teil von Heyses dramatischen Dichtungen noch zu fröhlicher Urständ erwachen muß und wird.

„Jugenderinnerungen und Bekenntnisse" — auch sie sind von Künstlerhand entworfen, nicht auf Schönheit- und Schein retouchirt, aber lebendig erfüllt von wandelnden Gestalten, unter denen Bernhard Endrulat, Emanuel Geibel, König Maximilian nächst dem herrlichsten Elternpaar am schärfsten umrissen erscheinen. Und immer noch ist der Kreis künstlerischen Wesens nicht voll: denn gehören die Nachdichtungen fremder Poesien nicht in diese Bezirke? Jene Uebertragungen, die Heyse hart neben „der Uebersetzergilde Meister" stellen? —

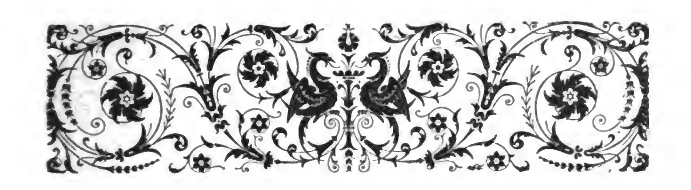
Betracht' ich unser schwankes Menschenloos,
Geringe Lust von Unlust überwogen,
Die Angst vor'm Wechsel in des Glückes Schoß,
Der Jugend Hoffnungen, so schwer betrogen,
Des Alters bittre Weisheit: „Alles nichtig!",
Der Liebe Götterrausch, so bald verflogen:

Dann, so möchte ich, nicht im Sinne dieses Heyse'schen Gesanges, fortfahren, erscheint um so ragender ein Gipfel, wie ihn Paul Heyses lebensvolle und in allen Schmerzen immer dem Leben Brust an Brust verwandte Kunst erklommen hat. Nicht den hohen Grad formaler Vollendung allein meine ich, so wenig ich den unterschätze, sondern die immer neue Bezwingung des Lebens, die durch das Kleid der Dichtung uns immer die warme Hand des Dichters selbst fühlen und fassen läßt. Heyse ist nicht kühl, nicht akademisch, nicht alt, er ist warm und, in seiner adeligen Art, ursprünglich und jung trotz vierundsiebzig Wintern.

Wie ein Fruchtbaum herbstbereift
Grünt er auf des Lebens Gipfel,
Und der Ernten manche reift
Sonnig noch in seinem Wipfel.

So, gerade so, wie er selbst den Freund Theodor Storm vor sich sah, steht er vor uns, und so walte er, uns zum Segen, noch lange des „schönen Amts":

Dieser Welt verworrnes Bild
Leise deutend zu gestalten.



Ich sehne mich . . .

Von

Valeska Tomaszczewski.

— Breslau. —

Ich sehne mich nach allem Sonnenhaften,
Nach Klarheit, die mein ganzes Sein erfüllt,
Nach Ueberkraft gewalt'ger Leidenschaften,
Nach Brot, das meiner Seele Hunger stillt.

Und niemals mehr als in den Blütennächten,
Wenn mondgeküßt das Schilf im Weiher singt,
Als ob die Gräser tausend Oden brächten
Dem großen Geist, der schafft und niederzwingt —

Und niemals mehr, als wenn um Leichensteine
Der dunkle Lebensbaum die Arme legt,
Sich aus den Schatten auf des Marmors Reine
Der Name eines echten Großen regt —

Im Frageblick der goldne Name zittert
Bis zu den Sternen durch die weiße Nacht:
Warum nur glänz' ich hier so eng umgittert?
Ihr habt zu früh, zu früh mich hergebracht!

— — — — — — — — — —

Ich sehne mich nach allem Sonnenhaften,
Nach Klarheit, die mein ganzes Sein erfüllt,
Nach Ueberkraft gewaltiger Leidenschaften,
Nach Brot, das meiner Seele Hunger stillt.

Und niemals mehr, als wenn am Feiertage
Das Elend durch die Straßen bettelnd schleicht,
Und der gequälte Leib mit stummer Frage
Erlösung fordernd nicht den Tod erweicht.

In süßen Schlaf das kranke Leid zu singen,
O liehe mir die Gottheit Helferkraft,
Nirwanas Ruh' dem müden Geist zu bringen,
Das Große zu befrein aus Grabeshaft!

Doch nur die Sehnsucht lebt im Sonnenhaften,
Und Nebel spinnen sich um all mein Sein,
Und Schwäche tötet meine Leidenschaften,
Und meiner Seele Brot ist Stein — ist Stein.





Künstler-Weihnacht.

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

— Potsdam. —

Auf halber Höhe des Lykabettos liegt eine Herberge. Am Tage hat man von da einen wunderherrlichen Ausblick über die Tempel und Prachtbauten der attischen Hauptstadt bis zum Piräus und zu den Gestaden des Saronischen Golfes. Jetzt freilich können die Gäste, die um einen Tisch sitzen, den Blick so weit nicht schweifen lassen, denn der frühe Abend hat seine Schatten niedergesenkt, und am tiefdunklen Himmel flimmern zahllose Sterne. Es ist schon spät im Jahre, aber ein warmer, weicher Westwind weht vom Olivenwalde aus der Kephissos-Niederung durch das offene Fenster.

„Beim Jupiter," sagt einer der Gäste, ein römischer Centurio, dessen Mannschaft mit zur Besatzung Athens gehört, „es ist ein Hundeleben in diesem vielgepriesenen Lande der Griechen. Ich wünschte, ich wäre wieder daheim in den Albaner Bergen."

Er lüpft seinen Becher und gießt einen Schluck des mit frischem Quellwasser vermischten bitterlichen Weines hinunter.

„Ja, wenn Du das so meinst," versetzt ein bärtiger Kriegsknecht in rauhem, nur geradebrechtem Griechisch, „dann stimme ich Dir bei. Im Sommer fressen Einen ja hier die Hitze und die Fliegen auf, und einen anständigen Winter giebt es überhaupt hier nicht. So ein schlaffes Wetter heut! Bei mir zu Hause liegt jetzt Schnee auf den Dächern, und die Gewässer haben ihren Eispanzer umgelegt. Auch ich wünschte, ich wäre daheim an den Ufern des Bernsteinmeeres; dort im Dickicht unserer Wälder lauscht Wotan unseren Bitten und Opfergesängen. Hier unter diesen griechischen Göttern fühle ich mich unheimlich und verlassen; ich höre ringsum nur

kauderwelsche Worte, die mich immer wieder daran gemahnen, daß ich in der Fremde bin."

Er seufzt tief auf und blickt mit seinen großen, träumerischen Blauaugen durch's Fenster hinaus in die Nacht.

Der ägyptische Salbenkrämer, der mit am Tische sitzt, verzieht geringschätzig die Lippen.

„Was stöhnt und sehnt Ihr Euch nach Eurer Heimat?" sagt er in fließendem Griechisch, denn er ist oft in Athen gewesen. „Ueberall, wo es mir gut geht, ist meine Heimat. Jahraus, jahrein bin ich auf Reisen. Osiris zieht mit mir, wohin ich mich auch wende, und wenn er mich segnet und mir mühsam erworbenen Gewinn gönnt, dann preise ich ihn und bin zufrieden."

„Dein Osiris mag ein gewaltiger Gott sein," versetzt gutmütig der germanische Söldner, „aber Du kennst unseren Wotan nicht und seine Herrlichkeit. Jetzt feiern sie bei mir zu Hause das Julfest; alle Fehden und Kämpfe ruhen, und auf allen Hügeln werden die Feuerräder entzündet und unter lautem Jauchzen in die Täler geschleudert. Dort ist es eine Lust zu leben."

„Was schwatzest Du da von Feuerrädern?" unterbricht ihn der Centurio, und seine Stimme klingt stolz und selbstbewußt. „In Rom feiern wir jetzt die Saturnalien, von deren Jubel und Ausgelassenheit Ihr Alle keine Ahnung habt. Jetzt nehmen wir selbst den Gefangenen die Ketten ab; unsere Sklaven spielen die Herren und werden von den Trank und Speise darbietenden eigentlichen Herren bedient; mit Myrten bekränzt sind unsere schönen Mägdlein; alle Welt vermummt sich in toller Lust, und Freunde bereiten einander Ueberraschungen durch kostbare Geschenke."

Ein braungebrannter, schlanker, schwarzäugiger Gesell, der nur einen Becher Wasser und eine Brotrinde nebst einem Stückchen Käse vor sich hat, sieht den Centurio mit sanftem Blicke an. Dann sagt er ruhig und bescheiden:

„Du schilderst eine schöne Zeit. Ich muß, um zu leben, mit meinen Teppichen die weite Welt durchziehen, aber in meinem Herzen trage ich den gnadenreichen Wischnu mit mir. Nicht nur zur Zeit Deiner Saturnalien lobe ich ihn, ich lobe ihn immerdar alle Tage im Jahre, denn wer ihn lobt, bleibt unverletzt, so steht es in unseren heiligen Büchern."

Ein athenischer Jüngling, der abseits an einem anderen Tische gesessen, der Unterhaltung aber gelauscht hat, ist aufgestanden und tritt anmutig an die vier plaudernden Männer heran.

„Ihr lobt Eure Götter," sagt er mit wohllautender Stimme, „Ihr sehnt Euch nach Euren heimatlichen Fluren, weil Ihr wähnt, dort wohne das Glück. Ich bin ein athenischer Bürger und hier zu Hause — am Oelmarkt nahe dem Turm der Winde, steht mein väterliches Haus — da müßte ich ja nach Eurer Ansicht sehr glücklich sein."

„Bist Du es nicht?“ fragte der Centurio, der Gefallen findet an der schlanken, wohlgebauten Gestalt des jungen Mannes.

„Hm,“ macht dieser, „das kommt darauf an, was Ihr unter Glück versteht.“

„Glück?“ sagt nachdenklich der Aegypter. „Wenn meine Bündel leer und meine Salben verkauft sind, dann bin ich glücklich und kehre mit dem Gewinn heim an des Nils gesegnete Ufer.

„Du denkst nur an den Absatz Deiner Waaren,“ sagt der Teppichhändler.

„Du etwa nicht?“ erwidert der Salbenkrämer. Bietest Du Deine Teppiche nur zum Vergnügen zum Kaufe an?“

„Ich preise Wischnu, wenn ich sie verkauft habe, denn dann ist meine Bürde leicht, und je leichter die Bürde, desto schneller wandert man. Aber mein Glück, nein, das suche ich doch wo anders. Je mehr es mir gelingt, meine Wünsche und Begierden abzutöten, je glücklicher fühle ich mich.“

„Ihr Krämer denkt doch nur immer an Euren Handel,“ sagt verächtlich der germanische Söldner. „Ich weiß mir ein besseres Glück; auf dem Bärenfell liegen unter eigenem Dache und vom blondhaarigen Weibe bedient den Metbecher schwingen, oder mit Speer und Beil gegen den Feind anstürmen und den erfochtenen Sieg feiern über der Leiche des Erschlagenen.“

„Solch ein Glück kannst Du auch im Dienste Roms, unter den Adlern unseres Kaisers genießen,“ wendet der Centurio ein.

„Lang lebe der Kaiser!“ ruft der Germane, er hat freiwillig Dienst genommen in der römischen Legion, und Wort und Handschlag binden ihn mit der Kraft der Blutsbrüderschaft — „für den Kaiser zu kämpfen ist mir Pflicht und Ehre; aber noch höheres Glück wäre es mir, selbstständig in meinem eigenen Dienste zu stehen und für die Sicherung der eigenen Feuerstätte das Schwert zu schwingen.“

„Ihr nordischen Bären sucht das Glück immer nur bei Eurem Schwerte oder auf dem Lotterbette der Faulheit,“ sagt lachend der Centurio, indem er die herkulische Gestalt des Germanen nicht ohne Wohlgefallen mustert. Mit pfiffig blickenden Augen fügt er lüstern hinzu: „Ich weiß mir noch ein feineres Glück.“

„Oh, nenne es mir,“ bittet der athenische Jüngling, „vielleicht giebt es meinem Sehnen ein festes Ziel.

„Wohl, ich will es Dir und Euch Allen nennen. Der heiße Männerkampf ist etwas Herrliches, gewiß, aber nur, wenn wir den Siegespreis errangen und ihn heimbringen als reiche, gesicherte Beute. Mit dieser Beute aber das Leben genießen und die feinen und allerfeinsten Genüsse des Lebens auskosten, das nenne ich höchstes Glück.“

„Oh weh,“ sagt der Jüngling, indem er das Wort des Römers mit

einer Handbewegung gewissermaßen abwehrt, so wertest Du Essen und Trinken als höchstes Glück?"

„Gut essen und gut trinken," ergänzte lachend der Centurio, „gewiß, das ist die Voraussetzung; aber es muß noch etwas hinzukommen. Ich muß auch ein hohes Gemach haben mit schönen Götterbildern und farbenprangenden Gemälden an den Wänden, schöne Sklavinnen müssen mir den Wein kredenzen, und während ich schwelge, müssen meinem Ohre die sanften Klänge der Flöte oder die Verse eines Dichters schmeicheln — der sinnliche Genuß muß durch Geist geadelt sein."

Ein Wanderer taucht aus dem Schatten des Zimmers auf. Schon eine Weile hat er den Plaudernden zugehört. Ein weiter Mantel umhüllt seine hohe Gestalt, sein lockiges Haupt ist unbedeckt, von Lippen und Wangen wallt ihm ein leicht gewellter, seidig glänzender Vollbart.

„Friede sei mit Euch, Ihr Herren," grüßt er sanften Tones, indem er sich dem Tische nähert. „Ihr sprechet da vom Glücke, das alle Menschen begehren, und das sich doch ein Jeder anders vorstellt. Hier dieser Jüngling hat noch nicht gesagt, was er unter Glück versteht, unter seinem Glücke! — Gestattet ihm, daß er es künde, und daß auch ich es vernehme."

Der Jüngling schaut den Wanderer an, und sich dann an die Andern zurückwendend, sagt er:

„Mag es der Fremde mit anhören, ich kenne nur ein Glück, und dieses Glück heißt: Schaffen. Es giebt keinen unter unseren Göttern, den ich nicht schon in Marmor oder Elfenbein gebildet hätte, aber — ach, es ist zu widerspruchsvoll! — solange ich an meinem Werke arbeite, vergesse ich Essen und Trinken und alle Nöte und Wünsche dieses armen Lebens; sobald ich aber mein Werk vollendet habe und nun wähne, das Glück müsse mein sein, dann fühle ich mich enttäuscht und unbefriedigt und fange von Neuem an im Schweiße meines Angesichts zu ringen und zu schaffen. Könnt Ihr Euch solchen Zustand denken, solche von Qual und Wonne durchsetzte Unrast?"

Die Vier am Tisch lachen.

Der Aegypter sagt: „Dich verzehrt ein krankhafter Ehrgeiz."

Der Inder sagt: „Dich blendet der Schleier der Maja."

Der Germane sagt: „Du solltest Lanzen und Schwerter fertigen, dann schaffitest Du etwas Brauchbares, das Dich nicht enttäuschen würde."

Boshaft sagt der Römer: „Vielleicht bist Du, Freundchen, nur ein Stümper. Die Meister Deiner Kunst, dünkt mir, müßten froh und zufrieden sein."

Bestürzt schaut der Jüngling zur Erde und schweigt.

Da legt ihm der Wanderer die Hand auf die Schulter und sagt gütig:

„Der Centurio scherzt nur. Sei guten Mutes. Euch Allen aber

sage ich, es ist umsonst, daß Ihr frühe aufsteht und lange hernach sitzet und esset Euer Brot mit Sorgen und Sehnen, denn seinen Freunden giebt es der Herr schlafend."

Freundlich nimmt er den Jüngling am Arme und zieht ihn sanft mit sich fort, hinaus in's Freie.

Der Centurio lacht den Entschwundenen verächtlich nach:

„Was faselte der Mann von einem Herrn? welchen Herrn meint er? und welcher Narr macht Geschenke im Schlafe?"

Der germanische Kriegsknecht starrt mit weit offenen Augen nach der Tür, durch die die Beiden gegangen sind, und sagt träumerisch:

„Hätte er einen Sturmhut aufgehabt, ich würde sagen, es sei Wotan gewesen."

„Dummes Zeug," lacht der Inder, „Ihr Germanen seid Gespensterseher."

„Sprecht von etwas Anderem," sagt ungeduldig der Aegypter, „über das höchste Glück hat uns der Fremde auch nicht belehrt."

Auf die Höhe des Berges hat der Unbekannte den Jüngling geleitet. Schweigen und Einsamkeit umgiebt die Beiden; aber die rotglühende Scheibe der Vollmondes ist eben heraufgekommen und übergießt die Tempelbauten der Akropolis drüben mit magischem Glanze. Trunkenen Blickes schaut der Jüngling auf die hochragende, harmonische Marmordichtung des Parthenon, und entzückt sagt er zu dem Unbekannten:

„Oh, sieh dorthin! Wie wunderbar! Wie über alle Maßen herrlich!"

Der Unbekannte nickt. Er wendet sein edles, hoheitsvolles Angesicht, um dessen schön geschwungene Lippen jetzt ein leiser Zug eines fast schmerzlichen Lächelns spielt, dem Begeisterten zu:

„Du sagtest vorhin," hebt er mit sanfter Stimme an, „Dein höchstes Glück wäre das Schaffen."

„Ja, so ist es," bekennt freudig und freimütig der Athener.

„So soll es auch ferner Dein höchstes Glück bleiben. Schaffe weiter in Stille und Frieden; selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. Schaffe weiter mit kluger Hand und reinem Herzen; selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen. Wenn Dich das Geschaffene aber auch fernerhin enttäuschen und Dein Sehnen nicht gänzlich stillen wird, so murre nicht und verzage nicht. Auch des Menschenlebens Rose hat ihre Dornen, und des Künstlers Weg, der zum Paradiese führt, ist steinig und mit Nesseln bestanden. Wenn Dir Dein Fuß blutet, so weißt Du, daß Du auf rechtem Wege bist; nur der Pfad in's Verderben, in Eitelkeit, Hohlheit und Sinnendienst ist mit Teppichen und weichen Pfühlen bedeckt. Bleibe Dir selbst treu, trotz aller Schmerzen, Zweifel und Verlockungen, und wenn Dir die Menschen den vollen Lohn verweigern, siehe, dort oben über den Sternen wohnt Einer, der Dich innerlich belohnen wird mit überschwenglicher Freude."

Er neigt sich über den Jüngling und küßt ihm väterlich die Stirn.

„Sei gesegnet, mein Sohn! Ringe, strebe und kämpfe und, wenn es sein muß, leide; aber trotz alledem freue Dich!"

Der Wanderer ist verschwunden, und der Jüngling steht allein auf des Lykabettos Höhe in Nacht und Schweigen.

Wer war das? fragt er sich verwundert und innerlichst ergriffen, sein Wort klang lind und sanft, wie das Wehen des sommerlichen Zephyrs, und mein Herz ist voll von unaussprechlichen Ahnungen.

* * *

Der Träumer erwacht und schaut verwundert um sich. Vor ihm auf dem Tisch steht das arme, kleine, schmucklose Tannenbäumlein, dessen Kerzen anzuzünden er vorhin unterlassen hat; zu schwer lagen Sorge und Mißmut auf des Künstlers unbefriedigtem Herzen. Vom Tagewerk ermüdet, war er im Lehnstuhl, der vor dem Tische steht, eingenickt, und eine in seinem Herzen längst zur Ruhe gebettete Mär hatte in seinen Traumbildern wieder die frommen Kinderaugen aufgeschlagen.

Nun schnellt er empor und reckt die jugendlichen Glieder.

Der Traum war herrlich, sagt er mit froher Stimme, und hat meiner Seele Mut gegeben. Nun wird trotz alledem Weihnacht gefeiert!

Und mit entschlossener Hand entzündet er die Kerzen der Weihnachtstanne.





Illustrirte Bibliographie.

Gedichte von Carl Wulff. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.
Inmitten all der modernen und modernsten Lyrik mit ihrem oft gekünstelten und überreizten Wesen muß ein Buch angenehm berühren, das wieder natürliches und wahres Empfinden in anspruchsloser Form darbietet. Carl Wulff, dessen Märchen bereits ein fein empfindendes Poetengemüt verrieten, hat im vorliegenden Bändchen ernste und heitere Gedichte, rein lyrische sowohl, wie balladenartige und epigrammatische vereinigt. In glatt und



Aus: Carl Wulff, Gedichte. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

leicht fließenden Versen besingt er Natur und Leben, der Liebe Glück und Schmerzen, indem er diesen viel behandelten Themen so manchen neuen Gedanken abgewinnt und ihn mit dichterischer Vollendung ausgestaltet. Ueberall erweist er sich als ein vornehmer und abgeklärter Charakter; nie wird er, selbst bei der Schilderung der Leidenschaft, die Grenzen einer, man möchte sagen, klassisch ruhigen und edlen Schönheit verletzen. Und doch weiß



Aus: Carl Wulff, Gedichte. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

er immer Töne anzuschlagen, die an das menschliche Herz dringen und darin nachhallen. Welch' tiefergreifendes Gefühl beseelt, abgesehen von einzelnen Gedichten, den ganzen Cyklus „Mutterliebe"! Und aus der Gedichtreihe „Allerseelentag" möge Folgendes als Probe dienen:

Nun werden müde meine Hände,
Mein Lebensfaden spinnt sich ab.
O Herr, nun mache bald ein Ende,
Erschließ' auch mir der Ruhe Grab.

Reich war an tiefem Leid mein Leben,
Doch reicher noch an hohem Glück,
Drum blicke ich auch still ergeben
Auf die vergangne Zeit zurück.

Es hat der Tod von mir geschieden,
Die über Alles ich geliebt.
Nun fühle ich, daß Glück und Frieden
Mir nichts mehr auf der Erde giebt.

Auch der Sonetten-Cyklus „Ein Landwehrmann im Felde", welcher Ausmarsch und Kampf, die Sehnsucht nach Weib und Kind und die glückliche Heimkehr an uns



Aus: Carl Wulff, Gedichte. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

vorüberziehen läßt, ist durch teils innige, teils erhabene Stimmung ausgezeichnet, obwohl sonst die Sonettenpoesie dem Dichter weniger gut zu liegen scheint.

Heimkehr und Einzug.

O heller, froher Klang der Friedensglocken!
Jetzt ist sie da, die Wiedersehensstunde!
Jetzt schmerzt nicht mehr die kaum vernarbte Wunde,
Jetzt klopft das Herz nur freudig noch erschrocken.

Da ist kein Aug', wohin ich sehe, trocken.
Sie kommen! Klingt es froh von Mund zu Munde.
Nun fliegen meine Blicke in die Runde
Und bleiben haften dort auf Kinderlocken

Und senken dann in and're Augen sich,
Die wonnestrahlend auf mich niederschauen
Und schon an all mein Glück gemahnen mich.

Da reißt mich aus dem Zuge das Verlangen:
Ich halte sie, die schönste aller Frauen,
Derweil an meinem Hals die Kinder hangen.

Völlig der heiteren Laune gewidmet sind die „Schenkenlieder", und wir bemerken mit Vergnügen, daß in der nichts weniger als leichtnehmenden Lebensauffassung des Autors doch auch des Lebens Frohsinn zu seinem Rechte kommt. Allerdings, bacchantische Ausgelassenheit ist seiner Eigenart fremd; aber Liebe und Wein sollen das Leben verschönen und die „Grillen und Sorgen" verscheuchen.

Willst mich tadeln, kleine Schelmin,
Daß ich Wein zu viel begehre,
Daß zu oft in langen Zügen
Ich den vollen Becher leere?

Sieh doch! Hast Du auch gemahnt mich,
Wenn ich Deine Lippen küßte,
Daß, den Durst nach Liebe stillend,
Man die Küsse zählen müßte?

Wer die Küsse zählt beim Küssen
Und die Gläser zählt beim Trinken,
Der verdient nicht Wein und Küsse
Und ist töricht — will mich dünken.



Aus: Carl Wulff, Gedichte. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Das Buch ist gediegen ausgestattet und mit ansprechendem Bilderschmuck, von dem wir unserer Besprechung einige Proben beifügen, versehen. S. B.

Moderne Lyriker. I. Detlev v. Liliencron von Hans Benzmann. Mit einem Bildnisse.

Zehn ausgewählte Novellen von Detlev v. Liliencron. Mit des Dichters Bildniß und Faksimile, sowie einer Einleitung von Ludwig Schröder. Leipzig, Max Hesses Verlag.

Der 60. Geburtstag Liliencrons hat zahllose Essays und Festschriften hervorgerufen. Die Mehrzahl dieser Angebinde zählt zu der kurzlebigen Klasse der litterarischen Eintagsfliegen. Mehr Lebenskraft und -Wert haben die beiden vorliegenden Bücher. Sie sind geeignet, Liliencron, dessen von deutschem Empfinden erfüllte Lieder zwar aus der Seele des Volks heraus gesungen, aber bis heute leider wenig in's Volk gedrungen sind, bekannter und beliebter zu machen. Hans Benzmann, der schon manch schönen vollgiltigen Beweis seiner dichterischen Konception und Koncision gab, schildert die Persönlichkeit und Kunst dieses hervorragenden Lyrikers in ihrem Wesen und Werden trefflich und läßt ihn in etwa 70 der besten Gedichte selbst zu Worte kommen. Auf die Frage: Worin beruht seine Bedeutung für die moderne und für die deutsche Litteratur überhaupt? findet er folgende Antwort: Liliencrons überragende Persönlichkeit ergiebt sich in erster Linie aus der Natürlichkeit des Empfindens. Sein Typus ist der des normalen Menschen in genialer Ursprünglichkeit, des naiven Dichters, der sich nicht anders geben kann, wie er ist, der sich mit der-

selben Aufrichtigkeit und Inbrunst ernsten und heiteren Stimmungen hingiebt, doch im Grunde, wie der Geist des Lebens selbst, wie die Schöpferin Natur, Optimist ist und bleibt. L. ist der Neuschöpfer des deutschen Naturgedichtes und des deutschen Liebesliedes. In zweiter Linie beruht L.s Bedeutung in dem poetischen Wesen seiner Kunst, in seiner Art, Empfindungen und Vorstellungen zu veranschaulichen. Die suggestive Wirkung seiner Gedichte erklärt sich durch die notwendige, charakteristische, vollkommene Form, d. h. eine Form, welche das Gedicht so gestaltet, daß es ganz und gar die Stimmung des Dichters in die Seele des Lesenden hinüberträgt. Auch die anderen Werke L.s erwähnt und würdigt Benzmann und sucht dadurch dem Lyriker in jeder Weise gerecht zu werden. Das gute und billige Büchlein (geb. 60 Pfg.) verdient die wärmste Empfehlung. Ebenso ist dem von Ludwig Schröder zusammengestellten Prosabändchen (geb. 80 Pfg.) die weiteste Verbreitung zu wünschen. Wie Benzmann, so berücksichtigt Schr. in seiner Einleitung das Gesammtschaffen Liliencrons und weist dabei auf die Urteile verständiger Kunstrichter, auf Benzmann, Bierbaum, Greinz, Hille, Franz Oppenheimer, Remer, Wilh. Schäfer hin. U. a. sage er: „Was Herder an Luther rühmt, daß er die deutsche Litteratur, einen schlafenden Riesen, aufgeweckt und losgebunden habe, kann, wie auf jeden großen Dichter, auch auf L. angewendet werden. Er hat der Dichtersprache, die starr und blaß geworden war, frisch und unverzagt neues Leben eingeflößt, er führte die Kränkelnde auf's Land, an die See, in's Kampfgetümmel sogar, und aus der Zimperliese wurde wieder ein frisches, frohes rotbackiges Naturkind." Die zehn ausgewählten Proben stellen den Dichter in's rechte Licht. Sie sind den zuerst bei Wilh. Friedrich in Leipzig, jetzt bei Schuster und Löffler in Berlin, erschienenen drei Büchern: „Eine Sommerschlacht." „Unter flatternden Fahnen" und „Der Mäcen" entnommen. Die beiden Kriegsnovellen „Eine Sommerschlacht" und „Nächtlicher Angriff" zeigen L. auf der Höhe der Erzählungskunst. In der ersten, die er einst seinem Kriegskameraden Theobald Röthig widmete, schildert er in froher, lebendiger Erinnerung seine Feuertaufe, die am 27. Juni 1866 bei Nachod geschlagene Schlacht, im „Nächtlichen Angriff" eine Episode aus der Belagerung von Metz. Die vier Erzählungen: Die Könige von Norderoog und Süderoog. Die Schlacht bei Stellau. Gert der Große von Holstein und Die Dithmarschen führen in die große Vergangenheit seiner holsteinschen Heimat zurück und beschwören die markigen Gestalten des Mittelalters herauf. Die vier andern kleinen Geschichten und Skizzen, die er selbst „Uebungsblätter" nennt, geben seinem warmen Empfinden, seiner innigen Liebe zur Natur, seinem tiefen Heimatgefühl Ausdruck. N.

Bibliographische Notizen.

Wehrkraft durch Erziehung. Herausgegeben von E. v. Schenckendorff und Dr. Hermann Lorenz. Leipzig, Voigtländer. —

Das vorliegende, auf Anregung des Ausschusses zur Förderung der Wehrkraft durch Erziehung" entstandene Buch enthält eine von verschiedenen Verfassern (Schulmännern, Offizieren und Aerzten) bearbeitete Anzahl von Aufsätzen, in denen der Beantwortung der Frage näher getreten ist, wie die zur Förderung der Wehrkraft bereits zur Verfügung stehenden Erziehungsmittel ohne Zurückdrängung der übrigen Erziehungsziele noch nachhaltiger und tiefgreifender verwendet werden können. Fern von jedem Chauvinismus soll, auf Erfahrung fußend, nur das wirklich Erreichbare in der Erziehung zu tüchtigen und pflichttreuen Staatsbürgern erstrebt werden, da hierin die beste Grundlage der Wehrkraft liegt. Auf die körperliche Erziehung der Jugend ist dabei ein weit höherer Wert zu legen, als bisher geschehen. Dieselbe wird somit im Hinblick auf die Erhaltung und Stärkung der vaterländischen Wehrkraft zu einer nationalen Aufgabe. Nach drei einleitenden Aufsätzen ist das Buch in drei Hauptkapitel gegliedert: „Geschichtlicher Rückblick, Stimmen militärischer Fachmänner, Aus dem Gebiet des Erziehungswesens (allgemeine Erziehung, Leibesübungen im Besonderen, besondere Einwirkungsgebiete). Das Buch enthält auf besagtem Gebiete viel Interessantes und Beachtenswertes. Eltern, Erzieher und Lehrer seien ganz besonders auf dasselbe hingewiesen. K.

General der Infanterie Frh. Karl von Wrangel. Ein Lebensbild nach seinen eigenen Aufzeichnungen von A. v. Liliencron. Mit zwei Portraits. Gotha, Friedr. Andreas Perthes. Aktiengesellschaft.

Wird auch dieses Buch bescheiden nur

ein Gedenkblatt genannt, so besitzt es doch alle Eigenschaften einer guten Lebensgeschichte. Vor Allem erfüllt es die Bedingung, die Fr. Hebbel mit den Worten ausspricht: „Biographie soll keine Recension sein, darum muß die Liebe sie schreiben.“ Das erscheint hier selbstverständlich. Ist doch die Biographin die Tochter des geschilderten Helden. Karl von Wrangel, ein Neffe des bekannten preußischen Feldmarschalls v. Wr., zählt zu jenen hervorragenden Männern, deren Gedächtniß nicht mit ihrem Tode erlischt, weil sie in der Geschichte ihres Vaterlandes fortleben. Er führte den Ehrennamen „Der Trommler von Kolding“. Unter diesem Titel, den er sich im Kriegsjahre 1849 durch eine wackere Waffentat erworben hatte, war er in Schleswig-Holstein überall gekannt und geliebt. Allerhöchste und allgemeine Anerkennung errang er sich auch 1866 als Kommandeur der 26. Infanteriebrigade und 1870/71 als Führer der 18. Division. Noch war es ihm, dem 87jährigen, vergönnt, in körperlicher und geistiger Frische das goldene Jubiläum seines Ehrentages in Kolding zu feiern, dann ereilte ihn auf seinem Ruhesitz in Sproitz bei Görlitz am 28. November 1899 sanft und schmerzlos der Tod. Nicht nur die zahlreichen Verehrer und Freunde des verewigten Helden, sondern auch alle Vaterlandsfreunde werden der Verfasserin für ihre interessanten Mitteilungen warmen Dank zollen. Dieses Lebensbild zeigt, was heute besonders not tut: Mannesmut und Mannestreue.

N.

Clara Schumann. Ein Künstlerleben. Nach Tagebüchern und Briefen von Berthold Litzmann. Leipzig, Breitkopf und Härtel.

Dies Buch wird wohl allen Freunden der Musik eine wertvolle Gabe bedeuten; denn wer unter ihnen schätzte Clara Schumann nicht, diese Weib gewordene überirdische Muse!

Da uns hier menschliche Dokumente der edelsten Künstlerseelen nahe gebracht werden, weht einem manchmal ein beinahe schmerzender Zauberodem des Wirklichen, das man nicht kannte oder doch nicht so greifbar machte, an. Wie seltsam, wenn wir über Chopins Spiel hören, wie er mit etwas Willkür und aus Schwäche die Fortes mit dem ganzen Körper nachhelfend, aber so fein im Pianissimo spielte. Man sieht das schwächliche zarte Wesen plötzlich vor sich. So groß — so klein! Und die Erinnerung wandert nach einem anderen göttlichen Menschen hin, wo wir den Kontrast zwischen Leben und Wirkung empfanden: Grillparzers Aeußerungen über Beethoven.

H. L.

Goethes Faust. Eine Einführung von Berthold Litzmann. Verlag von Egon Fleischel u. Co., Berlin.

Professor Litzmanns Faustbuch ist aus Vorlesungen hervorgegangen. Soviel sich aus der unmittelbaren Anschauung beurteilen läßt, ist es ein brauchbares, gutes Werk, das den Leser mit Klarheit und Behaglichkeit in den unerschöpflichen Reichtum der Gedankenwelt des Goethe'schen Faust einführt. Ein sicheres Urteil über den Rang und Wert der Schrift innerhalb der unendlich großen Faustlitteratur stünde wohl nur einem Kenner zu, der diese Litteratur völlig beherrscht. Ein solches hypothetisches Wesen dünkt mich aber nicht beneidenswert, und ich möchte lieber auf ein stichhaltiges Urteil über Litzmanns Buch für immer verzichten als vorher Alles das gelesen haben, was dazu nötig wäre; denn

„Ach Gott! die Kunst ist lang,
Und kurz ist unser Leben“.

Die Litteratur über Goethes Faust ist entmutigend umfangreich. Man könnte sich darüber wundern, wie es kommt, daß man trotzdem immer wieder mit Teilnahme, ja mit aufrichtiger Freude sich einem neuen Führer auf diesem so ungemein wohldurchpflügten Boden zuwendet. Der Faust ist eben etwas Ungeheures, ewig Speis und Trank und ewig unerwartete Aufschlüsse oder Anregungen Gewährendes; er ist unter allen Kunstwerken uns modernen Menschen vielleicht das der unbeurteilbaren Natur am nächsten stehende Erzeugniß. Die Litteraturgeschichte wird dem Faust gegenüber mehr und mehr der Naturgeschichte ähnlich. Man hat nicht die Selbstgefälligkeit, über den Wert der Arbeit zu Gericht zu sitzen. Der ist beinahe so selbstverständlich wie das Leben eines Volkes. Man will nur, nach Möglichkeit, zum Verständniß aller Schönheiten vordringen, und hier heißt es wirklich nicht: Viele Köche verderben den Brei, sondern im Gegenteil: jeder Kopf kann etwas Eigenes hinzubringen. Jeder Deutsche hat sozusagen sein persönliches Verhältniß zum Faust. Jakob Burckhardt, der unvergleichliche Mann, schrieb einst an Albert Brenner darüber:

„Faust ist ein echter und gerechter Mythus, d. h. ein großes urtümliches Bild, in welchem Jeder sein Wesen und Schicksal auf seine Weise wiederzuahnen hat.“ Das Werk Litzmanns ist die Arbeit eines Menschenlebens. Er vermacht in dem Buche eine in dreißig Jahren erworbene Faustauffassung als wert-

volle Errungenschaft seinen Söhnen wie etwa ein kaufmännischer Hausvater werbendes Kapital. „Meinen Söhnen" lautet die schöne einfache Widmung, und es war hier nicht nötig hinzuzufügen „quand ils auront vingt ans." Litzmanns erster Satz beginnt: „Es sind jetzt rund dreißig Jahre, seit ich als Sekundaner eines Tages über den Faust geriet . . ." Mich erinnern die Worte an das Widmungsgedicht, das ich in einer Goetheausgabe las:

„Vor dreißig Jahren hab' ich's mir errungen,
Als hoffnungsfroh ich in die Zukunft sah,
Nach dreißig Jahren schenk es Deinem Jungen
Und grüße ihn vom alten Großpapa!"

H. L.

Was muß man von Ibsen und seinen Dramen wissen? Von Max Diefke. Berlin SW. 12, Hugo Steinitz, 1904.

Im Verlage von Hugo Steinitz erscheint eine Sammlung belehrender Arbeiten, deren jede auf irgend eine im Titel gestellte Frage die Antwort erteilt. Diefke, dessen Auskunft über Nietzsche hier bereits gewürdigt wurde, zeigt sich auch als Ibsenkenner flott und gewandt auf seinem Posten. Da er viel citirt, was ich nicht tadeln will, wundert es mich nur, daß er nicht aus dem köstlichen Aufsatz von Georg Brandes „Henrik Ibsen" (zuerst erschienen in Nord und Süd, November 1883) Schönes und Kluges geschöpft hat. Da wimmelt es von feinen Bemerkungen über und von Ibsen. Die Charakteristik ist von geradezu genialer Klugheit, und obwohl doch nun schon über zwanzig Jahre zurückliegend, durch den klaren Tiefblick des Meisters der Kritik ich möchte meinen a priori: erschöpfend. H. L.

Ausgewählte Falkland-Skizzen. Von Hermann Heijermans. Uebersetzt und zusammengestellt von R. Ruben. Pößneck in Thür., Verlag von Bruno Feigenspan.

Zwei Bände dieser schönen Skizzen des Dichters Heijermans junior, dessen dramatische Schöpfungen in ihrer prachtvollen Charakteristik sich lebhafter und tiefer Anerkennung erfreuen, liegen in guter Verdeutschung hier vor. Jeder Band enthält dreißig kleine Erzählungen. Man kann die Bände mit den Skizzenbüchern eines großen Malers wohl vergleichen. Alles scheint flink nach dem Leben hingezeichnet. Der behende Stift hält mit wunderbarer Treue die vorüberrauschende Erscheinung fest.

Menschendarstellung ist das innerste Anliegen des Meisters. Mit liebevoller Vertiefung bis in's Kleinste gräbt sich sein beobachtender Malerblick in alle seelischen Bilder, die er um sich herum wahrnimmt, ein.

Aber Skizzenbücher sagt am Ende doch nicht Alles: Heijermans scheint nicht sowohl zu zeichnen als zu malen. Es sind farbige Skizzen mit großem, flottem Pinselstrich. Der Landsmann von Franz Hals hat vielleicht etwas in der Seele von der derben, frischen Kraft dieses Genius. H. L.

Modernus, die Tragikomödie seines Lebens. —

Marie Friedhammer, Drama in drei Aufzügen. — Von Heinrich Lilienfein. Karl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1904.

Der junge Dichter hat da zwei sehr schöne Arbeiten geschaffen, deren Hauptwert wohl in einer feinen lyrischen Stimmung zu suchen ist. Lilienfein verfügt über eine Sprache, die sich mit einer kleinen, edlen Geige vergleichen läßt. Der Ton, den die gewandte Bogenführung ihrem Innern entlockt, ist süß und zart. Er spricht zum Herzen in seiner Innigkeit und Reinheit. — So frühe Meisterschaft in der Formbeherrschung würde bei einer weniger edel veranlagten Natur fürchten machen, daß in Zukunft möglicherweise das Beiwerk oder die Spielerei mit der Fertigkeit überhand nimmt, doch scheint diese Besorgniß bei Heinrich Lilienfein völlig unbegründet, denn er schaut seinen Problemen so ernst und einfach, so dichterisch klar in's Auge, daß sich hoffen läßt, sein seelenvolles Saitenspiel wird sich je länger je tiefer ausruhen und entwickeln.

H. L.

Wollen und Werden. Roman von Leonie Meyerhof-Hildeck. Dresden, Heinrich Minden.

Die Geschichte einer künstlerischen Individualität, die nicht zur Reife gelangt; angeborene Charakterschwäche und das Göttergeschenk vollendeter männlicher Schönheit werden ihr zum Verhängniß. — Die Verfasserin führt eine gewandte Feder, und wir folgen ihr durch alle Fährnisse, welche dieses Genie dem Untergang entgegentreiben, wenn auch nicht immer mit Ueberzeugung, aber doch mit gespanntem Interesse. Der Roman liegt bereits in zweiter Auflage vor.

mz.

Ein Paria (La Gangue). Von Paul Brulat. Autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Thal. München, Friedrich Rothbarth.

In dem Roman werden weder typisch französische Zustände behandelt, noch ragt er

durch Form und Inhalt über gleichwertige deutsche Erzeugnisse hervor, die nur dem Unterhaltungsbedürfniß dienen, ein Bedürfniß für die Uebertragung war demnach nicht vorhanden.

Ein tragisches Einzelschicksal wird uns geschildert. Ein bildschöner Knabe wird durch eine Brandkatastrophe zu einem abschreckend häßlichen Mann, und in rücksichtslosem Abschen wendet sich die Welt von ihm ab. Ein einziges Erdenglück ward ihm beschieden, eine schöne Frau, um derentwillen er sich einst in die Flammen gestürzt hatte, gab sich ihm in edler Selbstüberwindung hin, nachdem der Tod ihm diese letzte irdische Glückseligkeit genommen hatte, wußte er mit seinem verfehlten Leben nichts mehr anzufangen, ein freiwilliger Tod beschloß seine Qualen. mz.

La parfaite Maraîchère. Eugène Morel. Paris. Bibliothèque Charpentier, 1904.

Dieser humoristische Roman des bekannten Schriftstellers Morel enthält unter Anderem so etwas wie eine Philosophie der Gemüsearten. Es ist merkwürdig, daß man dergleichen jetzt in Frankreich findet. Den deutschen Leser mutet der Humor Morels an wie eine Wiederbelebung des bei uns schon halb vergessenen Humors eines großen Dichters, der als Lieblingsschriftsteller der Großeltern heute mehr genannt als gelesen werden dürfte, der Humor Jean Pauls. Die phantastische Kühnheit geht hier mit der Poesie ein seltsames Bündniß ein. Entschieden merkwürdig und wunderlich eigenartig! wird mancher Leser sagen und wird den Kopf schütteln, wie er über Aristophanes vermutlich den Kopf schüttelte, wenn er dessen poetische wilde Muse nicht verstehen kann. H. L.

Im irdischen Jenseits. Zukunfts-Novellen von Karl Grunert. Berlin, Kontinent-Verlag Preis M. 2.

Der Verfasser hat sein Buch Kurd Laßwitz gewidmet, durch dessen Schriften er, wie er in der „Zueignung" sagt, zu den vorliegenden Novellen angeregt ist. Der Untertitel „Zukunfts-Novellen" rechtfertigt sich damit, daß mit Ausnahme der fünften Novelle alle eine Liebesgeschichte enthalten, die mit naturwissenschaftlichen Problemen in Verbindung gebracht ist, deren Verwirklichung der Zukunft vorbehalten bleibt. Der Verfasser versteht es ernste und heitere Töne mit gleichem Geschick in den Erzählungen anzuschlagen, alle aber sind spannend, dabei das Naturwissenschaftliche, ähnlich wie bei Bölsche, so klar dargestellt, daß es auch der Laie begreift; die Frage nach der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Vorgänge drängt sich dem Leser niemals auf, denn der Verfasser versteht es meisterlich, die Tatsachen als gegeben und unbezweifelbar hinzustellen, und übertrifft darin entschieden Verne, bei dessen Lektüre uns doch nur selten das Gefühl verläßt, daß wir uns in Phantasieen bewegen. Für ausgesprochene Realisten und Naturalisten sind freilich diese Zukunfts-Novellen nicht geschrieben; das deutet der Verfasser auch in der „Zueignung" an, wo er in richtiger Würdigung seiner Geschichten sagt:

Nie wird ihr Inhalt Wahrheit sein dem Toren,
Der nur das eine kennt: Realität! —
Und immer wahr sind sie dem Glücklichen,
Der höh're Wahrheit weiß, als Maß und Zahl,
Der einen Hauch des Geistes in sich spürt..

Für solche Leser bilden sie einen Genuß, und ihnen seien sie empfohlen! H. S.

Neue Erzählungen von Rudolf von Gottschall. Berlin, Gebr. Paetel.

Dem Drang, innerlich Erlebtem Gestalt zu geben und im dichterischen Schaffen die Seele zu befreien, verdankt wohl nur die erste der drei Erzählungen, „Suleika", wenigstens zum Teil ihre Entstehung. In der Schilderung des Kampfes, den ein jung gebliebener Alter mit seinen Jahren, d. h. mit den herkömmlichen Anforderungen, die man an sie stellt, führt, fühlt man wohl etwas von persönlicher Erfahrung, vereint mit einigen tendenziös-polemischen Anwandlungen heraus. Jedenfalls ist dadurch diese Novelle, deren Held, ein alter Professor, sich mit Goethe-Hatem westöstlichen Divan-Gefühlen hingiebt, aber schließlich seine Suleika dem Sohne abtreten muß, die innerlichste und wärmste. Die andern beiden sind vorwiegend das Resultat einer freudig kombinirenden Fabulirkunst. Diese scheut in der zur Zeit der Franzosenherrschaft spielenden, handlungsreichsten Erzählung „Auf dem Kynast" nicht vor abenteuerlicher Verwegenheit zurück, die eine moderne Kunigunde ein kühnes und heute etwas allzu romantisch anmutendes Spiel treiben läßt. Heitere Laune dagegen, die auch um leichtlebige Larheit das freundlich schillernde Mäntelchen weltmännischer und geistreicher Liebenswürdigkeit wirft — wie sie Gottschall seinen Geschöpfen oft allzu freigebig mitteilt, — fesselt und unterhält in der Novelle „Auf der Insel der Hertha". Die ernste Wolke, die fern hinter dieser sonnigen heiteren

Welt vorüberzieht, ist wohl mit kluger Berechnung, aber nicht mit Glück in das Gemälde hineinkomponirt.

O. W.

Der Vikar. Novelle in Versen von Adalbert von Hanstein. Zweite Auflage. Berlin, Konkordia, Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock.

Vor Kurzem ist Adalbert von Hanstein einem allzufrühen Tode erlegen. Möge der traurige Anlaß wenigstens das Interesse für das litterarische Schaffen des von ernstem, hohem Streben erfüllt gewesenen Autors neu beleben und insbesondere der gerade jetzt in zweiter Auflage vorliegenden Dichtung „Der Vikar" zu Gute kommen, die einen einfachen, aber seelisch ergreifenden Stoff eindrucksvoll in leidenschaftlich bewegten Versen und in einer dramatisch packenden Scene gestaltet, ob auch diese Geschichte von Priesterliebe und Entsagung mehr durch rhetorische Kraft fortreißt, als durch die psychologische Tiefe fesselt. Recitatoren ist jedenfalls in dieser Novelle in Versen ein dankbares Vortragsstück, mit dem sich eine starke Wirkung erzielen läßt und schon wiederholt erzielt worden sein soll, geboten.

O. W

W. Jordans Nibelunge. Erstes Lied 15. Aufl. Zweites Lied 13. Auflage. Frankfurt a. M. Wilhelm Jordans Selbstverlag. 1904.

Wer sich nach dem Urteil richtet, das in den meisten Litteraturgeschichten über Jordans Nibelunge gefällt wird, der verzichtet wahrscheinlich darauf, die Dichtung zu lesen, sicher darauf, sie sich anzuschaffen. Die Einen tadeln die Wahl des Stabreimes, Andere die Verwendung moderner Begriffe, wie den der Zuchtwahl (S. 61), Andere den Gebrauch moderner Worte, — Alle aber stimmen darin überein, die Dichtung mehr oder minder für verfehlt zu erklären. Wie kommt es nun aber, daß sie trotz dieser vernichtenden Urteile in der 15. Auflage vor uns liegt? Ist der Geschmack der Leser so verdorben, oder das Urteil der Litterarhistoriker falsch? Keine von beiden Annahmen trifft zu. Der Litterarhistoriker betrachtet die Dichtung einseitig als Germanist und findet, daß Jordan die Einzellieder nicht vom Standpunkte strenger Wissenschaft, sondern frei behandelt, hier etwas wegläßt, dort zur Herstellung einer Verbindung etwas hinzufügt, was keine überlieferte Handschrift enthält, — ergo ist die Dichtung als unwissenschaftlich zu verwerfen. Ganz anders urteilt der unbefangene Leser. Der hat in seiner Schulzeit bei der Lektüre des Nibelungenliedes erfahren, daß verschiedene Stellen darin sich nur durch andere Lieder erklären lassen, die der Verfasser des Nibelungenliedes nicht mehr gekannt hat. Der nicht-germanistische Leser möchte nun gern ein vollständiges Bild der Nibelungensage im Zusammenhange haben, und dies bietet ihm Jordans Dichtung. Dieser hat sich die Aufgabe gestellt, die Einzellieder zu einer fortlaufenden, zusammenhängenden Erzählung zu gestalten, und diese Aufgabe gelöst. Gegen die zünftigen Germanisten, deren Tadel er zu ahnen scheint, wendet er sich wohl, wenn er S. 66 Horand sagen läßt:

. . . . So wachsen verwandelt
Im Munde der Menschen die Taten der Tapfern
Zum Strome der Sage. Wer kann sie sichten
Und wieder scheiden? Drum lasset uns schöpfen
Und reichlich trinken; doch jeden Tropfen
Zu fragen nach der Quelle ist fruchtlos und qualvoll.

Mag daher auch ferner immerhin der zünftige Germanist tadeln, für den Geschmack des deutschen Volkes ist es ein ehrendes Zeichen, daß es sich noch heute an dem frischen Borne der deutschen Sage erlabt, daß ihm Jordans Nibelunge, wie dem athenischen Historiker sein Werk, ein κτῆμα ἐς ἀεὶ μᾶλλον ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα ist. Möge diese neue Auflage der „Nibelunge" ihnen noch mehr Anhänger gewinnen!

H. S.

Gipfel und Gründe. Neue Gedichte (1901—1904) von Karl Henckell. Leipzig und Berlin, Verlag von K. Henckell u. Co. 1904.

„Es ist mein Herz ein stets verändert Meer, das eben silbern alle Himmel spiegelt, dann wieder liegt es brütend, schwarz und schwer, bis es der Sturm — wer weiß woher? — aufwiegelt." So schildert K. H. sich selbst. Diesen verschiedenen Stimmungen entspricht der Titel und der Inhalt seines neuen Gedichtbuches: Gipfel und Gründe. Himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt — das sind die Merkmale wahrer Liebe und echter Kunst. Ist doch nach Jean Paul die Dichtkunst nur eine lange Liebe. Unser oft verkannter, kampfesfroher Poet ist aber nicht nur ein berufener Vermittler der Kunst, sondern auch ein begeisterter Verkünder der Liebe. Welch ein offenes, inniges Bekenntniß enthält der Schluß seines Gedichtes

„Weihe". „Schwert meines Geistes, der auf sich beharrt in wildem Wirbelsturm der Gegenwart — mein Schild bist Du, allmächt'ger Liebesglaube!" „Aus der Tiefe" fleht er zum Höchsten: „Der dieses Lebens freie Linie zog und nicht gegeizt mit sicher kühnem Schwunge, mir Feuer goß in's Herz und auf die Zunge, der nicht mein Pfund mit Krämerwage wog — o laß mich aus der Luft, den Leiden allen nicht feig hervorgehn und in Kleinheit fallen." Wie markig und männlich spricht er in der macht- und prachtvollen Hymne „Der Zukunftsdichter" sein Programm aus: „Worin ist Freiheit? Worin ist Größe? Im Mut der Menschheit, der Dich erfüllt. In Gattung Größe, Freiheit im Volke, die Dich geboren, das Dich erzeugt. Voraus der Gattung, voran dem Volke, ihr Vorwärts-Fühlen von Dir geprägt! Ihr höchstes Sehnen von Dir verkündet, ihr tiefstes Leiden von Dir verklärt . . ." Er zählt nicht zu den sanften südlichen Sehnsuchtssäuslern, die nur in Moll flöten und nur in der Dämmerung, im Zarten, Melodischen die Poesie suchen. Wohl meistert er auch diese Töne — dies bezeugen u. A. die „Neun Böcklinbilder" und der Liedercyklus „Aus dem Thüringer Wald" — doch fühlt er sich am wohlsten, wenn er als treuer Türmer durch Nacht und Tod trompeten, den Tag verkünden und den Helden Triumph „vermelden kann". Ihm gilt vor Allem die Selbsttreue als rühmlichste Eigenschaft: „Wenn Dein Herz aufjauchzt, so lache, packt ein Weh Dich, pack es aus — unverzeihlich bleibt die Mache, selbst bei donnerndem Applaus." Und so hält er es auch mit der Vaterlandsliebe: „Ein Schrei aus Herzensnot ist wohl in schlimmen Wirren ein bess'rer Patriot, als Schmeichlers Liedergirren." In „einer Handvoll Sprüchlein" giebt er manch goldne Wahrheit und Weisheit. Den Schluß des wertvollen Buches bilden treffliche freie Nachdichtungen aus dem Italienischen und Französischen. Wir verzichten auf eine besondere Hervorhebung der vielen Schönheiten und folgen lieber dem Beispiele des Pilgers, von dem der Dichter S. 46 so schön sagt: „Dessen Blick erkennt von fern am Rauch das Sanktum Deiner Gabe — ihn führt sein Weg zum gleichen Element. Er öffnet leise mit dem Wanderstabe das Pförtchen, klopft Dir auf die Schulter sacht und spricht: „Ich bringe alles, was ich habe, hier ist mein Herz dem Herzen dargebracht."

N.

Spemanns Hauskunde (Verlag von W. Spemann, Stuttgart und Berlin) ist um einen neuen wertvollen Band, den siebenten bereichert worden, um eine „Hauskunde" in des Wortes buchstäblichster Bedeutung. „Das goldene Buch vom eigenen Heim" erörtert in seinem ersten Teile die praktischen Fragen des Hausbaus und der Wohnungseinrichtung, unterrichtet uns in seinem zweiten Teile über die Entwicklung der modernen Baukunst und ihre Zusammenhänge mit den Stilformen der Vergangenheit und bietet im dritten Teil die Biographien und Porträts hervorragender deutscher Architekten. Da das Einfamilienhaus eine der „Sehnsüchte" unserer Zeit ist und der individuelle Geschmack über die vorgeschriebene Schablone auch hier mehr und mehr triumphirt, wird ein Buch wie das vorliegende von jenen Beneidenswerten, welche diese Sehnsucht zu befriedigen in der glücklichen Lage sind, willkommen geheißen werden. Hier können sie sich über die wirtschaftlichen, technischen und ästhetischen Probleme, die mit dem Bau eines Hauses verknüpft sind, unterrichten, um mit Verständniß ihren Willen und Geschmack bei dem Architekten zur Geltung bringen zu können. Das Buch, das aus dem Zusammenwirken einer Reihe bewährter Fachmänner hervorgegangen ist, enthält einen überaus reichen, anregenden und instruktiven Illustrationsschmuck. Ein ausführliches Register leistet dem Besitzer des Buches nützliche Dienste.

In neuer, nunmehr 26. Auflage erscheint die beliebte Anthologie „Pharus am Meere des Lebens" (Leipzig, Verlag von Jul. Baedeker) auf dem Büchermarkt; ein Beweis, daß neuere, ähnliche Ziele verfolgende Publikationen diese reichhaltige, mit Geschmack und Sorgfalt zusammengestellte und vortrefflich geordnete Sammlung von Anregung und Erbauung bietenden Aussprüchen der großen Denker und Dichter aller Zeiten und Völker nicht aus der Gunst der deutschen Lesewelt haben verdrängen können. Diesen Erfolg kann man trotz einzelner kritischer Einwände, die man erheben könnte, freudig begrüßen. Vielleicht ist die an sich begreifliche Zurückhaltung in der Berücksichtigung des Neuen, die an sich für ein Werk, welches nur dem als dauernd Erkannten Aufnahme gewähren darf, gerechtfertigt ist, ein wenig übertrieben worden; und wie Bodenstedt einst Contelles Arbeit revidirt hat, so wäre es wohl an der Zeit, Bodenstedts nicht ganz einwandfreie und heute nicht mehr als vollwertig hinzunehmende Leistung einer gründlichen Revision zu unterziehen. Doch auch in der vorliegenden Gestalt verdient das schöne Buch einen

festen Platz in jeder Familienbibliothek und sei als Festgeschenk der verdienten Beachtung empfohlen.

Einige durch ihren Inhalt und ihre Ausstattung empfehlenswerte Reisewerke seien mit einigen Worten angezeigt:

In zweiter umgearbeiteter und ergänzter Auflage liegen die ostasiatischen Reiseskizzen vor, die Professor Emil Selenka im Bunde mit seiner Gattin und Reisebegleiterin Lenore Selenka unter dem Titel „Sonnige Welten" (Wiesbaden, C. W. Kreidels Verlag) herausgegeben hat. Das Werk führt uns nach Borneo, Java, Sumatra, Vorderindien, Ceylon und Japan; es ist nicht, wie andere Reisewerke, das beabsichtigte Hauptresultat der Reise, deren Zweck vielmehr ein rein wissenschaftlicher war: das Studium der Entwicklungsgeschichte der Affen und Menschenaffen, wodurch Ort und Dauer des Aufenthaltes bestimmt war. So ist das Werk ein Nebenergebniß, hervorgegangen aus Tagebuchnotizen und Briefen, und Erlebnisse und Eindrücke wiedergebend, die der Zufall dargeboten. Aber gerade durch diese Absichtslosigkeit hat diese Reisebeschreibung ihren eigentümlichen Reiz und Wert erhalten, und der Vorzug, daß ein an Beobachtung und gründliches Erfassen und gewissenhafte Wiedergabe der Dinge gewöhnter Gelehrter ihr Verfasser ist, wird hier durch den Nachteil, der mitunter damit verknüpft ist, dem Anregung, Unterhaltung und Genuß begehrenden Leser nicht verleidet. Auf diesen frischen, farbig lebendigen und zum Teil mit erquickendem Humor gewürzten Schilderungen liegt kein Staub trockener Gelehrsamkeit und docirender Pedanterie. Man wird hier in gleichsam angenehmem, genießendem Lustwandeln, „im Spazierengehn gescheit". Außerordentlich viel Schönes und Interessantes bietet auch der in vortrefflicher technischer Ausführung sich präsentirende Bilderschmuck. Man ist gewohnt, in derartigen Werken alten bekannten Bildern immer wieder zu begegnen; hier findet man eine Fülle des Neuen und Eigenartigen aus dem Menschen- und Tierleben, aus den Wundern der Natur und den Schöpfungen der Kunst. Besonders hingewiesen sei auf die vier Vollbilder, die japanische Farbendrucke in Faksimile wiedergeben; originell und dabei geschmackvoll ist auch der nach einem japanischen Gobelin ausgeführte Einband; wie überhaupt die ganze, gediegene Ausstattung des Werkes dem Verlage alle Ehre macht.

Frisch aufgefaßte und wiedergegebene Augenblicksbilder, zu denen reicherfahrener, weltkundiger Geist lehrreiche Erklärungen giebt, bieten die Reisebriefe des jüngst verstorbenen Hauptmanns a. D. Karl Tanera: „Zur Kriegszeit auf der sibirischen Bahn und durch Rußland" (Berlin, Trowitzsch & Sohn). Der Verfasser reiste Anfangs April über Warschau, Petersburg, Moskau, Sibirien, Transbaikalien nach Mandschuria in China, kehrte dort, da ihm die russische Censur die Kriegsberichterstattung unmöglich machte, um, fuhr zurück nach Ssamara, wo er einen Wolgadampfer bestieg, und begab sich über Astrachan und das Kaspische Meer nach dem Süden, um noch Kaukasien, Armenien und die Krim zu bereisen. Konnte der Verfasser auch nichts von den kriegerischen Ereignissen berichten, so war er doch in der Lage, die Kriegsvorbereitungen zu beobachten und für die Kenntnis russischer Verhältnisse lehrreiche Schilderungen von ihnen wie auch von den berührten Städten und Gegenden mit ihrer Bevölkerung zu geben. Von ihm selbst photographisch aufgenommene Ansichten, darunter solche von der sibirischen Bahn, die er nur unter dem Schutz russischer Offiziere erlangen konnte, schmücken das interessante, angenehm lesbare Buch.

Eine verführerische Anregung und gute Vorbereitung für einen Besuch des Landes der Mitternachtssonne giebt Oswald Schroeder in dem ersten Bande seiner Reiseschilderungen „Mit Camera und Feder durch die Welt" (Leipzig, Wanderer-Verlag). Praktische Winke sind mit lockenden Stimmungsbildern, warme, von der Bewunderung der grandiosen Natur wie der Liebe zu dem prächtigen, ehrlichen Menschenschlag erfüllte Schilderungen sind mit historischer und litteraturgeschichtlicher Belehrung, die ein tieferes Verständnis für die Eigenart von Land und Leuten anbahnt, verwoben. Ein kleiner Irrtum des Verfassers sei berichtigt: Edda bedeutet nicht „Urahne" sondern „Poetik". — Das hübsch ausgestattete Buch ist mit 36 photographischen und handkolorirten Vollbildern und 30 Handzeichnungen geschmückt. Möge es vielen Touristen als ein Wegweiser in das Land der Fjorde dienen, um ihnen dann ein willkommener Heraufbeschwörer lieber Erinnerungen zu sein.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Abeken, Bernhard, Rudolf. Goethe in meinem Leben. Erinnerungen und Betrachtungen. Nebst weiteren Mitteilungen über Goethe, Schiller, Wieland und ihre Zeit aus Abekens Nachlass herausgegeben von Dr. Adolf Heuermann. Weimar, Hermann Böhlau's Nachfl.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Vierter Jahrgang. 1904. Heft 4. 5. 6. 7. 8. 9. und 10. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, A. G.

Ammon, D., Ich kenne Dich! Praktische Anleitung zur Enthüllung des Charakters aus der Handschrift. Mit vielen Musterbeispielen, Schriftproben und Charakter-Analysen, sowie einem Anhang: Schüler-Schriften. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross. 17. Band. 1. u. 2. Heft. Mit 4 Abbildungen. Leipzig, J. C. W. Vogel.

Ascher, Dr. M., Ausflüge in das Reich des Geistes und der Seele. Berlin, Concordia Deutsche Verlag-Anstalt (Hermann Ehbock).

Bauermann, C., Knallbonbons. Humoristisches Naschwerk für Lektüre und zum Vortrag in geselligen Kreisen. Stuttgart, Schwabacher-sche Verlagsbuchhandlung.

Beiträge zur Weiterentwickelung der christlichen Religion. Herausgegeben von Prof. D. A. Deissmann, Prof. D. Dr. A. Dorner, Prof D. Dr. R. Eucken. Prof. D. H. Gunkel, Prof. D. Dr. W. Herrmann. Superintendent D. F. Meyer etc. München, J. F. Lehmann's Verlag.

Biedenkapp, Dr. Georg, Sonnenmär. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft für Jung und Alt. Leipzig, Friedrich Brandstetter.

Borchgrevink, Carsten, Das Festland am Südpol. Die Expedition zum Südpolarland in den Jahren 1898—1900. Nach Skizzen und Zeichnungen des Verfassers illustrirt von Otto Sinding und E. Ditlevsen und mit Reproduktionen photographischer Original-Aufnahmen. Lieferung 9—14. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Bormann, Edwin, Humoresken. Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag.

Bouvier, Bernard, L'Oeuvre de Zola. Trois Conférences prononcées dans la grande salle de l'université de Genève. Les 11, 13 et 16 Mars 1903. Ch. Eggimann & Co. Editeurs, Genève.

Caine, Th. H. Hull., Der verlorene Sohn. Deutsche Uebertragung. 1. und 2. Band. Leipzig. H. A. Ludwig Degener.

Carol I., König von Rumänien. Nikopolis 1396—1877—1902. Breslau. Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Clar, Hermine, Das ABC des Hauswesens. Praktische Winke und Ratschläge für Frauen und Töchter. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchhandlung.

Conz, Professor G., Zeichenschule. II. Auflage. Anleitung zum Selbstunterricht, mit einer Sammlung von Vorlagen für Anfänger und 80 Illustrationen. Ravensburg, Verlag von Otto Maier.

Der Krieg zwischen Russland und Japan. Auf Grund zuverlässiger Quellen bearbeitet von Walter Erdmann von Kalinowski. Mit Karten und Skizzen. 4. Heft. Berlin, Militär-Verlag der Liebel'schen Buchhandlung.

Deutsche Arbeit. Monatsschrift für das geistige Leben der Deutschen in Böhmen. Herausgegeben im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Litteratur in Böhmen. IV. Jahrgang. Heft 1. Prag, Verlag von Karl Hellmann.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Umlauft. XXVII. Jahrgang. 2. u. 3. Heft. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Deutsches Lesebuch für sächsische Gymnasien. In 8 nach Klassenstufen geordneten Abteilungen herausgegeben von H. Steuding. Erste Abteilung für Sexta bearbeitet von Otto Hartlich. Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Döring, Fritz, Schimmelchen und andere Novellen. Berlin W. 50, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt (Hermann Ehbock).

Drucker, Richard, Wege des Lebens. Stuttgart, Verlag von Strecker & Schröder.

Dungern, Otto Freiherr von, Frische Blüten. Lieder. Zeichnungen von August von Meissl. Regensburg, W. Wunderling's Hofbuchhdlg.

Ebner-Eschenbach, Marie von, Die Prinzessin von Banalien. Ein Märchen. Berlin W. 50, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt (Hermann Ehbock).

Eisert, Albert, Die Brautehe. Ein Bühnenspiel. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Ernst, Otto, Asmus Sempers Jugendland. Der Roman einer Kindheit. 1. bis 5. Tausend. Leipzig, L. Staackmann.

Franzos, Karl Emil, Neue Novellen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfl.

Ganz, Hugo, Vor der Katastrophe. Ein Blick in's Zarenreich. Skizzen und Interviews aus den russischen Hauptstädten. 1.—3. Tausend. Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt (Rütten & Loening).

Gehrig, Dr. Hans, Die Waarenhaussteuer in Preussen. Ein Beitrag zur kaufmännischen Mittelstandspolitik. Leipzig und Berlin, Verlag von B. G. Teubner.

Gengnagel, Dr. Karl, Fürst und Künstler. Komödie (Zur Schillerfeier 1905). Leipzig, Verlag von Schäfer und Schönfelder.

Goethes sämmtliche Werke. Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. Neunzehnter Band. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Erster Teil. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfl.

— Jubiläums-Ausgabe in 40 Bänden. Zwanzigster Band. Wilhelm Meisters Wanderjahre. Zw. Teil. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfl.

Goethes Werke. Unter Mitwirkung mehrerer Fachgelehrter herausgegeben von Prof. Dr. Karl Heinemann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 22. Band. Schriften über bildende Kunst. I. Bearb. von Prof. Dr. Otto Harnack. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Goschen, Viscount, Das Leben Georg Joachim Göschens. Deutsche, vom Verfasser bearbeitete Ausgabe übersetzt von Th. A. Fischer. 1. u. 2. Band. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Grillparzers Werke. Herausgegeben von Rudolf Franz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe in fünf Bänden. Dritter und vierter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Grundschöttel, Elisabeth, Gedichte. Zweite vermehrte Auflage. Dresden, E. Pierson's Verlag. (R. Linke, k. k. Hofbuchhändler.)

Haspels, G. F., Frische Brise. Zwei Novellen. Aus dem Holländ. übersetzt von Martha Sommer. Berlin, Herm. Krüger.

Heide, Minna v., Auf Margaretenhof. Egon Leonhardt. Zwei Novellen. Stuttgart, Verlag von Strecker & Schröder.

Heil, G. F., Visionen. Berlin, C. A. Schwetschke und Sohn.

Henckell, Karl, Gipfel und Gründe. Neue Gedichte. Leipzig, K. Henckell & Co.

Hoechstetter, S., „Er versprach ihr einst das Paradies." Novelle. Berlin, Gebr. Paetel.

Hoffmann-Kutschke, Allerlei aus Krieg und Frieden. Ernste und humoristische patriotische Erzählungen und Gedichte für Jedermann. Mit einem Vorwort von Professor Dr. H. Unbescheid. Mit zahlreichen Illustrationen. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Holzhausen, Paul, Bonaparte, Byron und die Briten. Ein Kulturbild aus der Zeit des ersten Napoleon. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.

Humbert, Mabel, Continental Chit - Chat. London, F. V. White & Co. 14, Bedford Street, Strand.

Jacobi, Dr. Max, Das Weltgebäude des Kardinals Nikolaus von Cusa. Ein Beitrag zur Geschichte der Naturphilosophie und Kosmologie in der Frührenaissance. Berlin, Albert Kohler.

In der Zwickauer Zelle. Aufzeichnung eines Debütanten. 5. Auflage. Berlin S. W. 11, Magazin-Verlag.

Kaisenberg, Moritz v., Erlebnisse des Husarenleutnants Baron Gerdau in Japan. C. A. Schwetschke & Sohn. Berlin.

Kalischer, Dr. Alfr. Chr., Immanuel Kants Staatsphilosophie. Berlin, Dr. A. Chr. Kalischer Selbstverlag. (Leipzig, Otto Weber.)

— Wagnerianer. Zwei Dialoge und zwei Abhandlungen über Richard Wagners Schriften und Dichtungen. Berlin, Dr. A. Chr. Kalischer Selbstverlag. (Leipzig, Otto Weber.)

Kappstein, Theodor, Peter Rosegger. Ein Charakterbild. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Keller, Helen, Die Geschichte meines Lebens. Mit einem Vorwort von Felix Holländer. Deutsch von P. Seeliger. Autorisirt. Vierte Auflage. Stuttgart, Robert Lutz.

Kiefer, Dr. O., Die körperliche Züchtigung bei der Kindererziehung in Geschichte und Beurteilung. Ein Buch für Eltern und Erzieher. Berlin, Albert Kohler.

Kielland, Alex. L., Novellen und Novellenten. Deutsch von Wilhelm Lange. Berlin und Leipzig, Franz Wunder.

Klein, Prof. Dr. Herm. J., Astronomische Abende. Allgem. verständliche Unterhaltungen über Geschichte und Ergebnisse der Himmels-Erforschung. Sechste völlig umgearb. und sehr vermehrte Auflage. Mit 13 Tafeln. Leipzig. Ed. Heinr. Mayer.

Kleists, H. v., Werke. Mit Kleists Leben, Bildnis und Faksimile, Einleitungen und Anmerkungen im Verein mit Dr. G. Minde-Pouet und Prof. Dr. Reinhold Steig herausgegeben von Prof. Dr. Erich Schmidt. 2. Band. Bearbeitet von Erich Schmidt. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Kremnitz, Georg, Die Entwicklung der rumänischen Armee seit dem Feldzuge 1877/78. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender.

Kremnitz, Mite, Marie Fürstin Mutter zu Wied, Prinzessin von Nassau. Ein Lebensbild. Leipzig, E. Haberland.

Kennst Du das Land? (Architektur-Denkmäler in Rom, Florenz, Venedig von Prof. Dr. D. Joseph. Band XX.) Leipzig, C. G. Naumann.

Laforgue, Jules, Sagenhafte Sinnspiele. Verdeutscht und eingeleitet von Paul Wiegler. Mit einer Vorrede von Maurice Maeterlinck. Mit unbekannten Briefen an Max Klinger. Stuttgart, Axel Juncker.

Lanzky, Paul, Amor Fati. Gedichte. Leipzig, C. G. Naumann.

Litterarischer Weihnachtskatalog 1904. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender.

Marschall, Dr. W., Die Tiere der Erde. Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere. Ueber 1000 Abb. und 25 farbig. Tafeln. Lieferung 39—44. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. H. Sabersky unter Mitwirkung von Prof. Gustavo Sacerdote. Brief 12, 13, 14 u. 15. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandl.

— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache von Emil Jonas, unter Mitwirkung von John Westerblad, Ebbe Tuneld und C. G. Morén. 12., 13., 14. und 15. Brief.

Meyerhof-Hildek, Leonie. Das Ewig-Lebendige. Roman. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Morburger, Karl, Rebellen. Ein socialer Roman. Wien, Moderner Verlag.

Müller, Gustav Adolf, Ein Liebeswunder. Novelle. Leipzig, G. Müller-Mann'sche Verlagsbuchhandlung.

Muser, Oskar, Der Kampf um die Schule. (Flugschriften der Deutschen Volkspartei, Band 7.) Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer's Verlag.

Neubert-Drobisch, Walther, Erlebtes und Erdachtes. Gedichte. Halle a. S., Tausch u. Grosse.

Nietzsches, Friedrich, Nachgelassene Werke. Unveröffentlichtes aus der Umwertungszeit (1882/83—1888) 1. und 2. Tausend. (Band 15.) Leipzig, C. G. Naumann.

Obstfelder, Sigbjörn, Pilgerfahrten. Aus dem Nachlass des Dichters. Stuttgart, Axel Juncker.

Osborn, Max. Albrecht Dürers schriftliches Vermächtniss. (Renaissance-Bibliothek; 3. Bd.) Berlin, Leonhard Simion Nachf.

Palmé-Paysen, H., Das Rätsel am Mälarsee. Berlin, Albert Goldschmidt.

Pharus am Meere des Lebens. Anthologie für Geist und Herz aus den Werken der Dichter und Denker aller Zeiten und Völker. Nach den Materien alphabetisch geordnet von Carl Coutelle ergänzt von Friedrich Bodenstedt. Sechsundzwanzigste Auflage. Leipzig, Julius Baedeker.

Photographische Korrespondenz. December 1904. Wien, Verlag d. Photogr. Korrespondenz.

Polle, Prof., Dr. Fried., Wie denkt das Volk über die Sprache? Plaudereien über die Eigenart der Ausdrucks- und Anschauungsweise des Volkes. 3. verbesserte Auflage v. Prof. Dr. Oskar Weise. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner.

Prellwitz, Gertrud, Michel Kohlhas. Ein Trauerspiel in 5 Akten. Freiburg i. Br., Friedr. Ernst Fehsenfeld.

Prölss, Robert, Von den ältesten Drucken der Dramen Shakespeares und dem Einfluss, den die damaligen Londoner Theater und ihre Einrichtungen auf diese Dramen ausgeübt haben. Eine Untersuchung von litterarischem und dramaturgischem Standpunkte. Leipzig, F. A. Berger.

Rangabé, Kleon. Aus dunklen Tiefen. Dichtungen. Metrisch in's Deutsche übertragen von Karl Macke. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Remol, Hans, Wer will's hören? Neue Kasperlstückchen für Kinder. Leipzig, Friedrich Brandstetter.

Reyer, E., Städtisches Leben im sechzehnten Jahrhundert. Kulturbilder aus der freien Bergstadt Schlackenwald. Leipzig, W. Engelmann.

Roehdenns, Frank, Eries Rekord. Roman. Dresden, E. Piersons Verlag.

Runze, D. Dr. Georg, Metaphysik. (Webers illustrirte Katechismen, Band 249.) Leipzig, J. J. Weber.

Sanders, Daniel, Citatenlexikon. Sammlung von Citaten, Sprichwörtern, sprichwörtlichen Redensarten und Sentenzen. 2. verbesserte Auflage (Webers illustrirte Katechismen Band 176.) Leipzig, J. J. Weber.

Schillers sämmtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. Zehnter Band. Uebersetzungen. Zweiter Teil. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachf.

Schmitz, Osk. A. H., Lothar oder Untergang einer Kindheit. Stuttgart, Axel Juncker.

Schoenaich-Carolath, Prinz Emil von. Dichtungen. 8. Auflage. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
— Gedichte. 2. Auflage. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.
— Lichtlein sind wir. Die Kiesgrube. Die Wildgänse. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Seyth, Adjr, Tropfen im Meere. Ein Märchen für Erwachsene. Dresden, E. Piersons Verl.

Siegfried, Walther, Gritli. Ein Wohltäter. Leipzig, S. Hirzel.

Sievers, Dr. Wilhelm, Asien. 2. Auflage. Mit 167 Abbildungen im Text; 16 Kartenbeilagen und 20 Tafeln von E. T. Compton, E. Heyne, G. Mützel, E. Pechuel-Loesche, R. Reschreiter und O. Winkler. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut.

Spinoza, Baruch de, Ethik. Uebersetzt von Dr. Otto Baensch. (Philosophische Bibliothek, Band 92.) Leipzig, Dürr'sche Buchhandlung.

Spemanns goldenes Buch vom Eigenen Heim. Eine Hauskunde für Jedermann. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 15., 16., 17. und 18. Heft. 17. Jahrgang. 1904/05. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Steinhausen, Dr. Georg, Geschichte der deutschen Kultur. Mit 205 Abbildungen im Text und 22 Tafeln in Kupferätzung und Farbendruck. In Halbleder gebunden. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Stengel, Walter, Gemälde-Solo oder Gemälde-Koncert. Ein Vorschlag zur Sanirung der Kunstausstellungen. Strassburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel).

Strauss und Torney, Lulu von, Eines Lebens Sühne. Novelle. Berlin, Verlag von Albert Goldschmidt.

Suhr, H. F. C., Wunder aus der vierten Dimension oder Jedermann Medium. Enthüllung der verschiedenartigsten spiritistischen und verwandten Phänomene, sowie genaue Anleitung zur Darstellung derselben in privaten Kreisen durch Dilettanten. Mit 38 Illustrationen. Stuttgart, Schwabachersche Verlagsbuchh.

Trojan, Joh., und Egon H. Strasburger, Ungezogenes. Ein lustiges Versbuch. Vierte Auflage. Berlin, Berliner Verlag, G. m. b. H.

Urban, Henry F., Die Maus Lula. Komisches und Tragikomisches. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt (Hermann Ehbock).

Verne, Jules, Herr der Welt. Autorisirte Ausgabe. (Kollektion Verne, Band 86.) Wien, A. Hartlebens Verlag.

Wachs, Dav., Der moderne Gott. Drama in drei Akten. Dresden, E. Piersons Verlag.

Was spielen wir während der Reise und daheim? Ein in Taschenformat zusammenfaltbarer Spielplan zum Gebrauch als Spieltisch während der Reise für Karten- und andere Spiele. Enthaltend: 1 Schach- bezw. Dame-Spiel mit Figuren, 1 Mühlespiel. Stuttgart, Aug. Beil.

Weltrich, Richard, Richard Wagners Tristan und Isolde als Dichtung. Nebst einigen allgemeinen Bemerkungen über Wagners Kunst. Berlin, Georg Reimer.

Werner, R. M., Hebbel. Sein Leben und Wirken. (Band 47/48 der Biographien-Sammlung „Geisteshelden".) Berlin, Ernst Hofmann & Co.

Westkirch, Luise, König Hass. Roman. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt (Hermann Ehbock).

Witte, Dr. Erich, Das Problem des Tragischen bei Nietzsche. Halle a. S., C. A. Kämmerer & Co.

Wolynski, A. L., „Das Buch v. grossen Zorn." Autorisirte Uebersetzung nach dem vollständigen russischen Manuskript von Josef Melnik. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening.
— Der moderne Idealismus und Russland. Autorisirte Uebersetzung von Josef Melnik. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt Rütten & Loening.

Wulff, Carl, Gedichte. Mit 30 Illustrationen. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt v. S. Schottlaender.

Zehn lustige Ansichtskarten in künstlerischen Umrissen zur eigenen Ausführung mit Bleistift oder Feder. Vierte Reihe. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagshandl.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Oskar Wilda in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.





Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

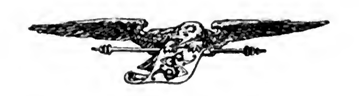
Begründet

von

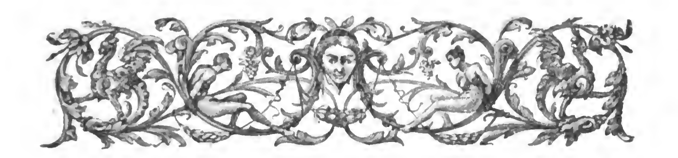
Paul Lindau.

CXII. Band. — Februar 1905. — Heft 335.

(Mit einem Portrait in Radirung: Jakob Caro †.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Die Himmelsstürmerin.

Roman.

Von

Maurus Jokai.

Deutsch von Ludwig Wechsler.

(Fortsetzung.)

XIII.

Wenn die Braut unmittelbar vor ihrer Hochzeit etwas vom Himmel erfleht, so kann sie sicher sein, daß ihr Anliegen erhört wird. Katharine hatte sich ein Ungewitter gewünscht, das sie mit ihrem Liebsten in eine Schäferhütte jagen würde, wo sie mit ihm den ersten Liebesrausch verkosten könnte. Dieser Wunsch ging schönstens in Erfüllung. Kaum hatten sie die Zelemérer Puszta erreicht, als sich der Horizont westwärts dunkel umzog; mächtige dunkelblaue Wolken stiegen hinter den Bergen empor. Noch vor zehn Jahren hatte sich hier eine Ortschaft befunden, wo das alte Ritterschloß der ruhmreichen Familie Zelemér dem einkehrenden Wanderer gastfreundliches Obdach gewährte. Doch das Schloß war ebenso zerstört worden wie Zám. Schon von Weitem sah man seine Mauern schwarz und ohne Dach in die Lüfte ragen; der in's Dorf führende Weg ist dicht mit Gras bewachsen. Der letzte Zelemér ruht irgendwo im Felsengrab von Jz-Nikmid neben seinem verbannten Fürsten, und jetzt ist hier eine förmliche Einöde, die die Stadt Debreczin von der weiblichen Linie angekauft hat. Ein weiter Weideplatz ist daraus geworden. So weit das Auge reicht, sieht man nur Brunnenschwengel und Schäferhütten zerstreut gleich Punkten sich vom Erdboden abheben. Rinder- und Schweineheerden, auch wilde Rosse in Menge weiden hier, und Nikolaus kennt sie alle genau. Am Saume der Land-

straße steht der Schäfer auf seinen langen Stab gestützt, die erloschene Pfeife zwischen den Zähnen haltend. Rings um ihn her sieht man seine Schafe, die von sechs Spitzhunden im Zaume gehalten werden. Der Schweinehirt dagegen muß die seiner Obhut anvertrauten Tiere auf Schritt und Tritt begleiten, denn die suchen mit Vorliebe die Pfützen und schlammigen Stellen auf, und einen Hund darf er sich nicht halten, denn den würden die Schweine zerreißen. Auch der Pferdehirt hat bei seinem Gestüt alle Hände voll zu tun, um die Tiere im Zaum zu halten, und dazu nicht selten einen harten Strauß mit Pferdedieben oder hungrigen Wölfen zu bestehen. Der vornehmste Herr unter den Hirten ist der Ochsenhirt, denn während alle Anderen schmutzige, dumpfige Hütten bewohnen, neben denen sich höchstens ein aus Schilf und Binsen errichteter Windfänger befindet, besitzt er eine aus Kotziegeln regelrecht erbaute Hütte mit Tür und Fenstern und weit auslaufendem Gesims, unter dem sich die hölzerne Bank mit dem Pelz darauf befindet, auf dem der Rinderhirt seiner Nachtruhe pflegt. In seinem Fenster prangt sogar ein Blumenstock. Die Frau hat ihn herausgebracht, die in der Stadt drin wohnt und nur am Sonntag zu ihrem Manne herauskommt und Mundvorrat für die ganze Woche mit sich bringt. Die Frau ist irgendwo in Dienst, um auch etwas Geld zu verdienen.

Neben der Hütte befindet sich die Küche, wie sie bei den verschiedenen Hirten gebräuchlich ist. Ein runder, ungedeckter Raum, dessen Wände von dichtem Schilf gebildet sind. Der Boden ist mit gebrannten Ziegeln ausgelegt, in der Mitte der Feuerherd, daneben der drehbare Bratspieß, der mit einem Haken versehen ist, um den Kessel aufhängen zu können, unter dem das Feuer angemacht wird. Als Feuerungsmaterial dient der herbeigeführte Dünger, den der Kärrner zu sammeln und herbeizubringen hat. Der Kärrner ist ein junger Bursch, über den jeder Hirtenjunge verfügt; seine Sache ist es, in der Küche die Speisen zu kochen und mit dem brodelnden Kessel auf seiner Schiebkarre von einem Hirten zum anderen zu ziehen und jedem seinen Anteil abzugeben.

Hinter der Hütte sieht man die offene Bretterscheune, nur mit Schilf gedeckt, wohin man des Morgens die zu melkenden Kühe und solche unnatürliche Muttertiere bringt, die ihre Jungen von sich stoßen und nicht säugen wollen.

In der Nähe der vom Rinderhirten bewohnten Hütte lassen sich die Mutterkühe mit den Leitstieren auf einer kleinen Erhöhung nieder, daß es sich wie ein Wald von krummen Hörnern ausnimmt.

„Das Gewitter kommt uns gerade entgegen,“ sagte Nikolaus zu seiner jungen Frau, denn jetzt war sie ja schon seine Frau. „Wir müssen trachten, die Hütte des Rinderhirten zu erreichen, noch bevor uns der Regen überrascht.“

Damit hieß er den Kutscher den Bock verlassen, ergriff selbst

die Zügel, ließ seine Frau neben sich sitzen und bog vom Damm der Landstraße auf die Wiese ab. Es ist ein gewagtes und große Geschicklichkeit erforderndes Unternehmen, über Gras und Wiesen zu fahren! Man muß instinktiv erraten, wo es einen Durchlaß zwischen den Wasseradern und Erdrissen giebt, wo man einem Sumpf oder von trügerischem Graswuchs bedeckten Morast auszuweichen hat, und dem nebenher stampfenden Kutscher fällt die Aufgabe zu, den Wagen bald rechts, bald links zu stützen, wenn er umzuwerfen droht.

Die schwarzen Wolken legen sich plötzlich über die dem Untergang nahe Sonne; es wird finster, und nur die von Weitem aufzuckenden Blitze lassen die gangbare Ebene erkennen.

„Fürchtest Du Dich nicht?“ fragte Nikolaus die Geliebte.

„Wie sollte ich mich fürchten, wenn ich bei Dir bin?“

Immer höher zog das Gewitter, und ringsum, soweit das Auge reichte, sah man nichts als unheilkündendes, schwarzes Gewölk. Und wer nicht sehr gut Bescheid weiß, findet sich in dieser Finsterniß auf der weiten Puszta gewiß nicht zurecht.

Inmitten des fast unaufhörlich grollenden Donners meinte Nikolaus noch einen anderen Ton zu vernehmen; er täuschte sich nicht, es war das Knallen der langen Hirtenpeitsche. Bald darauf konnte er auch das Bellen eines Hundes unterscheiden.

Bei dem bläulichen Licht der aufzuckenden Blitze erblickte man immer wieder für die Dauer einer Sekunde die Gestalt eines näherkommenden Reiters.

Er begann eifrig zu rufen, als er so nahe gekommen war, daß man seine Stimme vernehmen konnte. Ihm liefen zwei Hunde voraus, die früher als er bei dem Wagen anlangten und nun, an den Pferden emporspringend, diesen in der ihnen eigenen Sprache begreiflich zu machen suchten, daß sie in dieser und nicht in jener Richtung weiter zu traben hätten. Und damit sie ja nicht irre gehen sollten, rannten sie wieder voraus, um den Weg zu weisen.

Gleich darauf war auch der Reiter zur Stelle, es war der Rinderhirt, der den Insassen des Wagens gebührend guten Abend sagte und dann sein Pferd herumwerfend hinzufügte:

„Meine Hütte befindet sich ganz in der Nähe, bitte, mir nur mit dem Wagen zu folgen.“

Nun ging es in aller Sicherheit weiter. Der Reiter kannte den Weg auch im Finstern und geleitete die Wanderer auf allerlei Umwegen bis zur Hütte. Man langte gerade rechtzeitig an, und die ersten schweren Regentropfen begannen klatschend gegen das Lederdach des Wagens zu schlagen, als Nikolaus seiner jungen Frau beim Aussteigen behilflich war.

Der Verrechnungshirt stand mit dem umgekehrten Pelz über den Schultern unter dem Regendach und hielt eine aus einem hohlen Kürbis

zugerichtete Laterne vor sich hin, um die Ankömmlinge zu sehen. In die Kürbiswand hatte man zwei Augen und einen Mund geschnitten, wie wenn es eine Larve wäre, und durch die drang ein Lichtschein von innen heraus.

„Gott zum Gruß, lieber Freund, könnt Ihr Gäste brauchen?“ begrüßte Nikolaus den ernst blickenden Mann.

Dieser ließ vor Staunen fast die Kürbislaterne aus der Hand fallen, als er die Ankommenden erkannte.

„Du lieber Gott!“ rief er aus. „Das ist ja der hochgeborene Herr Kommissär und dessen junge Frau!“

„Kommen wir ungelegen?“ fragte Katharine.

„Ich bin ganz allein zu Hause, denn meine Sarah blieb heute Sonntag in der Stadt zurück: sie sagte, daß die Herrschaften heute ihre Hochzeit feierten.“

„Das haben wir auch getan.“

„Die Sarah sagte mir aber auch, daß sie heute mit dem großen Löffel essen werde, da sie am Hochzeitsmahle teilnehmen wird.“

„Da hatte sie vollkommen Recht. Ihre Frau ist meine beste und liebste Arbeiterin; sie leitet die ganze Waschanstalt. Beim heutigen Mahl wird sie den Vorsitz führen. Außer meinen getreuen Arbeiterinnen wird sonst Niemand an dem Mahle teilnehmen, und wir selbst feiern unsere Vermählung hier, in Ihrer Hütte.“

Der Rinderhirt rückte seinen Schafpelz zurecht und sagte:

„Nun dann heiße ich Sie willkommen. Was wir in unserer Armut zu leisten vermögen, soll gewiß geschehen. Bitte einzutreten.“

Damit drängte er seine werten Gäste in das Innere der Hütte und bat sie, es sich bequem zu machen, während er die Obliegenheiten des Hausherrn versehen wird. Darauf wies er den Kärrnerjungen an, schnell eine gehörige Portion „Teigbrei“ zuzubereiten, dazu Speck zu räuchern, und er selbst begab sich in die Kammer, wo die Gewänder der Hirtenjungen aufbewahrt werden, um daselbst frischen „Balmos“, eine aus türkischem Weizenmehl und jungem Käse bestehende Speise, zurechtzumachen. Alles war schon nach kurzer Zeit fertig.

Die Kürbislaterne beleuchtete das einzige Zimmer der Hütte.

In diesem Zimmer befand sich eine Streu aus Stroh, auf der ein zottiger Wollenmantel die Stelle der Decke und ein langhaariges Schaffell die des Kopfkissens vertrat. Ferner ein kreuzbeiniger Tisch und eine mit roten Blumen bemalte Truhe, die sich sehr gut als Sitzgelegenheit eignete. An der Türangel hing das Handtuch, und den ganzen niedrigen Raum erfüllte der Duft eines Bündels frischen Lavendels und Pfefferminzkrautes, das an der Wand hing.

Und dieser Raum entsprach den Träumen Katharinens.

Hand in Hand saßen die jungen Ehegatten auf dem niedrigen Strohbett.

Draußen regnete es in Strömen. Rechts und links fuhren Blitze hernieder und die Donnerschläge machten die Erde, Türen und Fenster erzittern. All das war die reine Sphärenmusik im Vergleich zu dem Höllengebrause, vor dem sie geflohen waren. Das Klappern der Eisschloßen, das Rollen des Donners war süße Harmonie für ihre Ohren, der zuckende Blitz ein treuer Gefährte, der heulende Sturm ein geliebter Freund, wenn man an die Menschen dachte, vor denen man die Flucht ergriffen. Und diese kleine Hütte da war der Mittelpunkt der Welt, ja noch mehr, sie war ein kleiner Planet für sich allein, auf dem blos zwei glückliche Menschen wohnten.

Das Hochzeitsmahl, vom Rinderhirten selbst zubereitet, stand alsbald dampfend auf dem Tisch.

Der erste Gang war die Mährtensuppe. Wie diese zubereitet wird? Ja, das wissen die Feinschmecker in der Stadt freilich nicht. Sie besteht zur Hauptsache aus dem Saft der gährenden Kleie und wird mit Sahne verdünnt. Hinein kommt feinste Moorhirse. Wer nicht weiß, was Moorhirse ist, dem erkläre ich das vergebens; genug an dem, daß es etwas sehr Feines, Delikates ist. Dann kommt samt dem Kessel der „Teigbrei" mit geräuchertem Speck auf den Tisch. Hat man das verzehrt, so leckt man sich alle zehn Finger danach ab. Die Krone des Mahles aber ist der „Balmos", den selbst die Köche der Fürsten und Könige nicht zu bereiten verstehen. Wer einmal davon gegessen, behält den Geschmack für alle Zeiten im Munde. Zu jeder Speise hat man einen reinen Löffel, und die Zinnlöffel sind schön in Reih und Glied in die Schilfdecke der Hütte gesteckt. Sind einmal mehr Gäste als Löffel da, so ist dem Mangel bald abgeholfen. In jeder Wasserader draußen finden sich Muscheln in genügender Zahl; die steckt man zwischen die zwei Enden eines gespalteten Weidenhölzchens, und der handlichste Löffel ist gebrauchsfertig.

Katharine erklärte, daß sie nie im Leben ein prächtigeres Mahl genossen, sich auch noch nie im Leben so satt gegessen habe, wie heute.

Kardos, der Rinderhirt und Hausherr, räumte dann alles Geschirr vom Tisch ab, Kessel, irdene Schüssel und Teller gleicherweise, und stellte zum Schluß eine mit säuerlicher Buttermilch gefüllte Kanne auf den Tisch; wenn man des Nachts erwacht, ist das ein sehr angenehmes Getränk. Darauf wünschte er dem jungen Ehepaar eine geruhsame Nacht.

Nikolaus ersuchte ihn noch, die Kürbislaterne mit sich zu nehmen, „denn sie starrt uns wie ein Totenkopf an," fügte er noch hinzu.

„Fürchten wir uns etwa vor dem Totenkopf?" wandte Katharine ein. „Er lacht uns ja an lassen Sie ihn nur da, Freund Kardos."

Das Schamgefühl duldete nicht, daß sie mit ihrem Gatten im Dunkeln bleibe, und nachdem der Hausherr seinen Gästen noch gezeigt, wie sie den Holzriegel vor die Tür zu schieben hätten, damit sie von außen nicht geöffnet werden könne, wünschte er ihnen nochmals gute Nacht und ging

hinaus. Er wollte die Nacht auf der Bank unter dem Vordache verbringen.

Die Kürbislaterne besann sich indessen eines Besseren und erlosch aus freien Stücken. Sie ließ ein leises Zischen vernehmen, und dann herrschte Dunkelheit in dem kleinen Raum. Aber nicht für lange, denn die Nacht leuchtete. Unablässig drang der Schein der zuckenden Blitze zu dem einzigen Fenster hinein, begleitet von dem Rollen des Donners. Kann man sich eine schönere Barcarole für eine Hochzeitsreise vorstellen? Der Regen rauscht in Strömen auf das Schilfdach nieder, und der Sturm rüttelt an der schwachen Hütte. Wie gut ist's da, sich von zwei liebenden Armen umschlungen zu fühlen, daß Herz am Herzen pocht!

Wenn der Himmel zürnt, werden alle lebenden Wesen von Furcht und Bangen erfaßt, und wie eilfertig verschwinden alle menschlichen Regungen, als Zorn, Neid, Rachsucht und Habgier! Nur die Liebe fürchtet sich nicht; für sie bedeutet dieses Grollen nicht den Zorn, sondern die Ermutigung Gottes. Der Segen rauscht vom Himmel hernieder; liebet einander! Sehet, wie es vom Himmel Funken herniedersprüht! Wer weiß, wie belebend diese Funken auf die Schöpfung wirken.

Die Liebenden fürchten sich nicht vor Gott, sie teilen sich ja mit ihm in das Geheimniß der Schöpfung. Welch neue Welt, welches Paradies erschließt sich vor ihnen. Dies sind die von der ewigen Seligkeit vorgestreckten Augenblicke. Donnert nur, grollet nur, Ihr Posaunen des Himmels, Ihr Trommler des Sturmes: mächtiger als Ihr ist ein einziger Kuß, der von heißen Lippen getauscht wird. Die Hand des Herrn bedeckt die Liebenden, der Hauch des Herrn belebt ihre Herzen, das Auge des Herrn wacht über ihre Träume.

Auch die drohenden Wolkengebilde finden sich mit dem Glücke der Sterblichen ab; mürrisch ziehen sie weiter und überlassen es dem Rohrspatz, der des Nachts zu zirpen liebt, unter ihrem Fenster zu musizieren. Auch die Grille beginnt hinter dem Ofen zu singen, und zwischen dem Schilf des Daches zwitschern junge Sperlinge, während in der Ecke ein Mäuslein sein leises Pfeifen vernehmen läßt. Sie alle liefern ein Konzert, das so weich in den Schlummer wiegt.

Erst als die Morgenröte zu dämmern beginnt, erwachen sie aus süßen Träumen; um wie Vieles süßer ist es aber, solche Träume im wachen Zustande fortzuspinnen!

Das Firmament strahlt bereits in ungetrübter Bläue. Tausende und Tausende von Lerchen lassen ihren Lobgesang in den Lüften vernehmen.

Katharine verließ ihr Lager und öffnete das Fenster, damit die nach dem Gewitterregen erfrischte, würzige Luft voll hereindringen könne. Darauf kehrte sie zu dem Gatten zurück und drückte ihm die Augen mit einem Kusse zu, wobei sie flüsterte:

„Schlafe noch, Geliebter, die Sonne ist noch nicht aufgegangen.“

Es dämmert erst, und die Rinder ruhen auch noch alle und obliegen dem Geschäft des Wiederkäuens.

Wenn der erste Sonnenstrahl über die Berge emporschießen wird, wird der junge Tag angebrochen sein. Zweitausend Mutterkühe erheben sich zu gleicher Zeit und rufen brüllend nach ihren Kälbern. Das ist dann der richtige Morgenchor, der die Menschen aus dem Schlafe weckt! Bis dahin dürfen diejenigen noch im Paradiese weilen, denen es von Gott erschlossen worden.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das wäre schon Alles schön und gut, doch was werden Johann Calvinus, was der Superintendent und was der Bürgermeister selbst dazu sagen, daß man das strenge Interdiktum bezüglich der sonntäglichen Herzensfasten auf solche Weise in der Schäferhütte zu übertreten wagte?

Nur ein wenig Geduld und auch das soll offenbar werden.

Bis dahin mögen auch unter dem Schilfdach Frieden und Segen walten.

XIV.

Außer dem Duft des wilden Thymians, der durch das offene Fenster vom freien Felde hereindrang, stahl sich noch ein anderer angenehmer Duft in das Zimmer des glücklichen Paares: der Geruch frisch gekochter Milch und frisch gebackenen Brotes. Dazu machte sich auch eine Stimme vernehmbar, die lieblicher klingt, als aller Lerchensang: eifriges Schelten aus weiblichem Munde.

Katharine erkannte die Stimme, es war die flinke Zunge der Frau Sarah, die sich hier vernehmen ließ.

Rasch kleidete sie sich an. Sie brauchte dazu keine Hilfe, denn damals trug man noch keine Schnürmieder in Ungarn. Nur die Französinnen preßten sich den Brustkorb zwischen ein Gestell von Fischbein und Stahlschienen. Darauf öffnete sie die Tür.

Da sah sie nun Frau Sarah vor sich stehen; in einer Hand hielt sie den Topf mit der dampfenden Milch, in der anderen eine irdene Schüssel mit dem frischgebackenen Flammkuchen, der mit gebräuntem Speck reichlich eingerieben war.

„Hier ist das Frühstück," sprach sie und stellte Topf und Schüssel auf den Tisch. Darauf ging es erst an die Begrüßung, die darin bestand, daß sie ihren beiden Gästen Gesicht und Hände mit Küssen bedeckte und dazu sprach: „O Ihr lieben Leute, wie freue ich mich, daß ich Euch hier antreffe, daß Euch der liebe Herrgott hierher geführt! Wie gut, daß Ihr nicht in dem Sodom und Gomorrha zurückgeblieben seid! Dieser schlechte Mann berichtete mir, wie Ihr hierher kamet, wie Euch das Ungewitter in unsere Hütte zu treten zwang, wofür ich dem lieben Gott nicht genug danken kann. Doch hat mein ungeschickter Mann unseren lieben Gästen

wenigstens ein Nachtessen vorsetzen können? Ja, wenn ich zu Hause gewesen wäre!"

Vergebens versicherte ihr Katharine immer wieder, daß sie Alles in Hülle und Fülle gehabt, sie achtete nicht darauf.

„Ich hatte es ja geträumt, daß ich meine teuren Brotherren hier antreffen werde," fuhr sie zu schwatzen fort, „und darum kam ich mit dem Wagen des Hühnervogts heraus, um schneller zur Stelle zu sein. Noch bevor der Hahn krähte, war ich schon da. Und ich habe soviel zu erzählen, daß ich nicht einmal weiß, wie ich anfangen soll. Nun bitte ich aber erst zuzugreifen und es sich schmecken zu lassen."

Damit nötigte sie das junge Ehepaar, sich am Tische niederzulassen, wo die frische Milch dampfte. In die brockten sie sich den fetten, heißen Flammkuchen ein und verzehrten das Ganze mit bestem Appetit. Was der Flammkuchen eigentlich sei, würde ich auch ganz vergebens erklären, denn der ist bei keinem Volk, ob civilisirt oder nicht, bekannt; nur wir rauhe, wenig umgängliche Ungarn begeistern uns dafür, nur unsere Frauen wissen, wie er zubereitet wird.

Frau Sarah sprach kein Wort, so lange ihre Gäste das Frühstück verzehrten. Mit einer wahren Wonne sah sie ihnen zu, wie sie das schmackhafte und doch so einfache Mahl allmählich vertilgten.

Sie war ein stattliches Frauenzimmer, diese Sarah, mit kräftigen Armen, an denen die Leibchenärmel emporgeschürzt waren, breiten Schultern und mächtigen Hüften. Auch der Kopf war der Gestalt angemessen, das Gesicht braunrot, mit einem beginnenden Doppelkinn. „Herrgott," sagte sich Nikolaus im Stillen, als sein Blick von ungefähr auf die urkräftige Gestalt fiel, „wenn ich die im Lager als Brotbäckerin verwenden könnte, würde sie meine Leute wohl im Zaum zu halten wissen."

Frau Sarah bekleidete indessen schon ein weit vornehmeres Amt. Sie war die Höchstkommandirende in der mit zahlreichen Gehilfinnen arbeitenden Wäscherei und Putzerei, die mit der Weberei und Spinnerei Katharinens verbunden war; ferner war sie die getreue Gefährtin ihres Gatten, der auf der Zelemérer Pußta Verrechnungswirt war, und den hätte sie um keinen Preis der Welt verlassen.

„Und nun wollen wir ein wenig miteinander plaudern," sagte Frau Sarah, als sich ihre Gäste gesättigt hatten, und ließ sich auf einem umgestürzten Backkorb nieder.

„Was ist denn geschehen, Frau Sarah?"

„O, gar Vieles ist in der Stadt Debreczin geschehen, seitdem Ihr fort seid, meine lieben Leute. Noch war das Mittagsläuten nicht zu Ende, als Frau Kömüves schon hereingesegelt kam. Sie erzählte der Ilona, was man für den Abend vorbereite. Des Nachts, wenn schon Alles finster geworden, wird sich der Kantor cum gentibus vor dem Hause des Michael Ungvári einfinden, und die Ilona sollte an den Fenstern erkenntlich machen,

in welchem Zimmer die Eheleute schliefen. In alle Fenster möge sie brennende Kerzen stellen, nur das Schlafzimmer sollte unbeleuchtet bleiben. Die Sache ist nur die, daß man bei Allem, was die Frau Kömüves sagt, gerade das Entgegengesetzte glauben muß. Hier war also etwas nicht in Ordnung, und darum sagte ich der Jungfer Ilona: „Heute werden wir Dich zu Hause nicht brauchen. Das Auftragen besorgt Tante Szekrényessy, in der Küche werde ich aushelfen, und Du kannst tanzen gehen."

Hier unterbrach sie Katharine mit den Worten:

„Was, die Ilona geht tanzen?"

„Freilich geht sie. Noch dazu jeden Sonntag, sobald es finster geworden. Und das haben Sie nicht gewußt, mein Schatz? Erst am frühen Morgen kommt sie vom Tanzboden heim."

„Da seh' mal Einer, und wie sie in meiner Gegenwart die anderen Mädchen verspottete und ausschalt, die tanzen gingen!"

„Ja, so machen sie es Alle; Eine schimpft über die Andere, und im Badehause wimmelt es doch jeden Abend von ihnen. Die Burschen sagen denn auch, daß alle Dienstmädchen in der Stadt Dirnen seien. Dazu kommt noch, daß der Apothekergehilfe dem Mädchen eine Schachtel Hustenbonbons brachte."

„Der Apothekergehilfe?"

„Freilich, der Junge, der Neue. Ein stattlicher Bursche das, in den alle Mädchen in der Stadt verliebt sind. Der versteht sich auf mancherlei Künste. Kurz und gut, die Jungfer Ilona blieb nicht zu Hause, und da mir meine liebe gute Brotherrin befohlen hatte, das ganze Hochzeitsmahl nur mit den Arbeiterinnen allein zu verzehren, so hielt ich mich an dieses Gebot. Wir feierten ein gar festliches Mahl! Wir tranken auf das Wohl des jungen Paares von dem süßen Wein, daß es seine Art hatte. Wir waren nur lauter Frauen untereinander. Aber so gegen zehn Uhr kam ein Mann, noch dazu der Kleinrichter, mit seinem Stock in der Hand in's Haus und begann weidlich zu schimpfen: ‚Schodschwernot,' lärmte er; ‚habt Ihr denn nicht gehört, daß es schon längst zehn Uhr vom Kirchturm geschlagen?' — ‚Was geht uns Dein Kirchturm an?' wollten wir wissen. — ‚Daß Euch dieser und jener . . . Habe ich es nicht auf offenem Markt ausgetrommelt und verkündet, daß am heutigen heiligen Sonntag nach zehn Uhr Abends alle Schlemmerei und Prasserei ein Ende haben müsse?' — ‚Hast Du das wirklich ausgerufen und verkündet, so galt das nur den Wirtsleuten, die Du der Reihe nach aufsuchen kannst. Doch wenn Du in das Haus unserer Herrschaft trittst, so nimmst Du die Mütze ab, wünschest allerseits einen guten Abend, reibst Dir die Stiefelsohlen glatt und setzest Dich fein neben uns auf die lange Bank, um auf die Gesundheit unserer Herrenleute zu essen und zu trinken!' Ich redete garnicht lange auf ihn ein, sondern erfaßte ihn nur beim Kragen und drückte ihn zwischen zwei jungen Frauen nieder. Mit denen mußte er nun essen und

trinken, denn ich drohte ihm, ich würde ihm das Essen mit dem Walkholz in den Mund stopfen. Und er ließ sich das nicht zwei Mal sagen. Als er dann von dem guten, süßen Rosenwein genügend viel hinter die Binde gegossen, wurde er mit einem Male sehr gesprächig und plapperte der Reihe nach aus, was für Weisungen der Stadtrichter für die heutige Nacht ausgeteilt habe. ‚Man wird Kontrolle üben lassen, um zu sehen, in welcher Weise die Getreuen das Verbot des Herrn Superintendenten in Bezug auf die Eheleute einhalten oder nicht. Der Contrascriba wird mit den zwölf vereidigten Studenten durch die Straßen ziehen und mit Laternen zu den Fenstern der Häuser hineinleuchten, um zu sehen, ob sich nicht Jemand gegen das Verbot vergeht. Hierher kommen sie auch.‘ — ‚Hierher kommen sie ganz umsonst, denn unsere Herrenleute schlafen im Stock oben und auf die Mauern werden sie doch nicht hinaufklettern.‘ — ‚Oh doch, das tun sie auch, sie bringen sogar eine Leiter mit, um bei den Fenstern, die nicht erleuchtet sind, hineinzuspähen.‘ — ‚Das ist denn doch eine sehr häßliche Sache.‘ — ‚Mag sein, aber Gesetz bleibt Gesetz.‘ — Der Kleinrichter verriet Alles, was er nur wußte, als ihm der Wein gehörig zu Kopfe gestiegen war. Das werde heute Nacht ein arger Rummel sein, sagte er.“

„Mein Vater war nicht zu Hause?“ forschte Katharine besorgt.

„Nein, er schlief nicht zu Hause. Der Apotheker ließ durch seinen Laboranten herübersagen, daß der alte Herr die Nacht in seinem Hause verbringen werde; das Nachtessen hatte er ohnehin schon dort eingenommen. Als es nun vom Kirchturm Mitternacht schlug, kommt mit einem Male die wilde Horde schnurstracks auf unser Haus zu; offenbar wollten sie mit der Inspektion gerade bei uns beginnen. Sie blieben vor dem Hause stehen, wußten aber nicht, unter welchem Fenster sie Stellung nehmen sollten, denn alle Fenster waren gleicherweise finster gelassen worden. Die Ilona konnte das verlangte Zeichen nicht geben, weil sie nicht zu Hause war. Sie beratschlagten vor dem Tor und wußten nicht, was sie tun sollten. Mit einem Male ließ sich eine Stimme vernehmen, die laut rief: ‚Beginnen wir nur zu singen; dann werden wir schon erfahren, wo die Täubchen girren.‘ Die übrigen Narren nahmen den klugen Rat an und nun ging ein Gesang, ein Geschrei los, daß uns Allen die Haare zu Berge standen. Wir, die armen, einfachen Bäuerinnen, schämten uns bis in die tiefste Seele hinein. Nein, eine solche Schmach, solch unflätige Reime, wie ich sie da hörte, hatte ich noch nie im Leben vernommen. Das also lernt man in dem großen, vornehmen Kollegium? Kein Kutscher, kein Pferdehirt würde sich dessen unterfangen! ‚Wir wollen sie zu Paaren treiben!‘ rief die Frau Nyúzó aus, und auch die Frau Kakas sprang auf. ‚Schlagen wir sie in die Flucht!‘ — ‚Nur Ruhe!‘ beschwichtigte ich die Beiden. ‚Wir wollen doch mehr Verstand haben als Jene, damit sie nicht sagen können: langes Haar, kurzer Verstand. Der Kleinrichter soll

hinaus zu ihnen und Ordnung schaffen.' — Und wirklich schoben wir den Kleinrichter durch die Tür unter die Lärmenden hinaus. Doch die ließen den Ohnmächtigen nicht einmal zu Worte kommen, sondern zerrten ihm die Mütze über die Augen, daß er weder sehen, noch hören, noch schreien konnte, und darauf begannen sie gotteslästerlich an unseren Fenstern zu trommeln und zu hämmern. — ‚Nun,' sagte ich, ‚jetzt wollen wir aber doch schon zu den Waffen greifen!' Eine Jede von uns erfaßte, was ihr unter die Hand kam, Wälgerholz, Schüreisen, Rollstange, Bratenspieß, Brenneisen, mir selbst kam der Wäschschlägel unter, und damit stürmte ich hinaus; die übrigen kamen mir nach. Und los ging es, daß es nur schallte! Wir hieben auf die Gottlosen ein, daß die Knochen krachten, und hauptsächlich hatten wir es auf die Köpfe abgesehen, damit ja Keiner von ihnen lahm oder hinkend bliebe. Die wilde Horde leistete zwar erbitterten Widerstand und wollte sich durchaus nicht von Frauenzimmern in die Flucht schlagen lassen; allein die mitgebrachten Waffen leisteten uns treffliche Dienste, und schließlich mußten sie unterliegen. ‚Wir dürfen uns nicht ergeben!' kreischte der Contrascriba, bis ich ihm mit dem Wäschschlägel eins übers Gesicht gab, daß ihm die Backe gleich hoch anschwoll, als wär's Brotteig gewesen. Damit kann er nun Staat machen, wenn er will. Zum Glück lockte der laute Lärm den hochwürdigen Herrn Michael Gyarmathy herbei, und seinem hohen Ansehen gelang es, die streitenden Parteien von einander zu trennen, denn sonst hätte sich die Stadt Debreczin der Schande rühmen können, daß ihre Studenten von Weibern erschlagen worden seien.

Der Herr Professor trieb die Studenten in's Kollegium heim und schalt sie dabei tüchtig aus, daß der Student doch kein Trabant, auch kein Knecht der Inquisition sei und es gar nicht zu seinen Obliegenheiten gehöre, die häuslichen Geheimnisse der ehrsamen Bürgersleute auszuforschen. Ich glaube, diese Vorstellungen schmerzten sie mehr noch, als die Püffe, die sie von uns eingeheimst."

Und nachdem Frau Sarah diese Heldentat geschildert, brach sie mit einem Male in lautes Schluchzen aus. „Du lieber Gott, daß ich das erleben mußte!" jammerte sie. Offenbar weinte sie ob des Ruhmes, den sie sich als kampfesfreudige Amazone errungen.

XV.

Bei ihrer Erzählung hatte Frau Sarah einen Umstand verschwiegen. Die Frauen erraten instinktiv, was sie geheimzuhalten haben.

Als sie spät Nachts, bevor noch der Hahn gekräht hatte, wie sie gesagt, in dem leeren Wagen des Hühnervogtes angelangt war und ihrem Manne berichtet hatte, was sich in der Stadt zugetragen, hatte Kardos seinen verläßlichsten Hirtenjungen sofort zu Pferde steigen lassen und mit der ihm wiederholt eingeprägten Botschaft in das Lager zum Obersten Bessenyey entsendet, daß der Herr Kommissär Nikolaus Baranyi die Nacht

mit seiner jungen Frau in der Schäferhütte verbracht habe, da er vor dem ausbrechenden Unwetter daselbst Schutz gesucht. Auch ließ er ihm berichten, was sich gestern in Debreczin zugetragen. Der Abgesandte des Rinderhirten langte früher im Lager an, als das im Wagen fahrende Ehepaar.

Dieses war daher nicht wenig erstaunt, als es bei seiner Ankunft vor Püspöki eine ganze Schwadron mit dem Obersten an der Spitze und hoch zu Roß auf sich zukommen sah, um die herkömmliche Begrüßung vorzunehmen.

Georg Bessenyey war das richtige Urbild des kernungarischen Edelmannes, in Gesicht und Gestalt sowohl, als auch in Bezug auf körperliche Kraft und geistige Eigenschaften. Wer ihn betrachtete, hätte darauf schwören mögen, daß der Ungar nicht zu den turanischen Volksarten gehöre. Eher konnte er für das Urbild eines Theseus oder Achilles gelten. Bis heute hat sich dieser Typus bei den männlichen Mitgliedern der Familie Bessenyey unverfälscht erhalten. Sie erfreuten sich ob ihrer Körperkraft eines besonderen Rufes, und darum nannte man sie denn auch die Bessenyeys mit der eisernen Faust. Der eine zerbrach mit einer Hand ein Hufeisen, wie ein Anderer ein Eierkringel zerbricht; der Andere aber bog eine eiserne Stange zu einem Halsschmuck für den türkischen Athleten zusammen, der zu jener Zeit viel von sich reden machte. Und saß der Oberst zu Pferde, so schien er der Kriegsgott selbst zu sein.

Katharine sah einen Mann vor sich, der ihrem Gatten an körperlichen Vorzügen weit überlegen war. Und das kommt einer großen Eroberung gleich.

Als der Wagen des jungen Ehepaares sichtbar wurde, entwickelten sich die Reiter zu einer langen Reihe am Saume der Landstraße, und während ihr Oberst dem Wagen entgegenritt, gaben sie auf Kommando des Leutnants aus ihren Karabinern ein Reihenfeuer ab.

Das Krachen und Knallen der Schüsse machte das Pferd Bessenyeys scheu, so daß es sich zu bäumen begann; dann senkte es den Kopf tief auf die Brust und wollte davonstürmen; doch sein Reiter bändigte es mühelos, ohne daß gar das Lächeln von seinem Gesicht gewichen wäre, nur die Sporen drückte er dem Hengst fester in die Weichen. Als er sich darauf den Neuvermählten gegenüber sah, begrüßte er sie mit den Worten: „Gepriesen sei — jede schöne Frau!"

Und während er die Beiden bis zur Wohnung des Kommissärs begleitete, richtete er wiederholt freundliche Worte an die junge Frau. Unter Anderem fragte er sie auch, ob sie während des Gewitters in vergangener Nacht keine Furcht gehabt.

„Wir befanden uns ja an einem guten Ort, in einer bequemen Schäferhütte und sangen gemeinsam das schöne Lied: ‚Wenn auch der Sturm heult und die Baumzweige krachen . . .' Kennen Sie es, Herr Oberst?"

„Freilich kenne ich es. Wir sangen es gar häufig, so lange wir noch

Studenten waren," erwiderte Bessenyey und stimmte gleich die Fortsetzung des Liedes an: „Das Blümlein im Grase fürchtet trotzdem nicht, daß es hinweggeweht wird . . ."

Dies war das Lieblingslied Katharinens, mit dem sie unter Harfenbegleitung ihren Nikolaus gar oft in Schlaf sang.

Unter solchen und ähnlichen Gesprächen langte man im Hauptquartier an.

Nikolaus Baranyi hatte auf dem Marktplatz zu Püspöki eine ganz anständige Wohnung inne; in seiner unmittelbaren Nachbarschaft befanden sich der Metzgerladen und das Brotmagazin. Katharine traf das Zelt, das sie sich vorgestellt, nicht an; von einer wilden Soldatenwirtschaft war da auch keine Rede. Sogar ein Spiegel befand sich in der Wohnung, und ein Stiefelzieher vor dem Bett. Mit dem Stiefelzieher beginnt nämlich die europäische Civilisation.

Oberst Bessenyey geleitete Katharine an der Hand in die Wohnung ihres Gatten. Das der Straße zu liegende große Zimmer hatte sogar ein Kabinett, in dem sich die Betten und ein Waschtisch befanden. Des letzteren bedurfte die junge Frau ausnehmend dringend. Dann küßte er ihr ritterlich die Hand und verließ das junge Paar, nachdem er es noch eingeladen, an einem kleinen freundschaftlichen Nachtessen beim Herrn Brigadier teilzunehmen. Damit ging er.

„Unser Oberst ist doch ein liebenswürdiger Mann, nicht wahr?" fragte Nikolaus, nachdem jener gegangen.

„Mir erscheint er zu süßlich."

„Das lieben die Frauen gerade."

„Mögen sie das; mir ist nichts daran gelegen."

„Ich bin wohl bitter oder sauer, was?"

„Bald das Eine, bald das Andere, bald Beides, und das ist mir gerade recht."

Inzwischen hatte sich auch eine Dienstmagd eingefunden, die der jungen Frau beim Umkleiden behilflich war. Das notwendige Gepäck hatte man in dem großen Korb mitgebracht, der rückwärts am Wagen angeschnallt war. Darauf trug sie das Essen auf, das sie selbst zubereitet hatte. Wohl war jede Speise ein wenig angebrannt; doch trug nicht das Mädchen die Schuld daran, sondern die Maiskolben, die als Feuerungsmaterial dienten. An derartige kleine Unannehmlichkeiten muß man sich schon gewöhnen.

Wie wird sich erst das Nachtessen gestalten? Sie erinnerte sich an die Schilderung, die ihr Gatte von dem Nachtessen des Brigadiers entworfen. Zwei Fuchsfelle hingen auch jetzt noch an der Wand.

Nach Tische folgte ein kleines Nachmittagsschläfchen, worauf man Arm in Arm, unter glücklichem Geplauder, einen Spaziergang im Garten unternahm. Katharine fand ein paar erblühte Nelken, mit denen sie sich das Haar schmückte, während sie den Uniformrock ihres Gatten auch mit einer

dieser niedlichen Blumen zierte. Darauf kehrten sie in das Haus zurück, wo bereits einige Ordonnanzen auf den Verpflegungskommissär warteten. Katharine zog sich in ihr Kabinett zurück, während Nikolaus die Meldungen entgegennahm und seine Befehle erteilte.

Das Abendläuten und die Retraite, die im Lager geblasen wurde, besagten ihnen, daß es an der Zeit sei, sich für das Nachtessen beim Brigadier umzukleiden.

Katharine befand sich schon in vollem Staat, als ihr Gatte um sie kam. Es regnete ein wenig, und Nikolaus ließ anspannen, damit seine Frau nicht naß werde. Bei der Wohnung des Brigadiers angelangt, schickte er den Wagen zurück, damit die Pferde nicht dem Regen ausgesetzt seien, denn wer weiß, wie sehr sich das Mahl in die Länge ziehen würde.

Der Brigadier hatte im Hause des walachischen Popen Wohnung gefunden, der beim Herannahen der ungarischen Freiheitskämpfer seine Parochie verlassen hatte. Im Hofe stand die aus Eichenholz erbaute „Beßerika". Sie diente den Herren Offizieren als gemeinsamer Speisesaal, wo große kreuzbeinige Tische und lange Bänke aufgestellt waren. Ueber die Tische waren farbige Tücher gebreitet, und auf diesen prangten die irdenen Teller, daneben die glänzenden Zinnlöffel; in der Mitte standen große Tonkrüge und Gläser und Flaschen fast vor jedem Teller. Zu Häupten der Tafel sah man indessen vier Gedecke mit fein geschliffenen Silberkannen, ciselirten Bechern und vergoldeten Tellern, während die Sitze davor mit Stroh überflochten und mit Fuchsfellen bedeckt waren. Hierher wurden die beiden Ehegatten von den diensttuenden Leutnants geführt.

Die Gesellschaft war bereits vollzählig. Neben den Brigadier kam Katharine auf der einen, Nikolaus auf der anderen Seite zu sitzen; rechts neben der jungen Frau saß Oberst Bessenyey und ihr gegenüber der hochwürdige Guardian Franz Xaver Korpandi. Dieser war fast täglicher Gast beim Brigadier und kam aus dem belagerten Großwardein herüber.

Bevor man zu speisen begann, stand der Guardian auf, und die Hände faltend, sagte er einen kernigen Tischsegen in lateinischer Sprache. Wem es paßte, konnte auch aufstehen und mit ihm beten. Katharine beobachtete ihren Nachbar. Dieser stand zwar nicht auf; doch beim Amen gab er sich den Anschein, als rückte er die Verschnürung an seinem Waffenrock zurecht, in Wirklichkeit aber machte er im Geheimen das Zeichen des Kreuzes.

Am meisten wunderte sich Katharine, daß außer ihr noch eine weibliche Person in die Gesellschaft der Herren geriet. Sie trat erst ein, als die Offiziersburschen die Schüsseln auftrugen, und tat dabei, als würde sie jenen Unterweisungen erteilen. Ihr rotbraunes Gesicht glühte; man merkte sofort, daß sie direkt vom Feuerherd komme. Sie war ein stattliches, tüchtiges Frauenzimmer, ihre Miene strahlte vor Heiterkeit und Lebenslust.

„Das ist die bewußte Mari Dabóczi," flüsterte Bessenyey der jungen Frau ins Ohr.

„Das ist sie?" fragte Katharine und machte große Augen. Sicherlich hatte auch sie schon von der im ganzen Lande bekannten Person vernommen.

Und sie kam nicht mit leeren Händen. Während die Ordonnanzburschen in mächtigen irdenen Schüsseln die paprizirte Fischsuppe auftrugen, stellte Mari Dabóczi der jungen Frau in einem kleinen Schüsselchen besonders für sie bereitete Hühnersuppe mit kleinen Nockerln hin.

„Das hab' ich für Sie bestimmt, mein süßer Schatz!" sprach sie dabei.

Die Aufmerksamkeit war nicht zu unterschätzen, denn um diese Suppe zu Stande zu bringen, mußte man das dazu erforderliche Huhn aus Máramaros nach Püspöki bringen, wo sämmtliche Haustiere bereits ausgerottet waren.

Die Hühnersuppe mundete der jungen Frau sehr gut; doch da sie sie nicht allein verzehren konnte, bot sie davon dem ihr gegenüber sitzenden Guardian an, der dankend akzeptirte. Zum Zeichen seiner Dankbarkeit bot dann der hochwürdige Herr Katharinen von seiner scharlachroten Fischsuppe an; sie möge doch einen Versuch damit machen. Unschlüssig blickte Katharine auf ihren Gatten, nicht wissend, ob sie es wagen solle, denn noch niemals hatte sie derartiges gekostet. Nikolaus redete ihr zu; sie könne es unbedenklich tun. Nun fischte ihr Bessenyey selbst die besten Bissen aus der Schüssel heraus, Wels und Lachs in dicke Scheiben geschnitten, und als Katharine davon gekostet, befreundete sie sich sofort damit. Das war ja etwas ganz außerordentlich Feines! Und die Suppe davon ist die reine Ambrosia!

Sie sagte sich, daß man die Fische für diese Schüssel aus weiter Ferne herbeischaffen mußte! So leben also die armen Kuruczen im Lager?

Nun kam das treffliche Essig-Fricassé. Mari Dabóczi kam selbst mit der Schüssel zu Katharine und füllte ihr den Teller mit dem köstlichen Gericht. Darauf folgte das gefüllte Kraut und ein knuspriger Schweinebraten, nach dem etliche Schüsseln mit Spritzkrapfen aufgetragen wurden.

Katharine staunte immer mehr. Ihr Gatte hatte ihr die Mahlzeiten im Hauptquartier des Brigadiers ganz anders beschrieben. Da war von der Dürftigkeit des Lagerlebens, die er so sehr gerühmt hatte, nichts zu merken. Sollte Nikolaus auch lügen? Und die Offiziere des Blokadekorps führten immer ein so flottes Leben?

Noch mehr staunte sie aber über die Unterhaltung, die bei Tische geführt wurde. Bei den ersten Gängen widmet sich jeder vernünftige Mensch schweigend dem Geschäfte des Kauens; höchstens daß er ein paar Worte mit seinem nächsten Nachbar wechselt. Erst nach dem Braten eröffnet der Vorsitzende der Tafel den Reigen der Trinksprüche. Brigadier Palotai ist kein großer Redner; aber soviel bringt er noch zusammen, Gott

erhalte unseren Fürsten Franz Rákóczi. Ein Jeder hört den Trinkspruch stehend an und leert sein Glas."

Gleich darauf erklingt der zweite Toast, den Oberst Bessenyey auf die Zierde der Tafelrunde, auf die schöne Frau ausbringt, die trotz des strengen Verbotes Johann Calvins mit dem gestrigen Tage das Glück des ehelichen Lebens zu verkosten begonnen hat.

Das allgemeine Gläserklingen und Vivatrufen beweist, wie sehr der populäre Oberst Jedermann aus der Seele gesprochen. Ein Jeder lacht über die biederen Debrecziner; Superintendent, Stadtrichter, Bürgermeister und Spießbürger wurden weidlich verlacht und verspottet. Der Spießbürger müsse am siebenten Tage von jeglicher Arbeit ausruhen!

Katharine wurde über und über rot im Gesicht. Niemand ergriff die Partei der Calviner. Hatten sie Beide doch auch dem hohen Verbot ein Schnippchen geschlagen.

Auch die nächtlichen Heldentaten der unerschrockenen Weberinnen und Spinnerinnen waren der Tischgesellschaft schon bekannt.

Den dritten Trinkspruch brachte der Guardian aus, der den Verpflegungskommissär, Nikolaus Baranyi, hochleben ließ, den er mit allen menschlichen Tugenden schmückte. Seinen Spruch schloß er mit den Worten: „Nur schade, daß dieser vortreffliche, hervorragende Mann Calviner ist."

Katharine meinte, daß ihr Gatte bei diesen Worten den Wein aus seinem Becher zu Boden gießen werde; er tat aber nichts dergleichen, sondern stieß mit dem Redner an und leerte sein Glas bis auf die Nagelprobe.

Das verstand Katharine nicht. Sie konnte nur zwei Dinge: entweder lieben oder hassen. Ein drittes: die Gleichgiltigkeit, kannte sie nicht.

Sie, die junge Frau, die neu Bekehrte, hatte den Mut, sich in eine Debatte mit dem gelehrten Widersacher einzulassen.

„Weshalb bedauern Hochwürden meinen Gatten darob, daß er Calviner ist?" fragte sie.

„Weil er zur Hölle kommen wird."

„Und weshalb müßte er zur Hölle kommen?"

„Sie sollen selbst darob urteilen, edle Frau. Nicht wahr, Sie kommen jetzt schnurstracks aus Debreczin? Noch dazu sind Sie in eiliger Flucht von dort entwichen. Und wer vertrieb Sie von dort? Ihre eigenen Landsleute. Nicht wahr, wie die losen Mäuler in Bewegung gerieten, als Sie sich mit dem Geliebten Ihres Herzens verlobten? Man verkündete allenthalben, daß Sie eine arge Sünderin wären. Ihr Bräutigam wußte sich keinen Bescheid mehr. Nur der Engel Gottes vermag die Empfindungen des Herzens in deren richtiges Bett zu lenken. Und machten sich die Pharisäer unserer Mutter Gottes, der gebenedeiten Jungfrau Maria, gegenüber nicht desselben Unrechts schuldig? Verleumdeten sie sie

nicht vor dem heiligen Josef, ihrem liebenden Bräutigam, den nur der Engel Gottes in seiner Treue beschützte? Nun legen Sie die Hand auf's Herz, edle Frau, und sagen Sie, ob Sie nicht all diejenigen, die Sie durch hinterlistige Verleumdungen von dem liebenden Manne zu reißen suchten, zum ewigen Fegefeuer verurteilt wissen möchten? Und kann die unsterbliche Mutter Gottes verzeihen, was die sterbliche Frau nicht zu verzeihen vermag? Ihr Calviner habt das ‚Gebenedeit seist Du, Maria‘ aus Euren Gebeten verbannt. Wer aber eine Frau, die erhabenste Schöpfung Gottes, verunglimpft, ist des ewigen Fegefeuers wert!"

Ein Jeder schwieg, und Katharine fühlte sich von einem gewissen Schrecken erfaßt. Bildlich hatte sie jene Frauengestalt bereits dargestellt gesehen, in deren von einem Strahlenkranz umgebenes Herz zwei scharfe Dolchspitzen versenkt werden, und eine dunkle Ahnung beschlich sie, daß sich diese scharfen Dolchspitzen einmal auch in ihr Herz bohren werden . . .

„Doch was ich beschworen, werde ich getreulich einhalten!" flüsterte sie halblaut vor sich hin.

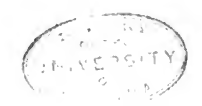
„Wir wollen diese ernsthaften Dinge für Freitag Vormittag lassen," sagte Bessenyey und winkte seinem Feldtrompeter, damit er mit seiner Kunst die Gäste erheitere.

Die Feldtrompete, die neuerlich auch in unseren modernen Konzerten und Theateraufführungen zu Ehren zu kommen beginnt, ist ein gar wundersames Instrument, denn es vereinigt weiche und kräftige Töne in herrlicher Harmonie in sich, und die Freiheitslieder, die zu Rákóczys Zeiten in Aller Munde waren und sich unverfälscht bis heute erhalten haben, kamen auf diesem Blasinstrument in ergreifender Weise zum Ausdruck, namentlich wenn es mit solcher Meisterschaft gehandhabt wurde wie von diesem Kuruczentrompeter. Katharine staunte also auch nicht weiter darob, daß die Kuruczenoffiziere selbst mitzusingen begannen, daß die Wände zitterten.

Das Mahl war zu Ende, und es wurde abgeräumt, nur die Kannen und Becher blieben auf dem Tisch zurück. Die Gesellschaft blieb noch beisammen, um zu trinken und zu plaudern. Die Tischgäste nötigten schließlich auch Mari Dabóczy, sich an der Tafel niederzulassen, und sie überbot alsbald die Herren an übermütigen und mutwilligen Anekdoten, die sie zur allgemeinen Erheiterung zum Besten gab.

All dies war der jungen Frau unverständlich. Nikolaus hatte ihr soviel von den Bitternissen des Lagerlebens, den Entbehrungen der Offiziere und den Widerwärtigkeiten der Mannschaft erzählt, daß sie sich im vorhinein zurechtgelegt hatte, wie sie sich mit all diesen Dingen befreunden werde. Und statt dessen wird ein üppiges Mahl gefeiert, das sich spät in die Nacht hinein erstreckt.

Und daß auch die Mannschaft nicht zu kurz kommt, erhellt aus der Meldung eines Korporals der Grünmützen, der mit zwei Begleitern in die



Betzerika tritt und dem Brigadier Palotay kurz und bündig rapportirt: „Haben Alles bekommen, was uns gebührte, Herr Brigadier."

Bessenyey sagte Katharinen, daß dies soviel bedeute, daß man im Lager draußen etliche Ochsen am Spieß briet und unterschiedlichen Fässern Wein den Boden ausschlug, um auch die geplagten Soldaten zu erheitern.

All dies aber geschah, um die Hochzeit des jungen Paares zu feiern! Unbegreiflich, wahrhaftig!

Wie Katharine an der kleinen Uhr erkannte, die sie im Gürtel trug, war Mitternacht schon vorüber, und noch dachte Niemand daran, die Tafel aufzuheben. Jedermann sprach mit überlauter Stimme, das Lachen übertönte schon die Töne der Feldtrompete, und inmitten des allgemeinen Lärms machte sich von Zeit zu Zeit das kreischende Lachen der Mari Dabóczy vernehmbar.

Jetzt rief der Brigadier dem lustigen Frauenzimmer zu: „Hör' mal, Mari, führst Du den Psalter der heiligen Frau David auch mit Dir?"

„Freilich tu ich das!"

„Her damit!"

Katharine war begierig zu erfahren, was der Psalter der heiligen Frau David eigentlich sei. Den des heiligen David kannte sie schon.

Sie aber war sehr betreten, als sie sah, wie sich die Dinge verhielten. Also benennen die Herren nämlich unter sich die cartas pictas, die Erfindung Gringenöhds, die Spielkarten. Mari Dabóczy führte auch die mit sich und legte sie jetzt vor den Brigadier hin.

Die Herren Offiziere zogen ihre Börsen und setzten sich um den Brigadier herum, der selbst die Bank hielt.

Nun sah Katharine wieder etwas vor sich, was ihr bisher völlig unbekannt gewesen: Karten spielende Männer, darunter auch ihren eigenen Gatten. Das Gesicht des spielenden Mannes bietet für die Frau einen peinlichen Anblick: die verschiedenen Regungen, die sich während des Kartenspieles in ihm geltend machen, kommen in widerlicher Weise in seiner Miene zum Ausdruck.

Während des Spiels kümmerte sich Niemand mehr um Katharine; nicht einmal der Guardian, denn der spielte auch mit. Nur Bessenyey verblieb an ihrer Seite.

„Sie spielen nicht?" fragte ihn die junge Frau.

Bessenyey blickte sie einen Moment an, bevor er erwiderte:

„Niemals."

„Weshalb nicht?"

„Das bekannte Sprichwort verbietet es mir."

Katharine wußte schon, daß es im Sprichwort heißt: „Glück in der Liebe, Unglück im Spiele". Der stattliche Oberst war der ersteren so sicher, daß er sich des letzteren enthielt.

Im Geiste durchlebte die junge Frau die jüngste Nacht noch einmal.

Das tobende Unwetter, die in allen Fugen krachende Schäferhütte, das bescheidene Mahl, die süßen Liebkosungen, — wie schön, wie herrlich war das Alles im Vergleiche zu der heutigen Nacht! Welches der beiden Bilder entsprach der Wirklichkeit? Das erstere oder das letztere?

Dicke Schweißtropfen stehen auf der Stirne ihres Nikolaus. Der Gatte verliert. Und er ist mit Leib und Seele beim Spiel; er denkt nicht daran, daß er heute Unglück haben muß, da er solches Glück in der Liebe hat. Würde sich dieser Gedanke für einen Moment blos in ihm regen, so würde er sicherlich die Karten von sich werfen, zu seiner Gattin eilen, ihren Arm unter den seinigen ziehen und sie mit sich nach Hause führen. Wie kann er aber auch jetzt Geschmack an den Karten finden?

Silber und Gold bedeckt den Tisch; von Kupfergeld war keine Spur. Das vermochte sich Katharine am allerwenigsten zu erklären.

Gerade zog die junge Frau die Hand vor der sich ihr langsam nähernden Rechten ihres Nachbars zurück; dann sagte sie:

„Herr Oberst, ich möchte meinen Gatten nicht blos lieben, sondern auch achten. Es wäre mir ein unerträglicher Gedanke, wenn ich mir sagen müßte, daß mein Nikolaus auch nur ein einziges Mal nicht die Wahrheit gesprochen. Er sagte mir, daß im Blockadelager des Fürsten hier die Not so groß sei, daß man dem Höchstkommandirenden ungenießbare Speisen zum Nachtessen auf den Tisch stellt. Sagen Sie mir, Herr Oberst, wie verhält sich das in Wirklichkeit?"

„Ihr Gatte sprach die Wahrheit," gab Bessenyey zur Antwort. „Bei dem ersten Mahl, da Nikolaus mein Gast war, bestand das einzige Gericht, das auf unseren Tisch gelangte, aus dem Braten eines Wildes, von dem sonst nur das Fell als Pelzbesatz verwendet wird. Ich selbst bot ihm davon an, und er brachte keinen Bissen davon hinunter."

Erleichtert atmete Katharine auf. Nikolaus hatte ihr denn doch die Wahrheit gesagt.

„Ferner sagte er mir — damals war er noch mein Bräutigam — daß die Bezahlung des Proviants nur in Kupfer erfolgen könne, da in der Kriegskasse kein anderes Geld vorhanden sei."

„Damals war nicht einmal Kupfer vorhanden; die Oberintendantur des Höchstkommandirenden war jedem Offizier und jedem gemeinen Soldaten den Sold für zwei Monate schuldig. Das Silbergeld behielt man sich für die in Polen vorzunehmenden Einkäufe."

„Und nun wird hier ein üppiges Mahl gefeiert, häufen sich Gold und Silber auf dem Tisch. Wie vereinige ich diese zwei entgegengesetzten Dinge mit einander?"

Oberst Bessenyey schlug vor Staunen die Hände zusammen und sprach:

„Sie wissen das nicht? Da kommen Sie Beide vom Herd und wissen nicht, woran Sie sich gewärmt! Die große Umwälzung hat ja Debreczin selbst herbeigeführt. Allerdings hat man das vor Ihnen und Ihrem Manne

verschweigen müssen. Die Sache ist also die, daß der Magistrat der Stadt Debreczin sich und die Einwohner der Stadt mit fünfundzwanzigtausend Gulden in Gold und Silber vom Fürsten losgekauft hat, um von Kontributionen jeder Art verschont zu bleiben*). Seine Hoheit, der Fürst, aber hat diesen ganzen Betrag dem Großwardeiner Blockadeheer zur Bezahlung des rückständigen Soldes und für die Verproviantirung überwiesen. Dies ist der Grund dessen, daß die Offiziere jetzt mit Talern und Dukaten wohlversehen sind und sich reichlich nähren können."

Katharine war von dieser Aufklärung ganz geblendet.

Debreczin hatte sich mit Geld von der Teilnahme am Freiheitskampf losgekauft. Diese Teilnahme bedeutete also eine Last? Man liebt das Vaterland nicht mehr? Man sehnt sich nicht mehr nach der Freiheit? Oder hatte die Sache einen anderen Grund? Hatte man es vielleicht nur getan, um sich aus der übergroßen Gewalt des Verpflegungskommissärs Nikolaus Baranyi zu befreien, dem man die Heirat mit der Tochter des Griechen nicht verzeihen kann? Sollte das wirklich genügender Grund sein, um eine ganze Stadt aus dem Herzen eines Landes zu reißen? Welch unermeßlicher, bodenloser Haß mag in den Herzen Jener toben, die diesen Entschluß gefaßt und durchgeführt hatten! Die sehr gut rechnenden, sparsamen Stadtväter hatten sich aufgerafft, um den Geldsäckel der ihnen anvertrauten Gemeinde zu öffnen und ihr fünfundzwanzigtausend Gulden in Gold und Silber zu entnehmen, was zu jener Zeit eine ungeheure Summe war! Nur um sich von einem verhaßten Ehepaar zu befreien!

„Und was wird jetzt aus uns werden?" stammelte Katharine. „Wie können wir da nach Debreczin zurückkehren oder gar dort verbleiben?"

„Ich wüßte einen Rat," sagte Bessenyey, „wenn sich in Ihrer Familie ein entschlossener Mann fände."

„Es giebt einen solchen," flüsterte Katharine.

Beide blickten auf den unweit von ihnen sitzenden Nikolaus; aber nur einen Moment.

Nikolaus „gustirte" eben seine verdeckten Karten; seine ganze Aufmerksamkeit galt ausschließlich dem Spiel.

„Wer ist das?" fragte Bessenyey.

„Mein Vater."

Bessenyey schlug mit der schweren Faust auf den Tisch.

„Richtig!" sagte er. „Der Mann besitzt eine eiserne Willenskraft. Ich werde mich an ihn wenden."

---

*) Die Stadt Debreczin kaufte sich vom Rákóczy-Freiheitskampfe los, indem sie eine Summe von 25 000 Gulden in Gold und Silber an den Fürsten bezahlte. Die regierenden Fürsten waren stets von dem Bewußtsein durchdrungen, daß die Erhaltung Debreczins für die nationale Kultur von höchster Wichtigkeit sei, und darum hoben sie auch niemals Rekruten unter der waffenfähigen Jugend der Stadt aus. Oesterreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild: Seite 290.

Die Unterhaltung währte fort. Wenn der Ungar einmal anfängt, läßt er nicht so leicht locker.

Mari Dabóczy braute einen trefflichen „Krampampuli“. Polnischer Branntwein wird angezündet, und dann wirft man Feigen und Rosinen hinein, worauf man die brennende Flüssigkeit mit einem großen Löffel aus der Schüssel in die Zinnbecher füllt.

Der würdige Kumpan dieses Höllentrankes ist das von den Ungarn so hochgeschätzte „gebähte Brot“. Das wird mit heißem Fett bestrichen, aber auch mit Knoblauch tüchtig eingerieben, sonst wäre der Genuß kein vollständiger.

Bessenyey genoß nichts davon. Der Liebling der Frauen darf keinen Knoblauch in den Mund nehmen.

Langsam und feierlich schlug es drei Uhr Morgens vom Stadtturm.

„Hora canonica!“ sprach der Guardian und ließ seinen Gewinn in seine Kapuze gleiten. „Meine Herren, wir wollen ein Morgengebet verrichten und zur Ruhe gehen.“

Wer konnte, betete. Deus benedicat.

Nikolaus trat auf seine Frau zu. Seine Zunge war etwas schwer, und auch seinen Blick konnte man keinen ungetrübten nennen. Er küßte Bessenyey auf die Wange, worüber dieser nicht wenig erstaunt war.

Darauf geleitete er die junge Frau friedsam nach Hause.

Es regnete, der Wagen war nicht herbestellt worden, und der Schirm war bei den Ungarn damals noch ein unbekanntes Objekt. Wenn Frauen unterwegs vom Regen überrascht wurden, schlugen sie den Oberrock über den Kopf, um nicht naß zu werden. Katharine tat ein Gleiches. Unter Vorantritt eines Burschen, der die brennende Laterne trug, langten sie daheim an.

Die Hähne krähten zum ersten Mal. Es befanden sich nunmehr welche in den Hühnersteigen.

In ihrer Wohnung angelangt, breitete Katharine ihren durchnäßten Rock auf dem Sopha aus, damit er trockne. Nikolaus näherte sich ihr und wollte sie küssen; doch Katharine schob ihn mit den Worten von sich:

„Laß mich; Du riechst nach Knoblauch!“

Damit begab sie sich in ihr Kabinett und verschloß die Tür hinter sich.

Nikolaus blieb in dem großen Zimmer draußen und ging, wohin ihn der schwere Schädel zog.

So verging die zweite Nacht.

. . . Oh heiliger Johann Calvinus! Du großer Weiser, Du großer Gelehrter, Du großer Reformator! Wie sehr hast Du Recht! Nur darin hast Du fehlgegriffen, daß das Interdiktum nicht für Sonntag, sondern für Montag hätte angesetzt werden sollen.

XVI.

Es war noch früh am Morgen, als die Schläfer, die gar zu gerne noch weitergeschlafen hätten, geweckt wurden. Trommelnd und trompetend zogen die Soldaten einher, um eine vorgeschriebene Operation auszuführen.

Zornig sprang Hauptmann Baranyi, der in einen bleiernen Schlaf versunken war, von seinem Lager auf. Sein Kopf war ihm wie ein leeres Faß, und er hatte ein Gefühl, als zerrte an jedem seiner Haare ein Kobold. Er begann zu schreien, ohne daran zu denken, daß sich auch in dem kleinen Kabinett Jemand befinde.

„Balthasar!" lärmte er. „Du altes Aas! Weshalb kommst Du nicht, wenn ich Dich rufe?" Dabei hatte er ihn noch gar nicht gerufen.

Der alte treue Mann beeilte sich, die Tür zu öffnen; dabei hielt er einen Topf mit heißem Wasser in der Hand.

„Hier ist das warme Wasser!" sagte er.

„Warmes Wasser. Du Vieh! Wo bleibt der Eimer, Du Hippopotamus?"

Ach ja, erst kommt der kalte Guß an die Reihe, wenn man von solch einem Gelage nach Hause gekommen. Schnell holt er den mit eiskaltem Wasser gefüllten Eimer herbei, und der Hauptmann steckt den Kopf in das kühle Naß. Davon vergeht das Haarweh ein wenig, und die Sinne werden lichter. Nach dem kalten Bad frottirt der alte Diener den Kopf seines Gebieters mit einem rauhen Wollentuch, wodurch das schöne, lange Lockenhaar natürlich in die größte Unordnung gerät, so daß man es nachher erst mit dem Kamm wieder in Ordnung bringen muß.

„Zerr' mich doch nicht so bei den Haaren, Du alter Esel!" zankte Baranyi.

Balthasar wollte seinem Gebieter einen ausnehmenden Gefallen erweisen und holte das Brenneisen herbei, mit dem er das Haar des wackeren Kämpen jeden Morgen in Locken zu drehen pflegte.

„Geh zum Teufel!" schrie ihn Nikolaus an. „Heut giebt es kein Haarbrennen. Wem ich so nicht gefalle, soll mich nicht ansehen!"

Seine Stimme ist heiser, seine Worte klingen zornig.

In ihrem kleinen Kabinett vernimmt Katharine Alles.

Die Sache ist ihr neu. Ein zankender Mann!

Sie selbst ist schon längst angekleidet und ihr Haar geordnet. Sie wartet nur darauf, daß man sie rufe.

Daß ihr Herr und Gebieter übler Laune ist, hat seinen guten Grund. Erstens hat er sich nicht ausgeschlafen, dann hat er in der Nacht viel getrunken und drittens viel verspielt. Da hat man wahrhaftig Grund und Ursache, um zu zanken.

„Her also endlich mit dem warmen Wasser und der Seife, Du hölzerner Hund!"

Nun folgt das Rasiren. Nikolaus erachtet das für unerläßlich.

Wenn sich der Mann rasirt, soll die Frau nicht in's Zimmer treten.

Während des Rasirens bietet das Gesicht des Mannes einen höchst lächerlichen Anblick. Ringsherum mit weißem Seifenschaum eingestrichen, faßt ihn der Rasirende am Kinn an oder nimmt ihm die Nase zwischen zwei Finger, wenn die Bartstoppeln entfernt werden sollen.

„Gieb Acht, Du Lucifer, daß Du mich nicht schneidest!" schalt Nikolaus.

„Ja, aber dann dürfen Sie nicht so gähnen, Herr Hauptmann."

„Was, ich hab' gegähnt? Mögen Dir die beiden Augen ausfließen, wenn Du zu lügen wagst!"

Furchtsam öffnete Katharine ihre Tür, als sie sich dachte, daß die Operation bereits zu Ende sein könnte, und wünschte leise einen schönen guten Morgen.

Nikolaus wischte sich gerade das Kinn mit dem Handtuch.

„Und man küßt mich nicht einmal?" fragte er.

Wie hätte sie ihn nicht küssen sollen? Namentlich da man sie so schön darum bittet! Sie streichelte ihm sogar die Wangen, die jetzt so glatt und weich waren. Sie glaubte, daß alle Männer am Morgen so zornig sein müssen.

„Was hältst Du da Maulaffen feil, alte Eule Du!" Das galt natürlich wieder dem alten Balthasar. „Bringe das Frühstück. Du weißt schon!"

Ja, er wußte schon. Wenn man nach einer durchschwärmten Nacht nach Hause kommt, muß die Magd Krautsuppe kochen. Balthasar deckte also den Tisch, stellte zwei Teller hin und legte neben jeden einen silbernen Löffel. Dann kam noch eine Tasse hinzu, was ihm seitens seines Gebieters einen sehr ungnädigen Blick eintrug.

Darauf brachte er das Frühstück und zwar das komplette Frühstück. Zu unterst war eine Suppenterrine mit zwei Henkeln und mit einem Teller zugedeckt, auf dem zwei silberne Kannen standen. In der Terrine dampfte die Krautsuppe, in den silbernen Kannen befanden sich Kaffee und Milch.

Wer immer auf den Gedanken gekommen war, nebst der Krautsuppe auch Kaffee zu verabreichen, hatte jedenfalls der jungen Frau eine liebenswürdige Aufmerksamkeit erwiesen.

Katharine erriet, wem sie diese zärtliche Fürsorge zu verdanken habe, denn sie erkannte auf den silbernen Kannen dasselbe Wappen, das sie am Abend vorher auf dem silbernen Becher ihres Tischnachbars gesehen, nämlich den von einem Pfeil durchbohrten Arm, der ein Schwert hebt. Das war das Wappen Bessenyeys.

Sie ließ die Kannen unberührt.

Mit dem Schöpflöffel füllte sie erst den Teller ihres Gatten mit der Krautsuppe, dann den eigenen Teller. Sie begann zu essen und sagte, daß das sehr gut sei, womit sie sich das besondere Wohlwollen des jungen Ehe-

mannes erwarb. Das war die richtige Frau! Sie hat die Wahl zwischen Milchkaffee und Krautsuppe und entscheidet sich für die letztere, trotzdem sie ihr durchaus nicht so sehr mundete. Das Kraut war nicht genügend sauer und die Würstchen darin waren zu stark gepfeffert. Trotzdem nahm sie sich noch ein zweites Mal davon.

Nach dem Genuß der Krautsuppe wurde Nikolaus heiterer. Er zog die junge Frau neben sich auf das Ledersopha nieder und geruhte sie zu umarmen und zu küssen. Sogar eine Schmeichelei versuchte er ihr zu sagen: „Na, wie schön Du heute . . .“ Weiter kam er aber nicht. Wahr ist es allerdings, daß ihn auch ein Klopfen an der Tür störte.

„Wer Du auch sein magst, hol Dich der Teufel!“ brummte er. „Herein!“

Und durch die geöffnete Tür trat Oberst Bessenyey herein.

Nikolaus gab nicht zu, daß seine Frau aufstehe. Er hielt sie demonstrativ umschlungen; mochte man es sehen. Er wollte es so.

Bessenyey schlug die Sporen klirrend zusammen, als er die junge Frau begrüßte, dann wandte er sich kategorischen Tones zum Hauptmann.

„Vorwärts, Kamerad,“ sagte er, „mache Dich fertig, denn wir brechen gleich auf, die Wagen sind schon vorgefahren.“

„Ja, wohin denn?“ fragte Nikolaus staunend.

„Dahin, wohin wir gestern Abend zu gehen beschlossen, als wir uns verabschiedeten.“

„Ich habe keine blasse Ahnung mehr.“

„Wir wollten doch nach Samson.“

„Ja, ja, nach Samson, nun weiß ich schon. Zur Mari Dabóczy.“

Dieser Name erweckte die Neugierde der jungen Frau.

„Darf ich mir wohl die Frage erlauben, wer diese Mari Dabóczy die wir jetzt besuchen sollen, eigentlich ist?“

Der Oberst blickte den Hauptmann an, der mit dem Kopfe nickte und ihm dann mit einer Handbewegung andeutete, er möge sich seiner Frau gegenüber auf einen Stuhl setzen.

„Damit Sie, edle Frau, nicht glauben, daß die Mari Dabóczy, die Sie bei unserem gestrigen Mahle gesehen, vielleicht ein leichtfertiges Frauenzimmer sei, muß ich von vornherein bemerken, daß sie eine nach jeder Richtung hin rechtschaffene, ehrbare Frau ist, deren bisheriges Leben nicht den geringsten Makel aufzuweisen hat. Vor dem Gesetz heißt sie eigentlich Frau Michael Szücs; ihr Mann ist Richter in Samson. Seit zwölf Jahren ist sie seine gesetzlich angetraute Frau, mit der er in Glück und Zufriedenheit lebt. Daß sie sich trotzdem bei ihrem Mädchennamen und nicht bei ihrem Frauennamen nennen läßt, hat eine sehr einfache Erklärung. Von Hause aus ist sie adelig, nach ihrem Manne ist sie eine Bäuerin. Es ist kein Geheimniß, daß ihr Mann als Knecht in ihrem Hause diente, als sie seine Frau wurde, seine Frau nach allen gesetzlichen Vorschriften.

Als sie heiratete, war ihr Mann ein unwissender Patron, der nicht lesen und nicht schreiben konnte. Und aus diesem Klotz schnitzte sie einen wackeren, tüchtigen, klugen Menschen zurecht. Sie bildete seinen Geist, brachte seine Vorzüge zur Geltung und hob ihn stufenweise immer höher. Sie erwarb ihm die Sympathie seiner Gemeinde, die ihn zum Geschworenen, Vorsteher und endlich zum Oberrichter erwählte, dessen Gerechtigkeitssinn allenthalben gerühmt wird. Er ist der vornehmste Mann der Stadt, und das hat er seiner Frau zu verdanken."

„Dann ist ja das eine sehr ehrenwerte Person."

„Ja, das ist sie."

„Weshalb führt sie also nicht den Namen ihres Mannes, der doch auch schon allgemein geehrt und geschätzt wird?"

„Weil sie von aller Welt einmal so genannt wird. Selbst ihren Mann nennt man häufiger Michael Dabóczy, als Michael Szücs. Und wenn ich sage, alle Welt, so ist das wohlbegründet. In ihrem Hause verkehren alle vornehmen Persönlichkeiten der umliegenden Komitate: Vicegespane, Stuhlrichter, Magistratspersonen und die Priester und Kaufleute nicht minder. Sie alle werden bei Mari Dabóczy vortrefflich beköstigt und beherbergt."

„Sie ist wohl eine Gastwirtin?"

„Nein, das ist sie nicht. Bei ihr hat noch keiner der Gäste gezahlt."

„Dann ist sie wohl sehr reich?"

„Auch das nicht. Sie besitzt nicht mehr als das eine Haus, in dem sie wohnt, sammt den dazugehörigen Möbeln."

Katharine zog die Brauen zusammen. Ein schlimmer Gedanke war in ihr aufgetaucht. Der Oberst erriet denselben offenbar, denn er fuhr fort:

„Daß Mari Dabóczy so gastfreundlich sein kann, hat eine sehr einfache Erklärung. Der ungarische Edelmann ist freigebig. Wenn er bei Jemandem freundliche Aufnahme findet, so vergißt er den Betreffenden nicht. All die vornehmen Gäste, die bei ihr ein zweites Heim finden, überhäufen sie selbst mit all den Gütern, an denen sie Ueberfluß haben. Der Eine schickt ihr ganze Wagenladungen mit Mehl, der Andere einen jungen Ochsen, der Dritte Kälber, Wildbret, Fische oder gemästete Schweine. Jedes Haus in der Stadt, wo ein Schwein geschlachtet oder frisches Brot gebacken wird, bedenkt sie stets reichlich, und seitdem gar ihr Mann zum Stadtrichter geworden, versehen sie Gewürzkrämer und Metzger unentgeltlich mit allerlei Gewürz und Fleischsorten, während zur Weinlese sich ihr Keller mit den besten Weinen füllt. Selbst für ihre Kühe schickt man ihr das Grummet in's Haus. So kommt es, daß in dem Hause der Mari Dabóczy stets Ueberfluß herrscht. Wird aber irgendwo eine Festlichkeit veranstaltet, bei der es doch nicht ohne Essen und Trinken abgeht, so wird

das Kochen und Backen ihr übertragen, wodurch sie auch zu etwas Geld kommt. Auf diese Weise gelangte sie auch gestern in unser Lager."

„Und weshalb müssen wir heute mit dem gastfreundlichen Hause der Mari Dabóczy Bekanntschaft schließen?" forschte Katharine weiter.

„Weil wir heute sicherlich den Vicegespan des Biharer Komitats, den Oberfiskal und den Archivar, der gleichzeitig Ingenieur ist, dort antreffen."

„Und was haben wir mit diesen Herren zu tun?"

„Das, schöne Frau, werden Sie erfahren, wenn Sie nach Debreczin in's väterliche Haus zurückkehren. Inzwischen bitte ich Sie, die Herren mit all der Freundlichkeit zu behandeln, mit der der liebe Gott Katharine Ungvári so verschwenderisch ausgestattet hat."

Nikolaus Baranyi hatte sich während dieses Gesprächs reisefertig gemacht, ohne auf die Unterhaltung zu achten. Darauf bestieg man die Wagen, die schon bereit standen.

Um die Mittagsstunde langte man in Samson an. Nikolaus schlief während der ganzen Fahrt und erwachte erst, als man zum Tor des der Mari Dabóczy gehörenden Hauses hineinfuhr.

Die bereits im Hofe stehenden Wagen besagten, daß noch andere Gäste anwesend seien.

Wirklich traf man alle drei Herren an, von denen Bessenyey gesprochen. Sie waren mit der Grenzregulirung zwischen zwei Städten beschäftigt, und dieser Anlaß hatte sie hierher gebracht.

Die Ankömmlinge wurden im Hausflur vom Hausherrn selbst empfangen — seine Frau war in der Küche beschäftigt — und in das Gastzimmer geleitet, wo sie von den vornehmen Herren begrüßt wurden. Dort besprach man die vom Kriegsschauplatz eingelangten neuesten Nachrichten, die nicht gerade erfreulich zu nennen waren.

Auch bei Tische bildete der Freiheitskampf das Hauptthema. Ueber die Feldschaaren wurden häufige Klagen laut. Bercsényi verfügt über eine ganz unzulängliche Kavallerie, die gerade ausreicht, um den Feind zu umschwärmen. Es sei sehr schade, daß ein so tüchtiges Regiment, wie das des Obersten Bessenyey in der Blockade der Stadt Großwardein völlig einroste. Wie nötig hätte man es dagegen bei Tirnau gehabt! Was es wohl da vor Großwardeins Toren zu suchen habe? Lieber sollte die wackere Schaar zu anderen Zwecken verwendet werden. Die Kaiserlichen, die sie umschlossen hält, könnten ohnehin nichts Anderes ausrichten, als die Debrecziner aus der Stadt vertreiben.

Dagegen protestirte Katharine sehr energisch.

„Das würde mein Gatte nicht zugeben," erklärte sie.

Darob lachten nun alle.

Die verliebte junge Frau glaubt sicherlich, ihr Gatte sei ein so furchtbarer Held, daß er allein die Kaiserlichen aus der Nähe ihrer Geburtsstadt

vertreiben könnte. Daß die ganze Stadt von seinen Feinden wimmele, bedenkt sie wohl garnicht.

Während des Speisens richteten die Komitatsherren eine Menge seltsamer Fragen an sie.

Der Vicegespan wollte wissen, ob das Haus ihres Vaters ein recht großes Tor habe.

Sie erwiderte, daß das Tor so groß sei, daß selbst ein mit Heu beladener Wagen hineinfahren könne.

Schwerer war es aber, die Frage des Oberfiskals zu beantworten. „Giebt es in Debreczin einen Maler?“ lautete dieselbe.

„Ich glaube kaum,“ sprach sie. „Was sollte ein Maler in Debreczin? Heiligenbilder halten die Calviner nicht. Der Schuster malt sich einen roten Schuh eigenhändig auf seine Blechtafel, der Schneider eine Scheere, das Wappen des Kürschners besteht aus drei Fuchsschwänzen. das des Mantelschneiders aus einem Pelzkragen, das Wahrzeichen des Töpfers ist eine Kanne, das des Tischlers ein Hobel, des Metzgers ein Ochsenkopf und des Schmiedes ein Hufeisen. Diese Alle malen sich das recht und schlecht selbst an die Ladentür. Einen Maler braucht also Niemand.“

Der Ingenieur beruhigte die Bedenklichen mit den Worten: „mundus se expediet.“ Das verstand Katharine nicht, denn das war lateinisch gesagt und bedeutete, daß man sich schon zu helfen wissen werde.

Was aber die Ursache des vielen Fragens war, vermochte sie schon garnicht herauszufinden.

Noch vor Tische hatte Bessenyey im Nebenzimmer mit den Komitatsherren Rücksprache genommen.

Nachdem jene abgespeist, sich den Mund und die Messer abgewischt hatten, steckten sie ihre Gabeln in den Stiefelschaft, ließen unverzüglich anspannen und fuhren davon. Bessenyey ging mit ihnen, während das junge Paar über Nacht in dem gastfreundlichen Hause zurückblieb. Dort konnte es sich wenigstens ausruhen.

Am nächsten Tage brachen die Eheleute auf, um der Reihe nach in den Nachbarstädten Besuche abzustatten. Die Familie Baranyi hatte überall Verwandte, denen man die junge Frau vorstellen mußte. Man wurde überall freundlich aufgenommen und erst am Samstag Nachmittag kehrte man wieder nach Püspöki zurück.

Hier harrte bereits der Briefbote, ein schmutziger, schwarzbrauner Zigeuner, mit einem großen, versiegelten Schreiben ihrer, das an den wohledlen, hochwohlgeborenen Herrn Nikolaus Baranyi, ibi, ubi, gerichtet war.

Rasch wurde das Schreiben erbrochen. Es waren große vier Seiten mit den kleinen Buchstaben des Herrn Professor Michael Gyarmathy dicht beschrieben.

Nach den einleitenden Zeilen kam der Briefschreiber auf die eigentliche Veranlassung seiner Epistel zu sprechen.

„Seitdem Sie, meine Lieben, die Stadt verlassen haben," so schrieb er, „haben sich hier große Dinge zugetragen. Von den ärgernißerregenden Auftritten in der Sonntagsnacht haben Sie durch Frau Kardos bereits Kenntniß erhalten, ich brauche das also nicht zu wiederholen.

Dieser Tumult zog seine unausbleiblichen Konsequenzen in der am nächsten Tage stattfindenden Schulsitzung nach sich, vor die die Studenten geladen wurden, die sich an jener Ausschreitung beteiligt hatten. Nachdem sie dessen überführt waren, daß sie ihre Befugnisse weit überschritten hatten, als sie, statt einfach Kontrolle zu üben, allerlei unflätige Spottlieder sangen, wodurch sie den Zorn der Waschweiber erregten, von denen sie erbärmlich durchgebläut wurden, erhielten sie eine sechstägige Carcerstrafe; außerdem wurden sie des Studentenranges entkleidet. Die gleiche Strafe ereilte auch den Contrascriba, Adam Fekete, der degradirt wurde. Und eine Appellation giebt es dagegen nicht.

Der Magistrat machte zwar den Versuch, auch die Frauen vor Gericht zu laden, da diese aber mit Hilfe des Kleinrichters den Beweis erbringen konnten, daß das, was sie getan, blos inculpata tutela war, so wurden sie von den Geschworenen freigesprochen.

Der Herr Bürgermeister konnte es indessen nicht verwinden, daß ihm in der Person seines teuren Sprößlings eine solche Schmach widerfahren war; er war vor Grimm und Aerger außer sich, und außerdem stachelten ihn die Frauen, die Zeter und Mordio schrieen, weil Sie, meine Lieben, das kirchliche Verbot durch Ihr Verschwinden und das Uebernachten in der Schäferhütte so prächtig zu umgehen verstanden hatten, in einer Weise auf, daß er sich zu einem furchtbaren Schlag gegen Ihr Haus entschloß, der es — wenn er gelang — gänzlich vernichten mußte. Er erklärte nämlich, daß, seitdem Herr Michael Ungvári reformirten Glaubens und damit zum rechtmäßigen Bürger von Debreczin geworden, das vertragsmäßige Privilegium erloschen sei, das dem griechischen Hause verliehen worden; dieses sei daher ein ganz gewöhnliches Bürgerhaus gleich den übrigen. Nachdem aber laut der städtischen Gesetze in der inneren Stadt von Debreczin nur zünftige Meister in Werkstätten arbeiten dürfen, die ihr Meisterstück gemacht und dem Zunftmeister, Vatermeister und Bürgermeister die vorgeschriebenen Gebühren bezahlt und dafür ihre besiegelten Meisterbriefe erhalten hatten, während alle diejenigen, die das nicht getan, Stümper genannt wurden und weder in der Marktgasse, Meistergasse oder in der langen Péterfiagasse eine Werkstätte eröffnen, noch auf offenem Markte ihre Waren unter einem Zelt feilbieten durften, so müsse dementsprechend die ganze Wäscherei, Spinnerei und Weberei aus dem Wohnhause des wohledlen Herrn Michael Ungvári innerhalb dreier Tage entfernt und

an das Ende der Stadt verlegt werden, wo die Zigeuner ihre Hütten aufgeschlagen haben.

Das war ein gar grausames Urteil und obendrein vom Gesichtspunkt der städtischen Vorsteher vollkommen berechtigt. Dagegen gab es keine Hilfe, außer bei Gott allein. Und wer auf Gott vertraut, hat stets wohl gebaut. An dem Abend desselben Tages, an dem besagtes Urteil gefällt worden, langte unter schmetterndem Trompetenklang ein berittener Kurier an, der Herrn Michael Ungvári ein versiegeltes Schreiben vom Vicegespan des Biharer Komitats überbrachte, der ihm darin mitteilte, daß in seinem beim Domkapitel hinterlegten Adelsbriefe auch die Prärogative enthalten sei, seinem Hause in Debreczin den Charakter eines Edelhofes zu verleihen und es als Salva Guardia in Ehren zu setzen.

Die Salva Guardia aber erfreut sich des Privilegiums, daß sie dem Wirkungskreis des städtischen Magistrats entzogen und der Komitatsbefugniß untergeordnet wird. Dort hat dann weder Richter noch Bürgermeister mehr etwas zu schaffen, dort dürfen nur noch der Vicegespan und der Stuhlrichter eine Amtshandlung vornehmen. In einem Edelhof kann demzufolge auch ein nicht zünftiger Meister seine Werkstätte aufschlagen."

Nikolaus Baranyi begann vor Freude zu tanzen, als er dies las, während Katharine ihre Augen feucht werden fühlte. Dann erinnerte sie sich, daß dies das Werk Bessenyeys gewesen, der den Aufenthalt in Samson benutzt hatte, um diese Gegenmine anzulegen.

Das Schreiben aber lautete weiter:

„Michael Ungvári ließ nach Erhalt des Schreibens das große Haustor sofort ausheben und in die Trockenkammer der Wäscherei schaffen, wo eine geheimnißvolle Procedur damit vorgenommen wurde. Als dann Samstag früh Morgens der Stadtrichter und der Bürgermeister mit einer großen Zahl städtischer Trabanten angerückt kamen, um die Arbeiterinnen gewaltsam aus dem Hause zu schaffen, erblickten sie zu ihrem namenlosen Staunen das auf das Tor gemalte Adelswappen, unter das mit goldenen Buchstaben die Worte gemalt waren: „Arma nobilium de Ungvár", während über dem Wappen in mächtigen karmoisinroten Lettern das Wort: „SALVA GUARDIA" prangte. Als hätten die Herren mit einem Mal heftiges Nasenbluten bekommen, trollten sie sich brummend und scheltend davon. Herr Ungvári tat ihnen obendrein den Schimpf an, daß er mit seiner langherabhängenden Pfeife sich zum Fenster hinauslehnte und den abgeblitzten Vorstehern einen schönen guten Morgen wünschte."

Katharine klatschte vor Freude in die Hände.

„Nicht wahr, mein armer, alter, kranker Vater ist doch ein wackerer, unerschrockener Mann?" fragte sie frohlockend.

„Ja, der Alte hat uns Alle beschämt, so wahr mir Gott helfe," stimmte Nikolaus bei. „Dieser Kunstgriff wäre mir niemals in den Sinn gekommen."

„Nun können wir unbesorgt nach Debreczin zurückkehren," fuhr Katharine überglücklich fort.

„Gewiß, gewiß! Nun aber hole ein paar Spielleute herbei, mein lieber alter Balthasar, denn zur Feier dieses freudigen Ereignisses wollen wir heiter und guter Dinge sein."

* * *

Nun wußte Katharine bereits, aus welchem Grunde sie im Hause der Mari Daböczy von den vornehmen Herren gefragt worden war, ob das Haus ihres Vaters ein recht großes Tor habe und ob in Debreczin ein Maler aufzutreiben sei.

XVII.

Am Sonntag, früh Morgens, noch bevor zur ersten Morgenandacht geläutet wurde, langte das junge Ehepaar in Debreczin zu Hause an.

Vor dem griechischen Hause trafen sie trotz der frühen Stunde schon eine Menge Leute an, die das Tor staunend bewunderten. Derartiges hatte noch kein Sterblicher in Debreczin gesehen. Man denke nur: ein Adelswappen auf's Tor gemalt! Laut der städtischen Satzungen war es einem Adligen nicht einmal erlaubt, in Debreczin ein Haus zu kaufen. Aber verhindern konnte man nicht, daß solche Bürger, die sich nach irgend einer Richtung hin große Verdienste erworben hatten, von den Königen in den Adelsstand erhoben wurden, wie das König Johann, Stefan Bocskay, die Rákóczys und König Leopold getan.

Aber sein Adelswappen hatte darum keiner auf sein Tor gemalt.

Das gemalte Wappen war aber wirklich sehenswürdig. Es war das keine plumpe Kleckserei, wie man sie in kleinen Städten anzutreffen pflegt, sondern ein wirkliches Kunstwerk. Das Wappenschild war von allen Schnörkeln der Heraldik umgeben, und in der Mitte sah man die Nixe, die in einer Hand drei Weizenähren, in der anderen eine Weintraube hält. Der Maler hatte Rücksicht genommen auf die Prüderie des Debicziner Publikums und die aus den Wellen emporragende Wasserjungfrau bis zu den Lenden in ihr dicht herabwallendes Blondhaar gehüllt, während sie weiterhin mit Schilf und den Blättern der Wasserlilie verdeckt war. Ja, diese Nixe konnte auch die Frau Gevatter, die Frau Muhme und Frau Nachbarin betrachten, ohne zu erröten oder sich in ihrem züchtigen Empfinden verletzt zu fühlen. Hingegen mußte notwendig Jedermann die Wahrnehmung machen, daß das Gesicht der Wasserfee das erstaunlich ähnlich ausgefallene Konterfei der bei Ungváris bediensteten Jungfer Ilona sei, was weder der Einen, noch der Anderen zum Nachteil gereichte.

Die staunende Menge mußte für eine Weile das Feld räumen, denn vor dem Wagen, mit dem die Neuvermählten anlangten, mußte man das Tor öffnen, wodurch das Wappenbildniß in der Mitte entzweiging, da

sich die beiden Torflügel nach innen drehten. Und so blieben sie auch bis zum dritten Glockenläuten.

Die Heimkehrenden waren nicht wenig überrascht, als sie des alten Vaters ansichtig wurden, der ihnen entgegenkam. Infolge der kürzlich überstandenen Aufregungen hatte sich die gebeugte Gestalt des Greises emporgerichtet, und seine fahle Gesichtsfarbe war einer kräftigen Röte gewichen. Der alte Herr war nicht wenig stolz darauf, daß er den vornehmen Personen, wie er sagte, so gründlich heimgeleuchtet habe!

Nach dem ersten Glockenläuten erhielten sie den Besuch des Herrn Michael Gyarmathy; er trug sein Priestergewand, da er im Begriffe war, seinen kirchlichen Pflichten nachzukommen.

Er hielt es für geboten, vor Beginn des Gottesdienstes seine Getreuen aufzusuchen und sie von den Zuständen, die sie jetzt antreffen würden, in Kenntniß zu setzen.

Es werden wieder Intriguen gegen sie gesponnen.

Die Vornehmen, Frauen und Männer gleicherweise, haben sich dahin geeinigt, die Kirchenbänke in einer Weise zu besetzen, daß Nikolaus Baranyi und die Ungváris keinen Platz fänden. Selbst den Bettlern sei verboten worden, ihre kleinen Stühlchen gegen Geschenke irgendwelcher Art zu überlassen.

Dem gegenüber hatte der gelehrte Professor das schlaue Strategem ersonnen, auf der rechtsseitigen Galerie, wo die erste Bank für das Militär bestimmt war, schon rechtzeitig drei Kuruczen zu placiren. Baranyis treten durch die Seitentür der Kirche ein, gehen direkt auf die Galerie hinauf, dort erheben sich die drei Kuruczen und überlassen ihre Sitze dem Hauptmann und dessen Angehörigen, so daß sie von dort aus die Wohltat des Gottesdienstes in aller Ruhe in sich aufnehmen können.

Die Sache verlief ganz programmgemäß, und es gelang nicht, Baranyis aus der Kirche auszuschließen. Was abermals allgemeine Erbitterung hervorrief, namentlich im Lager der Frauen. Daß man diesen Leuten doch gar nicht den Kragen brechen kann! Nun werden sie sich hier in aller Bequemlichkeit ansässig machen.

Nikolaus Baranyi kehrte nunmehr den Prahler hervor. Er brüstete sich seiner Frau gegenüber mit seinen Siegen. Er war nämlich fest überzeugt davon, daß er diese ausschließlich seiner Energie zu verdanken habe. Doch Katharine war eine sehr kluge Frau und sich im Klaren darüber, daß die großen Erfolge, die man errungen, zum größten Teil dem Obersten Bessenyey, dem Professor Gyarmathy, ja sogar ihrem armen, alten Vater zu verdanken seien, nur ihr geliebter Nikolaus hatte der Sache sehr geringen Vorschub geleistet, er hatte sich von den Ereignissen blos tragen lassen. Trotzdem dankte Katharine ihm allein für Alles, belohnte sie nur ihn allein. Die Uebrigen hatten ja unentgeltlich getan, was sie eben getan.

Aus der Kirche begaben sie sich zu Fuß nach Hause. Sie begegneten vielen Leuten, die sie freundlich grüßten. Es war gut Debrecziner Sitte, das Grüßen erst hinter dem Rücken des Betreffenden vorzunehmen, womit die fürsorgliche Bedachtsamkeit verbunden ist, daß der also Ausgezeichnete nicht gezwungen ist, zur Erwiderung des Grußes den Hut zu lüften.

Frau Kömüves ließ es sich indessen nicht nehmen, dem jungen Paar nachzueilen und Katharinen die Hand zu küssen, worauf sie sie mit dem Stiefmütterchen beschenkte, das sie in ihr Gebetbuch eingelegt hatte.

„Ach, wie leid tat es mir, daß die hochgeborene Frau nicht zu den Bänken hinunterkam. Ich hatte selbst aufstehen und der hochgeborenen Frau meinen Platz überlassen wollen. Wir Alle erwarteten die hochgeborene Frau. Bitte, sich das nächste Mal nur auf meinen Platz zu setzen. Er ist an diesem Gebetbuch zu erkennen, das in vergoldetes Leder gebunden ist. Ich bekam es vom hochwürdigen Herrn Peter Melius, als ich Braut und so alt war, wie die hochgeborene Frau jetzt ist."

So schwatzte Frau Kömüves unermüdlich weiter, bis man daheim angelangt war.

Das Tor war wieder geschlossen und das Wappen in seiner ganzen Pracht zu sehen.

Katharine fand jetzt erst Zeit, dasselbe genau in Augenschein zu nehmen.

Im Hause ihres Vaters hatte sie viele Bilder gesehen, als man noch griechischen Glaubens war; darunter war auch so manches Meisterwerk gewesen. Aber eine so vollkommene Schöpfung war ihr noch nicht vor Augen gekommen. Die Linien des weiblichen Körpers, die welligen Haarmassen und nicht minder die verhüllenden Blätter verkündeten sein ganz außerordentliches Talent. Es war wirklich schade, soviel Kunst auf dieses Tor zu verschwenden. Doch wer hatte dieses Kunstwerk geschaffen?

„Nicht wahr, ein prächtiges Stück Arbeit?" rühmte Frau Kömüves, als man vor dem Tor stehen blieb. „Ja, der Maler hat da eine herrliche Fee hergemalt! Und Jedermann erkennt dieses Gesicht und sagt: Da seh' Einer, das ist ja die Jungfer Ilona! Wenn sie in einer Hand die Suppenterrine, in der anderen die Weinflasche halten würde, so wäre die Aehnlichkeit eine vollständige. Ja, das hat dieser vertrackte Mensch, dieser Apothekergehilfe, wirklich gut getroffen!"

Katharine beeilte sich, durch die in dem großen Tor angebrachte kleine Tür hineinzuschlüpfen, so daß die an freiwilligen Auskünften so überreiche Dame allein auf der Straße zurückblieb.

„Der Apothekergehilfe hat das gemalt?" fragte Katharine ihren Vater.

„In vier Tagen hatte er es fertig. Ich gab ihm dafür vier Dukaten."

„Das ist gut bezahlt."

„Er heißt Johann Nempcsovics."

„Ein seltsamer Name!"

„Willst Du ihn nicht kennen lernen?"

„Nein."

Als Katharine dieses Wort sprach, regte sich vielleicht jenes instinktive Vorgefühl in ihr, das die besondere Gabe — oder der Fluch — des weiblichen Nervensystems ist. Vielleicht auch stand sie nur unter der Einwirkung jener vornehmen Geringschätzung, die der Bericht der Frau Kardos, wonach der Apotheker Ilona zum Tanze verlockt habe, in ihrer Erinnerung zurückgelassen. Erst tanzt er mit ihr und dann verewigt er ihr Bildniß in der Gestalt der auf dem Wappenschilde sichtbaren Nixe.

Der Sonntagnachmittag diente dem jungen Paare dazu, die herkömmlichen Besuche bei den Persönlichkeiten der Stadt abzustatten. Die Eheleute wurden überall freundlich aufgenommen; nur die Frau Bürgermeisterin ließ durch die Magd sagen, daß sie krank sei und nicht empfangen könne. Mit umso größerer Freundlichkeit nahm die Frau des Superintendenten die junge Gattin des Verpflegungskommissärs auf. Sie war eine unverfälschte ungarische Dame, die aus ihren Gedanken kein Hehl machte, und behandelte Katharine mit wirklicher Liebenswürdigkeit. Der Superintendent und Baranyi waren in's Amtszimmer hinübergegangen und hatten die Tür hinter sich geschlossen, damit der Pfeifendampf nicht in die „gute Stube" dringe.

„Nun sehen Sie, liebes Kind," sagte die Superintendentin zu der Kommissärsgattin; „so sind die Männer. Sie schaffen das Gesetz, welches dem Volke das Rauchen verbietet, und sie sind die Ersten, die das Gesetz übertreten. Das Volk hält es natürlich auch nicht ein. Das Schönste in unserem geliebten Debreczin, in unserer hehren Religion ist es ja, daß wir die strengsten Gesetze schaffen; doch ob sie Jemand auch hält, ist Nebensache. Mein Gatte, der Superintendent, hält seinen Getreuen allsonntäglich eine donnernde Strafpredigt über die zahllosen Sünden, deren sie sich im Laufe der Woche schuldig gemacht; die Leutchen hören ihm andächtig zu, und sobald sie die Kirche verlassen haben, beginnen sie ihre Schlechtigkeiten von Neuem, bestraft aber wird Niemand. Dies ist damit zu erklären, daß sich unter uns kein Verräter findet, der die Missetaten eines Anderen anzeigen würde; derlei steht nicht im Einklange mit dem ungarischen Charakter. Wir kannten nur einen Denunzianten, einen hinterlistigen Spion, der gerne anderen Leuten auflauerte und sie verriet; das war der Adam, der Sohn des Bürgermeisters. Dem aber verabreichten Ihre Dienstleute, liebes Kind, einen gehörigen Denkzettel. Es geschah ihm ganz recht! Ja, bei Bürgermeisters herrscht jetzt eine gar gedrückte Stimmung. Alle stellen sich krank, und Doktor Businkay hat von früh bis Abend nichts Anderes zu tun, als ihnen pilulae de cynoglosso zu verschreiben. Seit einer Woche getraut sich der Bürgermeister nicht, sich im Magistrat blicken zu lassen,

aus Furcht, daß ihn die Geschworenen zur Rede stellen könnten, weil er dem Fürsten eine so hohe Geldsumme dafür bezahlt hat, daß Debreczin am Freiheitskampfe nicht teilzunehmen habe."

So kamen der Reihe nach alle bekannteren Persönlichkeiten der Stadt an die Reihe; von Jedermann wußte sie irgend eine pikante Neuigkeit.

Als die Herren aus dem Rauchzimmer wieder zum Vorschein kamen und man Abschied von einander nahm, küßte die Frau des Hochwürdigen Katharine und sagte: „Besuchen Sie mich recht häufig, liebes Kind, damit wir gemeinschaftlich über unsere Bekannten losziehen können; die geben reichlichen Anlaß zu dieser angenehmen Beschäftigung."

Die jungen Eheleute waren ganz entzückt über diese freundliche Aufnahme. Nikolaus war des Lobes voll über den Superintendenten, gleichwie Katharine über dessen Frau. Zu Hause, wenn er das Amtsgewand abgelegt hat, ist er ja ein ganz jovialer Mann. Mit Vorliebe erzählt er übermütige Anekdoten. Als sich der Gatte vor seinem Bischofe zu entschuldigen begann, weil er sich durch die Flucht dem Bereich des Interdiktums entzogen habe, fiel ihm der Diener der Kirche in's Wort, indem er sagte: „Laß gut sein, mein Sohn; ich an Deiner Stelle hätte genau dasselbe getan."

Auch die zweite Flitterwoche konnte das junge Paar in ungetrübtem Glück in Debreczin verbringen. Im Lager hatte der Kommissär nicht viel zu tun, da er an seinen zwei Leutnants, Kakas und Nyúzó, zwei treffliche Stellvertreter hatte, die statt seiner den Dienst versahen.

Am folgenden Sonntag wurden sie von Herrn Kazay, dem Apotheker, zu einem Fischessen eingeladen. Der Kleinrichter zog mit der geschriebenen Einladung nebst der Liste der Eingeladenen durch die Stadt; als Erster figurirte auf der Liste der Superintendent, dann der Stadtrichter, der Bürgermeister, Professor Gyarmathy, Doktor Businkay, der städtische Arzt, und das jüngste Ehepaar der Stadt: Nikolaus und Katharine Baranyi.

Es ist — so weit ich mich erinnern kann — bei den Calvinern althergebrachte Sitte, daß, wenn Jemand ein Fischessen veranstaltet, nur die männlichen Mitglieder der eingeladenen Familien daran teilnehmen dürfen, während sich die Frauen des Fischgenusses zu enthalten haben. Was der Grund davon sei, weiß ich nicht. Eine Ausnahme bilden nur die ganz jung verheirateten Frauen, die sich vom Genuß des Fisches nicht zu enthalten brauchen. Auch dies kann ich mir nicht erklären.

Auf der Einladung war auch angegeben, aus welchem Anlasse Herr Kazay dieses große Mahl veranstaltete. An diesem Sonntag sollte dem Publikum nämlich ein Kunstwerk gezeigt werden, wie man es in Debreczin noch nicht gesehen: das gemalte Apothekerwappen.

Eines der bewunderungswürdigen Bilder prangte bereits am Tore des griechischen Hauses, und nun kam ein zweites Kunstwerk, noch dazu gleich paarweise. Als am frühen Morgen die Doppeltür der Apotheke

geöffnet wurde, erblickte man sofort die beiden Gemälde an den zwei Türflügeln hängend. Eines stellte einen Mann in grünem Mantel, mit einem langen, eisgrauen Bart und einem Stab in der Hand dar, um den sich eine große Schlange windet; in der anderen Hand hält er eine Sanduhr, zu seinen Füßen hockt eine Eule. Das auf der zweiten Tafel prangende Bild ist das einer prächtig geformten Frauengestalt. Da sie keine Haube trägt, so ist es sicherlich ein Mädchen. Diese Gestalt hüllt sich in einen faltenreichen, rosenroten Ueberwurf, der offenbar keinerlei Nähte hat; in der Linken hält sie eine goldene Schale, in der Rechten den Kopf einer Schlange, deren Körper sich um ihren Arm windet. Sie zwingt die Schlange, die Doppelzunge in die goldene Schale zu tauchen. Beide Bilder sind ideale Darstellungen, denn sie erinnern weder an den Vater, noch an die Tochter von Debrecziner Bürgern. Die hat der Maler nur aus der Phantasie geschaffen.

Einige Studenten der Theologie stehen vor der Apotheke und erklären den staunenden Gaffern, daß dies durchaus keine Papistenheiligen, die in Debreczin überhaupt nichts zu suchen hätten, sondern alte Halbgötter aus der heidnischen Welt seien: Aesculapius und Hygiea, die Vertreter der Heilwissenschaft. Damit giebt sich ein Jeder zufrieden. Vornehmere, aufgeklärte Herren finden sogar, daß die Bilder als solche allein auch zu loben seien. Sie erkundigen sich, wessen Werk sie seien. Man sagt ihnen, daß der Maler derselbe sei, der auch das Wappen der Ungváris schuf: der Gehilfe des Apothekers, der Provisor, der ein wahrer Tausendkünstler ist. Nur seinen Namen vermag Niemand auszusprechen; dagegen sträubt sich die ungarische Zunge. Am Ende hat er sich mit wohlbedachter Absicht einen Namen beigelegt, den keine Debrecziner Zunge auszusprechen vermag.

Als zu Mittag geläutet wurde, zerstreute sich die staunende Menge in bester Ordnung; statt ihrer waren nunmehr die Gäste zu sehen, die sich nach einander im Hause des Herrn Kazay einfanden. Die letzten waren Baranyi und Frau; der alte Ungvári kam nicht, denn er durfte überhaupt keinen Fisch essen.

Katharine fühlte sich gar nicht behaglich, als sie sah, daß hier lauter Männer zugegen seien, unter denen sie die einzige Frau war, und sie machte dem Hausherrn gegenüber auch kein Hehl daraus. Kazay beruhigte sie mit dem Hinweis darauf, daß das hier so Sitte sei. Die älteren verheirateten Frauen pflegen sich zu einem Fischessen nicht einzufinden; die jüngst verheirateten müßten dagegen kommen. Dies ist für eine jung verheiratete Frau ungefähr dasselbe wie für den Soldaten die Feuertaufe. Auch Katharine sollte erfahren, wie es mit dem Feinde bestellt war.

Katharine kannte jeden der Anwesenden, den einen besser, den anderen weniger. Ein Jeder begrüßte sie, und nun wäre man schon zu Tische ge-

gangen; doch fehlte noch ein Gast, auf den man warten mußte. Das war der Bürgermeister. Nicht zu spät langte der städtische Trabant mit einem Briefe an, in dem der Bürgermeister sich entschuldigte, er könne an dem Fischessen nicht teilnehmen, da er krank sei.

„Ob es aber auch wahr ist?" wurde allenthalben zweifelnd gefragt.

„Ja, es ist wahr," beeilte sich Doktor Businkay zu versichern „Herr Fekete-Borbély ist krank. Erst heute Morgen verordnete ich ihm epispasticum boerhavium."

Nun wartete man nicht länger, sondern ging zu Tisch, an dem Katharine den Ehrensitz zugewiesen erhielt, da sie ja die einzige Dame in der Gesellschaft war. Der hochwürdige Herr sprach das Tischgebet ungarisch, worauf man zu essen begann.

Das Mahl bestand der Zusage gemäß aus lauter Fischspeisen, die nach den Rezepten der reichhaltigen ungarischen Küche zubereitet waren; den Beschluß bildeten die traditionellen Topfennockerln. Während des Speisens war natürlich an Trinksprüchen kein Mangel, und jeder der Tischgäste wurde mit je einem begeisterten Toast bedacht.

Mit einem Male kam einer der Gäste — wer es war, konnte Niemand sagen — auf den Einfall, auch den Schöpfer der Gemälde auf den Ladentüren in einem Trinkspruche hochleben zu lassen.

Der saß natürlich nicht bei Tische; wie hätte er auch in der vornehmen Gesellschaft erscheinen dürfen? Er speiste vielmehr im Nebenzimmer in Gesellschaft des Laboranten, von wo man ihn durch den auftragenden Haiducken holen lassen mußte, um der ihm zugedachten hohen Ehre teilhaftig zu werden.

Der also Gerufene trat ein. Es war eine Erscheinung, die nicht unbeachtet bleiben konnte. Eine große, stattliche Gestalt mit gut entwickelten Muskeln und breiten Schultern, die Kleidung aus einem schwarzen Wamms mit bauschigen Aermeln, einem Gürtel, Kniehosen, straff anliegenden Seidenstrümpfen und Schnallenschuhen bestehend; um den Hals legte sich ein gestickter Kragen. Das Ungewöhnlichste aber war das Gesicht selbst mit dem kurz geschorenen Haar, der hohen Stirne und den dichten Brauen. Er war ganz glatt rasirt, von einem Bart keine Spur, so daß die Adlernase und das vorstehende Doppelkinn noch mehr zur Geltung kamen und damit der Ausdruck ungewohnten Trotzes, der ihnen innewohnte, während die blitzenden schwarzen Augen und die vollen Lippen kühne Begehrlichkeit verrieten.

Nachdem ihm sein Prinzipal mitgeteilt hatte, welch große Ehrung ihm widerfahren sei, als in dieser vornehmen Gesellschaft ein Trinkspruch auch auf ihn, den Maler des Ladenschildes, ausgebracht worden, machte er eine stolze Verbeugung, und das ihm dargereichte gefüllte Glas erfassend, äußerte er seinen Dank für diese Freundlichkeit in folgenden schwungvoll gesprochenen Worten:

„Und ich erhebe mein Glas auf diejenige, der ich den Erfolg meiner Arbeit zu danken habe, auf das Ideal, das mir vorgeschwebt und das ich in der Gestalt der Göttin Hygiea sichtbar zu machen bemüht war, auf die Krone der versammelten vornehmen Gesellschaft, auf die hier anwesende einzige Frau! Ich wünsche ihr, es möge ihr gleich der Göttin gelingen, die Schlange zum Trunke aus der sie zähmenden Panacea zu zwingen: vivat domina Katharina Baranyi ad multos annos."

Das war ein kerniger Trinkspuch gewesen und ein Jeder beeilte sich, mit dem jungen Manne anzustoßen, endlich auch Katharine.

Man machte ihm Platz bei der Tafel, und er mußte den Herren beim Trinken Bescheid tun. Das war kein schwächlicher, widerstandsloser Apothekerjüngling, dem schon das erste Glas Schwindel verursacht; er stellte auch beim Trinken seinen Mann! Er eiferte selbst die Herren zum Trinken an, indem er sagte: „Na, noch einen Humpen, damit ich nicht zurückstehe!"

Ist ein Gastmahl einmal in dieses Stadium gelangt, so empfiehlt es sich für die weiblichen Tischgäste, unbemerkt zu verschwinden. Katharine erkannte die Nützlichkeit dieses Grundsatzes aus freien Stücken und zog sich zurück, worauf sich die Herren um so zwangloser unterhielten. Die klangvolle Stimme des jungen Apothekers unterschied sich deutlich von dem übrigen Lärm.

Professor Gyarmathy folgte der jungen Frau in das anstoßende Zimmer, in das sie den schwarzen Kaffee mit sich nahmen. Er selbst trank niemals Wein, wodurch er die Gesellschaft der Herren leicht entbehren konnte.

„Nun, edle Frau," sagte er zu Katharinen, „wie gefällt Ihnen unser junger Maler?"

„Weiß der liebe Himmel, was ich sagen soll! Wenn ich einen Mann mit glattrasirtem Gesicht sehe, habe ich stets den Eindruck, als täte er das nur, damit man seine frühere Physiognomie nicht erkenne."

Gyarmathy war außer sich vor Staunen.

„Sie fordern meine volle Bewunderung heraus, edle Frau," sprach er nach kurzem Besinnen. „Was Sie da sagen, ist vollkommen berechtigt. Dieser junge Mann ist nicht das, wofür er sich ausgiebt, kein Apotheker, sondern studirter Physikus. Er heißt nicht Johann Nempcsovics, ist auch von Herkunft kein Raize. Er ist vielmehr ein sehr berühmter Maler, der Günstling ausländischer Höfe, dessen Bekanntschaft ich in Dresden machte. Er ist ein genialer Mensch, reich von den Musen gesegnet und von Fortuna begünstigt. Nur einen schweren Fehler hat er, seine Leidenschaft für die Frauen. In Dresden bekam er eines gewöhnlichen Schenkmädchens wegen Streit mit dem Sohne des Bürgermeisters. Als hitzige, unüberlegte junge Leute zogen sie sofort die Degen aus der Scheide, und mein armer Freund hatte das Unglück, seinen Kameraden niederzustechen. Dieserhalb mußte er

aus Deutschland fliehen, wo man eifrigst nach ihm sucht. Er entfloh in sein Vaterland, das heißt Ungarn, wo er seinem Gesicht durch das Rasiren einen ganz veränderten Ausdruck verlieh und seinen Namen gegen einen raizischen vertauschte. Mit seinem wirklichen Namen heißt er Adam Mányoky."

Statt des bisherigen Argwohns empfand Katharine nunmehr Teilnahme für den jungen Mann.

„Dies ist aber ein Geheimniß, das zwischen uns bleiben muß," fügte Gyarmathy hinzu.

„Ich werde es nicht einmal meinem Gatten sagen."

„Später können Sie das vielleicht doch tun. Gegenwärtig sucht man noch allenthalben den Mörder des Sohnes des Dresdener Bürgermeisters."

„Und wie kann er denn hier leben?"

„Er bringt sich schlecht und recht durch. Ich habe ihm die Stelle als Provisor bei Herrn Kazay verschafft, und in seinen freien Stunden malt er. Für die Gemeinde in Tótfalú malte er eine büßende Magdalene, die ein wahres Meisterwerk ist und für die ihm der dortige Grundherr, Bogdány, vier Dukaten zahlte*)."

„Sprechen Sie mit ihm, lieber Professor, damit er das Bild meines Gatten male; ich bezahle ihm gerne acht Dukaten dafür."

Noch an demselben Tage kam der Handel zu Stande.

Der weltberühmte Maler wird für acht Dukaten das Porträt des Hauptmanns Nikolaus Baranyi malen.

XVIII.

Nicht die kühnste Dichterphantasie könnte sich so weit versteigen, einen weltberühmten Künstler, wie Adam Mányoky einer war, der seine Studien in Paris, Dresden und Holland vollendete, der der Hofmaler des Königs von Sachsen war, der sich der Gunst der Rákóczy-Fürsten erfreute, dessen berühmteste Porträts, wie König August III., die Kanzler Sembeck und Sapieha, gleich kostbaren Schätzen von Museen behütet werden, dessen Brautbildniß die Perle der Bildergalerie August Stanislaus bildete, eine so berühmte Gestalt also nach Debreczin zu bringen, um daselbst für ein paar Dukaten Ladenschilder und die Porträts von Krautjunkern zu malen und ein volles Jahr seines ruhmreichen Lebens zu opfern, um — einen Roman zu spinnen. Daß dies aber nicht das Gebilde der dichterischen Einbildungskraft, sondern Wirklichkeit war, beweisen die geschriebenen Dokumente, die eine willensstarke Frau mit emsigem Fleiße gesammelt. Ja, der große, der berühmte Künstler wandelte in der puritanischen Stadt des Alföld, wo man keine Bilder duldet, und schuf Meisterwerke, die ihn weit überdauert haben. Und dieser große Künstler hieß Adam Mányoky.

*) Testimonium Joannis Varjas, professoris collegii Debrecziniensis.

Sein erstes Porträt war das des Hauptmanns Nikolaus Baranyi. Er arbeitete sehr lange daran. Da er als Provisor in der Apotheke tätig sein mußte, gelangte er erst zur Staffelei, wenn er die Rezepte erledigt hatte. Das Modell selbst war auch nicht immer zu finden. Häufig mußte der Verpflegungskommissär in's Lager ziehen, um seinen Berufspflichten nachzukommen. Zudem war Mányoky bei der Arbeit von einer peinlichen Genauigkeit; den Ueberwurf aus Wolfsfell arbeitete er mit solcher Gründlichkeit aus, daß man jedes Haar zu erkennen meinte, und ein Auge gab ihm Arbeit für eine volle Woche. Dafür war das Porträt aber auch ein vollendetes Meisterwerk; wenn man es ansah, meinte man, es müsse jeden Augenblick zu sprechen beginnen und aus seinem Rahmen heraustreten.

Katharine verfolgte aufmerksam die Fortschritte, die das Bild machte, um schließlich zu einer lebendigen Gestalt zu werden. Was für Wunder vollbrachte diese Hand, die aus zehn verschiedenen Farben ein Gemisch herstellte und dann den richtigen Ton damit traf. In diesem Menschen wohnte wirklich die Kraft des Schaffens.

Während Mányoky an diesem Bilde arbeitete, erfreute sich das Haus Ungváris eines überaus regen Besuches, denn Jedermann wollte dies Wunderwerk sehen. Frau Kömüves fand sich jeden Tag zu seiner Besichtigung ein und schwur hoch und teuer, daß dieses Bild den Menschen überall anblicke, wo man auch stehen möge, ja, sie vertraute sogar ihren auserwählten Bekannten an, daß das Bild zu sprechen begonnen und sie gefragt habe: „Nun, Frau Kömüves, was giebt es Neues in der Stadt?“ Zuweilen wußte Frau Kömüves auch der Frau Superintendentin Einiges über Katharine zu berichten. Sie erzählte, die junge Frau habe einen wahren Abscheu vor allen Butterspeisen. Darauf stattete die hochwürdige Frau der jungen Gattin des Hauptmanns Baranyi einen Besuch ab und beruhigte sie, dies sei nur das Symptom eines Umstandes, den jede Frau durchmachen müsse, wie sie hinzufügte.

Später hinterbrachte Frau Kömüves auch, daß Nikolaus Baranyi seine Dienstleute strenge angewiesen habe, Nähnadeln, Trichter, Gießkannen und Flöten aus dem Handbereich seiner Gattin zu schaffen, hingegen das Wälgerholz, Maiskolben, Schusterahle und Stecknadeln in ihre Nähe zu bringen. Die erfahrenen Damen zwinkerten nur mit den Augen dazu; sie verstanden diese Hieroglyphen sehr gut.

Nikolaus Baranyi brauchte jetzt nicht mehr so häufig aus dem Lager nach Hause zu kommen, er brauchte ja dem Maler nicht zu sitzen.

„Und was ist's mit der Frau?“

Ach ja, richtig, an die darf ein guter Gatte nicht vergessen. Als der Maler mit dem Porträt des edlen Herrn fertig geworden, bezahlte dieser das dafür vereinbarte Honorar und äußerte seinen Wunsch, der Künstler möge nunmehr auch das Bild der Frau malen, was jener freudig zusagte.

Nachdem Nikolaus Baranyi auf diese Weise seiner Gattenpflicht Genüge getan, eilte er in das Blockadelager zurück.

Wie er es vorhergesagt, verbrachte das Kuruczenheer den ganzen Winter mit der Belagerung von Großwardein; ja, der Frühling zog auch schon in's Land, ohne daß die beiden feindlichen Heere auch nur einen Flintenschuß miteinander gewechselt hätten.

Während dieser Zeit verbrachte Nikolaus Baranyi viel mehr Zeit außerhalb, als innerhalb der Mauern von Debreczin. Und das mit gutem Grund.

Wenn wir die Sache auch so behutsam umschleichen, wie die Katze den heißen Brei, müssen wir der Wahrheit doch die Ehre geben. Es ist das nur eine natürliche Folge der Dinge.

In glücklichen Ehen stellt sich häufig ein Zustand ein, den das Sprichwort mit den Worten kennzeichnet: „Der Gatte wird kurz gehalten." Poetisch ist der Ausdruck gerade nicht, aber treffend ist er.

Das Kurzhalten bezieht sich nur auf einen Punkt, in allen übrigen Punkten ist dem Gatten hingegen viel mehr als sonst erlaubt. Er darf sich in einer Weise aufführen, als wäre er noch Junggeselle, darf lustige Gesellschaften besuchen — ohne Gattin — und schönen Frauen den Hof machen. Und das tut er denn auch getreulich. Was würde es ihm denn auch nützen, wenn er bei seiner Gattin daheim sitzen und ihre mit dem Segen Gottes unzertrennlichen Klagen anhören wollte? Niemand nimmt es ihm daher übel, wenn er während dieser Zeit lustig und guter Dinge ist und sich seines Lebens freut. Die Frau am allerwenigsten.

Katharine lachte daher auch nur, so oft ihr die getreue Botschaftskünderin, Frau Kömüves nämlich, gewissenhaft hinterbrachte, daß Herr Nikolaus bald hier, bald dort mit der schönen Susanne Sándor, der berühmten Witwe, die an allen Lustbarkeiten und Hochzeiten im Lande teilnehmen mußte, den Reigen der Tänze eröffnete und bis an den frühen Morgen mit ihr tanzte. Die schöne Witwe huldigte dem seltsamen Brauch, von jenen Damen, die, wie sie wußte, an dieser oder jener Festlichkeit nicht teilnehmen würden, deren Festkleider, Ringe und Armbänder zu entlehnen und selbst anzulegen, sodaß man sie immer in fremden Kleidern einherstolziren sah, was ihr so manche spöttische Bemerkung eintrug. Mit dieser Dame pflegte also Herr Nikolaus Baranyi zu tanzen, wo sich Gelegenheit dazu bot.

Katharine hatte dagegen nichts einzuwenden. Sie war auf die schöne Witwe nicht eifersüchtig. Mag ihr geliebter Gatte mit ihr tanzen, so lange es erlaubt ist!

Frau Kömüves hatte indessen einen Kardinalfehler, und zwar den, daß sie am tollsten klatschte, wenn neun Zehntel ihrer Botschaft der Wahrheit entsprach und nur ein Zehntel erlogen war.

Hierbei fällt mir eine jüdische Legende ein. Die Juden hegen das gänz-

lich ungerechtfertigte — Vorurteil, daß Menschen mit rotem Haar schlecht seien. Sogar das neugeborene Kind weiß das schon. Gewahrt es also, daß ihm rotes Haar beschieden worden, so beginnt es zu Jehova zu flehen, er möge es von diesem, einem Brandmal gleichkommenden, Zeichen befreien und sein Haar braun werden lassen. Jehova erbarmt sich des armen Kindes und spricht: „Gut, ich erlaube, daß Dein Haar braun oder blond wird, wenn Du gelobst, ein guter Mensch zu werden.“ Wird dann aus dem Knaben doch ein schlechter Mann, so beschert ihm Jehova neben dem braunen Haar einen roten Schnurrbart, und wer somit braunes Haar und einen roten Bart hat, ist am schlimmsten gebrandmarkt. Ein so unvollständiges Ungeheuer war das Klatschen der Frau Kömüves, wenn es seinen Zenith erreichte. Sie wurde nicht müde, Katharinen von dem Eifer zu erzählen, mit dem sich der leichtfertige Herr Nikolaus um die schöne Witwe Susanne Sándor bemühte; dagegen verschwieg sie, daß die schöne Witwe eine heranwachsende Tochter habe, die noch nicht tanzt, auch dem feurigen Hofmacher nicht in die Arme sinkt, im Geheimen aber träumerische Blicke mit dem Tänzer ihrer Mutter wechselt.

Dies verschwieg die gefährliche Zavagykünderin.

Inzwischen machte auch das weibliche Porträt schöne Fortschritte . . Es versprach ebenso gelungen zu werden, wie das erste, und die Bekannten fanden sich auch ein, um es zu bewundern. Auch dieses Bild schien förmlich zu sprechen, wenn es den Beschauer aus den zwei großen Augen anblickte. Der Superintendent fand sich gleichfalls zur Besichtigung ein und bemerkte tadelnd, daß es denn doch nicht angehe, daß der Hals und ein Arm der Frau völlig unverhüllt zu sehen seien. Darauf erwiderte ihm der Künstler, daß dies die griechische Tracht sei, die er als klassisch bezeichnete. Auf diese seine Entschuldigung replizirte der hochwürdige Herr sehr richtig: „Frau Nikolaus Baranyi ist keine Griechin mehr, sondern Calvinerin, deren Hals und Schulter von einem Spitzentüchlein verdeckt sein müsse.“ Der Maler versprach das zu besorgen, und damit erreichte er, daß er nicht in Acht und Bann erklärt wurde.

Während das Porträt seiner Frau im Entstehen war, fand sich Herr Nikolaus wiederholt in Debreczin ein und brachte ihr zum Zeichen seiner unwandelbaren Liebe stets ein Fuchsfell mit, zuweilen auch mehrere. Katharine rühmte sich dessen ihrer Nachbarin, Elisabeth Sereß, gegenüber, indem sie sagte: „Sie sehen nun, Frau Nachbarin, wie lieb mich mein Gemahl hat, denn wieder hat er mir ein schönes Geschenk mitgebracht.“

Als es Frühling wurde, unternahm Katharine auf den Rat des Arztes und der weisen Frau an schönen, warmen Tagen Ausfahrten auf die blumengeschmückte Wiese hinaus. Hierbei begleitete sie der Maler in der Art, daß er neben dem Kutscher auf dem Bock saß, während die Edeldame den Hintersitz des Wagens allein einnahm. Man blieb zuweilen stehen, Katharine stieg aus und ließ sich von dem Künstler stützen, wenn es galt,

über einen Graben zu setzen oder über eine holperige Stelle hinwegzukommen. Auf der Wiese standen Nelken und Lilien in voller Blüte. Der Maler pflückte einen Strauß der wilden Blumen und bot ihn der schönen Frau an, die keine Ahnung hatte, welch unerhörter Sünde sie sich schuldig machte, als sie aus der Hand eines fremden Mannes eine wilde Nelke annahm. Der Kutscher hatte es mit angesehen!

Nur die linke Hand, die auf einer Leier ruhte, als wollte sie deren Saiten rühren, war auf dem Bilde noch auszuarbeiten. Es ist Sache des Malers, die Lage der fünf Finger zu bestimmen; dieser soll ein wenig erhoben, jener eingebogen sein, und während der Künstler damit beschäftigt war, widerfuhr ihm das Unglück, einen heißen Kuß auf die zarte, weiße Hand zu drücken, während er gleichzeitig einen sehnsüchtig flehenden, heiß verlangenden Blick auf die Dame heftete.

Zürnend sprang Katharine empor und mit gebieterischer Geberde streckte sie die Hand gegen den Maler aus.

„Entfernen Sie sich auf der Stelle!" rief sie ihm mit vor Erregung bebender Stimme zu.

„Die Hand ist ja noch nicht fertig," stammelte der Künstler.

„Sie bleibt, wie sie ist, ich sitze Ihnen nicht mehr!"

Damit eilte sie aus dem Gassenzimmer, in dem — der besseren Beleuchtung wegen — das Atelier aufgeschlagen worden war.

Der Künstler raffte seine Pinsel, Farben und sonstigen Gerätschaften zusammen und ging nach Hause.

Doch vergaß er seinen kleinen Handspiegel mitzunehmen, wie sich die Maler beim Porträtiren solcher zu bedienen pflegen; dieser Spiegel zeigt ihnen, wenn sich ein Zeichenfehler in ihre Arbeit eingeschlichen hat.

Katharine schickte diesen Spiegel durch Ilona dem Künstler nach; gleichzeitig überschickte sie ihm auch die acht Dukaten, die er für das Bild zu bekommen hatte. Dieser Spiegel und die acht Dukaten bildeten den Ausgangspunkt der späteren erschütternden Ereignisse.

XIX.

So kam es, daß die linke Hand auf dem Bilde unausgearbeitet blieb.

Katharine befahl der Jungfer Ilona, den Maler niemals wieder vor sie kommen zu lassen und ihr keinerlei Botschaft oder gar einen Brief von ihm zu bestellen. Ihrem Gatten berichtete sie nicht, welch eine große Beleidigung ihr widerfahren sei, als ihr ein fremder Mann die Hand zu küssen wagte. Sie hatte ihren guten Grund, um das zu verschweigen. Die beiden Männer hätten darob unzweifelhaft Streit miteinander bekommen, und da Nikolaus mit dem Degen trefflich Bescheid wußte, aber auch der Maler ein berühmter Duellant war, so wäre ein großes Unglück unausweichlich gewesen. Lieber möge es ein Geheimniß bleiben, aus

welchem Grunde die linke Hand des Porträts der künstlerischen Ausarbeitung entbehrte.

Trotzdem trug es sich an einem Sonntag Nachmittag zu, daß Ilona in das Zimmer ihrer Gebieterin trat und ihr einen Brief überreichte, auf dem Katharine sofort die Handschrift des Malers erkannte. Da Katharine der Dienerin dies strengstens untersagt hatte, so geriet sie darob in solchen Zorn, daß sie den Brief ungelesen entzweiriß und der Dienerin eine so kräftige Ohrfeige versetzte, daß jener sofort die Perlenhaube vom Kopfe flog.

Ilona raffte ihre Haube von der Erde auf, doch konnte man an dem Ausdruck des ganzen Gesichtes, den finster gerunzelten Brauen und dem verzerrten Munde ganz deutlich erkennen, daß sie sich im Stillen sagte: „Na warte nur, für diese Ohrfeige sollst Du mir büßen!“

Von da an konnte man sie wiederholt in der Apotheke sehen, wenn der Prinzipal nicht daheim war, wo sie, der Apothekergehilfe und der relegirte Student, der Sohn des Bürgermeisters, die Köpfe zusammensteckten. Da wurde zweifellos schon wieder ein Komplott geschmiedet.

Nikolaus Baranyi hatte sich für längere Zeit in's Lager — oder anderswohin — begeben, und Katharine blieb allein zu Hause. Bevor sie sich des Abends zur Ruhe begab, nahm sie das kleine Gebetbuch zur Hand, das sie noch als Braut von ihrem Nikolaus erhalten, und nachdem sie daraus das Gebet der des göttlichen Segens harrenden Frauen verrichtet, neigte sie das schöne Haupt zur Ruhe.

Gegen Mitternacht ertönte ein lauter Lärm im Hause. Man schrie, Türen wurden aufgerissen und zugeschlagen, jetzt wurde auch die Tür des Schlafzimmers geöffnet, in dem Katharine lag, und unter wütendem Geschrei drang eine ganze Schaar Menschen hinein. Voran der Student Adam, der Sohn des Bürgermeisters, mit einer brennenden Laterne in der Hand, ihm dicht auf den Fersen seine Stiefmutter, dann die Christine Fekete und schließlich zwei städtische Trabanten mit dicken Knütteln.

„Was wollt Ihr hier?“ fragte Katharine voll Staunen.

„Deinen Liebhaber suchen wir, den Du hierher rufen ließest und dann verstecktest! Wo ist er! Heraus mit ihm!“ kreischte die einstige Stiefmutter.

„Gott ist mein Zeuge, daß ich niemals einen Liebhaber hatte!“

„Da hilft kein Leugnen! Hier haben wir den Kutscher, der ihn zum Tor hineinschlüpfen sah; hier haben wir die Jungfer Ilona, die ihn herein ließ. Die Beiden haben Dich angezeigt, daß Du den Apothekergehilfen bei Dir habest.“

„So suchet ihn; ich bin mir keines Fehls bewußt.“

„Ja, wir werden ihn auch suchen!“

Und die Hausdurchsuchung begann. In dem puritanischen Debreczin ist die Behörde berechtigt, behufs Feststellung unerlaubter Liebeshändel in

die Häuser einzudringen und das species facti zu konstatiren. Mit Laternen und Knütteln bewaffnet, stürmten die beiden Furien hinaus, um die Hausdurchsuchung vorzunehmen. Katharine aber kleidete sich inzwischen eiligst an.

Nach einer ziemlich langen Weile kamen die Frauenzimmer unter lautem Gepolter in das Zimmer Katharinens zurückgestürmt und schleppten den Verbrecher mit sich. Sie hatten ihn in der Kammer angetroffen, wo er auf einem leeren Fasse saß. Ein Zweifel konnte gar nicht bestehen. Er war nur in seinen Unterkleidern. Dieser Apothekergehilfe ist der schlagendste Beweis! Ihm hilft kein Leugnen! Der kann nur hierher gekommen sein, um im Vereine mit der Edeldame Unrecht zu begehen!

Der Maler wollte sprechen; doch die Frauen hielten ihm den Mund zu und schrieen ihn an: „Kein Wort! Vor dem Richter kannst Du sprechen! Da wird nichts verabredet! Und nun fort ins Gefängniß mit ihm!"

Man bemächtigte sich der Beiden und schleppte sie gewaltsam ins Stadthaus, wo man den Mann ins Kellerverlies warf, während die Frau in den Stock hinaufgebracht wurde, wo sich die für schuldhafte Frauen bestimmten Zellen befinden.

In Wirklichkeit verhielt sich die Sache derart, daß die Jungfer Ilona den Provisor, mit dem sie schon längst auf vertrautem Fuße stand, zu sich rufen ließ. Aus Rache für die erhaltene Ohrfeige verriet sie ihn dann, indem sie den Kutscher mit der Botschaft zum Bürgermeister schickte, daß man ihre Gebieterin jetzt auf frischer Tat ertappen könne. Es war das ein von langer Hand vorbereitetes und unentwegt durchgeführtes Komplott, um eine unschuldig verfolgte Frau zu Grunde zu richten.

XX.

Was nun folgt, ist so unglaublich, daß es nur der Wirklichkeit, nicht aber der Phantasie entspringen kann.

Die Behörde wirft eine vornehme Dame gewaltsam ins Gefängniß und klagt sie eines Verbrechens an, auf das die strengste Strafe gesetzt ist. Man lädt allerlei verlogene Zeugen vor, die gegen die Frau aussagen, daß sie mit dem Provisor ein sträfliches Liebesverhältniß unterhalten. Unter Anderem nimmt man die Aussagen eines Feldhüters zu Protokoll, der die Erklärung abgiebt, daß er es mit eigenen Augen mit angesehen, wie der Apothekergehilfe mit Frau Baranyi einen Spaziergang im Weingarten unternommen. Der Provisor hatte eine Krähe geschossen und sie der Frau geschenkt. Das war das flagrans delictum! Es fanden sich auch Zeugen, die erklärten, daß sie es mit eigenen Ohren gehört, als Frau Baranyi den Provisor angeeifert habe, er möge ihren Gatten — mit Gift aus dem Wege schaffen. Die auf der Wiese gepflückten Blumen, der Spiegel und die Dukaten, die sie ihm durch die Ilona geschickt, waren schon gar nicht zu bestreiten. Am schwersten fiel aber die Aussage eines Zeugen ins Ge-

wicht, vor dem sich der Provisor geäußert haben sollte, daß ihm Frau Katharine nicht um ein Himmelreich feil wäre!

Nur ein einziger Zeuge besaß menschliches Mitgefühl genug, um vor dem Richter nur Wahres und Gutes auszusagen. Und dies war — seltsamer Weise — Frau Kömüves! Ja, die Kömüves lügt zum eigenen Vergnügen, auf eigene Faust; doch aus Bosheit oder weil sie sich bestechen ließ, hatte diese Frau im Leben noch niemals Jemanden verleumdet! Sie sagte vor dem Untersuchungsrichter aus, daß einzig und allein nur die Ilona das leichtfertige, ausschweifende Frauenzimmer sei, daß sie den jungen Menschen zu sich ins Haus gerufen, versteckt und dann dem Bürgermeister verraten habe. Allein man maß ihren Aussagen keine Glaubwürdigkeit bei.

Der Gerichtshof war alsbald gebildet und das Urteil gefällt worden. Obschon unser Publikum in der heutigen Litteratur an sehr starken „Tabak“ gewöhnt ist, werden wir uns dennoch hüten, das weise Urteil seinem vollen Umfange nach mitzuteilen. Es erscheint uns genügend, aus der Motivirung herauszuheben, daß die Angeklagten, unbekümmert um die Gebote Gottes, die Gesetze des Landes und die sich täglich wiederholenden Beispiele, wonach jeder Verbrecher seiner gerechten Strafe entgegengeführt wird, sich der leiblichen Unzucht hingaben, was daraus zu ersehen ist, daß die Frau des Nikolaus Baranyi dem Johann Nempcsovics Spiegel, versiegelte Briefe, Gelder zum Geschenk schickte, auf Feldern und Wiesen mit ihm lustwandelte sich allerlei Kurzweil mit ihm gestattete, hier und dort bei Tag und auch bei Nacht vertraulich mit ihm kicherte, ihn aneiferte, ihren Gatten zu töten u. s. w. u. s. w., und ihn schließlich in ihre Kammer versteckte, welch sündhafte Handlungen sowohl aus den Zeugenaussagen, als auch aus der Eingabe des jungen Menschen hervorgehen werden. Weil die Frau also trotz der Treue, die sie dem Ehegemahl zu wahren gehabt hätte, und ihrer Pflicht entgegen sich einem Anderen zu eigen gab, der junge Mensch aber das Haus seines Nächsten besudelte, sollten in Gemäßheit des göttlichen Gesetzes: Levit. Caput 20 V. 10 und 1-mae Part. Decr. Trip. Tit. 105 Beide von Henkershand enthauptet werden, anderen zum abschreckenden Beispiel, sich selbst zur gerechten und wohlverdienten Strafe.

Die in dem Urteil erwähnte Eingabe des angeklagten jungen Menschen besagte unter Anderem, daß er in Abrede stelle, das ihm zur Last gelegte Verbrechen begangen zu haben. Daß er sich in dem Hause der Frau einfand, hatte seinen guten Grund, da er in demselben Hause in der Person des Herrn Johann Belteki einen Patienten hatte, den er zu behandeln gekommen war. Mit diesem stände er auf genügend vertrautem Fuße, um sich bei ihm entkleiden und zur Ruhe legen zu können. Damit widerlegte er die gegen ihn erhobene Anklage eher, als daß er sie bekräftigte. Und darum stellte er auch die Beschuldigung ihrem vollen Umfange nach in Abrede.

Die angeklagte Frau wurde aber niemals vor einen Richter gestellt,

ihre Verteidigung und Rechtfertigung niemals angehört, ja man konfrontirte sie unerhörter Weise nicht einmal mit ihrem angeklagten Mitschuldigen. Erst nach vielen Jahren gelang es ihr Dank der veränderten Verhältnisse vor einem kompetenten Gerichtshof ihre eheliche Treue und Frauenehre sonnenklar nachzuweisen. Doch was mußte sie bis dahin leiden und kämpfen! Heute stand sie erst am Anfang der vielen Leiden und Kämpfe!

Es wird nicht ohne Interesse sein, der Geschichte dieser armen, verfolgten Frau Schritt für Schritt nachzugehen.

Ich, der ich diese Geschichte niederschreibe, glaube tatsächlich eine Pflicht zu erfüllen, wenn ich den guten Ruf einer ungerechter Weise beschimpften Frau und ihres Sprößlings einem Grabdenkmal gleich emporrichte. In meiner ganzen Erzählung ist kein Wort erfunden; vom Anfang bis zu Ende ist Alles wahr und wirklich. Es klingt märchenhaft, entspricht aber den Tatsachen.

XXI.

Im Schlosse zu Zenye ging es hoch her; die Frau des Hauses, die schöne Susanne Sándor, feierte ihren Namenstag, aus welchem Anlasse sie Freunde und Verwandte von weit und breit zu sich geladen hatte. Bei solchen Gelegenheiten ließ die Witwe nicht über sich spotten.

Küche, Keller und Auftragen war der Fürsorge der Mari Dabóczi anvertraut; aus Máramaros-Sziget hatte man die berühmten russischen Trompeter kommen lassen, damit sie zum Tanz aufspielten, und aus Hermannstadt die aus Ziegenunschlitt gegossenen Kerzen zur Beleuchtung der Zimmer.

Vor der Eingangstür prangte ein Transparent mit der blutroten Inschrift: „Vivat Susanna Sándor!“ Das war das Meisterwerk des Rektors.

Nachdem man zu Ende getafelt hatte, folgte der Tanz. Zuerst führten die Männer den einstigen Werbetanz auf, der einen recht hübschen Anblick bot. Dann folgte die Mazurka, der wilde polnische Tanz, bei dem mit den Füßen mächtig gestampft wird, und dem nur der Fehler anhaftet, daß zu gleicher Zeit nur ein Paar tanzen kann; alle übrigen müssen warten, bis sich dieses eine Paar müde getanzt hat, dem für die Dauer des wilden Springens der ganze Tanzsaal gehört.

Der Palotás, dieser langsame, feierliche Tanz der alten Ungarn, gewährt schon den gewünschten Spielraum, denn an ihm können beliebig viele Paare teilnehmen. Er giebt dem Manne Gelegenheit, seine ganze Stattlichkeit und Elastizität, der Frau, all ihre Anmut zur Geltung zu bringen, und während die Trompeten schmetternd klingen, stimmen die Alten, die nicht mehr tanzen, das Lied dazu an: „Man sagt, der Ungar eigne sich nicht zum Tanz, in Schnallenschuhen und Kniehosen freilich nicht; umso besser aber mit reihergeschmücktem Barett, in sporenklirrenden Stiefeln und gestickten Röcken nebst ebensolchen Schuhen.“

Am schönsten tanzt den Palotás auch heute wieder die Frau des

Hauses, die schöne Susanne, die aus einer Hand in die andere geht. Die männlichen Gäste wetteifern mit einander, wer sie schneller zum Tanze führt.

Aber wo bleibt „er"? Er, der feurigste Tänzer, Hauptmann Baranyi, der so oft mit der schönen Frau getanzt hat, um derentwillen er trotz Schnee und Sturm meilenweit gefahren, wenn es galt, mit ihr zusammenzutreffen. Der sitzt jetzt irgendwo in einem Winkel und führt flüsternde Gespräche mit einem jungen Mädchen. Es ist das eine bleiche Jungfrau, die durch das einfache Kleidchen, das sie trägt, durch das herabhängende Haar noch jünger erscheint, als sie wirklich ist. Sie ist die einzige Tochter der Hausfrau, die kleine Elisabeth. Sie darf nicht tanzen. Vielleicht ihrer großen Jugend wegen? Oder um ihre Gesundheit zu schonen? Am wahrscheinlichsten ist, daß jetzt noch die Mutter tanzen, sich noch des Lebens freuen will. Und inzwischen hat die Tochter nichts Anderes zu tun, als Mauerblümchen feilzuhalten.

Nikolaus Baranyi aber setzte sich neben das Mädchen hin und plauderte mit ihr, die ihm sehr aufmerksam zuhörte.

Doch mit einem Male steht Frau Susanne vor ihnen, erfaßt Nikolaus am Arm und spricht eilfertig:

„Oho, mein Herr! Das geht nicht! Sie stehlen sich aus dem Tanze fort? Das ist nicht erlaubt! Kommen Sie nur schnell zurück!"

Und damit entführte sie ihn mit sich, während sie ihrer Tochter den Fächer hinwarf, damit sie ihn halte.

Ein ganzer Kreis bildete sich um die Tanzenden; ein Jeder bewunderte sie. Solch ein Tänzerpaar, das derart für einander geschaffen zu sein scheint, findet man im ganzen Lande nicht. Mit in die Hüften gestemmten Händen führen sie den Tanz auf; dann legt der Ritter den Arm um den Leib seiner Tänzerin und dreht sie wirbelnd im Kreise, wobei sich Aug' zu Auge findet und der heiße Atem der Lippen in einander schmilzt.

Mit einem Male entsteht ein wilder Aufruhr im Saal; eine Bauernfrau ist hereingestürmt, die die vornehmen Gäste nach rechts und links stößt, sich einen Weg bis zu dem allgemein bewunderten Tänzerpaare bahnt und, dort angekommen, die Beiden mit kräftiger Faust von einander reißt.

„Wer ist diese Wahnsinnige?" tönt es von allen Seiten.

Baranyi erkennt sie. Es ist das die in seinen Diensten stehende Frau Kardos, die jetzt mit kreischender Stimme schreit:

„Tanze jetzt nicht, Herr! Man hat Deine Frau verhaftet, hat sie ins Gefängniß geworfen und zum Tode verurteilt. Der Henker wird sie auf offenem Markt enthaupten."

„Dieses Weib ist verrückt geworden!"

„Wenn Sie mir nicht glauben, so lesen Sie diesen Brief. Herr Ungvári hat ihn geschrieben, und ich bin schon seit Stunden atemlos hinter Ihnen her."

Damit überreichte sie dem Hauptmann ein versiegeltes Schreiben.

Den Tanz hätte man aber sehen sollen, den Nikolaus Baranyi auf-

führte, nachdem er diesen Brief gelesen! Nur die wilden Indianer im Urwalde Amerikas stampfen und schreien solcherart. Er schlug sich mit den geballten Fäusten gegen den Kopf, schrie und schluchzte, sprach von Himmel und Hölle, zerriß den Brief mit den Zähnen in kleine Stücke und stöhnte: „Nun wird Blut fließen! Einer muß sterben!" Damit stürmte er aus dem Tanzsaal und schrie im Flur draußen mit heiserer Stimme: „Mein Pferd! Mein Pferd!" Frau Kardos eilte ihm nach und suchte ihn zu beschwichtigen: „Der Wagen des Herrn Ungvári ist ja da; man füttert nur schnell die Pferde!" — „So lange warte ich nicht! Schnell, sattelt mein Pferd!"

Dieser Zwischenfall bereitete der Unterhaltung ein jähes Ende. Derlei war ganz unerhört, ja sogar unglaublich! Das von außen hereintönende Pferdestampfen besagte und die hinausdrängenden Herren bestätigten es, daß Nikolaus Baranyi sich aufs Pferd geschwungen habe und in die finstere Nacht hinausgestürmt sei.

Niemand hatte mehr Lust zu tanzen. Man schickte die Musikanten hinaus und rief Frau Kardos herein. Man setzte sie zu Tische und versah sie reichlich mit Speise und Trank, was ihr sehr willkommen zu sein schien, denn seitdem sie von Debreczin aus ihre Fahrt angetreten, hatte sie keinen Bissen gegessen. Während sie nun aß und trank, fragte man sie erschöpfend aus, wie und was sich eigentlich ereignet habe. Und sie berichtete eingehend, wie das Schreckliche vor sich gegangen, wobei ihre Tränen reichlich in ihren Teller fielen. Man habe ihre gute, edle Gebieterin, die eine wahre Heilige sei, ins Verderben gestürzt, ihre Feinde hätten ihr eine Grube gegraben, und nun werde man ihr den schönen teuren Kopf auf offenem Markte vom Hals schneiden. Sie, Frau Kardos, aber sei jeden Augenblick bereit, ihre Hand dafür ins Feuer zu legen, daß sie unschuldig sei.

Zum Glück war der Vicegespan des Komitats zugegen, der sie damit beruhigte, daß das Enthaupten nicht so schnell gehe. Das Urteil des Debrecziner bürgerlichen Magistrats gelange vorerst an das Komitatsgericht zur Appellation; dann werde die Sache von der „Sebria" untersucht und das endgiltige Urteil erbracht.

„Aber wann?" fragte die Bäuerin in ihrem bäuerlichen Sinn.

„In der nächsten Quartalsitzung. Im nächsten Monat."

„Und was geschieht inzwischen mit meiner armen Gebieterin?"

„Die verbleibt unter Bewachung in dem für die Angeklagten bestimmten Gefängnisse."

„Aber das ist ja schlimmer wie ein hundertfacher Tod für sie."

„Sie wird sich schon daran gewöhnen."

„Ihr Gatte wird das aber nicht zugeben."

„Was kann er denn dagegen tun?"

„Was er tun kann? So wie ich Herrn Nikolaus Baranyi kenne, ist er um seiner geliebten Frau willen zu Allem fähig. Er stürmt das Stadthaus, schneidet den Richter und Bürgermeister in Stücke und zündet die Stadt an allen vier Enden an; aber sein teures Weib wird er weder dem Henker überlassen, noch im Kerker schmachten lassen . . ."

Die Bäuerin sprach so zuversichtlichen, kühnen Tones, daß sich die vornehmen Gäste von einer Gänsehaut erfaßt fühlten. Wer den jähzornigen Charakter Nikolaus Baranyis kannte, erachtete es nicht für unmöglich, daß er diese Prophezeiung wahr machen könnte. Und das umso eher, als es Jedermann klar zu sein schien, daß hier eine große Ungerechtigkeit verübt worden sei.

Frau Kardos blieb über Nacht nicht im Schlosse der Witwe; als die Pferde gefüttert worden, ließ sie einspannen und trat die Rückfahrt nach Debreczin an, um, wie sie sagte, beim Anzünden der Stadt behilflich zu sein, wenn es sein mußte.

Das heitere Namensfest nahm ein sehr trauriges Ende. Die fröhliche Stimmung war dahin. Die näher Wohnenden ließen einspannen und fuhren nach Hause; wer im Schloß übernachten mußte, zog sich in sein Zimmer zurück. Susanne Sándor blieb mit ihrer Tochter allein.

Als sie sich allein in ihrem Zimmer befanden, wendete sich das Mädchen mit dem bleichen Madonnengesicht zu seiner Mutter und fragte mit zitternder Flötenstimme:

„Nicht wahr, Mütterchen, wenn man die Frau des Herrn Nikolaus Baranyi hinrichtet, so wird er zum Witwer?"

Susanne Sándor starrte ihre Tochter überrascht an.

An das hatte sie gar nicht gedacht!

XXII.

Einem gereizten Löwen gleich stürmte Nikolaus Baranyi in das Zimmer seines Stiefvaters.

„Was habt Ihr mit meiner Frau gemacht?" schrie er den Bürgermeister an.

Herr Fekete wendete sich nicht einmal um, sondern blätterte ruhig weiter in dem Schriftstück, mit dem er an seinem Schreibtische saß, und erwiderte leichthin:

„Ich verstehe auch, wenn man leiser spricht."

„Ich spreche, wie ich will. Wo ist meine Frau?"

„Die ist gut aufgehoben; sie befindet sich im Stadthause, in dem für die Frauen bestimmten Gefängniß, und leidet an nichts Mangel."

„Wer wagte es, Hand an sie zu legen?"

„Vor Allem Ihre Mutter selbst, dann die Stiefmutter Ihrer Frau."

„Wie konnte man es wagen, in einen Edelhof, eine Salva Guardia

14*

einzudringen und den vaterländischen Gesetzen entgegen eine Edelfrau gefangen zu nehmen?" schrie Baranyi weiter.

„Ueber den menschlichen Gesetzen stehen die göttlichen Gesetze, die die Unzucht für ein strafbares Vergehen erklären."

„Wer wagt meine Frau der Unzucht zu beschuldigen?"

„Die Zeugen, die gegen sie aussagen."

„Was sagen die aus?"

„Daß man den Provisor in ihrem Hause antraf."

„Aber nicht in ihrer Gesellschaft! Daß er in meinem Hause verkehrte, geschah mit meinem Wissen und Willen. Er malte das Bild meiner Frau und kam dieserhalb mit ihr zusammen."

„Man fand ihn des Nachts im Hause."

„Das kann auch einen anderen Grund gehabt haben. In meinem Hause giebt es auch noch andere weibliche Personen."

„Ich rate Ihnen, der Wahrheit nicht gar zu sehr nachzuforschen, denn die könnte sehr schmerzlich auf Sie wirken."

„Wenn es also wahr und erwiesen ist, daß meine Frau mich betrogen hat, so soll man mich zu ihr lassen, damit ich selbst ihr Richter und — falls die Anklage gerechtfertigt ist — auch ihr Henker sei, wie das im Gesetz des Königs Ladislaus des Heiligen vorgesehen ist."

„Dieses Gesetz ist außer Kraft gesetzt worden."

„So stellet mich ihrem Verführer gegenüber, auf daß ich als Ritter und Edelmann mit dem Schwert in der Hand für meine verletzte Ehre mir Genugtuung hole."

„In unserer Stadt ist das Duell streng verboten."

„Himmlischer Jehova! Für Jedermann giebt es in dieser Stadt Schutz und Gesetz, nur für den rechtschaffenen, den schuldlosen Menschen nicht! Haltet denn Gericht. Ich habe gleichfalls das Recht, vor dem Gerichtshof zu erscheinen. Rufet die Belastungszeugen herbei, bringet die Angeklagten herein, und dann saget es der verbrecherischen Frau und ihrem Mitschuldigen in's Gesicht, daß man sie der furchtbaren Sünde zeiht."

„Das können wir nun und nimmer!"

„Weshalb denn nicht?"

Nach langem Zögern, Räuspern und Bedenken rückte der Bürgermeister endlich mit der Wahrheit heraus:

„Weil der Provisor vorgestern Nachts aus dem Gefängniß entflohen ist."

Nikolaus Baranyi schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß das Tintenfaß und der Streusandbehälter einen wilden Tanz aufführten.

„Entflohen ist er? Der Hauptangeklagte!" donnerte er. „Dem habt Ihr dann selbst zur Flucht verholfen! Ihr habt das getan, Ihr niederträchtiges, gottverlassenes Gesindel, Ihr Pharisäer, um meine Frau in Schand' und Spott zu belassen, sie ihrer Rechtfertigung berauben zu können!

Ihr verdammten, heuchlerischen Philister Ihr! Daß Euch die Hölle verschlingen möge, Euch und Eure ganze Stadt!"

Damit stürmte er davon, und noch auf der Straße ließ er seine grimmigen Verwünschungen vernehmen.

Und Nikolaus hatte vollkommen Recht. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß der Magistrat selbst dem Angeklagten zur Flucht verholfen hatte; die amtlichen Dokumente beweisen das zur Genüge.

Nach der Urteilsverkündigung bat der gefangene Apothekergehilfe den Kerkermeister, der mit seinem ehrlichen Namen Kaspar Szücs hieß, ihn vor seinem gewaltsamen Tode des heiligen Abendmahls teilhaftig werden zu lassen. Ein solches Verlangen konnte nicht verweigert werden. Sofort entsendete der Bürgermeister, nachdem ihm von dieser Bitte Mitteilung gemacht worden, einen Theologen zu ihm, der zufälligerweise sein leiblicher Sohn, Adam, war, der seinerseits mit dem Provisor unter einer Decke steckte. Sie hatten das ganze Komplott mit einander ausgebrütet; der Eine aus Familienhaß, der Andere aus Rache darob, daß seine Liebe zurückgewiesen worden. Ebenso hatten sie schon im vorhinein vereinbart, auf welche Weise man sich der gerechten Strafe entziehen werde.

Adam Fekete überbrachte dem Kerkermeister den Befehl des Bürgermeisters, den Gefangenen des heiligen Abendmahles teilhaftig werden zu lassen, und zwar nicht in dem unterirdischen Kerker, sondern in der eigenen Wohnung des Kerkermeisters. Es war der weisen Einsicht des jungen Exegeten überlassen, die Bestandteile des Abendmahles festzusetzen, das aus einem knusprigen Brotlaibe, dem dazu gehörigen ausreichenden Braten, einer geräucherten Zunge und einer Flasche Tokayerwein bestand, all das in einer Quantität, die für vier Personen vollkommen hinreichte, denn der vierte war der Kerkermeister, der rechtschaffene Kaspar Szücs, selbst, dem anläßlich dieses frugalen Mahles drei Dukaten in die Hand gedrückt worden waren. All diese Ingredienzen wurden von Frau Makai, der Wirtschafterin des Kerkermeisters, in einem Zecker herbeigeschafft, während ihr Gatte, der selbst des Mordes angeklagt und gleichfalls Häftling war, die Rolle des Dieners bei Tische spielte.

In welchem Maße dieses Abendmahl seine Teilnehmer befriedigte, geht daraus hervor, daß man erstens den Kerkermeister gegen Morgen sinnlos betrunken unter dem Tische liegend antraf, und zweitens daß der Arrestant im Laufe der Nacht so gründlich aus dem Gefängniß verschwunden war, daß man keine Spur mehr von ihm fand.

Vergebens ließ man seine Flucht unter Trommelwirbel in der ganzen Stadt verkünden. Es schien rein, als hätte es niemals einen Johann Rempcsovics auf der Welt gegeben. Der berühmte Maler war an den polnischen Königshof entflohen, wo er seinen wirklichen Namen annahm und ein meisterhaftes Porträt um das andere schuf.

Der Kerkermeister wurde vor Gericht gestellt, verhört und verurteilt, den entflohenen Sträfling zur Stelle zu schaffen, widrigenfalls ihm der Kopf abgeschlagen werden sollte. Da der Kerkermeister aber — gratiam petit, negando — mit den Malefaktors nicht paktirt, von ihnen auch kein Geld bekommen zu haben behauptete, ist nirgend zu ersehen, daß er um einen Kopf kürzer gemacht worden wäre, oder daß er den durch sein Verschulden entwichenen Inkulpaten stellig gemacht hätte. Wie aus damaligen Dokumenten zu entnehmen, lautete das von der Sedria in causa fisci contra Kaspar Szücs erbrachte Urteil:

„Sintemalen dieser als beeidigter Kerkermeister einen ehebrecherischen Missetäter Namens Johann Nempcsovics und einen Mörder Namens Gregor Makai zu bewachen hatte, indessen unbekümmert um seinen Eid mit den Genannten paktirte, sie dem Befehle entgegen über Nacht nicht in den unterirdischen Kerker geleitete, sondern im oberen Stockwerke beließ, ohne ihnen Ketten und Fesseln anzulegen, sie auch scheinbar unter Bewachung stellte, ihnen aber ermöglichte, daß sie unter dem Dunkel der Nacht entflohen, wird über ihn bestimmt, daß er diese Malefaktors stellig mache; vermag er das nicht, so soll sein ganzes Hab und Gut konfiscirt und ihm selbst, nachdem ihm als eidbrüchigem Mann ein Strohkranz auf die Stirne gesetzt worden, der Kopf abgeschlagen werden. Auch sein Gesinde solle aus der Stadt verbannt werden."

Es blieb Nikolaus Baranyi anheimgestellt, mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen. Er glich dem Manne, der in einem Meer von Blei schwimmt.

Alles Beweisen und Argumentiren war vergebens: daß der Johann Nempcsovics genannte Lotterbube gleich vom Tage seiner Inhaftsetzung an der stets prächtig bewirtete Gast des Kerkermeisters war, daß sich dieser einem Untergebenen gegenüber selbst der lustigen Gastmäler rühmte, die allabendlich in seiner Wohnung stattfanden, daß er zu ihnen sagte: „Wäret Ihr dagewesen, so hättet Ihr auch schwelgen können!", und daß er ihnen die Dukaten zeigte, die er von den Arrestanten erhalten.

Der zweite Zeuge, Johann Vég, sagte also aus:

„Als man eines Nachts den Apotheker aus dem Kerker hinausbrachte, aß und trank man nach Herzenslust; der Kerkermeister holte selbst den Wein, so daß, wenn hundert Gefangene im Gefängniß gesessen hätten, alle hundert hätten entweichen können. Am anderen Tage zeigte der Kerkermeister eine Hand voll Dukaten, die er bekommen, und sagte: ‚Seht Ihr, Burschen, wenn Ihr dagewesen wäret, so hättet Ihr auch trinken können. Und doch blieb mir noch solch eine Menge Geldes!' Der Apotheker und der Kerkermeister gerieten sogar ein wenig in Streit, denn keiner von ihnen wollte den Schmutzeimer aus der Zelle schaffen, und sie belegten sich gegenseitig mit allerlei Schimpfnamen."

So war es denn gelungen, den Hauptangeklagten, den Mann, dessen Aussage die Frau zu entlasten vermocht hätte, entweichen zu lassen.

Zurückblieb nur die angeklagte Frau selbst, die man nicht einmal vor einen Richter stellte, damit sie sich von der gegen sie erhobenen Anklage rechtfertigen könne. Ihre Feinde hatten ihren Zweck erreicht. Man hatte ihre Ehre in den Kot gezerrt, sie selbst ihres Gatten beraubt. Der Giftwurm der schrecklichen Beschuldigung nagte an ihr. Das ungerechte Urteil wurde an die Sedria geleitet, wo die ganze Angelegenheit nochmals genau untersucht ward, bis endlich das Urteil zur Verkündung gelangte, wonach die Angeklagten nicht genügend schuldig befunden wurden, um zur Enthauptung verurteilt zu werden; immerhin genügten die Beweise, damit die Beiden auf offenem Markte gestäupt und für ewige Zeiten aus der Stadt verwiesen würden. Dieses Urteil ist in den sogenannten „Documenta Baranyiana", Tom. II. pag. 4. zu finden.

Einem Wahnsinnigen gleich durchwanderte Nikolaus Baranyi die Stadt, rannte er von einem Bekannten zum anderen. Michael Gyarmathy überredete ihn nach schwerer Mühe, ihn zum Superintendenten zu begleiten. Er tat ihm den Willen und suchte den hochwürdigen Herrn auf.

„Regen Sie sich nicht unnütz auf," beruhigte ihn dieser. „Das Urteil des Magistrats wird vorerst an das Komitatsgericht geleitet, das sicherlich einen anderen Spruch fällen und die Strafe mildern wird."

Und so geschah es auch: die Sedria erbrachte das folgende Urteil:

„Deliberatio finalis. Die Aussagen der Zeugen, die für den Ehebruch der Frau Nikolaus Baranyi, geborenen Katharine Ungvári, sprechen, wurden nicht für genügend befunden, um die Angeklagte zum Tode zu verurteilen; da sie aber ihrer ehelichen Pflicht entgegen mit Johann Nempcsovics lustwandelte, plauderte, sich mit ihm ergötzte, ihm auch Briefe schickte u. s. w. u. s. w., so soll sie von Henkershand gestäupt und aus der Stadt verbannt werden. Auch Johann Nempcsovics soll, weil er Heimlichkeiten trieb und aus dem Gefängnisse entfloh, von Henkershand gestäupt werden, so man seiner habhaft werden kann. Extradatum per me Stephanum Lóvai Jur. Not."

„Aber meine Frau ist ja der Möglichkeit der Rechtfertigung beraubt, da man den Mann, der für ihren Mitschuldigen ausgegeben ward, aus dem Gefängnisse entfliehen ließ," wandte Nikolaus ein.

„Eben darum wird die Ausführung des Urteils in Schwebe belassen, bis der entflohene Mitangeklagte nicht festgenommen worden."

Nun ließ sich aber schon Professor Gyarmathy vernehmen:

„Den wird man niemals festnehmen, denn der war überhaupt kein Apotheker und hieß auch nicht Johann Nempcsovics. Er war vielmehr ein berühmter Maler, den ich während meines Aufenthaltes in Dresden genau kennen lernte. Er hat einen ungarischen Namen, ist seither schon längst über die polnische Grenze gelangt, und wenn er sich den Bart wachsen läßt, vermag ihn Niemand zu erkennen. Auf diese Weise wird der verurteilte Nempcsovics niemals dingfest gemacht werden."

„Dagegen soll meine Frau wohl für immer im Gefängnisse schmachten?“ schrie Nikolaus Baranyi außer sich auf.

„Nur ruhig, ruhig, mein Sohn. Zum Glück besitzt unsere reformirte Kirche gewisse Regeln, die über den weltlichen Gesetzen stehen. Eine derselben lautet: „In dubiis charitas“, das heißt, in zweifelhaften Fällen wird Erbarmen geübt. In Fällen wie der der Frau Katharine Ungvári schreibt die disciplina ecclesiastica vor, daß die weibliche Person, die sich des Fehltrittes schuldig gemacht, vor den versammelten Andächtigen im Gotteshause die Kirche um Verzeihung bitte und darauf ihrem angetrauten Gatten zurückgegeben werde. Daß dies auch hier also geschehen wird, dafür verbürge ich mich. Und damit wird der Knoten gelöst sein.“

Eine heiße Röte stieg bei diesen Worten in dem Gesichte des Edelmannes auf, der erregt entgegnete:

„Und das nennen Sie des Knotens Lösung, hochwürdiger Herr? Man sollte meine Frau vor die Tür des Gotteshauses stellen, damit sie dort die Kirche um Verzeihung bitte und dann von dort mit dem Strohkranz auf dem Kopfe, in dem langen Hemde der Sünder und barfuß, gebrandmarkt für alle Zeiten in mein Haus zurückgebracht werde?“

„Unsere Kirchenregeln schreiben es also vor.“

„Dann soll man mich lieber von meiner Frau scheiden. Hat sie sich eines Verbrechens schuldig gemacht, so soll sie von mir losgerissen werden.“

„Das können wir nicht, denn zu einer Scheidung liegen keine genügenden Gründe vor. Unsere Kirchenregeln verbieten das.“

„So möge der Teufel Eure Kirchenregeln verschlingen!“ schrie Nikolaus, der ganz außer sich war. „Wenn Ihr mich nicht scheiden wollt, so wird das auf andere Weise besorgt werden!“

Und wie von Furien gepeitscht, stürmte er aus dem Zimmer. Gyarmathy eilte ihm nach, konnte seiner aber nicht mehr habhaft werden. Nikolaus saß bereits im Sattel und sprengte in wildem Galopp dahin, daß die Funken stoben und die Leute kaum Zeit hatten, ihm aus dem Wege zu springen.

Er hielt nicht eher an, als bis er in Püspöki angelangt war. Hier sprang er vom Pferde und stürmte mit den Worten zu dem Guardian hinein, der dank der Gunst des Brigadiers Palocsay daselbst bereits eine ständige Wohnung innehatte:

„Heiliger Vater, ich trete zum Papistentum über.“

Und damit sank er vor ihm auf die Kniee nieder.

Der Guardian legte ihm die Hand auf den Kopf und sprach:

„Daran tust Du sehr recht, mein Sohn. Der Lohn dafür wird sowohl hienieden, als auch im Paradiese nicht ausbleiben.“

Auf dem ganzen Wege hatte Nikolaus Gift und Galle gespieen; jetzt machte sich sein Ingrimm mit verdoppelter Gewalt Luft. Mit zusammengepreßten Zähnen stieß er die Worte hervor:

„Und von meiner Fahnenstange reiße ich den Lappen herunter, auf dem das Wort: „Libertas“ zu lesen steht. Dieses Volk benötigt einen Tyrannen, aber keine Dummheiten. Ketten soll es an den Händen tragen, aber kein Messer in der Hand! Und dem Narren eine Tracht Prügel! Bisher hab' ich sie verteidigt; fortan werd' ich sie prügeln.“

„Daran tust Du noch mehr recht, mein Sohn.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Das beste Los ward inmitten dieser ebenso traurigen, als unmenschlichen Ereignisse dem alten Ungvári zu Teil. Als ihn die schlimmen Nachrichten ereilten, rührte ihn der Schlag. Er hatte sein Erdenwallen vollendet.

Er wurde in aller Stille zu Grabe geleitet, aber nicht in der prächtigen Gruft, in der seine neun Gefährten ruhten, denn die nahmen ihn nicht mehr auf unter sich; sondern im calvinischen Friedhofe, neben den anderen Verstorbenen. Die Arbeiterinnen der Spinnerei gaben ihm das letzte Geleite; Katharine aber wurde in ihrem Gefängnisse von Niemandem unterrichtet, daß ihr Vater bereits in der kühlen Erde ruhte. So konnte sie nicht einmal Trauerkleider um ihn anlegen.

XXIII.

Als schon Jedermann die arme, verfolgte Frau verlassen hatte: der Gatte, der Mitangeklagte, der Vater und alle Freunde, als sich Alles und Jedermann gegen sie kehrte, schickte der ewig gütige Gott einen lebenden Zeugen vom Himmel hernieder.

Allmächtiger, ewiger Gott! Du Alles vermögender Weltenherrscher! Der Du außer der Sternenordnung auch darauf achtest, daß unter den jammervollen Würmern auf Erden, die nach Deinem Ebenbilde geschaffen sind, Gerechtigkeit geübt werde! Du Allen gemeinsamer Vater! Durch wie viele bitterlich schwere Nächte hindurch lag ich auf den Knieen vor Dir, um Dich anzuflehen, Du mögest Wunder tun — um meinetwillen — um meiner Lieben willen — um meines bedrückten Vaterlandes willen! Und stets erhörtest Du mich, stets sandtest Du Deine Wunder hernieder! Meine inständigen Bitten fanden Deine Himmelstüren stets offen! Wie sollte ich da nicht das Wunder verzeichnen, welches Du um dieser zu ewiger Schmach verurteilten, unschuldig verfolgten, armen Frau willen tatest, dieses Wunder, das ich in vergilbten Blättern berichtet finde . . .

Eines Nachts schenkte Frau Baranyi im Gefängniß einem Knäblein das Leben. Eine Frau, die man der Hexenkünste beschuldigt und ihr als Zellengefährtin gegeben hatte, war ihr in der schweren Stunde behilflich. Das Neugeborene war ein schönes, gesundes Kind.

Diesen lebenden Zeugen sandte ihr Jehova zu ihrer Befreiung.

Als sich die Nachricht davon in der Stadt verbreitete, trat in der

öffentlichen Stimmung ein allgemeiner Umschwung ein. Eine jede Frau eilte zu ihrem Gatten, stürzte dann auf die Straße hinaus und schrie, daß es weithin hallte:

„Schmach und Lüge! Diese Frau kann nicht schuldig sein! Wer sie anklagte, beschuldigte, war ein Narr und schlimmer wie der Teufel selbst!"

Am deutlichsten trat dieser plötzliche Gesinnungswechsel Angesichts der unverhofften Kunde bei der Bürgermeisterin, der Schwiegermutter Katharinens, selbst zu Tage.

Schluchzend eilte sie zu ihrem Gemahl.

„Diese Frau ist unschuldig!" beteuerte sie. „Wir Alle sind von den Verrätern betrogen worden! In jenem Zustande, da die Frau des Gottesurteils harrt, nicht wissend, ob sie einem neuen Wesen das Leben schenken oder des eigenen verlustig gehen wird, ist es ganz unmöglich, daß sie an ein solches Verbrechen auch nur denke! Diese Frau müßt ihr auf der Stelle in Freiheit setzen!"

Und sie selbst sorgte dafür, daß Katharine schon im Gefängnisse mit einer Wiege, Kinderkleidchen und Steckkissen versehen wurde. Sie selbst kochte ihr kräftigenden Thee, zarten Hühnerbraten und sandte ihr diese Dinge nebst der troftreicher denn Alles übrige wirkenden Botschaft, daß sie schon längst bereut habe, was sie gegen sie verschuldet. (Diese Worte beruhen auf Aussagen von Zeitgenossen.)

Auch die Weisen der Stadt säumten nicht, den Richter und Bürgermeister mit Vorstellungen zu überschwemmen; der Arzt und der Apotheker behaupteten steif und fest, daß Angesichts eines solchen Arguments ein Vergehen, wie das in Rede stehende, ein pathologisches Absurdum sei; dazu gesellten sich noch die Ausführungen des Superintendenten und des Professors Gyarmathy über die psychologische Unmöglichkeit. Sie Alle forderten, daß Frau Katharine sofort auf freien Fuß gesetzt werde. Die Arbeiterinnen der Weberei und Spinnerei versammelten sich unter den Fenstern des Stadthauses und forderten mit überlauter Stimme, man möge ihnen ihre Gebieterin unverzüglich ausliefern. Sämtliche Marktweiber unterstützten sie mit lautem Geschrei in diesem Verlangen. Der weite Marktplatz wimmelte bereits vor Menschen; es war das eine förmliche Revolution, und dem Magistrat begann schwül zu Mute zu werden.

Endlich hatte der Bürgermeister eine Lösung für die schwierige Frage gefunden, und er verkündete:

„Die Angeklagte kann aus dem Gefängnisse entlassen werden, wenn einer ihrer Nachbarn sich dafür verbürgt, daß sie nicht entflieht."

Sofort erhob sich aus den Bankreihen der Magistratsräte Herr Georg Seres — der Gatte der biederen Frau Seres — und erklärte, daß er mit seinem Kopfe und seinem gesamten Vermögen für seine Nachbarin, die Gattin des Nikolaus Baranyi, einstehe.

Darauf verkündete der Bürgermeister sofort den Beschluß, daß, nachdem auf diese Weise den gesetzlichen Formen Genüge getan, die Beklagte aus dem Gefängnisse entlassen werde; doch nehme das Strafverfahren darum seinen vorgeschriebenen Verlauf, nur sei ihr, der Angeklagten, gestattet, ihre Verteidigung auf freiem Fuße vorzunehmen.

Nachdem dieser Spruch verkündet worden, wurden die Gefängnißtüren geöffnet und die Arbeiterinnen aus dem Hause Ungvári eingelassen. Mit gemeinsamen Kräften hoben sie das rohgezimmerte Bett empor und trugen es unter lautem Triumphgeschrei über den Markt bis nach Hause. Das Ganze glich dem triumphirenden Einzuge eines siegreichen Feldherrn. Die Wöchnerin lag in den buntgestreiften groben Kissen und stillte Angesichts der ganzen Welt ihr Kind. Selbst die Frauen, die von ihren Fenstern aus den Zug mitansahen, ließen begeisterte Hochrufe vernehmen. Im Hause des verstorbenen Ungvári angelangt, trug man die Kranke in ihr Schlafzimmer hinauf, aus dem man sie vor nicht zu langer Zeit gewaltsam fortgeschleppt hatte. Dort harrte ihrer schon die wackere Mari Dabóczy, die in sochen Dingen trefflich Bescheid wußte und nahm sie in ihre Obhut.

Was den Bemühungen der kirchlichen, militärischen und bürgerlichen Gewalten spottete, brachte ein winziges Engelchen zu Stande, das Gott Jehova aus dem unbekannten Jenseits herniedersandte, um die ungerechter Weise leidende, unglückliche Frau aus ihrem Jammer zu befreien. Das Engelchen besaß keine Flügel mehr; aber seine Mutter vermochte es dennoch mit sich zu entführen.

Nun hat sie schon Jemanden, den sie lieben konnte, hat sie Jemanden, um dessentwillen sie den Himmel stürmen konnte, wenn ihr das bei der Erde und der Hölle verwehrt war!

XXIV.

Es tritt jetzt abermals eine Wendung ein, die man dem Dichter, dem Geschichtenerzähler nicht glauben kann, während sie in den geschriebenen und gedruckten Chroniken aufgezeichnet und darum für alle Zeiten aufrechterhalten ist.

In der Kirchengasse zu Debreczin entstand eines Nachmittags ein gewaltiger Schrecken. Aus der Richtung des Großwardeiner Tores kamen brüllend und wiehernd Pferde- und Rinderheerden in wildem Gemenge dahergestürmt; hinter ihnen die Schweineheerden und nach diesen endlich die Schafe. Vom Kirchturm aus konnte man aber sehen, daß auch nach diesen mächtige Staubwolken sich in rasender Schnelligkeit näherten.

Was war denn geschehen? Ging etwa die Welt zu Grunde?

Ja, das tat sie!

In aller Eile berichteten die Pferde- und Rinderhirten den Stadtvätern das Schreckliche, das sich zugetragen. Des Nachts hätten die Kaiser-

lichen und Raizen aus der Festung einen Ausfall unternommen, das vor den Mauern von Großwardein befindliche Blockadelager überfallen, die Armee des Brigadiers Palocsay in die Flucht geschlagen und befänden sich jetzt in eiligem Marsch gegen Debreczin.

Es ist charakteristisch für die damaligen Zustände, daß eine so reiche Stadt wie Debreczin, die zwanzigtausend Pferde auf Flur und Wiesen weiden hatte, sich nicht einmal eine Reiterschaar hielt, die Späherdienste hätte leisten und rechtzeitig verkünden können, wenn von irgendwo Schreckensnachrichten eingelaufen wären.

Der Magistrat verlor vor Entsetzen den Kopf.

Was sollte geschehen?

Nach kurzer Beratung ließen Stadtrichter und Bürgermeister unter Trommelwirbel bekannt machen, die gesammte Einwohnerschaft von Debreczin habe beim Nahen des schrecklichen Feindes ihre Häuser zu verlassen und sich mit allem beweglichen und unbeweglichen Gut ans jenseitige Ufer der Theiß zu flüchten. In der Nähe von Tokaj befinde sich zwischen der Theiß und der Bodrog die sogenannte Eulen-Insel; dort würde man wenigstens in Sicherheit sein.

Und es ereignete sich das Unglaubliche, daß die sich auf fünfundzwanzigtausend Köpfe belaufende Einwohnerschaft einer großen Stadt, in der die waffenfähigen Männer nach Tausenden zählten, auf das bloße Geheiß des Stadtrichters und Bürgermeisters ihre Häuser, Felder, Kornfelder und Weinberge feige im Stich ließ und zehn Meilen weit floh, um sich auf einer wüsten Insel zwischen zwei Flüssen zu verstecken, ohne gar den Grund zu kennen, der sie zur Flucht veranlaßte!

Katharine floh nicht mit den Anderen, sondern blieb zu Hause. Allerdings hätte sie in diesem Zustande auch nicht fliehen können. Ferner war sie der — nicht ungerechtfertigten — Ansicht, daß der hereinbrechende Feind, wer er auch sein möge, nicht ärger sein könne, als die eigenen Landsleute gewesen, die sie stets verfolgt und verhöhnt hatten.

Die ganze Katastrophe beschränkte sich in Wirklichkeit darauf, daß die kaiserliche Burgbesatzung die günstige Gelegenheit benützt und mit vereinten Kräften einen Ausfall unternommen hatte, der dem belagernden Heere des Fürsten eine arge Schlappe beibrachte.

Die günstige Gelegenheit bot sich, als Nikolaus Baranyi in seinem ersten wilden Grimm die von ihm unterhaltene Kuruczenreiterei um sich versammelte, mit ihr das Lager verließ und sich gegen Debreczin in Bewegung setzte, fest entschlossen, seine Frau mit bewaffneter Hand aus dem schmachvollen Gefängniß zu befreien.

Der Guardian setzte den Festungskommandanten heimlicher Weise von diesem Umstande in Kenntniß, und die Folge davon war, daß der Kommandant dem Blockadeheer von der unbeschützten Seite her in die Flanke fallen konnte.

Die Freischaaren des Verpflegungskommissärs waren es, die sich jetzt der Stadt Debreczin näherten; sie hatten die Schafheerden und diese den Magistrat in die Flucht geschlagen, der seinerseits die ganze Stadt in hellen Aufruhr versetzte. Vor diesen hundertdreißig Mann floh die Einwohnerschaft, als gelte es, dem Weltuntergang zu entgehen.

XXV.

Es war finstere Nacht, als sich Nikolaus Baranyi mit seiner Schaar der Stadt Debreczin näherte.

Daß er unterwegs auf dem freien Felde keinen weidenden Rinderheerden begegnete, konnte ihn schließlich nicht Wunder nehmen; man war bei seinem Nahen mit ihnen weitergezogen, und nicht einmal das Bellen eines Hundes ließ sich vernehmen.

Der Morgen war bereits angebrochen, als er vor der Stadt anlangte. Hier stimmte es ihn allerdings schon nachdenklich, daß er das Stadttor offen antraf und ihm Niemand entgegenkam, um ihn zu fragen, was er wolle. So zog er unangefochten mit seiner ganzen Schaar in die Stadt ein.

Zu beiden Seiten des Tores waren in den sich in zwei Reihen hinziehenden und immer breiter werdenden Straßen sämmtliche Tore und Fenster geschlossen. Keine Seele war auf der Straße zu sehen, kein Wagen rollte vorüber, kein Hundegebell ließ sich hören.

Je weiter er in die Stadt gelangte, desto höher stieg sein Staunen. Der Markt war ganz leer, in den Verkaufshütten hielt Niemand etwas feil, die Stühle der Hökerinnen standen unbenützt da. Selbst die Apotheke war geschlossen. Die Apotheke, die Tag und Nacht offen stehen mußte!

Aber auch die Kirchentür war geschlossen; selbst die sonst auf ihren Stufen hockenden Gäste, die Bettler, waren verschwunden! Die dort zu allen Zeiten sichtbaren Bettler, als Blinde, Lahme, Taube, Stumme, die von Alters her dort ihren Sitz hatten. Nicht einmal Bettler waren mehr in Debreczin zu sehen. Auch sie waren alle entflohen!

Erst als Nikolaus vor dem griechischen Hause anlangte, begegnete er dem ersten lebenden Wesen. Das war Frau Kardos, die ihm jammernd und händeringend entgegenkam.

„Was ist hier eigentlich geschehen?“ fragte Baranyi vom Pferde herab.

„Die ganze Stadt ist entflohen.“

„Wohin?“

„Ans Ende der Welt.“

„Und weshalb?“

„Aus Furcht vor dem Feinde.“

„Wo ist denn der Feind?“

„Sie bringen ihn ja mit sich, edler Herr.“

„Ich sollte der Feind sein?“

Dann sagte er sich, daß dies so ziemlich der Wahrheit entspreche, da er ja mit feindseliger Absicht in die Stadt gekommen. Darum hätten aber nicht alle Leute fliehen müssen. Sein Grimm richtete sich ja ausschließlich nur gegen den Magistrat.

„Weshalb seid Ihr denn nicht geflohen?" forschte er weiter.

„Weil wir das Haus nicht verlassen dürfen."

„Weshalb nicht?

„Weil wir geschworen haben, bei unserer Gebieterin auszuharren und sie nicht zu verlassen."

„Hat man denn meine Frau aus dem Gefängnisse entlassen?"

„Freilich, da sie einem Knäblein das Leben schenkte."

„Einem Knäblein?" rief Nikolaus aus. „Und mich setzte man davon nicht einmal in Kenntniß."

„Natürlich nicht!" gab die Bäuerin zur Antwort und ihre Stimme verriet einen gewissen wilden Trotz.

Jetzt sprang Nikolaus Baranyi schon vom Pferde und eilte auf das Haus der Salva Guardia zu. Als er das Tor hinter sich schloß, zerrte ihn Frau Sarah, die hinter ihm kam, an seinem Wolfsfell und sagte:

„Einen Moment Geduld, edler Herr; bevor Sie vor unsere Gebieterin hintreten, muß ich Sie von etwas in Kenntniß setzen. Unsere gute Frau ist gegenwärtig sehr aufgebracht über Sie, und ich glaube nicht, daß sie Sie mit freundlicher Miene empfangen würde."

„Mich? Meine Frau?"

„Freilich!"

„Was ist denn geschehen?"

„Als Ihre Gemahlin aus Gottes fürsorglicher Gnade einem Kinde das Leben schenkte, vereinigten sich alle Frauen der Stadt, um ihre Unschuld zu beteuern. Sie sagten, Gott selbst habe einen Engel herniedergeschickt, um die Unschuld der gepeinigten Frau zu beweisen. Der Magistrat fügte sich dem Willen des Volkes und ließ die Wöchnerin sammt Kind in ihr Haus zurückkehren, nachdem sie mit einem heiligen Eide beschworen und ihr Nachbar, der Herr Seres, sich mit seinem Kopfe dafür verbürgt hatte, daß sie die Stadt unter keinen Umständen verlassen werde, solange das Urteil nicht verkündet worden."

„Oh, weshalb war ich damals nicht hier!"

„Ja, das war ein großes Unglück, daß Sie nicht hier waren, edler Herr! Sie hätten dadurch vielen Schmerzen vorbeugen können. Kaum hatten wir die Frau und das Kleine in ihrem Schlafzimmer untergebracht, als . . . Doch bevor ich weitersprecbe, muß ich bemerken, daß Ihre Mutter, edler Herr, die Frau Bürgermeisterin, die Ihre Frau ins Gefängniß schleppen ließ, sich auch beeilte, sie aus dem Gefängniß zu befreien, und nichts Dringenderes zu tun hatte, als für das Kleine eine Wiege und die

notwendigen Kleidchen zu schicken und die Wöchnerin um Verzeihung bitten zu lassen, weil sie sie so schwer beleidigt hatte."

Nikolaus schlug beide Hände vor das Gesicht. Seine Mutter bat um Verzeihung! Wie gerne hätte er schon bei seiner Frau geweilt!

Doch Frau Kardos hielt ihn zurück, indem sie sagte:

„Nur Geduld, edler Herr; warten Sie, bis ich Ihnen Alles berichtet habe . . . Es hatte also noch nicht zu Mittag geläutet, als die hochwürdige Frau, die Superintendentin, in höchster Eile zu unserer kranken Gebieterin kam. Nur ich war bei ihr, und die Mari Dabóczi, die weise Frau, die gerade den Kleinen badete. Die Frau Superintendentin küßte und umarmte unsere Kranke und beruhigte sie, denn jetzt werde, wie sie sagte, schon Alles gut werden. Dagegen drang sie darauf, daß das heute geborene Kind noch heute getauft werden müsse, und zwar noch vor dem Mittagsläuten. Die Superintendentin wollte selbst die Taufpatin des Knäbleins sein."

„Weshalb diese große Eile?"

„Das wollte auch unsere gute Frau wissen. Die Frau Superintendentin zögerte, rückte mit der wahren Ursache nicht gleich heraus. Ich verständigte mich mit Blicken mit der Mari Dabóczi; vielleicht wollte sie in unserer Gegenwart nicht sprechen, und da gingen wir lieber aus dem Zimmer. Doch die hochwürdige Frau hielt uns zurück: wir möchten nur bleiben, denn möglicherweise werde unsere arme Gebieterin nach ihren Mitteilungen unwohl werden, so daß sie unserer Hilfe bedürfe. Und darauf rückte sie mit der Wahrheit heraus. Sie, edler Herr, wären beim Superintendenten gewesen und hätten von ihm gefordert, er möge Sie von Ihrer Frau scheiden, da Sie nach der ihr widerfahrenen Schmach nicht mehr mit ihr leben wollten, und als der Superintendent dies verweigerte, verließen Sie ihn mit der Drohung, die Scheidung auf andere Weise herbeizuführen, wenn man sie Ihnen bei uns nicht gewährt."

Nikolaus war bei diesen Worten sehr betreten. Dann regte sich der Zorn in ihm. Das kam ja einem Verrat des Amtsgeheimnisses gleich.

Doch nein! Es war blos eine pia fraus. Vielleicht nicht einmal pia, auch nicht einmal fraus. Der Superintendent, der Gatte, berichtet seiner Frau, mit der er ein Leib und eine Seele ist, was er erfahren, und jene beeilt sich, ihr Wissen zur Kenntniß eines unglücklichen Geschöpfes zu bringen, dem sie hierdurch einen für das ganze Leben bedeutungsvollen Dienst erweisen kann. Dies kommt eher einer Wohltat gleich.

„Als unsere arme Frau das vernahm, — ja, da brach sie in bitterliches Schluchzen aus, und was sie damals in ihrer ersten Verzweiflung sagte, will ich Ihnen, edler Herr, gar nicht wiederholen. Sogar ihren Tod wünschte sich die Arme! Dann aber beruhigte sie sich und gab zu Allem ihre Einwilligung. Wir kleideten das Knäblein sofort an, banden es in sein Steckkissen, die Mari Dabóczy holte das Polster und die Seiden-

decke herbei, und nun eilten wir mit dem armen Wurm in die Kirche. Hier wurde der Knabe vom hochwürdigen Herrn Vécsey, dem Prediger, getauft, der ihm den Namen Nikolaus gab, während ihn die hochwürdige Frau übers Taufbecken hielt. Darauf trug der Priester den Namen ins Kirchenbuch ein, die Namen der Eltern und Taufpaten natürlich auch. Das ist also erledigt, und keine Macht der Erde kann es ungeschehen machen . . . Das war's, was ich Ihnen sagen wollte, edler Herr, und nun können Sie zu Ihrer Frau gehen; den Weg kennen Sie."

Nikolaus fühlte, daß sich die Welt im Kreise mit ihm drehte.

Er war sich bewußt, eine schwere Schuld auf sich geladen zu haben. Er hatte sein unschuldiges Weib verurteilt, verdammt, ärger, erbarmungsloser wie dessen geschworene Feinde.

Und wenn er blos seinem Weibe untreu geworden wäre!

Er hatte aber auch sein ganzes Leben umgeändert, seine ganze Seele umgewandelt, hatte Pauli Bekehrung durchgemacht.

Nun gut, der Vergleich soll fortgesetzt werden!

Wie wurde aus Saul der Apostel Paulus?

War nicht Saul der Anführer der Pharisäer? Behütete er nicht die Kleider derer, die den Märtyrer Stephanus steinigten? Brach er nicht mit bewaffneter Hand auf, um die Christenstadt zu belagern? Unterwegs blendete ihn ein vom Himmel gesandtes Licht, er war drei Tage lang blind, bis ihm ein wundertätiger Prophet die Hand aufs Haupt legte und ihm das Augenlicht wiedergab. Da sah er dann Alles anders, wie früher, stellte sich auf die Seite der Christen und wurde deren eifriger Apostel.

Nun denn, mit ihm hatte sich das Gleiche zugetragen. Er war ein anderer Mensch geworden, sah die Welt in anderem Lichte und hatte den richtigen Pfad betreten. Er kann sich keinerlei Vorwurf machen.

Entschlossen trat er in das Zimmer seiner Frau.

Die lag bleich von den überstandenen Leiden auf ihrem Bette. Ein Glorienschein pflegt die Stirne der Frauen zu umschweben, die diese schwere Prüfung überstanden haben, und die Aerzte erblicken in diesem Glorienschein die Diagnose des febris puerpera. Der kleine Knabe lag neben dem Bette seiner Mutter in der Wiege, die ihm seine Großmutter geschenkt, und die beiden winzigen, rosenroten Fäustchen an den Kopf gedrückt, schlief er still und friedsam.

Als Katharine den Gatten eintreten sah, deutete sie mit erhobener Hand auf die Wiege.

„Wir wollen leise sprechen, um ihn nicht zu wecken," flüsterte sie.

Sie winkte der im Zimmer befindlichen weisen Frau, sie möge hinausgehen, und deutete dann auf einen Stuhl, auf den er sich niederließ.

Darauf fragte sie leise und ruhig:

„Wozu bist Du gekommen?"

„Um Dich aus dem Gefängnisse zu befreien."

„Gott hat mich bereits daraus befreit, indem er den Zeugen meiner Unschuld und ehelichen Treue vom Himmel herniedersandte. Er nahm dadurch das Brandmal der Schande von mir, und ich stehe wieder rein da vor Gott und den Menschen.“

„Mir genügt das nicht. Ich will mir Genugtuung verschaffen und für die meinem Namen zugefügte Schmach Rache nehmen.“

„Darum zogst Du mit bewaffneter Schaar gegen Deine Vaterstadt?“

„Ja, deshalb.“

„Dann hast Du Dein Ziel erreicht, denn die Einwohnerschaft entfloh vor Dir und Du findest eine leere Stadt. Hier giebt es jetzt weder einen Richter, noch einen Bischof, weder einen Magistrat, noch ein Konsistorium, dem Du Dein Begehren vorlegen könntest.“

„Was für ein Begehren?“ fragte Nikolaus verwirrt.

„Als wüßtest Du es nicht sehr gut!“ erwiderte Katharine, und ein bitteres Lächeln umspielte ihre Lippen. „Als würdest Du Dich nicht an die inhaltsschweren Worte erinnern, mit denen Du von hier forteiltest, mit denen Du drohtest und die Du auch wahr machtest!“

Nikolaus fühlte sein Herz heftig pochen.

Die junge Frau aber faltete die Hände und sprach:

„Ich bitte Dich, mein guter Mann, verlasse mich jetzt. Sieh', das Kind schläft, wir wollen es nicht aus dem Schlafe wecken. Jetzt unterhält es sich mit den Engeln, denn es lacht. Berücksichtige auch, daß ich krank bin und mich vor jeder Aufregung hüten muß. Bleibst Du aber hier, so wirst Du mich, die todkranke Frau, zwingen, über Dich herzufallen und Dir mit unwiderstehlicher Kraft das Herz aus dem Leibe zu reißen.“

„Ich bleibe hier. Sprich!“

„Erst werde ich nur von mir sprechen.“

Katharine war schon von Allem unterrichtet.

Als Balthasar, der alte Kurucze, von dem Glaubenswechsel seines Hauptmanns Kenntniß erhielt, verließ er unverzüglich das Lager und eilte über Stock und Stein nach Debreczin, wo er außer den Dienstleuten Ungvárys keine lebende Seele mehr antraf. Denen berichtete er Alles, was er selbst wußte, und auf diesem Wege erhielt die kranke Frau Kunde von dem verhängnißvollen Entschluß.

„Ich erinnere mich,“ flüsterte die kranke Frau, „daß ich Hand in Hand mit Dir in der Kirche vor dem Tische des Herrn stand und den Eid leistete: ich liebe diesen Mann, werde aus Liebe seine Frau, werde ihm stets und immer eine treue Gefährtin sein, seine Leiden und Freuden teilen, ihn weder im Guten, noch im Schlechten verlassen und bis zu meinem Tode getreulich bei ihm ausharren. So wahr mir Gott helfe. Und mit zum Himmel erhobener Rechten sage ich jetzt wieder: ich habe meinen Eid stets getreulich eingehalten, so wahr mir Gott helfe! Und

nun, mein lieber Mann, lege die Hand aufs Herz und sprich: Erinnerst Du Dich auch?"

Nikolaus brummte nur etwas, was nicht recht zu verstehen war.

„Ich erinnere mich auch," fuhr die Frau fort, „daß ich an derselben heiligen Stätte stehend, vor dem Angesichte Gottes gelobte, dem Glauben und der Kirche, deren Dogmen ich hiermit als die meinigen anerkenne, hienieden und auch im Jenseits treu zu bleiben. Ferner gelobte ich, diesem Lande, das ich als mein Vaterland anerkannte, und seinem Fürsten, der die Freiheit des ungarischen Volkes beschützt, mit unwandelbarer Anhänglichkeit ergeben zu sein, ihm mit Leib und Seele und mit meinem ganzen Vermögen zu dienen. Und tat ich nicht nach meinen Worten?"

„Ja, das tatest Du,"

„Und als meine Landsleute, die Vorsteher meiner Vaterstadt, die Häupter meiner Kirche, meine Verwandten sich gegen mich verschworen und mich in den Kot zerrten, als sie mich zur Verzweiflung trieben und in tiefstes Leid stürzten, blieb ich meinem Eide unerschütterlich treu, fluchte meinem Vaterlande nicht, zerriß ich mein Banner nicht, ließ ich auch die Heiligenbilder meines früheren Glaubens nicht hervorholen, sondern litt und duldete, überließ das Amt des Richters Gott! Ich erinnerte mich an meinen Schwur. Und Du, mein lieber Mann, erinnertest Du Dich auch?"

Aufgebracht erhob sich Nikolaus von seinem Platz und drückte den mit Türkisen besetzten Griff seines erhobenen Schwertes an den Mund.

„Vergebens verlangst Du Rat von Deinem Schwertgriff; der schützt Dich vor Deinem Weibe nicht! Du hast all die Treue vergessen, auf die Du einen heiligen Eid geleistet. Du drangst auf einen Scheidungsprozeß gegen Deine ungerecht verleumdete Gattin, wurdest Papist, warfst Dich vor den heiligen Bildern anbetend nieder, zerrissest Deine Fahne, der Du Treue geschworen, vertauschtest sie gegen das kaiserliche Banner und kamst mit Feuer und Schwert gegen Deine Vaterstadt gezogen. Ist das wahr, oder ist es nicht wahr?"

Die Stimme der Frau war kein leises Flüstern mehr, sondern klang schneidend wie ein Schwerthieb; auch ihr Gesicht war nicht mehr bleich, sondern glühte in heftiger Erregung, und die im Bette halb aufgerichtete Gestalt verriet Kraft und Energie.

Wehrlos stand der starke Mann vor ihr. Er brachte nur die Worte hervor:

„Ja, es ist wahr."

„Nun, dann scheide ich mich von Dir!" rief die Frau mit aufflammender Energie aus.

„Katharine!" sprach der Mann bittenden Tones und wollte die Hand der Frau erfassen.

„Berühre mich nicht! Ich bin Deine Frau nicht mehr! Wenn Du Dein Vaterland verleugnen konntest, wenn Du Deine Kirche, Deinen

Glauben verleugnen konntest, so kann auch ich Dich verleugnen. Verlasse mich! Wir kennen uns nicht mehr!"

Nun flammte auch in Nikolaus der Zorn des Mannes auf. Und im Zorn konnte er auch ungerecht sein. Er stieß Drohungen aus.

„Wenn Du Dich von mir scheidest, so leugne ich, daß Dein Sohn ein legitimes Kind ist. Er ist nicht mein Sohn!" stieß er wild hervor.

Darauf begann die kranke Frau zu lachen. Es war das aber nicht jene gesunde, gemüterhellende Erschütterung, die die Nerven neu belebt, sondern ein qualvoller Lachkrampf. Ihr Lachen ging in Röcheln über, und sie vergrub das Gesicht in den Kissen, um den Krampf gewaltsam zu ersticken.

Als sie endlich wieder sprechen konnte, ließ sich zeitweise das Bellen des lachenden Kobolds noch immer vernehmen.

„Haha! Du verleugnest Deinen Sohn? Haha! Damit kommst Du schon zu spät! Sein Name ist bereits in das Kirchenbuch eingetragen und kannst Du ihn nur mit Deinem Schwerte herausschneiden! Hahaha!"

„Ich werde es aller Welt verkünden, daß Dein Kind nicht mein Sohn ist!"

„Ich aber werde mich an Deine Fersen heften und Dich von einem Gerichtshof vor den anderen schleppen, werde mich Dir in den Weg stellen, an Deinem Sterbebette erscheinen und Dich nicht eher sterben lassen, als bis Du Deinen Sohn anerkannt hast. Solltest Du aber sterben, ohne ihn anerkannt zu haben, so sterbe ich mit Dir, um gemeinsam mit Dir vor Gott zu treten und Dich dort zu zwingen, als Spukgeist ruhelos heimzukehren und Gottes Urteil zu verkünden!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Der laute Lärm hatte das Kind endlich aus dem Schlafe geweckt; es streckte beide Händchen gegen Nikolaus aus und stammelte die einzige Silbe, die ihm geläufig war: „A—a—a."

Nikolaus verstand das nicht, küßte seinen Sohn nicht, sondern stürmte wie ein Wahnsinniger aus dem Hause.

XXVI.

Was Nikolaus Baranyi getan, war von seinem Standpunkte aus und für seine Interessen sehr klug gehandelt. Der Weg, den er in seiner übergroßen Erbitterung halb unbewußt eingeschlagen, erwies sich als der richtige Pfad für ihn.

Wir, die Kinder der Gegenwart, urteilen ja schon über die Ereignisse, die sich erst vor fünfzig Jahren zugetragen, von einem anderen ethischen Standpunkte aus, als da das Schicksal erbarmungslos über uns hinwegbrauste. Wie dann erst über Dinge, die sich vor zweihundert Jahren ereigneten!

Nicht er war der Erste — auch nicht der Letzte —, der zwischen zwei Arten der Treue wählte und sich für die dauerhaftere entschied.

Ocskay und Bezerédy büßten diese ihre Wahl mit ihrem Leben.

Damals aber waren die Fahnen des Fürsten bereits zu Fetzen geworden. Nach den Niederlagen, die man in den großen Entscheidungsschlachten erlitt, war es nicht mehr möglich, Rákóczys Schaaren neu zu organisiren. Auch seine Verbündeten, die fremden Fürsten, ließen ihn im Stich. Das unabänderliche Fatum nahte mit schnellen Schritten; der glänzende Stern war im Erbleichen begriffen.

Der Nationalfürst hatte das Land verlassen; sein letztes Heer hatte auf der Ebene von Majtény die Waffen gestreckt. Die Feldtrompeten wurden zertrümmert; sie sollten Niemanden mehr zum Kampfe um die Freiheit auffordern. Das Land sehnte sich nach Ruhe, nach Frieden, war der langen, aussichtslosen Kämpfe müde. Alexander Károlyi, der Höchstkommandirende der Kuruczen, hatte mit dem gekrönten König Frieden geschlossen. Den Friedensschluß unterschrieben die beiderseitigen Bevollmächtigten gerade in Debreczin, im Hause Komáromy. Wer sich rechtzeitig bei der siegreichen Partei unterzubringen vermocht hatte, konnte sich glücklich preisen, denn er bekam Geschenke und vornehme Aemter als Belohnung für die Bekehrung. Nikolaus Baranyi wurde, da er seine Rechtsstudien mit befriedigendem Erfolg beendet hatte, mit einem Male zum Septemvir ernannt. Das ist eine gar hohe Stellung! Ein Mann, dem der König das oberste, unanfechtbare Urteil überläßt! Und dabei mit großem Einkommen verbunden. (Officium non fallit.) Sein Ansehen kommt dem der Bannerherren gleich.

Die Kuruczenmachthaber hatten ihn nicht höher als zur Stellung eines für Heu und Stroh sorgenden Verpflegungskommissärs schätzen können. Seine Geistesgaben, seine Tapferkeit waren ohne jede Auszeichnung geblieben; die Einwohner der eigenen Geburtsstadt schätzten ihn gering, wenn sie ihm gegenüberstanden, und hinter seinem Rücken beschimpften und schmähten sie ihn, und als er sich in seinem Zorn gegen sie wandte, ließen sie ihm zum Spott die Stadt im Stich und drehten ihm nur von Weitem lange Nasen. Nun aber empfingen sie ihn auf ganz andere Weise, als er mit klangvollem Titel in die Stadt zurückkehrte, die abermals von glücklichen und zufriedenen Bürgern bewohnt war, die nach wie vor Mäntel woben, Kringel buken, Speck räucherten und die Ordnung, die hohe Obrigkeit in Ehren hielten.

Jetzt kam er schon in vierspänniger Kutsche in die Stadt gefahren: auf dem Bock saß neben dem Kutscher der Haiduck mit dem bunten Federbusch am Hut, der Bürgermeister begrüßte den mächtigen Mann mit einer lateinischen Rede und wies ihm das Stadthaus als Wohnung an.

Er galt allgemein für den klügsten Mann, denn er hatte rechtzeitig

erkannt, von wo der Wind wehte. Sich selbst hat er den größten Dienst erwiesen, und das ist die Hauptsache.

Die Leute reißen die Hüte von den Köpfen, wenn er durch die Marktgasse von Debreczin schreitet, auf fünf Schritte Entfernung von dem Haiducken gefolgt, dessen Säbeltasche fast die Erde schleift. Wer noch keinen lebenden Septemvir gesehen, starrt ihn bewundernd an. Mädchen und Frauen küssen ihm sogar die Hand.

Auf einem dieser Spaziergänge begegnete er gerade vor der Apotheke einem neckisch herausgeputzten Kindermädchen, das ein kleines Knäblein, über das eine Seidendecke gebreitet war, in den Armen trug. Von dem Kinde war nur das Gesicht zu sehen. Dem Septemvir fiel das schöne Kind auf, so daß er das Kindermädchen anhielt, und nachdem er die Seidendecke zurückgeschlagen, fragte er, wessen Kind das sei. Worauf die zungenfertige Magd eilfertig erwiderte: „Das ist das Söhnchen des hochgeborenen Herrn Nikolaus Baranyi." Der hochgeborene Herr sagte darauf: „Willst Du wohl schweigen, Du Hopfenstange?" Dann aber streichelte er liebevoll des Kindes rote Wange und schenkte der Magd ein Zweigroschenstück. Ja, solch' ein mächtiger Herr war einstmals ein Septemvir!*)

XXVII.

Wie es der hochwürdige Pater Guardian vorhergesagt, brachte der glaubenseifrige Entschluß Baranyis diesem schon hienieden den wohlverdienten Lohn.

Nachdem Nikolaus Baranyi seinen Uebertritt zum römisch-katholischen Glauben auch formell vollzogen hatte, war es sein Erstes, seine Ehe mit Katharine Ungvári, die ihm lästig geworden, zu lösen.

Nichts war leichter als das.

Nach den Dogmen der römisch-katholischen Kirche wird das verwandtschaftliche Verhältniß für ein Ehehinderniß angesehen, und solch' ein verwandtschaftliches Verhältniß besteht unbedingt zwischen dem Taufpaten und seinem Patenkinde.

Ein Taufpate darf sein weibliches Patenkind nicht heiraten.

Auf dieser Grundlage sprach das Großwardeiner Konsistorium die Ungiltigkeit der Ehe zwischen Nikolaus Baranyi und Katharine Ungvári aus. Diese sei demzufolge keine Frau, sondern ein Mädchen und ihr Kind für ein nicht legitimes anzusehen.

Dieser Urteilsspruch wurde sowohl dem Debrecziner Konsistorium, als auch der armen Katharine Ungvári schriftlich zugestellt.

Worauf das Debrecziner Konsistorium dem Großwardeiner die Antwort zu Teil werden ließ, es möge gefälligst daheim, den eigenen Getreuen

*) Laut Aussage Samuel Kazays, des Apothekers, der den ganzen Auftritt mitangesehen und mitangehört hatte.

Vorschriften machen; in die Angelegenheiten der Protestanten habe es gar nichts dreinzureden. Für diese seien die Komjáter Kirchenregeln maßgebend, und nachdem im Sinne der Letzteren das zwischen Taufpaten und weiblichem Patenkinde bestehende Verhältniß nicht für ein impedimentum dirimens angesehen, ja sogar eine Ehe zwischen nahestehenden Verwandten gestattet sei, so bleibe Katharine Ungvári auch weiterhin Frau und heiße nach wie vor Frau Nikolaus Baranyi; was indessen ihr Kind anbelange, so gelte hier der Wortlaut des Gesetzes, das besagt: „pater est, quem nuptiae denominant", das heißt, Vater ist derjenige, den die Heirat benennt. Es bleibe demzufolge dabei, was in das Kirchenbuch eingetragen worden, das den Taufnamen des Kindes mit Nikolaus, seinen Familiennamen mit Baranyi angiebt. Im Uebrigen verbleibe man in aller Hochachtung, u. s. w. u. s. w.

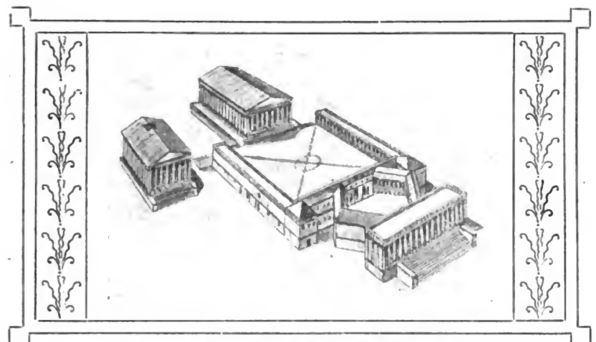
Demgegenüber gab der legalis praecautio wegen Septemvir Nikolaus Baranyi in Gegenwart des reverendissimi Priors des Kapitels, Xaver Tapolcsányi, die bindende Erklärung ab, daß er den Sohn der Katharine Ungvári unter keinen Umständen für den seinigen ansehe, nachdem benannte Person niemals seine gesetzliche Gattin gewesen.

Womit Alles erledigt war.

Nikolaus Baranyi war wieder Junggeselle, und da obendrein Fasching in's Land gekommen war, so stand es ihm frei, auf die Brautschau auszuziehen, wozu es ihm nicht an Neigung und Willen fehlte.

(Schluß folgt.)





Sonnen- und Jupitertempel in Ba'albek nach Frauberger.

Eine Fahrt nach Ba'albek.

Von

A. Thümmel.

— Breslau. —

Mesopotamien, die uralte Wiege der Menschheit, und die ihm westlich und östlich angrenzenden Länder Syrien, Palästina und Persien sind unzweifelhaft in den letzten Jahren für weitere Kreise und jeden Freund geschichtlichen und kulturhistorischen Forschens von erhöhtem Interesse geworden. Das haben nicht nur die Publikationen zahlreicher Fachgelehrter, die bei Forschungsreisen und Ausgrabungen an den verschiedensten Stätten für die Wissenschaft hochwichtige Schätze nach mehrtausendjährigem Schlummer an das Tageslicht zogen, bewirkt — denn die Wissenschaft wendet sich mit dem notwendigen Eingehen in das Detail meist doch nur an bestimmte Kreise — nicht blos Babel und Bibel mit seiner ganzen Litteratur von Entgegnungen, sondern nicht am wenigsten auch die Kaiserfahrten Friedrichs III. und Wilhelms II. in das Morgenland, auf welchen das deutsche Volk seine Herrscher von Land zu Land, von Stadt zu Stadt nach den Berichten der Presse mit höchster Teilnahme begleitete. Damit aber gewannen die breiteren Schichten der Oeffentlichkeit selbst ein reges Interesse an diesen Gebieten einer uralten Kultur, und dieses drängte zur Förderung religiöser, geschichtlicher und handelspolitischer Tendenzen.

Wie lag uns noch um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts Kleinasien, Syrien, Palästina, Aegypten so fern! Wer entschloß sich damals zu einer Reise in den Orient! Man las von seinen Wundern in Tausend und einer Nacht, aber einen so vermessenen Gedanken, selbst einmal die Stätten zu betreten, wo der Heiland der Welt gelebt und gelehrt, oder die gewaltigen Tempel und Pyramiden Aegyptens zu schauen, auf den Fluten des heiligen Nil zu fahren, oder gar einen Wüstenritt auf dem Kamel zu unternehmen, hätte man damals ungläubig belächelt. Heute aber sind dank Cook und Karl Stangen, dem norddeutschen und österreichischen Lloyd alle Hindernisse für solche Fahrt in fremde Erdteile hinweggeräumt, und selbst die finanzielle Seite der Sache kommt in ihrer Verbilligung gegen frühere Zeiten eigentlich nicht mehr in Frage.

So wurde auch ich zum ersten Male bei der Kaiserfahrt 1898 zum Kreuzfahrer und lernte in den folgenden Jahren bei weiteren Exkursionen alle die klassischen Stätten, welche für uns schon durch unsere humanistische Gymnasialbildung von poetischem Nimbus umflossen sind, aus eigener Anschauung kennen. Mächtiger aber als Italien und Griechenland, Rom und Athen mit Forum und Akropolis hat mich wieder und wieder das Land angezogen, welches gleichsam die Brücke ist zwischen den drei alten Weltteilen. Da grüßen uns die schimmernden Wasser des Bosporus und Pontus Euxinus, es winken uns die schneegekrönten Häupter des Kaukasus von Europens Grenzen, von Asien her rauschen die Wogen des Euphrat, von Afrika flutet der Nil. Und in der Mitte dieser Brücke, am Meer wohnten die alten Zauberer der Kultur, die Phönizier, die von den geistigen Früchten ihres meeresweiten Horizonts den rings um sie wohnenden Völkern mitteilten. Ich meine Syrien, das Heimatland des Weinstocks, wo die ehrwürdigen Cedern des Libanon seit Jahrtausenden wachsen, die zu all den großartigen Palast- und Tempelbauten der Assyrer und Phönizier, des David und des Salomo, des Serubabel und Herodes das Baumaterial in Säulen, Dachgebälk und Getäfel lieferten und in dessen östlichem Teil, bei Damaskus, nach moslemitischer Tradition das Paradies der Erde zu suchen ist. Es ist ein Land, welches in seinen einzelnen Teilen die schroffsten Gegensätze unmittelbar nebeneinander stellt. Wir staunen über die üppige Tropenvegetation an den Küsten und in den tief eingeschnittenen Tälern und sehen doch über uns die eis- und schneebedeckten Firnen seiner Gebirgsketten, wir stehen verwundert vor der üppigen Fülle seiner Produkte und erschrecken über die hier und da eingestreuten, öden, wasserlosen Sandwüsten, wir begreifen kaum, wie Menschen in solch' elenden Behausungen, die kaum den Namen eines Stalles verdienen, existiren können, und sind wiederum geradezu verblüfft von der imposanten Mächtigkeit der Baureste längst vergangener Zeiten.

So ein Wunderwerk antiker Baukunst bezüglich der Bewältigung gewaltiger Dimensionen im Material findet man auf einer Fahrt durch die Bekäa, dem Cölesyrien der Alten, in den Trümmern Ba'albeks. Noch stehen die Unterbauten der von den Phöniziern vor mehr als 3000 Jahren errichteten Tempelanlagen, an deren Großartigkeit sich die spätrömische Kaiserzeit ein Vorbild nahm, um auf ihnen ein Pantheon, ein allen Göttern geweihtes Heiligtum zu erbauen, welches ein gleiches Wunder in exorbitanten Maßen seiner Architekturglieder werden sollte. Daß die römischen Baumeister mit Glück und Erfolg ihren alten phönizischen Kollegen nachgeeifert haben, beweisen in der Tat jene dort heute noch stehenden riesigen Säulen des sogenannten Sonnentempels.

Bevor wir aber auf diese hochinteressante Kultstätte näher eingehen, will ich zum besseren Verständnis des Landes selbst die Fahrt von der Küste, der Hafenstadt Beirut über den Libanon und durch die Bekäa kurz schildern und dazu, da die Eindrücke, die man beim ersten Sehen empfängt, meist die bleibendsten sind, meine Aufzeichnungen von der Kaiserreise 1898 zu Grunde legen.

Nach einer durch herrliches Wetter begünstigten, genußreichen Meerfahrt durch die ionische Inselwelt an Kleinasiens Küste entlang, dampfte eines Oktobermorgens — der Himmel erstrahlte in wolkenloser Bläue — das stolze, österreichische Lloydschiff, die Bohemia, die uns trug, in die St. Georgsbai hinein, an deren Gestaden sich die weiß schimmernde Häusermasse Beiruts terrassenförmig an den Vorbergen des Libanon hinzieht. Es geht Einem hier, wie wenn man vom Bosporus aus das märchenhaft schöne Panorama Konstantinopels allmählich deutlicher und immer greifbarer gleichsam aus den Wogen auftauchen sieht: mag man es noch so oft schauen, immer wieder ist man entzückt von solchem Bilde. Auch an Neapel wird man erinnert durch die halbkreisförmigen, schön geschwungenen Linien der Hafenbucht. Die einstige Lieblingsstadt des Justinian, die ein griechischer Dichter*) eine „Amme des heiteren Lebensgenusses" genannt hat, ist heute die bedeutendste Handelsstadt Syriens und zählt etwa 12000 Einwohner. Aber auch der Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens ist Beirut in unseren Tagen wieder geworden. Hier finden sich Syriens höhere Schulen, Seminarien, sowie die 1823 gegründete amerikanische Mission. Letztere umfaßt mehr als 100 Schulen im Lande mit über 4 bis 5000 Schülern; ihre wissenschaftliche Lehranstalt besitzt in Beirut eine besondere medicinische Fakultät, ein astronomisches und ein meteorologisches Observatorium. Ein besonderes Verdienst aber hat sich diese presbyterianische Mission

*) Nonnus, Dionysiaca XLI.

durch die Uebersetzung der Bibel in die jetzige syrische Umgangssprache erworben. Die Kaiserswerther Diakonissinnen leiten dort ein großes Waisenhaus mit höherer Töchterschule, die von den reicheren Orientalinnen sehr frequentirt wird, ähnliche Institute gehören den katholischen Schwestern vom heiligen Vincenz von Paul, den Dames de Nazareth und den Jesuiten.

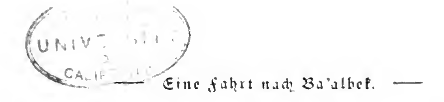
Beim Landen merkte man, daß man in ein fremdes, eigenartiges Land gekommen war, und als wir von den Booten zu unsern unsern haltenden Wagen durch die bunte, dichtgedrängte Menschenmasse schritten, boten sich von Schritt zu Schritt neue, fesselnde Bilder. Die malerisch interessantesten Gestalten in orientalischer Tracht, Lastträger, Bootführer, Soldaten und Polizisten, verschleierte und schleierlose, nachlässig gekleidete, glutäugige Frauen und Mädchen meist in gelb und schwarz gestreiften Gewändern, halbwüchsige Jungen von der Straße mit schwarzen Augen und weißblitzenden Zähnen in den braunen, hübschen Gesichtern — Alles drängte heran, um die Vorboten des großen deutschen Sultans, der einige Tage später kommen sollte, recht genau zu sehen.

Besonders angestaunt wurde die hünenhafte Gestalt eines Adjutanten unseres Kaisers, des Generals v. S. in Tropenuniform, welcher sich in Begleitung eines türkischen Obersten unserer Reisegesellschaft angeschlossen hatte. Er hatte den Auftrag, alle Routen der Kaiserreise durch Palästina und Syrien zu besichtigen, die vom Sultan gestellten Pferde und Wagen, sowie die für das kaiserliche Zeltlager bestimmten Plätze zu prüfen und die betreffenden Eisenbahnen zu befahren.

Nachdem Alles in den, unseren Taxametern ähnlichen, aber ziemlich schäbigen Wagen untergebracht war — auf den Bock des Wagens, den der General mit seiner Begleitung benutzte, schwang sich der Kawaß des deutschen Konsulats in prächtiger, goldgestickter Tracht — ging es in schneller Fahrt zum Bahnhof jenseits der Stadt durch pflasterlose, lehmige Gassen fast immer in vollem Galopp, daß man oft vom Sitz hoch in die Höhe geschnellt wurde.

Während im Stadtinnern viele stattliche, im süditalienischen Geschmack gehaltene Bauten den Blick fesseln, zeigen die Vorstädte meist elende Lehmbuden und Ruinen, ein reines Häusergerümpel. Vor der Stadt kamen wir durch mannshohe Kaktushecken, welche die ausgedehnten Gärten umgrenzen, hindurch, in letzteren aber grünten Feigen-, Oliven- und Maulbeerbäume, und hoch über diesen schaukelten die schlanken Dattelpalmen ihre riesigen Fächerblätter.

In dem für unsere Begriffe mehr als bescheidenen Bahnhofe stand ein Extrazug für uns bereit. Auch die Waggons der von der französischen Société Ottomane des Chemins de fer erbauten Bahn gleichen nicht gerade denen unserer Luxuszüge, aber der Bau der Bahn



selbst wird an Großartigkeit und Kühnheit der Konstruktion kaum von den modernsten Werken der Art übertroffen. Sie windet sich in weit ausholenden Serpentinen als Zahnradbahn den Hang des Gebirges hinauf und steigt so über 1400 Meter zum Kamm des Libanon empor.

Zunächst hat man die alte Karawanenstraße mehrfach zur Seite, sie ist belebt von Zügen hochbepackter Kamele, Ochsenwagen und Reitern, die aber meist statt auf Pferden auf mageren Eseln hocken. Welche hochbedeutenden, geschichtlichen Erinnerungen knüpfen sich an diese uralten, oft in die senkrechten Felswände mit unendlicher Mühe eingesprengten Heerstraßen in der nächsten Umgebung Beiruts! Auf ihnen zogen schon ein Jahrtausend vor Christus die berühmtesten assyrischen und ägyptischen Könige mit ihren Rossen und Streitwagen dahin, sie sahen die Heeressäulen des großen Alexander, die Tausendschaften der Griechen und Legionen der Römer. Im Mittelalter schritten auf ihnen die Kreuzfahrer und Araber, endlich in neuer Zeit die Türken und die Franzosen dahin, und wie einst Ramses, Tiglath Pilesar, Salmanassar und Sanherib an der Straße beim Nahr el Kelb, dem Wolfsfluß der Alten, mächtige Erinnerungstafeln ihrer Heereszüge an der Felswand anbringen ließen, so hat auch der kleine Neffe des großen Korsen, der Kaiser Napoleon III., eine solche zur Erinnerung an die französische Expedition 1860/61 sich nicht versagen können.

Schnaubend und zischend arbeitet sich die Maschine des Zuges höher und höher ins Gebirge hinauf, und nun bietet sich dem Auge des Reisenden ringsum eine Fülle wundervoller und überraschender Bilder. Bis an die Grenze der Waldregion hinauf sind die zerstreut liegenden Dörfer und Weiler von dichten Hainen von Pinien, Maulbeer- und Granatbäumen umgeben. Wo dieser Baumwuchs fehlt, ist der Boden mit sozusagen über ihn kriechenden Weinstöcken bedeckt. Ihre Zweige liegen flach auf dem Boden. Von den kleinen, armdicken Stämmen, die von einer Holzgabel gestützt werden, hängen sie wie bei einer Trauereiche der Erde zu. Die Weinlese war gerade in vollem Gange. An jeder Station drängten sich Frauen und Mädchen in wahrscheinlich der Hitze halber recht dünner und offenherziger Gewandung mit Körben voll köstlicher Trauben in einer Größe, wie man sie bis dahin noch nie geschaut, an den Zug. Solche von anderthalb Fuß Länge und entsprechender Stärke wurden uns für ein Kupferstück aufgenötigt. Unwillkürlich mußte man an die biblische Erzählung denken, wie die ausgesandten Kundschafter mit den gewaltig großen Trauben des gelobten Landes zu den Kindern Israel in die Wüste zurückkehrten.

Ganz entzückend war im Anfang des Aufstieges der Rückblick auf das tief unten liegende Beirut und die sich endlos hindehnende lichtblaue Meeresfläche.

Je mehr wir uns nun dem Kamm und der Vegetationsgrenze nähern, desto kahler und schroffer wird das in kolossalen Blöcken wie cyklopisches Gemäuer aufgetürmte Gestein, desto wilder und grotesker die tiefeingeschnittenen Schluchten und Felspartieen.

Wahrhaft rührend ist es, wenn man sieht, wie sogar hier noch das Landvolk hoch oben im Gebirge den wenigen Humusboden der Hänge sorgfältig vom Stein und Felsgeröll gesäubert, den gewonnenen Erdstreifen terrassenförmig gestützt und mit unsäglichem Fleiße bepflanzt hat.

Auf einer der letzten Stationen vor der Paßhöhe fiel uns dicht beim Bahnhof ein hotelartiges, größeres Gebäude in die Augen, ein Sanatorium, wie wir hörten. Die Ankunft eines jeden Zuges war augenscheinlich eine ersehnte Abwechselung für die Insassen desselben, denn Gruppen europäisch gekleideter, aber nicht zu uns gehöriger Herren und Damen flanirten auf dem Perron und musterten mit edler Dreistigkeit die Abteile, bis sie jeden Reisenden beäugt hatten. Nachher hörten wir, daß bei gleicher Gelegenheit vor nicht langer Zeit ein kleines, niedliches Intermezzo gespielt hat. Dr. Karillon hat es in seinen Reiseerinnerungen verewigt. Er erzählt: Ein Herr, dem eine klobige, goldene Kette von einer Westentasche zur andern über das stattliche Bäuchlein herüberhing, führte eine Dame mit wulstigen Lippen und Pausbacken, zwischen denen eine kleine Stumpfnase eben am Versinken war, auf und ab, indem er die Enden ihres Spitzenshawls, wie in scherzhaftem Liebesgetändel, um seine fleischige Rechte geschlungen hatte. Die zudringlichen Blicke derselben molestirten uns, und um sie los zu werden, redete einer von uns sie englisch an; sie reagirten nicht. Mit dem gleichen Erfolg spielten wir unsere französischen Trümpfe aus. Als aber da ein Anderer mit tönendem Pathos die ersten Verse des Rückertschen Gedichtes:

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt ein Kamel am Halfterband —

recitirte, warfen sie uns wutschnaubende Blicke zu und verschwanden.

Als wir durch die Nacht eines langen Tunnels endlich wieder zum Tageslicht auftauchten, hatten wir die höchste Stelle des Gebirges passirt und sausten nun mit unheimlicher Geschwindigkeit den Osthang des Libanon hinunter zur tiefeingesenkten Ebene Bekäa.

Zur Mittagsstunde erreichten wir Muallaka, einen kleinen, von Mohamedanern bewohnten Ort, von dem aus sich ein Teil der Reisegesellschaft, darunter auch ich, zum Besuche der großartigen Tempelruinen von Ba'albek abzweigte. Vorher jedoch eilten wir, von der Sonnenglut halb geröstet und vor Durst verschmachtend, zur Veranda des am Stationsgebäude liegenden Hotels de l'Orient, wo überall in Sälen, Zimmern, im Flur und im Freien die Tafeln für uns gedeckt

waren. Das sogenannte Offizierkasino der Reisegesellschaft, etwa 10 bis 12 Kameraden aller Chargen, saß mit seinen Angehörigen bald vergnügt an dieser syrischen Table d'hôte, welche in 2 Gängen aus undefinirbaren Fleischklößen mit Kartoffeln und Hammelfleisch mit Bohnen sich zusammensetzte. Schön war die Sache gerade nicht zubereitet, aber köstlich erfrischte der goldhelle, leicht moussirende Landwein und zum Dessert die prachtvollen Weintrauben. Bedient wurden wir von den Töchtern und Nichten des Wirts, Griechinnen mit dunklen, feurigen Augen, Elfenbeinteint und schwellenden Formen. Zwei unserer jungen Leutnants drangen denn auch, wahrscheinlich mehr von dem Ewig-Weiblichen, als dem Küchenparfüm angezogen, in diese ein, wurden aber von dem alten Griechenvater schnell und energisch herausbefördert.

Fast war unser Diner beendet, da ertönte vom Bahnhofsplatz plötzlich ein in kurzen Pausen wiederkehrendes, entsetzliches, geradezu nervenzerreißendes Geschrei und Geblöke. Auf unsere bestürzten Fragen erfuhren wir denn, daß das die Kamele seien, welche jeden neu auf ihren Rücken geladenen Lastballen mit solchen furchtbaren Zornesäußerungen begrüßten. Wer einmal diese Kamelmusik vernommen, behält die Erinnerung an diese Töne lebenslang im Ohr.

Nun hieß es aber: auf nach Ba'albek! der uralten Kultstätte der Phönizier, der späteren glänzenden Heliopolis der Römerzeit, in welcher sich das römische Rokoko der späteren Kaiserzeit, sozusagen der römische Barockstil, ein charakteristisches Denkmal geschaffen hat. Jetzt ein armseliger Ort von etwa 3000 Einwohnern, damals eine Stadt von 100 000, als noch Jerusalem, Damaskus, Tyrus und Sidon weitberühmte, bisweilen Millionenstädte waren.

Die vierstündige Wagenfahrt auf der diagonal die Bekâa durchschneidenden Landstraße, welche in ganz leidlichem Zustande, aber völlig baumlos sich zeigte, bot recht fesselnde landschaftliche Bilder. Links die oben schneebedeckten Firnen des Libanon, zu deren Füßen die Rebe grünte und deren mittlere Hänge in wunderbarem Farbenspiel der einzelnen Gesteinsschichten aufleuchteten. Gelb, rosa, weiß lagen wie bei einem Kouleurband in gleichen, regelmäßigen Streifen übereinander. Zur Rechten erhoben sich die schroffen, scharfgratigen Berge des Antilibanon, hier und da mit kleinen Waldparcellen bedeckt. An der Straße einige wenige Maronitenniederlassungen, elende Lehmhütten mit flachen Dächern, auf denen maisausschälende Weiber lagen und neugierig auf uns herabspähten. Wir begegneten Trupps von Kamelen, darunter uns auch weiße von hochbeinigerer, schlankerer Figur auffielen, von fettschwänzigen Schafen, schwarzen Ziegen und Eselreitern.

Die arabischen Kutscher, die auch hier wie in Beirut unsinnig drauf losfuhren und sich gegenseitig auszustechen suchten, ganz gleich, ob es

mal durch einen Graben oder einen Sturzacker ging, hielten plötzlich, als die Sonne tief am Horizont stand, ganz unmotivirt an, sprangen herab, kauerten sich an das Ufer des fast wasserlosen Litani (Leontes) und beteten, bis die Sonne versunken war. Natürlich warteten wir ruhig, bis es ihnen gefiel weiterzufahren.

Bis zuletzt hatte die Sonne sozusagen glühenden Brand versendet, wir atmeten daher erleichtert auf, als endlich nach 6 Uhr die Ruinen von Ba'albek in Sicht kamen. Für uns war im Hotel de Palmyre Quartier gemacht. Es ist dies anscheinend auf den Grundmauern eines römischen Hauses erbaut; der kleine Vorgarten, die Front des Hauses zeigen verstreut antike Baureste, Säulentrommeln, kopflose Statuen, fein ciselirte Sandsteinquadern usw. Das einstige Atrium, wir würden es die Diele nennen, war jetzt der Speisesaal, daran gruppirten sich an den 3 Seiten die Zimmer, ganz wie im Altertum. An der Südseite des Hauses, im Hofe, hatte man mächtige, antike Gewölbe aufgedeckt. An sich war unser Quartier also ganz interessant, und wenn auch die Zimmer nicht gerade an orientalischem Luxus krankten, so war doch die Verpflegung reichlich und gut.

Es war dem heißen Tage ein wundervoller Abend gefolgt, und so stieg ich denn noch die Anhöhe hinter dem Hotel hinauf, um einen Überblick auf die im Silberlicht des Mondes erstrahlenden Ruinen zu gewinnen. Der Gang lohnte sich, denn es war in der Tat eines jener wenigen Bilder, welche man in sich aufnimmt, um es nie im Leben wieder zu vergessen.

Weithin, so daß das Auge im Dämmerlicht das Ende nicht finden konnte, reihte sich eine gigantische Mauer an die andere, umkränzt von einem Walde von schlanken Erlen, Buchen und Oliven, deren Laubdach, von dem blassen Lichte des Mondes umflossen, grüngrauen, duftig weichen Wolken glich, aus denen die hohen Säulenreihen herauszuwachsen schienen. Während die ragenden Trümmermassen in satten, gelblichen Farbentönen spielten, hoben sich scharf davon die zur Seite sich hinstreckenden, niedrigen Häuserreihen des Ortes mit ihren flachen Dächern in weißgrauen Tönen ab, den Hintergrund des Bildes bildete die mächtige, dunkelbläuliche Gebirgswand. Und da ein denkender Mensch niemals ein großartiges Bild der Natur erfaßt, ohne zugleich alles dasjenige mit zu empfinden und zu fühlen, was er aus dem Schatz seiner geschichtlichen Erinnerungen einer uralten Stätte menschlicher Kultur entgegenbringt, so sah auch ich damals im Geiste die Schicksale und die Ereignisse, welche sich in und um diese Akropolis abgespielt, vorüberziehen.

Vor meinen Augen stieg jene graue Vorzeit auf, in welcher auf diesem gesegneten Boden, an der Küste und in den Bergen die Phönizier oder,

wie sie die Bibel nennt, Philister und Kanaaniter*) saßen, die berühmtesten Seefahrer des Altertums, die Verfertiger der Purpurfarben und Verbreiter der Glasfabrikation. Sidon, Tyrus, Acco, Ascalon, Gaza, Berytos, das heutige Beirut, waren die blühendsten Städte ihres Reiches, während Gebâl und Ba'albek als Centren und heiligste Stätten ihres Kults galten. Hier hatte sich der von der Bibel verabscheute Ba'alsdienst zur höchsten Blüte entwickelt, ein Götterdienst, dessen lockender Sinnenreiz und doch auch geistige Tiefe und poetischer Hauch den Griechen so imponirte, daß sie ihn zum Teil im Adonisdienst übernahmen.

Der Ba'al der Phönizier, auch Eljôn oder Adôn, d. i. der Herr, der Höchste genannt, verkörperte die männliche, zeugende Naturkraft. Er war der Sonnengott, speciell im Bilde der Frühlingssonne, deren lebenweckende Kraft den Schlummer der Natur neubelebt. Den Griechen bedeutete Adôn oder Adonis das Leben der Natur, welches im Herbst unter der sengenden Sonnenglut stirbt und alljährlich durch die frische Befruchtung der Erde sich erneut.

Dem Ba'al-Adôn steht zur Seite entweder als Mutter oder als Geliebte die Göttin Ba'âltis, Aschterôth, oder Aschâra, von den Griechen Astarte und Aphrodite **) genannt. Sie ist die Göttin alles Entstehens und Wachstums, der Fruchtbarkeit und der Liebe.

Interessant ist es zu verfolgen, wie auch der phönizische Glaubenskreis besonders im Ba'al- und Astartedienst aus dem alten Pharaonenlande hervorgegangen ist; es stellt sich auch die überraschende Erscheinung heraus, daß unter den verschiedenen Namen der Netpe-Aschterôth und des Osiris, der Astarte und des Adonis, der Kybele und des Attes, der Demeter und des Dionysos ein und dasselbe Götterpaar nach und nach in Ägypten, Phönizien, Kleinasien, Griechenland und Rom verehrt wurde. Während der Zeit — es waren 5 bis 600 Jahre — in der die Phönizier, oder die Philister der Bibel, Fürsten der Schasu, d. i. syrischen Beduinen, über Ägypten herrschten (XV. und XVI. Dynastie), haben sie bei der Aneignung ägyptischer Kultur auch aus den uralten Priesterbüchern geschöpft. Den Priestern der alten ägyptischen Sonnenstadt Heliopolis-On, welche noch in griechischer Zeit im Rufe großer Weisheit standen, verdankt nämlich ein großer Teil der ägyptischen, religiösen Litteratur seine

*) Die Ägypter nannten das Land Kaft, seine Bewohner Fenechu. Aus Letzterem machten die Griechen Φοίνικες (Phönizier), die Römer Poeni (Punier).

**) Der Name ist nur die gräcisirte Form für das phönizische Apheredêth, d. h. die Taube, weil dieser Vogel der Astarte geheiligtes Sinnbild war. Die Ähnlichkeit des Wortes mit dem Griechischen „Aphros" der Schaum wurde Veranlassung zu dem Mythus von der Entstehung der Göttin aus dem Meeresschaume.

Entstehung, so auch der Kult des dort im höchsten Ansehen stehenden Sonnengottes Ra oder Rê-Harmachis. Ihn haben die Phönizier bei ihrer Vertreibung in ihren Glaubenskreis als Ba'al versetzt und ebenso die Osirislegende, welche von da aus später die Runde in der damals bekannten Welt gemacht hat.

An der Quelle des Adonisflusses, jetzt Nahr el Ibrahim, hoch oben im Libanon beim Dorfe Afka finden sich noch jetzt die Trümmer eines Tempels der Astarte, wohl des geheiligtsten von allen ihren Heiligtümern, da er über der Quelle errichtet war, an welcher sich die Vorgänge der Adonissage abgespielt haben sollten. Eines ihrer gewaltigsten und größten lag aber in Ba'albek. Wenn auch nicht nach Aller, so sind doch nach Ansicht der meisten Forscher die gewaltigen Unterbauten des größten dortigen Tempels, vor deren Steinmassen wir uns trotz aller technischen Errungenschaften ganz klein vorkommen, der Rest, das Fundament des einstigen Astarteions, des Großtempels der orientalischen Urgestalt der Liebesgöttin, welcher die Menschheit als Lebenssymbol huldigte, lange bevor hier der Name der goldenen Aphrodite oder der Venus erklang.

Zum Eingang des Tempels, der sich auf der Höhe einer mächtigen Plattform befand, führte eine viele Stufen zählende Freitreppe; ringsherum um das ungeheure Gebäude lag ein großer, schattiger Hain von weißen Akazien, Oliven und Pinien, von kleinen Bächen und Kanälen durchzogen.

Alljährlich im Herbst, wenn die Quellwasser des Adonisflusses plötzlich unter dem Tempelfundament des Heiligtums in Afka rot herausflossen*), die Sonnenglut in der Bekâa nachließ und Regengüsse die fast versengte Vegetation neubelebten, da verkündete der Hierophant in Afka und allerorten die Priesterschaft: Ba'al, der große Gott, der Liebling der Aschteröth, ist verschwunden, ein wilder Eber hat ihn auf der Jagd getötet, sein Blut hat die Wellen des Flusses blutrot gefärbt. Wie mit einem Schlage war alle Fröhlichkeit im Lande erstorben und tiefe Trauer legte sich über Stadt und Land. Alle Arbeit ruhte, aus den Häusern erschallte Wehklagen und Trauergesang und in den Straßen der Städte drängte die Menschenmenge, unaufhörlich Ai linu! d. i. Wehe uns! in gellenden Tönen ausrufend, den Tempeln zu. So haben sich in jenen Zeiten auch vor den Tempelmauern Ba'albeks Tausende und Abertausende

*) Das Wasser der Quelle nimmt noch heute die Farbe des Blutes an, so oft die starken Regengüsse oder die Schneewasser des Libanon über den tiefroten Sandstein, der neben einer Mergelschicht das Bett der Quelle bildet, hinwegfließen und sich mit ihr verbinden. So färben sich die Wasser des Flusses bis zur Mündung, und weit sogar noch in das blaue Meer hinein lassen sich oft seine roten Wellen verfolgen. (Ebers u. Guthe, Palästina II. S. 26.)

klagend und trauernd tagelang gelagert, denn hinein in den heiligen Bezirk durfte das Volk nicht eher, als bis die geheimnißvollen Mysterien durch die Auferstehung des Gottes ihr Ende gefunden hatten. Sie bestanden im Wesentlichen, wie stets bei den Mysterien, aus der sich im Vorhof des Heiligtums oder im Tempelhain abspielenden dramatischen Darstellung des betreffenden Vorganges, hier also des dem Gotte an der Quelle Affa zugestoßenen Jagdunglücks. Die Darsteller waren Priester und vor Allem die Hierodulen, Tempeldienerinnen, welche zu Hunderten in den großen Tempeln gehalten wurden. Mit der Totenklage um den Verschwundenen endeten die Feiern dieses ersten Tages. Am folgenden Tage fand das Suchen des Gottes gleichsam unter Führung der bekümmerten Göttin Aschterôth statt. Es war dieses das Recht der Hierodulen. Wie ein wilder Bienenschwarm ergossen sie sich über den ganzen heiligen Bezirk, denn derjenigen, welcher es gelang, das von den Priestern gewöhnlich in ein irdenes, oben grün bepflanztes Gefäß versteckte, eherne Idol des Gottes zu finden, winkten besondere Ehren. Nach oft vielstündigem Suchen ertönte dann der Ruf: Jochu Adôn! Jacho, Jacho! Adôn ist gefunden, er lebt, er lebt! Der Jubelruf pflanzt sich bis zu der draußen harrenden Menge fort und an Stelle der Trauer tritt nun die höchste Freude. Der dritte Tag ist dieser geweiht. Das Volk wird in die Vorhöfe eingelassen und nach feierlichen Opfern festlich gespeist. Dann beginnen die prächtigen, glänzenden Umzüge der Priesterschaft und der Hierodulen, an welche sich bis in die Nacht hinein unter Flötenspiel und Lautenklang die immer wilder und bacchantischer werdenden Tänze der Tempeldienerinnen schließen. Der Schleier der Nacht verhüllte endlich die Liebesorgien, welche zu Ehren der großen Göttin die Wonnen derselben darstellen sollten, die sie empfand, als sie zum ersten Male in die Arme des Gottes am blumigen Rande der Quelle Affa gesunken war.

Die Erotik spielt in den alten Religionen eine hervorragende Rolle. Wie im phönizischen Kult vor 3000 Jahren, so finden wir in Indien heute noch das Gleiche. Jedem, der Indien bereist hat, wird dies wohlbekannt sein, und ich will hier nur kurz auf Warneck verweisen, der schreibt: Jeder Hindutempel von einiger Bedeutung besitzt eine Anzahl Nautches*), d. h. Tanzmädchen, welche nächst den Opferern das höchste Ansehen im Tempelpersonal genießen. Es ist noch nicht lange her, daß diese Tempelmädchen fast die einzigen einigermaßen gebildeten Frauen in Indien waren. Sie wurden nämlich in Gesang und Tanz unterrichtet und auch besser gekleidet, als ihre Geschlechtsgenossinnen. Die Religion

*) **Nautch** ist eine Korruption des hindostanischen **natchna**, tanzen. Die vulgäre heutige Bezeichnung ist **Nautch-girl**.

sieht in der schrankenlosen Hingabe ihres ganzen Seins bei diesen von ihrer Kindheit her den Göttern vermählten Priesterinnen nur eine unantastbare Berufspflicht, auch ist solche Preisgebung so weit entfernt als Schande zu gelten, daß selbst angesehene Familien es vielmehr für eine Ehre erachten, ihre Töchter dem Tempeldienst zu weihen.

Allein in der Präsidentschaft Madras giebt es gegen 12000 solcher Hierodulen.

Dem uralten Baalsdienst, wie der Religion des Brahmâ, an dessen Stelle jetzt der Siwa-Kult hauptsächlich im südlichen Indien getreten ist, galt eben das Mysterium der irdischen Liebe, aus der wir geboren sind, als etwas Hohes, Göttliches und das Gefäß derselben, der in der vollkommensten Form nach dem Ebenbild Gottes geschaffene menschliche Körper, als heilig.

Die Phönizier, die ja die damals gekannte Welt sogar weit über die Säulen des Herkules hinaus beherrschten, nahmen zu Hierodulen nicht etwa nur Töchter ihres Landes, sondern importirten dieselben, und man darf wohl annehmen nicht gerade die garstigsten, aus aller Herren Ländern. Jahr für Jahr setzten die Schiffe, welche den phönizischen Herrschern Geschenke der verbündeten und den Tribut der unterworfenen Völkerschaften, welche rings um das Mittelmeer wohnten, brachten, auch Hunderte von geschenkten, gekauften und wohl meist auch an den Küsten geraubten Mädchen und Frauen ans Land. Es waren das Gallierinnen und Iberierinnen, Mädchen von den numidischen Küsten und den griechischen Inseln, von den Ufern des Nil, des Euphrat und von den Gestaden des heiligen Ganges, aus Ekbatana und Babylon — und merkwürdig und vielleicht nicht ohne Zusammenhang mit diesem Import, welcher Jahrhunderte hindurch angedauert hat, ist es, daß fast alle namhaften Reisenden und Forscher, die über jene Gegenden geschrieben haben, voll des Lobes sind über die Schönheit der Weiber Syriens. Was Ba'albek in dieser Beziehung anbetrifft, so fallen besonders die jungen Mädchen im Alter von 12 bis 16 Jahren durch wunderbar ebenmäßigen Wuchs und edle Züge, wahre Medaillengesichter, auf, und ich kann mich mit Karillon begnügen, das Faktum niederzuschreiben, daß es außer Aphroditens goldenem Hause auch noch andere sehenswerte Dinge giebt in der alten Heliopolis.

Doch nun weiter in der Geschichte! Rom hatte seine ländergierigen Hände ausgestreckt, Jerusalem war in Staub und Asche gesunken, und so war allmählich im ersten Jahrhundert nach Christus ganz Syrien zur römischen Kolonie geworden. In das Jahr 60 v. Chr. fällt die Kunde von der ersten Zerstörung des Ba'albeker Heiligtums, denn Ammianus Marcellinus, ein römischer Geschichtsschreiber des vierten Jahrhunderts, erzählt, daß M. L. Crassus, jener seiner Habsucht wegen

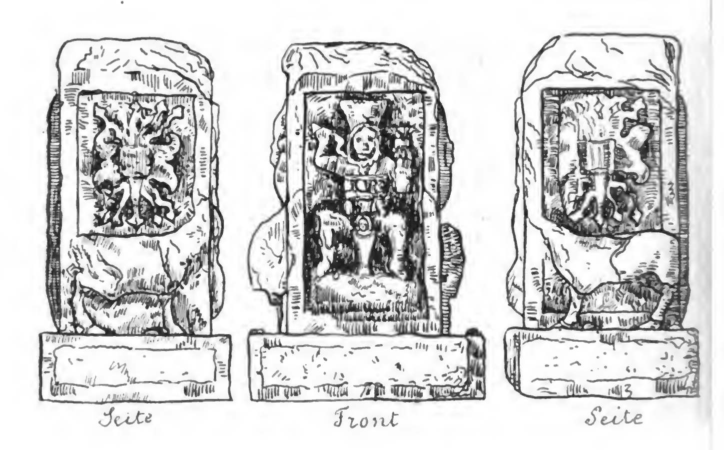
berüchtigte römische Millionär, den Tempel zerstört und soviel Schätze fortgeschleppt habe, daß das Zählen und Verpacken viele Tage in Anspruch genommen hätte.

Der weise und milde Antoninus Pius (138 bis 161 n. Chr.), welcher als römischer Cäsar dem Reiche ruhige und glückliche Zeiten gab, denn fast unter allen Herrschern hat er allein ohne Bürger- und Feindesblut zu vergießen gelebt, stellte die Christenverfolgungen, wo er es vermochte, ab, hielt aber dennoch den alten Götterglauben in Ehren. Er hatte lange Jahre als Prokonsul in Syrien geweilt und suchte nun dem Jahrtausende alten Ba'alsdienst überall im Lande damit ein Ende zu machen, daß er an Stelle der phönizischen Heiligtümer prachtvolle römische Tempel setzte. Der Ba'al wurde zum Jupiter, die Astarte zur Venus. So auch hier in Ba'albek. Aber wenn auch die Namen der Götter andere wurden, das Wesen und die religiösen Bräuche blieben noch Jahrhunderte lang dieselben, denn griechische und spätlateinische Schriftsteller bezeugen speciell für Ba'albek die Mysterien eines ausschweifenden Dienstes der semitischen Venus.

Interessant ist, was einer derselben, Macrobius (5. Jahrh. n. Chr.), über die Art des damaligen Kultus schreibt: Daß aber eben dieser Jupiter die Sonne (d. h. der alte phönizische Sonnengott) sei, kann man sowohl aus den gottesdienstlichen Gebräuchen, als auch aus seiner Abbildung schließen. Es ist ein goldenes Bild ohne Bart, es schwingt mit der rechten Hand eine Geißel, gleich einem Pferdelenker, in der linken Hand hält es einen Strahl und Aehren, welche die vereinigte Macht Jupiters und der Sonne anzeigen. Der Gottesdienst in diesem Tempel ist auch der Orakel halber hochberühmt, welche dem Apollo zugeschrieben werden, der ebensoviel ist, als die Sonne selbst. Denn das Bild des heliopolitanischen Gottes wird in einem Heiligtum herumgeführt, wie man in den circensischen Spielen die Bilder der Götter pflegt herumzuführen; gemeiniglich führen es die Vornehmsten des Landes mit geschorenen Häuptern, nachdem sie sich eine lange Zeit vorher kasteiet haben. Sie gehen aber nicht, wie es ihnen beliebt, sondern werden durch eine höhere Macht getrieben; wohin sie der Gott treibt, dahin gehen sie auch. Dieser Gott giebt selbst Abwesenden durch eingeschickte versiegelte Täfelchen Orakel u. s. w.

Die deutsche Ausgrabungskommission hat 1902 bei einer Wasserleitung in der Nähe Ba'albeks einen Cippus zu Tage befördert, welcher ein Bild des heliopolitanischen Sonnengottes trägt. Die Darstellung deckt sich mit der Beschreibung des Macrobius bezgl. der Attribute des im Relief gemeißelten Gottes. Zwischen seinen Füßen befindet sich die Figur einer Herme des Hermes, die beiden Seitenteile des Cippus sind mit geflügelten Blitzen, die aus einem Bündel nach oben und unten

herausschießen — Sonnenstrahlen und Aehrenbündel — sowie mit je einem Opferstier verziert.*)



Es kamen aber wieder andere Zeiten. Kaiser Konstantin der Große (306 bis 337), welcher das Christentum zur Staatsreligion erhob, nachdem ihm die Erscheinung des flammenden Kreuzes am Himmel — in hoc signo vinces — zur Offenbarung geworden, wollte wieder dem heidnischen Kultus Einhalt tun und Jupiter und Venus aus Ba'albek verbannen. Er schloß daher die Tempel und baute eine Basilika in den großen Vorhof des Sonnentempels, auch machte er die Stadt zum Sitze eines christlichen Bischofs.**) Die zahlreich mit dem Bischof erschienene Geistlichkeit wütete selbstverständlich nun mit heiligem, aber blindem Eifer gegen Alles, was an die alte Götterlehre erinnerte, die unzähligen herrlichen Statuen und Götterbilder, edelste Kunstwerke eines klassischen Zeitalters, wurden zertrümmert und in den Kalköfen verbrannt, die prächtigsten Säulen, Monolithe, einst auf Schiffen und Flößen von Aegypten geholt, wurden überallhin verschleppt, besonders in die Kirchen des von Konstantin erbauten Konstantinopolis-Byzanz.

*) Aus: Jahrbuch des deutsch. arch. Inst. Bd. XVII. (1902), S. 103.

**) Ebers u. Guthe, Palästina I. S. 468.

Unter Julian aber übten die Anhänger der früheren Götterherrlichkeit furchtbare Rache, zerstörten die Basilika, daß kein Stein auf dem andern blieb, ermordeten die Geistlichkeit und Alles, was sich dem neuen Glauben zugekehrt hatte.

Wenn nun auch der Nachfolger Kaiser Julians, Theodosius der Große (379 bis 395), dafür wieder den Prachtbau des Antoninus Pius, den allen Göttern von Heliopolis geweihten Haupttempel, welcher zweifellos damals schon durch Erdbeben gelitten hatte, noch völlig in Trümmer legte, so gelang es doch eigentlich niemals dem Christentum hier festen Fuß zu fassen, die Flamme des Heidentums glimmte unter der Asche fort, und noch im sechsten Jahrhundert fanden blutige Kämpfe zwischen Heiden und Christen statt. Endlich aber, als die Araber unter ihrem siegreichen Feldherrn Abu Obeida von Damaskus, welches ihnen ebenfalls in die Hände gefallen war, hier in Cölesyrien einbrachen, mußte das Kreuz dem Halbmond endgiltig weichen, und der behauptet heute noch seinen officiellen Platz, wenn er sich auch die enge Gemeinschaft mit Maroniten, Drusen, Unirten, Katholiken, Anglikanern, Protestanten und Juden gefallen lassen muß. In blindem Haß und Religionseifer wüten alle diese Sekten gegeneinander, ein Schauspiel, welches die Anhänger Mahomeds nicht gerade zur Hochachtung und Wertschätzung des Christentums veranlassen kann.

Als der Halbmond seine Herrschaft über Syrien antrat, verschwanden alle Symbole der christlichen Herrschaft und mit ihnen der Name Heliopolis. Der Ort erhielt jetzt seinen alten semitischen Namen Ba'albek, d. i. der Ba'al der Bekâa wieder, aber der hohe Glanz der Heiligkeit, welcher seit grauer Vorzeit über der Stadt mit ihren ehrwürdigen Heiligtümern geschwebt, war dahingeschwunden.

In den Kämpfen der Omaijaden und Abbasiden, den glanzvollen Zeiten Nurreddins und Saladins, in denen Ba'albek zum Chalifat und speciell zu Damaskus gehörte, wurde der ganze Tempelbezirk in eine Citadelle oder Festung verwandelt. Man zog einen Wassergraben ringsherum, in welchen der bei Ba'albek entspringende Bach und die Wasser des Orontes geleitet wurden, setzte auf die Dächer der Tempel krenelirte Mauern, die gewölbten Gänge und Räume des Unterbaues waren so wie so schon außerordentlich zu Kasematten geeignet.

Als die im 13. Jahrhundert in Syrien einbrechenden Mongolen auch die Bekâa durchzogen, fiel die Stadt in ihre Hände und ebenso nach längerer Bestürmung die Tempelfestung. Da Syrien damals unter der Botmäßigkeit der ägyptischen Mamelukensultane stand, so eilte Sultan Bibars (1260 bis 1277) mit einem Heere herbei, und es gelang ihm die gefürchteten Gäste aus Syrien wieder zu vertreiben. Schlimmer aber erging es Damaskus und Ba'albek bei dem Raubzug des großen

Mongolenchans Timur, der 1399 Damaskus und 1401 Ba'albek durch Plünderung und Brand fast gänzlich zerstörte. Endlich fiel Syrien 1516 in die Hände der Türken, die es seitdem besitzen.

Man muß sich eigentlich bei all den Schicksalsschlägen durch Krieg, Plünderung, Religionskämpfe, zu denen noch drei größere Erdbeben in den Jahren 1158, 1203 und 1759 hinzutreten, wundern, daß so großartige Ueberreste der uralten Kultstätte heute noch vorhanden sind, denn was die Zerstörungswut der Menschen nicht fertig brachte, das stürzte schließlich die Gewalt der Elemente in Trümmer. Noch ein solches heftiges Erdbeben, wie es ja eigentlich alle Jahrhunderte wenigstens einmal jene Gegenden heimsucht, und das heutige Wahrzeichen von Ba'albek, jene allein noch in imposanter Majestät aufrecht stehenden sechs herrlichen Riesensäulen des großen Tempels, welche den Wanderer schon aus weiter Ferne grüßen, werden auch im Staube liegen.

Glücklich der Reisende, dem es beschieden ist, Ba'albek noch in seinem jetzigen Zustande zu sehen und die noch immer großartigen Ruinen zu bewundern, bevor die nimmerruhenden Naturkräfte das Werk der Zerstörung zu Ende geführt haben.

Betrachten wir nun die Tempelanlagen selbst näher. Der mächtige Unterbau, welcher viel Aehnlichkeit mit dem des Tempels von Jerusalem zeigt, darf mit Recht zu den Wunderwerken der Welt gezählt werden. Er ist gut 300 Meter lang, 180 Meter breit und noch 10 Meter hoch. Die Sandsteinquadern seiner Außenseiten, welche meist wie die der ältesten Türme und Mauern Jerusalems einen eingemeißelten Rand ringsherum haben, zeigen Dimensionen, welche fast unglaublich erscheinen. Viele davon sind 3½ bis 9 Meter lang, 3 Meter hoch und 2 Meter breit, und an der Westseite finden wir die berühmten drei Riesensteine, Trilithon genannt, welche man als Bausteine bisher an irdischen Bauwerken nur einmal und zwar nur hier gefunden hat. Die gewaltigen Quadern der Pyramiden, selbst der von Sakkâra, sind Spielerei dagegen. Jeder dieser Blöcke ist etwas über 19 Meter lang, Höhe und Breite beträgt 4 Meter. Aber der König unter diesen Quaderfürsten ist doch der große Eckstein, welcher unter den dreien liegt. Dieser ungeheure Block mißt in der Länge 20½ Meter, ist 5½ Meter breit und 3.90 hoch. Alle diese gigantischen Steine bilden nun nicht etwa die direkte Basisfläche des Unterbaues, sondern liegen mindestens in der Höhe eines ersten Stockwerks in der Mauer und sind so fein aneinandergefügt, daß die Fuge kaum sichtbar ist. Ich habe mehrfach versucht mit der Messerklinge dazwischen zu kommen, aber meist vergeblich.

Wie man diese Blöcke bewältigt hat, dafür giebt es nur eine Erklärung. Hebelwerke für ein Gewicht von 30 000 Zentner gab es doch nicht. Man hat also von dem Steinbruch, aus welchem sie gebrochen

wurden — dieser befindet sich etwa zehn Minuten südöstlich von Ba'albek — schiefe Ebenen bis zu dem Bestimmungsort mit dem notwendigen Steigungsverhältniß bezgl. Fall angelegt, also mächtige Dämme, auf welchen die Steine auf Rollen an starken, von Tausenden von Menschen gezogenen Tauen ihrem Ziele zugeführt wurden. So hat man auch unzweifelhaft die Pyramiden von Gizeh u. a. vom Mokkatamgebirge her in die Höhe wachsen lassen, so haben die Assyrer ihre kolossalen, steinernen Stierbilder aus den Brüchen weiterbefördert; es beweist uns dies die Darstellung eines Basreliefs, welches Layard in Kujundschik ausgegraben hat. Ob bei einem solchen Bau damals Tausende von Menschenleben zu Grunde gingen, machte nicht viel aus und bedrückte sicher nicht das Gewissen der damaligen Despoten. Sie wußten aber wohl, daß sie mit solchen Bauten ihre Namen mit unvergänglichen Lettern in das Buch der Weltgeschichte eintrugen.

In dem erwähnten Ba'albeker Steinbruch liegt übrigens noch ein ebensolcher Steinblock von 370 kbm Inhalt und 30 000 Zentner Schwere, vollständig herausgearbeitet aus dem Felsen, nur mit seiner Grundfläche noch mit diesem verwachsen. Jedenfalls ist in jenen fernen Zeiten, als die Fundamente des Ba'al-Tempels im Bau waren, irgend ein Krieg, eine Revolution oder eine das Volk dahinraffende Seuche über das Land und seine Bewohner, die Phönizier, hereingebrochen, welche den Bau unterbrach, denn sonst hätte man ein solches Werkstück, dessen fast vollendete Herstellung soviel Zeit und Mühe schon gekostet hatte, nicht unbenutzt liegen lassen. Dies sind Baureste, wie sie unsere Epigonen schwerlich von uns finden werden.

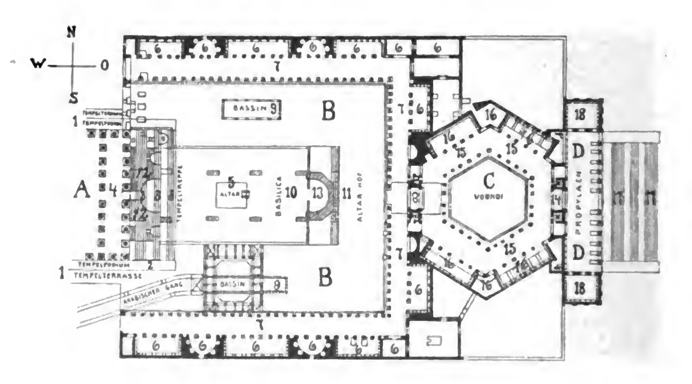
Unter der Plattform des Altarhofs, des Vorhofs und der Propyläen ziehen sich nun gewölbte breite und hohe Gänge, welche Eisenbahntunnels gleichen, hin, ferner Kammern und weite Gemächer, die ihr Licht im Altertum durch kleine Oeffnungen im Scheitel der Gewölbe und sich nach unten erweiternde Schlitze am Fußboden der darüber liegenden Räume erhielten. Aehnliche unterirdische Hallen hat ja auch die Plattform des einstigen Tempels zu Jerusalem. Hier nun folgen diese Substruktionen genau den Linien der über und auf ihnen errichteten Bauten der Höfe und Propyläen, sind also römischen Ursprungs. Dagegen befinden sich keine unter dem Platze, wo der Sonnentempel selbst gestanden hat, ein Beweis mehr dafür, daß sein Unterbau mit seinem Trilithon und auch an der Südseite erst 1902 freigelegten, riesigen Blöcken phönizischen Ursprungs ist.

Wie diese unterirdischen Räume zu den Zeiten, als die ganze Tempelanlage Festungszwecken diente, die sichersten und natürlichsten Kasematten abgaben, so bildeten sie unzweifelhaft im Altertum die besten Zufluchtsstätten und Verstecke, in welche die Priester die Tempelschätze bei jeder

Umwälzung verborgen und gerettet haben. Leider sind eine ganze Anzahl von ihnen eingestürzt und mit, wohl nie ihrer Größe und Masse wegen zu ernirenden, Trümmern gefüllt. Es läßt sich daher der Gedanke nicht von der Hand weisen, daß da unten noch manche antike Kostbarkeit unter dem Schutt liegt oder in Räumen, deren geheimen Zugang man nicht kennt, verborgen ist.

Sehen wir uns nun an der Hand des Grundrisses den Sonnentempel von dem Punkte aus an, wo auch im Altertum, als er noch in Glanz und Pracht dastand, der Beschauer seine geheiligten Hallen und Höfe betrat.

Der Grundriß des Sonnentempels nach Koldewey, Andrae u. Krencker.
Jahrbuch des deutsch. arch. Instituts Bd. XVI. (1901), Tf. IV.



Erläuterung.

A Sonnentempel, Grundriß der Cella nicht rekonstruirbar
- 1 Tempelterrasse
- 2 Tempelpodium
- 3 große Freitreppe
- 4 Pronaos oder Vorhalle

B Altarhof
- 5 Brandopferaltar
- 6 Exedrae von rechteckiger und Nischenform, offen und geschlossen
- 7 Kolonnaden
- 8 Haupttor und rechts und links Nebentore zum Altarhof
- 9 Piscina, die südliche zu einem Schwimmbad umgebaut
- 10 Basilika
- 11 Freitreppe zur Basilika
- 12 Aeltere Apsis in die Freitreppe hineingebaut
- 13 Neue umorientirte Apsis

C Vorhof
- 14 Haupttor zum Vorhof mit 2 Nebentoren
- 15 Kolonnaden
- 16 Exedrae offen und geschlossen

D Eingangshalle oder Propyläen
- 17 Große Freitreppe
- 18 Seitenhallen der Propyläen

Aus dem schattigen Tempelhain, der von munteren Bächen durchrauscht war, stieg man eine etwa 30 Stufen haltende Freitreppe zu der mächtigen Eingangshalle empor. Die Treppenstufen sind von den Sarazenen, als sie das Ganze in eine Citadelle umwandelten, zum Bau der östlichen Festungsmauern verwendet worden. Die Säulenhalle ist 55 Meter breit und 11 Meter tief, ihre Vorderfront hatte 12 mächtige Säulen, deren inschriftenverzierte Sockel noch stehen. Rechts und links der Halle schließen sich je ein turmähnlicher Anbau von quadratischem Umriß, die äußeren Seiten mit Pilastern verziert, an. Im Unterbau derselben hat jeder nahe am gewachsenen Boden einen Eingang in die unterirdischen Räume. Entsprechend dem in Höhe der Säulenhalle in jedem Anbau befindlichen Saal, lag unter diesem ein gleicher Raum im Kellergeschoß, welcher wahrscheinlich der Tempelwache als Aufenthaltsort diente; zu diesen Räumen bildeten die obenerwähnten Türen den Eingang. Die Rückwand der Mittelhalle war durch ein großartiges Portal von 15 Meter Breite und zwei kleinere Tore von 3 Meter Weite durchbrochen. Sie führten in den Vorhof des Tempels, einen stattlichen, sechseckigen Platz. Die diesem zugekehrten, großen Nischen in den Pfeilern des Mittelportals schmückten jedenfalls einst überlebensgroße Statuen, in den Pfeilern führten Wendeltreppen zu dem Dache empor. An den Seiten des Vorhofs, dessen Breite 76 und Länge 60 Meter betrug, zogen sich säulengeschmückte und im Innern an den Wänden mit tabernakelähnlichen, von kleinen Säulen flankirten Ausbauten verzierte Gemächer und Kammern, sogenannte Exedrae hin, und vor diesen, der sechseckigen Form des Ganzen sich anschließend, ein peristylartiger Säulenumgang. Diesen letzteren hier und im Altarhof nachgewiesen zu haben, ist eine der Errungenschaften der letzten deutschen Ausgrabung. Von den Exedris, die im Innern durch die arabische Befestigung — Bogengänge, Schießscharten — arg ruinirt sind, ist eine einzige leidlich noch erhalten.

Wiederum ein imposantes, dreiteiliges Portal, ganz ähnlich dem ersten, öffnet den Durchgang zu dem in Form eines Rechtecks 120 : 135 Meter messenden, großen Altarhof. Wir begeben uns nach seinem Mittelpunkte, wo die gewaltigen Blöcke des neuentdeckten, heidnischen Brandopferaltars aufragen, über dem Konstantin und Theodosius ihre Basilika errichteten. Von hier hat man einen umfassenden Rundblick über den ganzen Hof. Noch teilweise 6 Meter hohe Wände umgeben ihn rings mit Ausnahme der Westseite, wo der große Tempel gestanden hat. Dies sind die innern (Rück-) Wände von einer Reihe ebensolcher Säle und Gemächer, wie sie der Vorhof aufweist. Sie zeigen, besonders die sich gegenüberliegenden Seiten, in ihrer Anlage völlige Symmetrie, es wechseln rechteckige und halbkreisförmige Hallen, solche mit Türen versehene und offene, letztere von einer Säulenreihe begrenzt. Das Innere dieser Exedrae ist meist mit einer doppelten Reihe derselben

tabernakelartigen Ausbauten wie im Vorhof versehen, muschelförmige Nischen (Conchae), die in Ueberfülle mit kunstvollen Ornamenten, Rosetten und Friesen verziert sind, bildeten einst den Hintergrund für lebensgroße Broncestatuen. Der Fußboden bestand aus Mosaik. Vor den Exedris nun lief ringsherum ein prächtiger Säulen-Wandelgang, von welchem einige Stufen in den Hof hinabführten. Die Hallen sowie den Säulengang bedeckte ein reichgegliedertes, fast flach gehaltenes Dach, von dessen schön ornamentirten Gebälk und Fries — Akanthusstauden mit Blätter- und Rankenwerk — viele Bruchstücke gefunden sind. Die bildlichen Darstellungen der erwähnten Conchae beziehen sich meist auf Scenen aus der griechischen Mythologie, doch kommen auch Andeutungen auf die phönizisch-ägyptische Vorzeit — Sonnenscheibe mit Uräusschlange — vor. Von all den wundervollen Syenitsäulen, 130 waren es, welche aus der Gegend von Syêne am ersten Nilkatarakt wahrscheinlich auf mächtigen Flößen über das Meer mit unendlicher Mühe hierhergeschafft waren, hat man noch einen einzigen ganzen Säulenschaft jetzt gefunden, alle übrigen sind verbaut und verschleppt worden.

Vor der großen Freitreppe, welche zum Sonnentempel an der westlichen Seite des Altarhofes hinaufführte, liegt im Mittelpunkt desselben der jetzt wieder freigelegte Brandopferaltar. Hier spielte sich für Volk und Priesterschaft bei feierlichen, religiösen Gebräuchen die Haupthandlung ab nach israelitischer und ägyptischer Sitte. Daher der Tausende des Volkes fassende, große Hof um ihn herum mit seinen Hallen und Kolonnaden. Der Altar selbst bestand aus einer viereckigen Plattform, welche den Sockel für den oberen eigentlichen Altaraufbau bildete. Die Priester stiegen auf diese Plattform auf einer sich rechts und links der Ostfront befindlichen Treppe zur Darbringung des Brandopfers hinauf und waren so allem Volk sichtbar. Eine Seite der Plattform und der Treppenanlage ist erhalten. Ueber die Form des oberen Aufbaues, des Opferherdes, kann man nur nach klassischen Vorbildern schließen, da der Fußboden der Basilika seine Fortnahme bedingt hatte. Rechts und links des Altars lagen im Altertume je ein oblonges Wasserbecken oder Piscina. Dieselben sind noch gut erhalten, und ist ein Teil ihrer einstigen Einfassungsplatten, welche reich mit Reliefs von allerlei Seegetier, Ranken und Blätterwerk, sowie mit von Eroten und Stierköpfen getragenen Guirlanden verziert sind, zu Tage gekommen. Das südlich gelegene Becken ist in byzantinischer Zeit zu einem Schwimmbad umgebaut worden.

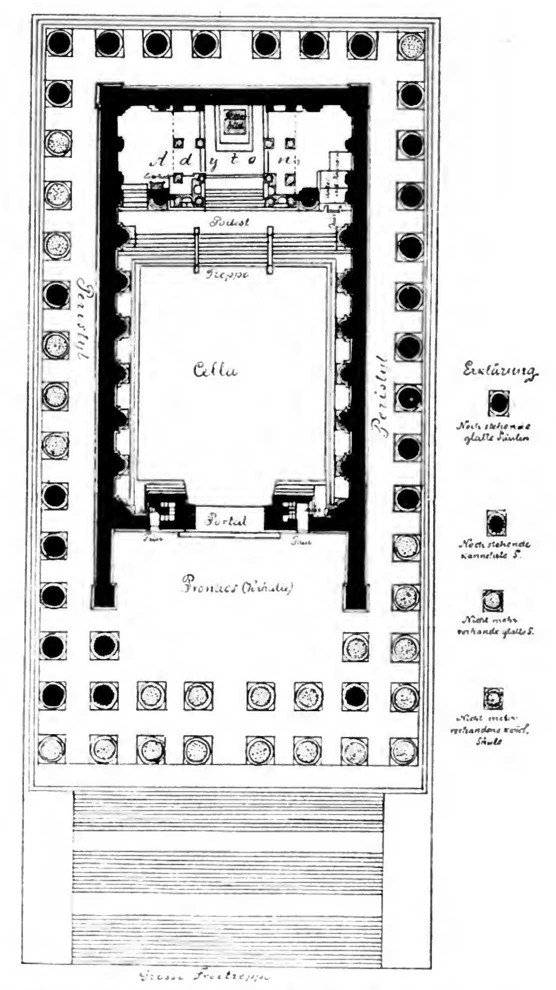
Endlich sehen wir noch auf dem Altarhof den Grundriß der ehemaligen dreischiffigen Pfeilerbasilika. In ihrer ältesten Zeit war ihr Eingangsportal im Osten, die große Apsis und der Altar im Westen, also dem Tempel zunächst. Später aber nahm man eine Umorientirung dahin vor, daß man das Hauptportal nach Westen legte und den mittleren

Teil der früher zum Eingang der Kirche hinaufführenden, $2^1/_2$ Meter hohen Freitreppe abbrach, um hier eine neue Apsis zu errichten. Der Grundriß der Basilika hat sich bei den deutschen Ausgrabungen vollständig an den unter dem Bauschutt zu Tage tretenden Mauer-, Pfeiler- und Treppenresten der Kirche, sowie des Tempels feststellen lassen.

Wir kommen nun zu diesem letzteren, einst dem Hauptbau der ganzen Anlage, von welchem aber leider das Wenigste außer seinen noch stehenden 6 grandiosen, korinthischen Riesensäulen erhalten ist. Aber wenn man in maßlosem Staunen am Fuße dieser Säulenkolosse, deren Basis und Sockel so groß ist, wie ein gut ausgewachsener Mann, steht, überwältigt einen förmlich der Gedanke, welche riesigen Dimensionen dieser römische Bau gehabt haben muß. Wohl ist da zu begreifen, daß man ihn im Altertum als ein Weltwunder gepriesen hat. An seinem Platze hat sicher einst das alte phönizische Heiligtum gestanden, denn hier liegen in der Westmauer alle die gigantischen Blöcke und Quadern, von denen schon früher die Rede war. In diesen $13^1/_2$ Meter über den gewachsenen Boden ragenden Unterbau, der also so hoch war, wie ein zweietagiges Wohnhaus von heute, und der terrassenförmig den Tempel umgab, haben die Römer die Fundamente ihres Tempels hineingebaut, den Größenverhältnissen des gleichsam Sockels des Ganzen entsprechend, ihn mit einem annähernd ebenso großartigen Bau bekrönend. Wie jene noch vorhandenen 6 Säulen bildeten im Ganzen 54 ebensolche sein Peristyl, eine jede war 22 Meter hoch, dazu kommt noch Architrav, Fries und Sims mit $4^1/_2$ Meter Höhe, sodaß der Tempel bis zum Dachrand gut 40 Meter Höhe besaß.

Aus dem Altarhof führte eine die ganze Ostfront deckende 7 Meter hohe Freitreppe zu seinem Eingang hinauf. Teile der Wangen derselben und viele Stufen sind jetzt wieder aufgedeckt worden. Den Grundriß hat man hier nicht mehr feststellen können. Man ist nur auf die Fundamente der Cella an der Nordseite gestoßen. Wir besitzen jedoch auf Münzen Abbildungen, die ein leidliches Bild geben und es als höchst wahrscheinlich gelten lassen, daß der neben dem großen Tempel stehende und verhältnißmäßig vorzüglich erhaltene kleinere Jupitertempel eine getreue Kopie des großen ist.

In ganz Syrien giebt es keinen Tempel, der so allen Stürmen der Zeit getrotzt hat und den wir so vollständig rekonstruiren können, wie diesen. Auch zum Jupitertempel führte eine in drei Absätzen angelegte Freitreppe empor. Seine Länge betrug 70, seine Breite 30 Meter. 42 Säulen bildeten sein Peristyl, von ihnen stehen noch 18. Eine davon, an der Südwand, hat sich beim letzten Erdbeben 1759, wo auch drei Säulen des großen Tempels stürzten, im Fallen an die Tempelwand gelehnt, eine Quader hineingedrückt und sich nun schon fast anderthalb



Jupitertempel nach der Aufnahme der deutschen Ausgrabungs-Kommission.

Nach Jahrbuch des deutsch. arch. Instituts. Bd. XVII. (1902). Tfl. V.

Jahrhundert in dieser Stellung erhalten. Der Jupitertempel hat seinen eigenen, fast 5 Meter hohen Unterbau. Derselbe kann sich aber, was die Größe seiner Bauglieder anbetrifft, nicht mit den Substruktionen des Sonnentempels, die man heute auch gern den Römern zuschreiben möchte, messen.

Von großer Wirkung muß für den die Freitreppe Hinaufsteigenden der Blick auf den Pronaos, die Vorhalle der Cella, gewesen sein, einmal durch die doppelte Säulenreihe und dann durch das wundervoll geschmückte Portal der Cella. Hier sind die 8 Säulen der Vorhalle fein ciselirt und kannelirt, während die des Peristyls einfach glatte Oberfläche haben. Das etwas über 12 Meter hohe und $6^1/_2$ Meter breite Portal selbst nennen Ebers und Guthe den Edelstein unter allen Baulichkeiten Ba'albeks. Jetzt zeigt es sich wieder in voller Symmetrie, seit man den 1759 um $^1/_2$ Meter aus seinem Lager gesunkenen Schlußstein der Oberschwelle wieder gehoben hat. Auch ist mit dem Wegfall des ihn vordem stützenden Pfeilers der kunstvolle ciselirte, der Sonne geheiligte Adler, dessen Fänge einen Merkurstab halten, wieder sichtbar geworden. Der Portalrahmen in seinen Seitenpfosten und der Oberschwelle ist mit einer Ueberfülle von Ornamentik in Weinlaub, künstlichem Rankenwerk, Trauben und Aehren aufs Feinste und Detaillirteste ausgearbeitet.

Es ist dies Portal ein sprechender Beweis für die Charakteristik der Ornamentik der spätrömischen Kaiserzeit, den römischen Barockstil. Wir sehen künstlerische Vollendung, sauberste und verständnißvollste Durchführung jeder Art ornamentalen Schmuckes, aber bei aller Anmut auch eine gewisse schwulstige Ueberladung, keine Genialität im Bringen neuer, sondern eine oft einförmige Wiederholung architektonischer Formen und Glieder.

Die Cellawand im Pronaos trug einen, auch im Altertum nicht fertig gewordenen Fries mit der Darstellung eines Opferzuges.

Trat man nun in die Cella ein, so sah man zu beiden Seiten an den hohen Seitenwänden eine Reihe mächtiger korinthischer, kannelirter Halbsäulen und zwischen ihnen, wie in den Exedris der Höfe, jene doppelte Reihe von Tabernakeln; unten haben sie halbkreisförmige, oben dachförmige Giebel (aediculae). Jenseits der Mitte führte eine Freitreppe zu einem Podest und von da die Fortsetzung der Treppe zu dem Sanctuarium, wo in der Mitte unter einem dreifach durch Säulen geteilten Baldachin oder Art Tabernakel das Götterstandbild thronte. Das ganze Sanctuarium oder Adyton war ebenfalls dreiteilig. Der nach Süden liegende Raum war durch einen siebenstufigen Aufgang zugänglich, in ihm befand sich gleich rechts hinter der Halbsäule ein Opfertisch, der nach Norden gelegene hatte unter seinem Fußboden zwei kryptaartige, durch schmale Schlitze in der Wand erleuchtete Kammern. Vielleicht führte von ihnen aus ein geheimer Gang unter das meist hohl gearbeitete Götter-

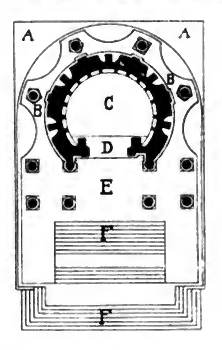
bild, sodaß die Priester aus diesem heraus das Orakel verkünden konnten. Beide Seitenräume des Adyton waren je mit einem Bogen überwölbt und wahrscheinlich nach dem Mitteltabernakel zu durch Schranken abgeschlossen. An den Seitenwänden des oberen siebenstufigen Teils der Treppe zum Adyton befanden sich Reliefs, welche Scenen aus dem Leben des Dionysos darstellten. Leider sind sie wenig gut erhalten.

Es ist eine besondere Eigentümlichkeit der syrischen Tempel, daß fast alle ein derartiges Adyton, wie das hier durch die deutsche Ausgrabungskommission aufgedeckte, besaßen. Ueber den Zweck eines solchen finden wir bei Lucian, de dea Syr. 31, folgendes gesagt: „In den vorderen großen Raum des Tempels darf Jedermann eintreten, in die zweite Abteilung aber nur die Priester, und nicht einmal alle Priester, sondern nur diejenigen unter ihnen, welche der Gottheit am nächsten stehen und denen der gesamte heilige Dienst obliegt. In diesem Raume stehen die Bilder der Götter."

Noch zu erwähnen ist der kleine, hochinteressante, der Venus-Aphrodite geweihte Rundtempel mit seinen barocken Formen. Er liegt etwa 200 Meter abseits der ganzen Tempelanlage im Stadtrevier und war bisher durch allerlei Häusergerümpel verdeckt.

Rundtempel der Venus nach Aufnahme der deutschen Ausgrabungs-Kommission.

(Rekonstruktion von Krencker.) Nach Jahrbuch des deutsch. arch. Inst. Bd. XVI. (1901). Tfl. III.



Erläuterung.

A Unterbau des Tempels
B Peristyl
C Cella
E Freitreppe

Auf die Frontseite seines Unterbaues gelangte man auf einer Freitreppe zu einer vor dem Portal des Tempels befindlichen Halle, die durch 8 Säulen gebildet wurde.

Ein Peristyl von 6 schönen Monolithen mit korinthischen Kapitälen umgiebt eine runde Cella, welche etwa 12 Meter im Durchmesser hat. Der Architrav dieses Peristyls zieht sich aber nicht gradlinig von Säule zu Säule, sondern biegt halbkreisförmig zwischen diesen nach der Cellawand ein. Letztere war bei den Einbiegungen mit Muschelnischen versehen, in jeder derselben hatte sicher irgend ein kunstvolles Bronzestandbild seinen Platz. Auf hohem Postament thronte aber in der Mitte des reich an den Wänden mit Skulpturenschmuck versehenen Innern der Cella das Götterbild der unsterblichen Aphrodite, welche im Laufe der Jahrtausende an diesem klassischen Orte die verschiedensten Wandlungen hat über sich ergehen lassen müssen.

Von der Urmutter alles Entstehens und Wachstums, der Ba'âltis-Aschterôth wurde sie zur Astarte-Aphrodite der Griechen und Venus der Römer, und in christlichen Zeiten mußte sie es sich gefallen lassen, daß man ihren Rundtempel zur Kapelle und sie selbst zur heiligen Barbara machte. Heute noch nennen die Eingeborenen ihr Heiligtum „El Barbára", gleichzeitig aber hat sich doch noch dabei im Volke die Erinnerung an die einstige „Große Frau" oder „Große Göttin" der syrischen Urzeit als Rest des phönizischen Kultus lebendig erhalten. Der „Baum der Frau" (Schadscharât el Aschâra), eine Art der weißen Akazie, die sich jetzt noch an einigen Stellen dort findet, spielt bei Gelübden und Bitten eine große Rolle. Als Zeichen für solche Anrufung der alten, als Genossin des Ba'al uns aus der Bibel — Richter 3, 7, Könige I. 18, 19, II. 21, 3 und 23, 4 — wohlbekannten Göttin Aschêra hängt man Nachts in den Zweigen Lämpchen oder bunte Fäden und Lappen auf.

Der Aphrodite-Rundtempel in Ba'albek, der an und für sich in seinem Aufbau noch recht gut erhalten ist, hat durch die 1902 erfolgte Freilegung seines Unterbaues und der großen Freitreppe besonders gewonnen, und es ist nur zu wünschen, daß dieses eigenartige und anmutige Denkmal des römischen Barock noch recht lange der Nachwelt erhalten bleibt.

Wir haben damit unsere Umschau in den Ruinen der antiken Akropolis Ba'albeks beendet. Die Schilderung, in welcher Weise die Araber und Türken die herrlichen Zeugen einer hohen Kultur durch Umbau in eine Citadelle, durch Zerstörung und Abbruch geschädigt haben, würde mich zu weit führen, ebenso wie ein detaillirtes Eingehen auf alle die interessanten architektonischen Einzelheiten. Eine Betrachtung der letzteren müßte in dem Resultat ausklingen, daß, wenn auch die Großartigkeit der Tempelanlagen in ihren imposanten Dimensionen, die geniale Raumbenutzung und das wirkungsvolle Hineinziehen der landschaftlichen Umgebung ohne jede Einschränkung voll anerkannt werden muß, zuzugeben ist, daß die römischen Baumeister vielfach von den Regeln

der griechischen Baukunst abwichen und das nach Außen und Innen Dekorative der edlen antiken Einfachheit opferten.

Mein letzter, etwa 14 tägiger Aufenthalt in der alten Syrerstadt ist mir bei solchen hochinteressanten, kulturhistorischen und archäologischen Studien nur zu rasch dahingegangen und gab mir viele genußreiche Stunden und neue Anregung für weitere Forschungen. Durch manche Unbequemlichkeit, kleine Widerwärtigkeiten und Zufälle, denen kein Reisender im Orient entgeht, darf man sich freilich nicht stören lassen, wenn sie auch hier und da nicht ganz ungefährlich sind. So z. B. hatte ich mich einmal auf einer Wand des Jupitertempels derart verstiegen, daß es kein Vorwärts und Rückwärts mehr gab, indeß mit Hilfe zusammengebundener Leitern holte man mich aus meiner schwindelnden Höhe zwar unter viel Geschrei, aber mit völlig heilen Gliedern zum Erdboden herunter. Ein anderesmal saß ich skizzirend auf einer Säulenbasis, da kommt plötzlich von hinten her ein bräunliches, krebsartiges Tier herangekrochen, in welchem ich sofort mit gelindem Entsetzen einen Skorpion erkannte. Ein Stich mit dem Stachel dieser gräulichen und gefürchteten Insekten hat meist traurige Folgen, und ein Fall, den ich in Kairo mit erlebte, war mir noch in frischem Gedächtniß. Eine armenische junge Frau, welche in dem zu unserem Hotel du Nil herabführenden Gäßchen wohnte, schlüpft Morgens in ihre vor dem Bett stehenden Pantöffelchen, in deren einen sich während der Nacht ein Skorpion verkrochen hatte, wurde in die Zehe gestochen und war am Abend bereits eine Leiche. Als ich nicht gerade langsam meinen Sitz geräumt, krochen noch zwei kleinere aus dem für den ehemaligen Bronzedübel bestimmten Loch inmitten der Basis heraus, ich hatte also über einem Skorpionnest gesessen. Wenig erfreulich war oft auch des Nachts der Gesang der Moskitos, die trotz dichtester Vorhänge um das Bett doch durch die minimalste Ritze sich Eingang zu verschaffen wußten. Aber trotz alledem, ich kann nur Ebers und Guthe beistimmen, wenn sie in ihrem Prachtwerk „Palästina in Wort und Bild" sagen: Man trennt sich schwer von dem alten Ba'albek mit seinen großartigen Trümmern, und stets unvergeßlich wird Einem das Bild bleiben, wenn man vom großen Vorhof (Altarhof) durch die Ruinen hindurch gen Westen blickt. Den Vordergrund bilden die berühmten sechs Säulen, den Mittelgrund die grüne Ebene, im Hintergrunde aber sieht man die Schneegipfel des Libanon schimmern. Der tiefblaue Himmel, die unbeschreibliche Durchsichtigkeit der Luft, die feurige, orangegelbe Färbung der im Lichte der Morgensonne glänzenden Ruinen und der leuchtende Schein der fernen Schneefelder — dies Alles vereinigt sich zu einem Bilde, welches sich der Erinnerung mit unauslöschlichen Zügen einprägt.



Jakob Caro †*).

Rede, bei der Bestattungsfeier gehalten

von

Geh. Regierungsrat Professor

Joseph Partsch.

— Breslau. —

Hochansehnliche Trauerversammlung.

Die Philosophische Fakultät der Universität Breslau geleitet heut einen wortbegabten, begeisterten, pflichttreuen Lehrer zur letzten Ruhestatt. Die schmerzliche Ehrenpflicht, im Namen der Amtsgenossen ihm den letzten Scheidegruß nachzurufen, ist dem zugefallen, der im Herbst 1869, da Caro in feuriger Vollkraft als Honorarprofessor an unsere Universität berufen wurde, als junger Student deren Hörsäle betrat und seither ununterbrochen — erst als gespannter Zuhörer, dann als nachstrebender

*) Jakob Caro, geb. am 2. Februar 1836 zu Gnesen, gest. am 10. Dezember 1904 zu Breslau. Er habilitirte sich 1863 als Privatdocent für Geschichte in Jena und war alsdann mehrere Jahre hindurch Begleiter der Großfürstin Helene von Rußland auf ihren Reisen. 1869 als Honorarprofessor nach Breslau berufen, erhielt er 1882 daselbst eine ordentliche Professur. — Unter seinen Werken ist das bedeutendste die Fortsetzung der von Röpell begonnenen „Geschichte Polens" in der Heeren-Uckert'schen Sammlung der Staatengeschichte (1863—1888); Caro führte hier die polnische Geschichte in 4 Bänden (Bd. 2—5) vom Jahre 1300 bis zum Jahre 1506. — Weiter sind zu erwähnen: Das Interregnum Polens im Jahre 1587 und die Parteikämpfe der Häuser Zborowski und Zamojski (1861). — Johannes Longinus. Ein Beitrag zur Litterärgeschichte des 15. Jahrhunderts (1863). — Lessing und Swift (1869). — Die Herausgabe des „Liber cancellariae Stanislai Ciolek," eines Formelbuches aus der Zeit der hussitischen Bewegung (2 Bde. 1871—1874). — Katharina II. von Rußland. Ein Vortrag (1876). — Aus der Kanzlei Kaiser Sigismunds (1879). — Das Bündniß von Canterbury. Eine Episode aus der Geschichte des Konstanzer Konzils (1880). — Beata und Halszka. Eine polnisch-russische Geschichte aus dem 16. Jahrhundert (1883). D. Red.

Kollege — Zeuge seiner Wirksamkeit gewesen ist und des reichen Segens, der auf seiner Arbeit ruhte.

Als Caro den Ort seiner Wahl erreichte, war seine Persönlichkeit voll ausgeprägt. Es war eine der Gestalten, an denen die Jahre dann vorüberziehen, ohne ihr Wesen oder auch nur ihre äußere Erscheinung rasch und tiefgreifend zu ändern. Seine Entwicklung war entschieden durch seine Jugend und durch seine Lehr- und Wanderjahre. Aufgewachsen in einem Grenzlande, wo deutsche und slavische Eigenart sich durchdringen und sich vertragen müssen, hatte er früh seine Lebensaufgabe erkannt: dem deutschen Volke das Verständniß der slavischen Kulturwelt zu erschließen durch das Studium ihrer Geschichte. Auf Jahre ward er heimisch in Osteuropa, nicht nur in seinen Archiven und Bibliotheken, sondern unter seinen Völkern und in den Kreisen, die deren Geschicke lenken. Seine Reisen machten ihn mit Italien vertraut. Auch das war eine Vorbedingung für das Studium der Italiener des Ostens, aber auch ein selbstständiger Einschlag in das Gewebe seiner Gedankenwelt. Dort erwachte und erwuchs in ihm die Freude an den ihm kongenialen Gestalten der Renaissance, auch der Sinn für die Schönheit, die ihm nicht nur wie eine äußere Zierde des Lebens, sondern wie ein inneres Gesetz der eigenen Arbeit erschien, in der die Wissenschaft selbst ihm zur Kunst wurde.

Das lange Leben in der Fremde hatte nicht nur den Reichtum seines Geistes, die Weite seines Horizontes geschaffen, sondern auch die Abgeschlossenheit des Wesens, die ihm eigen war. Es ist ihm nie beschieden gewesen, in unbeschränktem Austausch von offenherzigem Geben und Nehmen mit einem Anderen zu enger Freundschaft zu verwachsen. Er ist, wenn auch die Hochschätzung und das Wohlwollen Hochgestellter ihm manche Freude auf den Lebensweg streuten, diesen Weg doch einsam gegangen, bis das Glück des eigenen Herdes ihm erblühte. Sein Geist glich einem Kristall, der nach den Gesetzen seines stofflichen Inhalts in festen glatten Grenzflächen sich abgeschlossen hat, an denen die Strahlen der äußeren Eindrücke sich brechen, um zurückgeworfen zu werden in einem feurigen Farbenspiel, an dem jeder Beschauer bewundernd und verwundert sich erfreut.

Das Geschick hatte ihm viel gute Gaben für den Beruf als Historiker in die Wiege gelegt: einen scharfen Spürsinn, der auch verborgene Quellen und verborgene Motive aus dem Dunkel zog, eine frische Empfänglichkeit auch für fremdartige Zustände und Personen, vor Allem aber eine schöpferische Kraft der Phantasie, die allein es ihm möglich machte, das Bild vergangener Zeiten wiedererstehen zu lassen, den verblichenen Gestalten alter Ueberlieferung wahres Leben einzuhauchen, ihr Handeln und Reden uns verständlich zu machen, als wandelten sie heute noch neben uns. Caro lag es fern, die geschichtlichen Bewegungen der Vergangenheit in unpersönliche Strömungen, in ein bloßes Wirken von Ideen und wirtschaftlichen Triebkräften aufzulösen; — das wäre ihm als eine Verflachung der Geschichte

erschienen. Ihn fesselte immer die Persönlichkeit der historischen Gestalten, und in der Zeichnung ihres Charakters und ihrer Geistesart sah er eine Hauptaufgabe; hier lag auch ein großer Teil der in die Seele greifenden Gewalt seiner glänzenden Vortragskunst.

Eine äußere Gunst des Schicksals — die einzige, die ihn vorwärts trug! — sei nicht vergessen. Sein Breslauer Wirken fiel hinein in die große Zeit der Begründung des Deutschen Reiches. Ihr Eindruck beflügelte den Schwung der Seele für die Darstellung der Preußischen Geschichte, für den Vortrag der Geschichte des 19. Jahrhunderts. Wie anders hatten jene Stoffe sich ausgenommen, ehe das Ziel der Sehnsucht des Vaterlandes erreicht war. Unter der Sonne des Glücks, die dem Vaterlande aufging, wuchs auch Caros Lehrerfolg.

Und das war wichtig. Denn nur die begeisterte Anhänglichkeit seiner Zuhörerschaft, die wissenschaftliche Empfänglichkeit seiner Schüler hat ihn über die Enttäuschungen und Hindernisse, die ihm auch hier nicht erspart blieben, von Stufe zu Stufe emporgetragen an das in langsamem Ringen erreichte Ziel auf einen für seine Person neu errichteten ordentlichen Lehrstuhl der Geschichte. Wie würdig und wirksam er 22 Jahre lang ihn ausgefüllt, das wissen wir Alle; das weiß auch die wissenschaftliche Welt aus der Reihe gediegener Schülerarbeiten, die er angeregt und zu erfolgreichem Abschluß geführt hat.

So konnte er in gehobener Stimmung auf die Schwelle des neuen Jahrhunderts treten, dessen Anbruch er als erkorener Sprecher der Hochschule mit einer gehaltvollen, festlichen Ansprache voll tiefer historischer Blicke und funkelnder Beredsamkeit begrüßte. Das war ein Höhepunkt seines Lebens. Die Frische, mit der er in das neue Zeitalter herübertrat, weckte die Hoffnung, daß er lange an dessen Fortschritt noch an seinem Platze werde mitwirken können. Das Geschick hat es anders beschlossen. Mitten aus freudigem Wirken, bis zur Neige der Kraft ausharrend auf seinem Katheder, ist er uns jäh entrissen worden.

Unter denen, die seine Leistung ermessen können, giebt es Keinen, der nicht die Lücke schwer empfände, die sein Hingang offen läßt; unter allen Mitgliedern der Fakultät keines, das nicht künftig die immer bereite Kraft, den selbstständigen Rat, auch den Widerspruch dieses treuen Mitarbeiters schmerzlich vermissen wird. So hat er selbst durch das, was er uns gewesen, dafür gesorgt, daß wir seiner nimmer vergessen werden. Nicht die schwache Stimme eines Einzelnen, sondern das einhellige Urteil des ganzen Kreises seines Wirkens ruft:

Dank und Ehre seinem Andenken!





Messidoro.

Von

Rudolf Heubner.

— Leipzig. —



Colle d'Arci hieß das Dorf und es lag auf der sanften Hügelwelle, die den See von der ungeheuren Ebene schied. Auf der einen Seite die leuchtende blaue Flut, breit und herrlich wie ein Meer, und dahinter in großer Ferne die steinerne Mauer des Gebirges, — auf der anderen das unermeßliche Fruchtland mit seinen Maisfeldern und Vignen, seinen Obstbäumen und Pflanzungen, seinen endlosen Landstraßen und tiefen Kanälen.

Hochsommer war es und Erntezeit; die goldene Zeit des Messidoro.

In stummer Glut stand der Azur, in stummer Glut lag die orangende Erde. An den Hügeln wallte das gelbe Korn mit schweren, hängenden Aehren, soweit das Auge sah. Nie war ein Jahr so überschwänglich reich gewesen an Fruchtbarkeit und Segen. Unerschöpflich schien die gebende Natur, es war, als müßten die Steine selbst Frucht tragen und Brot werden. Eine Zeit des Ueberflusses wollte kommen, eine Zeit des Glücks, das alle Wünsche überstieg und von dem noch Niemand eine Vorstellung hatte. Es waren nicht Hände genug bereit, Alles zu bergen, und nicht Scheuern genug, den königlichen Schatz aufzunehmen.

Noch war es früher Morgen, aber die dumpfe Hitze des Tages lag schon drückend über dem reichen Lande. Es war eine große Müdigkeit in diesem glühenden Schweigen und eine Schwermut in all dieser Lichtfülle und Herrlichkeit . . .

Aus dem Dorfe kam ein Haufe Bauern, die zur Feldarbeit gingen; denn nun sollte das Korn geschnitten werden. — Ein Alter auf einem

Esel voran, hinter ihm die Männer und Weiber mit dem Erntegerät und mit schweren Krügen. Auf dem hellen Stahl der Sensen und Sicheln funkelte die Sonne.

Nun bogen sie in den ausgedörrten, von Wagenspuren zerrissenen Hohlweg ein und trennten sich bald, um zu zweien und dreien ihre Felder aufzusuchen. Sie zogen durch das goldene Gewog, und ihre bunten Tücher leuchteten darüber hin wie große, seltsame Schmetterlinge, ferner und immer ferner.

Zuletzt war nur noch ein einziges Paar auf dem rauhen Wege, der sich jetzt durch die Felder gegen den See hinabwandte.

„Wie Alles glüht und schwer ist —" sagte das junge Weib und ließ den Blick über die wogende Pracht schweifen.

„Wenn ich wiederkomme, wird Alles liegen und die Arbeit getan sein," erwiderte er leise. „Dein Feld ist das schönste, Angela, es soll uns Segen bringen."

Dann legte er den Arm um ihren Leib.

„Hörst Du? Wenn ich zurückkomme —" sagte er, und es klang fast wie eine Drohung und nicht wie Liebe. „Aber ich will jetzt schon wissen, was ich von Dir hoffen soll."

„Du sollst warten," sprach sie ausweichend und wollte sich abwenden.

Aber er zog sie nur näher an sich. Der jähe Trotz und die ungeduldigen Wünsche kamen über ihn in dieser heißen Stunde.

„Sprich," sagte er halblaut, „ich bin müde zu warten."

Sie legte die Fäuste auf seine Brust und sah ihn mit finsteren, starren Augen an. Und sie schwieg.

Da lachte er und schlang auch den anderen Arm um sie.

Aber sie stieß ihn mit plötzlicher Gewalt zurück.

„Geh, Cecco," rief sie, — „ich fürchte mich vor Dir!" Und ihre Stimme zitterte von einer geheimen Angst.

Er sah sie verwundert an. Da lächelte sie ein wenig und kam von selbst zu ihm zurück.

„Du weißt es," sagte sie still und demütig; „warum fragst Du noch?" —

Am Ufer lag eine große Barke. Dahin begleitete sie ihn. Und sie blieb noch stehen, als er schon hineingestiegen war und das Ruder ergriff. Er sah über die Schulter zurück und nickte ihr zu.

„Wann kommst Du wieder?"

„Zur Hochzeit," scherzte er und stieß das Schiff vom Ufer. — „Schon heute komme ich zurück," sprach er für sich, „schon heute." Und er schüttelte den Kopf und lachte.

Sie sah ihm eine kurze Weile nach, dann ging sie wieder den Hügel hinauf, wo das Feld lag, das ihrer Hände wartete.

Es war eine große Stille umher. Die Landleute waren so weit ver-

streut, daß man sie kaum mehr sehen konnte; nicht ein Laut ließ sich vernehmen.

Das Mädchen schürzte den Rock, rückte das leichte Kopftuch gegen die Sonne vor und griff zur Sichel, die verlorene Zeit wieder einzubringen.

Sie beugte sich tief in die wogende goldene Flut und schnitt mit kräftiger Hand Schwaden um Schwaden. Langsam drang sie aufwärts, dem Gipfel des Hügels zu. Die rauschenden Aehren streiften ihr heißes Gesicht, und die Halme sanken vor dem Sichelschnitt über ihren braunen Arm zur Erde.

Nun war sie zum ersten Mal auf der Höhe angelangt und hielt inne. Sie stand allein in der reichen Sommerfülle des Feldes und ruhte ein wenig. —

Dort ihr zu Füßen unter dem breiten gelben Gürtel des Korngefildes schimmerte der große See in leuchtender Bläue. Die Sonne lag grell darauf und übergoß seine stille Fläche mit einem Geflimmer von Licht. Schon weit vom Ufer bewegte sich ein dunkler Punkt in der Helle und in kurzen, regelmäßigen Pausen gab es ein Aufblitzen, wenn sich das Ruder hob und der Lichtschein blendend seine feuchte Schaufel traf. In der äußersten Ferne aber, weit, weit darüber hinaus, — wo sich der See verlor —, standen die nackten Berge blau und verschwimmend gegen den Himmel, und in ihren letzten Höhen schimmerte hier und dort ein klares Stück Weiß aus dem Dämmer.

Sie wußte nicht, wie es geschah, — bei diesem Anblick voll Reichtum, Schönheit und Leben überkam sie ein leises Gefühl der Trauer. Sie ließ die Augen über die reifen Felder hingehen und wandte sich dort hinüber, wo auf der anderen Seite die riesige Ebene gegen Süden in einem weichen Duft verging. Es war Alles so weit, so unfaßbar mit einem Male; das Leben blickte sie mit großen schweigsamen Augen an, aber sie verstand seine stumme Sprache nicht. — Die Schwermut der Erfüllung war über ihr und in ihr. Sie dachte mit einem Lächeln ihrer nahen Zukunft, aber es war ein stilles, schmerzliches Lächeln. Sie dachte der Last der Liebe und der Seufzer des Glückes . . .

Eine Lerche stieg vor ihr aus dem Feld und hob sich singend in die blaue Höhe. Und der plötzliche helle Schlag des Vogels in der großen heißen Stille erschreckte sie. Immer weiter flog die kleine Sängerin, bis ihr Leib den Blicken entschwand und ihr feiner Gesang in den Lüften verzitterte, — es war, als ginge sie unter in dem tiefen Himmelsmeere und es verlöre sich ihre Seele in der Unendlichkeit der Natur.

Die Schnitterin wandte sich ab und nahm die Sichel zur Hand. Als sie wieder am unteren Ende des Feldes angelangt war und den See näher zu Füßen sah, lag ein zarter Dunsthauch über dem Wasser. Das Schiff war nicht mehr zu erkennen.

Diesmal hielt sie sich nicht lange auf. Tiefgebückt ging sie ihren

Weg zurück, eine neue Reihe goldener Schwaden neben die ersten hinstreckend. Es machte ihr Mühe, sie wurde heiß und mußte ihre Kräfte gewaltsam anspannen, ihre Brust atmete rasch in der schweren, brennenden Luft. Und nur langsam kam sie vorwärts. Aber sie schwang rastlos den blinkenden Stahl durch die raschelnden Halme, ohne aufzusehen, und freute sich insgeheim darauf, wie sie oben würde Rast halten können. Es war ein wunderlicher Ueberschwang von Glück und Schmerzen in ihr, eine dunkle, wehe Sehnsucht, die in der Vorstellung dieser kleinen, so bald erreichbaren Erquickung Gestalt annahm. Sie fühlte eine Müdigkeit, vor der ihr heimlich bangte und die doch schmeichelnd wohltat . . .

Da lichtete sich der Wald der Aehren. Sie war auf dem Hügel angelangt und richtete sich erhitzt auf. Ein Schatten fiel vor ihre Füße, und wie sie die Augen hob, sah sie mit leichtem Schrecken einen Fremden vor sich.

Er saß auf dem niederen Grenzstein an dem Rain, der im wallenden Korn hinlief, wo die roten Mohnblumen flammten, und er sah sie aus seinen grauen Augen ruhig an, als hätte er sie erwartet.

Sie ließ einen leisen Ausruf des Erstaunens hören.

„Laß mich hier auch eine kleine Weile ausruhen," sprach er.

„Du bist nicht auf dem rechten Wege," entgegnete sie; „die Straße ins Dorf geht da drüben."

„Ich bin schon recht," sagte er, „ich komme wohl noch früh genug ins Dorf, es ist jetzt still dort, Niemand zu Hause als Kinder und alte Weiber."

Sie sah ihn an und wußte nichts zu erwidern. Furcht und Vertrauen zugleich bewegten ihr seltsam die Seele.

„Du wolltest rasten. Setze Dich zu mir, wenn es Dir lieb ist," sagte er gleichgiltig.

Sie gehorchte, ohne es doch zu wollen und zu wissen. Schüchtern zog sie die braunen Füße aus ihren schweren Holzschuhen und setzte sich ein wenig seitwärts von ihm auf den Rain.

„Bist Du durch die Felder gegangen?" fragte sie dann mit Zögern.

„Ich habe meine Lust an dem, was reif ist," antwortete er, „und dreifach an solcher Kraft und solchem Ueberfluß."

Sie schwiegen Beide und ruhten so in der starren, sengenden Glut des großen Sommertags.

Dann hob sie die Augen zu ihm auf und sah mit einem stillen Grauen, wie die seinen kühl und unbeweglich auf sie gerichtet waren.

„Warum fürchtest Du Dich?" sprach er ruhig.

Sie fühlte mit einem seligen Entsetzen, daß er in ihre Seele blickte. Und geduldig kam sie näher.

„Habe Zutrauen zu mir," sagte er und legte leise den Arm um sie.

Es war so schwül und schwer und einsam. Sie sah über die leuchtenden Felder und auf den ruhenden See und dachte an den, der dort

draußen war. Aber sie gedachte seiner wie eines Vergangenen, längst Entrückten.

Ihr war, als mache erst die Gegenwart und die Nähe dieses Fremden alle Dinge groß und wertvoll, Schrecken und Wonnen waren in ihr, als müsse sie in diesem Augenblick zugleich Alles gewinnen und verlieren.

Aber da fühlte sie mit einer plötzlichen Qual den Druck des Arms, der sie hielt. Sie versuchte, sich zu befreien, und ihre Angst ward laut in dem törichten Rufe: — „Cecco!"

„Hab' ich Dir wehe getan?" sprach der Fremde freundlich, ohne sie doch loszulassen, und legte beschwichtigend seine Hand auf die ihre.

Sie schüttelte den Kopf. „Laß mich," flüsterte sie hastig, —„ich will an das Ufer, nach ihm zu sehen . . ."

„Nein," sagte er, „bleibe hier, er ist weit und kommt nicht wieder."

Da ließ sie die Arme sinken und glaubte ihm. Eine schwere Ermattung löste ihr die Glieder, sanft und unwiderstehlich.

„Du bist müde," sprach er zu ihr. „Komm, lehne Dich ein wenig an meine Seite, es wird vorübergehen."

Sie gab nach und senkte den Kopf.

„Ich darf nicht ruhen," widersprach sie sich doch selbst mit einem flüchtigen Lächeln. „Sieh, der Tag ist noch im Aufsteigen und von meiner Arbeit kaum erst ein wenig getan."

„Du hast einen Blick in diese Herrlichkeit geworfen," sprach er rasch, „und all diese Schönheit und Fülle war Dein. Wer sagt Dir, daß der große Reichtum geerntet und genossen werden soll? Sieh' die goldene Pracht! Nicht Alles, was reif und prangend steht, soll unter den Mühlsteinen langsam zerrieben werden. Seliger stand das in der Sonne, was in dem Unwetter einer Stunde untergeht. Ruhe Du, ehe die langen Jahre der Teuerung kommen, die das süße Lachen nicht mehr kennen." —

Eine kleine graue Wolke mit weißen, gezackten Rändern stand fern in der blauen Luft, über den stillen Bergen . . .

Die Ruhende zuckte zusammen. Sie fühlte, wie seine Hand auf ihrem Herzen lag und wie daraus ein kühler Schauer durch ihre Glieder ging.

„Was tust Du?" fragte sie bang.

Er sah sie mit seinen tiefen Augen an, die so mild und grausam zugleich waren.

Ein Fieberschauer durchbebte ihren Leib. „Mich friert," sprach sie matt.

Dann raffte sie sich plötzlich angstvoll auf: „Die Wolke," rief sie, „siehst Du die Wolke? Laß mich an die Arbeit, ich will eilen —"

Aber die große Erschöpfung war mächtiger als ihr Wille: sie schwankte, die Füße versagten den Dienst.

Der Fremde hatte sich auch erhoben und stand dicht hinter ihr.

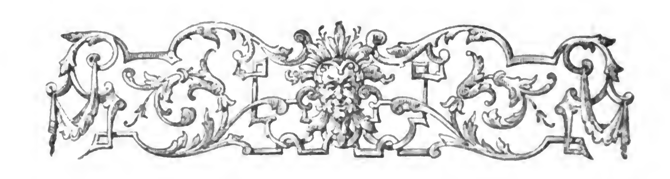
„Still!“ sprach er, indem er sie mit seinem starken Arme auffing. Und er ließ sie sanft niedergleiten, während sie die Augen schloß. Er beugte sich weit herab über sie und bettete ihren Leib in das hohe Korn und den roten Mohn. Dort lag sie ruhig, als ob sie schliefe. Dann wandte er sich fort, dem Dorfe zu.

Die Schnitter, die am Mittag heimgingen, fanden sie. —

Am späten Tag zog ein wildes Gewitter vom Gebirge in das ebene Land und vernichtete die Ernte, die geschnitten war und die sich noch auf den Halmen wiegte, in Hagelschlag und Blitzen.

Der dunkle Flügel des Todes streifte tief über das Land. Es kam ein großes Sterben über die Gegend, das viele Hunderte hinraffte. Und seltsam war es, daß die gebrechliche Kindheit und die welkende Kraft verschont blieben und nur die starke, kaum erst gereifte Jugend sank, in wunderbarer Schönheit und ohne die Spuren eines verheerenden Siechtums.





Ibsens Peer Gynt.

Von

Hans Larsson*).

Aus dem Schwedischen übersetzt von Toni Klein-Stockholm.

In Peer Gynt wird uns die Lebensgeschichte eines Menschen vorgeführt, der sein Leben verfehlt hat. Will man nun in kurzen Worten die Ursache dafür ausdrücken, so muß man sagen: Sein Unglück besteht darin, daß er die Wirklichkeit scheut.

Er hat äußere Veranlassung dazu, ist aber außerdem ein Phantasiemensch von Natur. Von den Reichtümern seines Vaters bleibt nichts übrig für ihn. Peer und seine Mutter müssen nicht nur die Bürde der Armut tragen, sondern auch die Stiche der Geringachtung fühlen. Darum fliehen sie aus dem wirklichen Leben fort zu Märchen und Dichtung, wie dies seine Mutter einmal Solveig erzählt:

**) „Wir wußten nichts Beſſ'res als zu vergessen. —
Mit dem Manne zu kämpfen fehlte der Mut;
Vielleicht war ich auch zu schwach, zu gut.
Mit dem Schicksal zu ringen ist gar zu vermessen,
Man sinnt nur die Sorgen abzuschütteln
Und von den Gedanken sich zu befrei'n,
Die an dem gequälten Herzen rütteln.
Der Eine betäubt sich mit Branntewein,
Der Andere lügt. — Wir erzählten uns Märchen
Von Prinzen und Zauberern, manchem Pärchen,
Auch wohl von einer geraubten Braut."

---

*) Aus Studier och Meditationer. Lund, C. W. K. Gleerups Förlag.

**) Alle Citate sind aus der bei Reclam erschienenen Uebersetzung von S. Passarge genommen.

Und Peer Gynt ist der Prinz des Märchens. Ueber Alles, mit dem er in Berührung kommt, legt er die Spinnenweben der Phantasie. Diese breiten sich wie ein Schleier über die Dinge, die Wirklichkeit schimmert nur in schwachen Umrissen aus dem Nebel hervor. Es ist ihm so „als stände man im Zuge und ließe sich fortführen von leuchtenden Wogen".

Das Phantasieleben ertötet die Willenskraft. Aber will man diesen Schlußsatz aus der Dichtung ziehen, so muß man doch einen Unterschied machen, zwischen einem unechten Phantasieleben wie dieses, und einem, das echt und nur eigentlich ein erhöhtes Wirklichkeitsleben ist. Es giebt eine Phantasie, die trocknen Staub über das Leben schüttet, und eine andere, die frischen Tau darüber hinabfallen läßt; eine Phantasie, die rührig in ihrem Fluge wie die Raben Odins ist, bestimmt auch wie diese, uns Dienste zu leisten. Sie hilft uns, die Wirklichkeit zusammenzuhalten; sie bringt uns, wie die Raben Odins, von Morgen bis Abend Kunde von den entlegensten Orten; sie besucht mit uns einen verborgenen Winkel, der in Vergessenheit zu versinken droht; sie hilft uns dabei, Fäden der Erinnerung, die unseren Händen entglitten, zu sammeln, Vieles, das nur ein Wirrwar ist, zusammenzuknüpfen, so daß wir es als ein Ganzes begreifen; sie ergänzt uns das, was das Auge nicht zu schauen vermag, und läßt uns größere Strecken des wahren Lebens überblicken, die sonst außerhalb unseres Gesichtskreises liegen. Die Phantasie, die sich in dieser Vogelperspektive bewegt, ist es, die die Dichtung erzeugt. Und diese flieht nicht vor der Wirklichkeit, sie ist im Gegenteil eine größere Kraft, diese zu durchdringen, und ein erhöhter Mut. Denn der Mut, geradeaus dem ins Auge blicken zu wollen, was schwer auszudenken ist, und dem wir am liebsten aus dem Wege gingen, um allmählich Vergessenheit darüber fallen zu lassen, ist eine der Forderungen für ein kräftiges Phantasieleben im richtigen Sinne. Aber bei Peer Gynt wird der Flug der Einbildungskraft nicht angewendet, um die vergangenen Erlebnisse besser vor seinem Blick zu sammeln, sondern im Gegenteil, um von diesen hinwegzuschweben und die Gedanken von sich abzuschütteln.

Er handelt nicht, er wehrt sich nicht, überwindet keine Hindernisse, sondern träumt sie fort. Er kann sich wohl vorstellen, daß er handeln muß, er will es gewissermaßen auch, aber es wirklich tun, das kann er nicht. Gerade solche Menschen begehen jedoch zuweilen ungeheuer dreiste Handlungen. Sie überspringen eine Kluft, vor der eine gesunde, mutige Natur zurückschrecken würde. Sie tun es in Blindheit. Die Phantasie hindert sie daran deutlich zu sehen, um was es sich handelt. So wirft der tatenlose, wankelmütige Peer Gynt sich in ein wahnwitziges Abenteuer, zum Schrecken seiner Mutter und Aller, die ihn als einen Menschen, „der kühn nur mit dem Munde ist", kannten. Auf diese Weise raubt er die Braut vom Hägstadshofe und eilt mit ihrer Einwilligung mit ihr zum Walde.

Von dieser Handlung spinnen sich die Ereignisse des Dramas ab.

Peer Gynt fühlt keine Neigung für Ingrid von Hägstad. Er handelt

nur in einem Augenblicke der Ueberreiztheit, unter dem Einflusse des Rausches, der Sticheleien der Hochzeitsgäste und endlich der Bitterkeit und Betrübniß darüber, daß Solveig nicht mit ihm zu tanzen wagt. Er verstößt Ingrid auch wieder und streift einsam in den Bergen umher, während die Leute ihn auf allen Wegen verfolgen.

Er befindet sich in einem überreizten Zustande, taumelt in Einbildungen dahin, irrt zuletzt wie im Schwindel umher, sinkt zur Erde und bleibt in Fieberphantasien liegen. Und in die Schattenwelt dieser werden wir nun eingeführt.

* * *

Träume können zuweilen ihre eigentümliche Bedeutung haben. Die Bilder des Tages schweben uns in diesen vor, aber selbst da, wo sie am deutlichsten hervortreten, ruht über der Traumwelt ein gespensisches Licht, das uns ängstigt und bewirkt, daß wir uns wie befreit fühlen, wenn wir wieder zum klaren Bewußtsein erwachen. Und dennoch, so phantastisch der Traum auch ist, so kann er eine Wahrheit in sich schließen, die das wirkliche Leben uns nie offenbart hätte. In den Ereignissen des Traumes sehen wir etwas Tieferes als in denen der Wirklichkeit. Wir bekommen gleichsam Fühlung mit dem, was im Grunde unseres Wesens schlummert, das Innerste unserer Verhältnisse schlägt uns entgegen wie ein Hauch, erfüllt von Dunst oder von Duft und Frische. Wir vernehmen tief innen im Dunkel der Seele ein Spiel von Gedanken, von undeutlichen Gestalten, die wir bei Tageslicht in den klaren Bildern der Wirklichkeit nicht erspähen können. — In den folgenden Scenen erkennen wir die Umrisse der Ereignisse, die Peer Gynt kürzlich erlebt hat, wieder.

Peer Gynt trifft im Walde die Tochter des Dovrekönigs. Sie ist weder freundlich noch lieblich, aber er macht ihr den Hof und folgt der Prinzessin nach dem Schlosse ihres Vaters, freit um sie und erhält die Zustimmung des Königs und dessen Versprechen, ihm das halbe Königreich zu schenken. Er soll nun naturalisirt werden in der Welt der Unholde. Dies ist ihm in manchen Stücken unangenehm, aber er läßt mit sich reden. Er nimmt die Gebräuche des Dovrevolkes an, entsagt dem Wahlspruche des Menschen „sei dir selbst treu“ und macht sich statt dessen den der Trolls zu eigen, „sei dir selbst genug“. Er geht darauf ein, daß sie ihm einen Schwanz anbinden, und mehrere solche Dinge. Aber noch sieht er alles mit dem Blicke des Menschen an. Der Tanz der Unholde und seiner Braut erscheinen ihm unbeschreiblich häßlich. Dieser Rest der Menschennatur muß ausgerottet werden. Deshalb will ihm der Dovrekönig einen Schnitt ins Auge machen, damit ihm Alles schön und rein erscheinen möge. Auch giebt er ihm, um ihn zu überreden, zu bedenken, daß das Auge die Quelle der bittren Tränen sei. Peer Gynt zaudert dennoch. Er will wissen,

wann er sein menschliches Schauen wieder bekommen kann. Niemals — lautet die Antwort. Nun, dann will er sich dem nicht unterwerfen.

„Für 'ne Braut und ein Königreich obendrein
Fragt man nach Hosen nicht oder Kitteln.
Doch für Alles muß auch ein Ende sein!
's ist wahr, ich ließ den Schwanz mir knüpfen,
Doch braucht man nicht immer mit ihm zu hüpfen.
Ablegt' ich die Jacke, sie war voll Flicken;
Doch zieh' ich sie später wohl auf den Rücken.
Und was den scheußlichen Trank betrifft,
So findet sich wohl ein Gegengift.
Ich will schwören, die Kuh sei eine Maid, —
Ein verschluckter Eid läßt sich auch verdau'n.
Doch zu wissen, es währt in die Ewigkeit, —
Ich soll wie ein Christenmensch nicht schau'n,
Soll geh'n als Bergtroll mit schielendem Blick,
Gefesselt, niemals treten zurück: —
Da dank' ich für Euren bequemen Wollsack
Der Teufel hole das ganze Trollpack!"

Peer Gynt flieht aus der Halle des Dovrekönigs, fort von den schimpfenden und beißenden kleinen Unholden und läßt die Prinzessin und das Reich fahren — das Mädchen von Hägstad und ihren Hof, — die Personen, mit denen er sich vorher beschäftigt hatte und die jetzt in phantastischen Schattenbildern vor seinem Geiste schweben. Dazu kommen seine stillen Gedanken, die Stimmen in seinem Innern, die Gestalt und Sprache angenommen haben. In dieser Traumscene ist ein Faktum hervorzuheben, das bezeichnend für Peer Gynt sein ganzes Leben hindurch ist. Er will sein Ideal und seine Lebensanschauungen beibehalten. Er kann dieselben vergessen, sie zur Seite schieben, sein besseres Ich heute verleugnen, auch morgen, ja für unberechenbare Zeiten, aber sie vollständig aufzugeben, eine Bestimmung zu fassen fürs Leben und mit vollem Bewußtsein, aus eignem Entschluß davon abzustehen zum Menschenadel zu gehören und sich selbst eine Stufe in der Reihe der Wesen herabzusetzen — darauf will er niemals eingehen. Er konnte wohl in die Welt der Unholde eintreten, ihre Sitten annehmen, aber für immer wie sie zu werden, wie sie zu sehen, niemals den lichten Tag mehr schauen zu können, und niemals sich nach ihm zu sehnen — nein, das will er nimmer. Lieber sein Auge, die Quelle bittrer Tränen behalten. — Man muß auch selbst zur Sünde Energie haben. —

Peer Gynt entflieht den Unholden. Der eine Traum löst den andern ab. Er reißt einen großen Zweig ab und schlägt mit ihm um sich. Er glaubt mit Jemandem zu kämpfen, von etwas Unbestimmtem verfolgt zu werden. Ist es eine Person oder nur eine Nebelgestalt oder ein Nebel ohne Gestalt? Er weiß nicht, was es ist, aber er hat das Gefühl, daß ihn etwas umgiebt, durch das er sich durchschlagen muß. Er ruft es an; es antwortet aus dem Nebel hervor: Es ist der Krumme, der große Krumme.

„Geh außen herum“ — ist sein Gebot. Peer Gynt schlägt zu, der Unbekannte scheint zu fallen, aber sofort ist er wieder da, er steht immer auf's Neue wieder auf, er ist rings um ihn herum. Er vertheidigt sich nicht und ist unverwundbar. „Schlage wieder,“ ruft Peer Gynt; aber der Unbekannte will nicht: „Der Krumme ist nicht toll. Der große Krumme siegt allmählich.“ „Es ist gerade, als käme man in einen Haufen brummender, halbwacher Bären. Sie können nicht erweckt werden, man bringt sie nicht dazu, mit den Tatzen loszuschlagen.“ Lieber wollte er doch mit Jemandem kämpfen, von etwas gepeinigt werden:

„Wär' nur ein Nisse hier, der mich prickelte!
Ein einziger Kobold, jung oder alt,
Es wär' doch Einer, den man zerstückelte! —
Nun schnarcht er! — Krummer! —

Peer Gynt ruft ihn abermals. Er will, daß er Gewalt brauchen soll. Aber dieselbe Antwort: „Der große Krumme siegt auch ohne Kampf.“ — — Da hört man plötzlich aus der Entfernung Glockenläuten und Psalmengesang. Solveigs und der Mutter Gestalten nähern sich. Der Unbekannte löst sich in ein Nichts auf, indem er gähnend sagt: „Er war zu stark, es standen Weiber hinter ihm.“

Wer war der Krumme?

Er ist — um damit anzufangen, welchen Namen er auch später bekommen mag, — die Stimme in uns, die uns einladet zu schlafen, zu warten, vorbei und herum zu gehen, die Tat- und Machtlosigkeit. Wir sinken in deren Arme, wie wir in Schlaf versinken. Er ist der Nebel, der Halbschlummer, die bösen Träume. Wir wollen daraus erwachen, aber wir können es nicht. Wir wollen unsere Muskeln spannen, unsern Arm erheben, aber Keiner leistet uns Widerstand, Keiner kämpft mit uns — wir sind machtlos. Wir wollen uns herausreißen, Vorsätze fassen, und nicht die Versuchung ist es, die uns daran verhindert, diese zu halten, nein, sie vernichten sich selbst, sie werden kaum gefaßt, unsere Gedanken haben sie gar nicht vollkommen in sich aufgenommen, unsere Aufmerksamkeit wird nie auf sie gelenkt. Unsere Erinnerung daran erwacht wohl einmal gelegentlich, erhebt sich, fällt aber wieder in sich zusammen und vergißt sich fort, erlischt zuletzt. Dieses, nicht einen Gedanken denken zu können, wenn man es auch wollte, ist ebenso, als den Arm nicht erheben zu können, obwohl man es will, ist dasselbe, wie sein Leben in einem bösen Traum hinleben zu müssen, — mit dem Unbekannten, dem Krummen zu kämpfen. Dieser ist es, der des Menschen Leben vernichtet. Das Wort, das das Herz vorschreibt, stirbt auf den Lippen, die Handlung, in der die Wärme der Seele sich Ausdruck geben möchte, geschieht nicht — wir vergessen sie. Wenn wir am Ende des Lebens stehen, so ist unser Leben nur ein Bruchstück, ein Stückchen Leben dann und wann, einige Stunden nur, wo die Seele vollgelebt hat — dazwischen weite, trockene Wüsten. Unser Weg hat uns an teuren Stätten

vorbeigeführt, an Menschen, die wir lieben, an einer Welt von reinen Freuden, die wir eine kurze Minute zu eigen hatten, und wir haben unsere Zeit verschlafen. So viele Gedanken, die nie gedacht, Worte, die niemals ausgesprochen wurden, Tränen, die nie fließen, so viel Freude, die nie ausklingen durfte. Das ist der Krumme, der unsern Geist im Schlaf gefangen hält.

Ich sehe die wimmelnde Masse der Menschheit, sehe die Menschen sich bewegen wie auf einem Markt, in dem Hasten des Tages aufgehen, wie die Ameisen in ihrem Haufen. Ich sehe über die Masse hinweg, weit weg. Dort erstreckt sich ein Weg, auf dem die Schaar hinschreitet. Jenes Geschlecht ist auf der Wanderschaft. Ich sehe den Weg sich nach vorwärts erweitern, in die Unendlichkeit sich verlaufen. Dann und wann hält Einer in der Menge an. Er steht stille, während die Masse weiterdrängt. Er sinnt nach, er lauscht. Er hört gleichsam eine Glocke läuten — eine Ahnung, eine Erinnerung steigt in ihm auf! Andere lauschen gleichfalls, es wird einen Augenblick stille in dem Menschengewimmel, andachtsvoll still. Sie sehen es Alle: es schimmert ein Land in der Märchenluft, eine Stätte, die zu suchen sie ausgezogen waren und dann vergaßen. Und das brausende Leben steht eine Sekunde regungslos, die kleinen Interessen, die nichtigen Gedanken, das ganze Streben erscheint ihnen eitel und ohne Zweck, und klar vor aller Sinnen steht nur Eins, — das große Ziel . . . Aber was bedeutet dies? Sie brechen nicht auf, dahin zu gelangen! Das Handeln und Feilschen beginnt aufs Neue, das Geräusch, der Lärm, das planlose Umherirren des Lebens. Sie suchen das Ziel nicht. Haben sie es etwa verworfen? Nein, sie haben es vergessen. Sie waren im Begriff einen Gedanken zu denken, aber der Schlaf befiel sie, ihr Bewußtsein wurde unklar, sie erinnern sich wohl dunkel, daß sie etwas sahen, etwas suchten, etwas wollten — aber was war es? Vielleicht fällt es ihnen später wieder ein, ein anderes Mal, ein anderes Jahr, in einem anderen Jahrhundert — wenn die große Glocke ein anderes Mal schlägt und die Menge verstummt und die Seele erwacht. Aber bis dahin ruht über den Massen ein Nebelschleier und aus dem Stimmengewirr hört man einen Laut, wie ein Gähnen, zuweilen auch wie einen Seufzer im Schlafe. Und du siehst eine Nebelgestalt sich über der Menge erheben. Doch siehst du wieder hin, so verschwindet sie, du siehst nichts mehr, aber du hörst, du fühlst etwas, es ist da, überall. Und die Menschen bewegen sich wie im Schlafe und selbst bei dem, der spricht, lacht, lebhaft ist, siehst du auf einmal doch im Auge dieses schlafende Etwas. Alles schläft. Das Unnennbare, der Krumme herrscht, das Unnennbare, das die Welt erfüllt.

In dieser Gestalt hat sich für Ibsen Alles das vereinigt und personificirt, was dem Leben, der Freiheit feindlich ist. Der Krumme ist das Böse in der Welt; aber nicht das mephistophelische, schadenfrohe, tatkräftige, sondern das Böse in Gestalt von Passivität, Trägheit, das negative Princip

des Seins, das Tote in unserem Wesen. Peer Gynt trifft den Krummen auf seinem Lebenswege, als er sich losgerissen und dem Qualm im Reiche des Dovrekönigs entflohen war. Dies war ein Leichtes. Es liegt Lust und Freude darin, sich loszureißen aus peinlichen Verhältnissen. Aber dann kommt der schwere Kampf des Alltagslebens, wo das Vergessen sich über die Sinne lagern will, und die Ohnmacht und der Schlaf die Seele bindet. Dann kommt der Streit mit dem Krummen.

* * *

Peer Gynt steht im Walde und zimmert seine Hütte.

Es ist andächtig still um ihn herum, nichts als das Säuseln der Fichten hört man. Er ist als friedlos von seinem Dorfe verbannt, weit ab von andern Menschenwohnungen soll er sein Nest bauen. Seine Axthiebe fallen auf die Bäume, während seine Gedanken kommen und gehen. Die Fichte wird zu einem Kämpfer, den er besiegen muß. Seine Gedanken wollen in Phantasien fortschweifen, aber er kommt zur Einsicht und schlägt die Träume aus dem Sinn.

„Das geht nicht weiter, so darfst Du nicht leben,
Nicht träumend im Nebel Bilder weben.“

Das Kreisen der Phantasie hält inne. Das Spinnengewebe der Träume fängt an, durchsichtig zu werden; die Welt liegt im klaren Tageslichte vor ihm, Erinnerungen des wirklichen Lebens erwachen, die Gegend strahlt im Sonnenschein, und vor ihm liegen sonnenbeschienene Wege.

Dann kommt Solveig.

Sie hat in seinen Blicken sein wahres Ich gelesen; er hat etwas Gemeinsames mit ihr, das die Andern drunten im Dorfe nicht besitzen. Er hat Verständnis für das, was sie war; Keinem erschien sie so rein und weiß als ihm. In keines Menschen Gedanken wurde sie so zart und heilig gehalten, als in den seinen. Er gewinnt sie, weil er sie versteht. Und nun kommt sie — kommt wie Ibsens Frauen immer kommen, wenn das Schicksal sie ruft. Die Welt und ihre Rücksichten verschwinden; sie gleiten wie Geisterwesen hinein in andere Sphären, wo flüsternde Stimmen sie locken. „Ich ward gerufen und bin nun hier,“ sagt sie zu ihm.

„Erst kam mir Botschaft durch Helga, das Kind;
Doch andere brachte der kosende Wind.
Ich sah Dich, ich hört' Dich in meinen Gedanken;
Wenn die Mutter von Dir Geschichten erzählte,
Wenn Nachts auf mich die Träume sanken,
War's die eine Botschaft, die immer mich quälte,
Die frohe Botschaft: Nun darfst Du kommen! —
Da wollt' Alltägliches länger nicht frommen;
Mir war es, der Tag hört' auf zu scheinen,
Ich konnte von Herzen nicht lachen, nicht weinen;
Ich wußte nicht, ob Du gut mir bist,
Ich wußte nur, daß ich kommen müßt'!“

Und so hat sie die Heimat und die Ihren verlassen.

„Auf Schneeschuh'n kam ich durch Sturm und Graus;
Sie fragten: Wohin? — Ich sagte: Nach Hauf'."

Aber auf der Schwelle der Hütte, die Solveig durch ihre Gegenwart heiligt, biegt seine Bahn seitwärts und fort in die Weite. Während er mit seiner Axt in den Wald geht, kommt all das Alte wieder vor seine Sinne. Er fühlt die Tochter des Dovrekönigs ihm zur Seite gehen. Er kann mit diesen Erinnerungen nicht zu Solveig hineingehen. Wohl schwebt es ihm vor, daß es einen Weg gerade hindurch geben müßte: sich zusammennehmen und in sich selbst gehen; aber dies ist nur ein unklarer Gedanke, den er nicht festhalten kann. Er geht hin zur Hütte, aber hält wieder an. Solveig ruft ihn von der Türe aus, und er antwortet ihr, daß sie warten solle; es sei schon dunkel, und er habe noch etwas Schweres zu holen . . .

Peer Gynt geht fort — geht „von außen herum". Er hat die Kraft nicht, mit einem Male die Schwelle zu überschreiten. Aber er geht, um wiederzukehren, seinen Weg Schritt für Schritt nach innen zu bahnen, um eines Tages, nicht mehr um sein Ziel herumgehend, sondern endlich auf geradem Wege hindurch, sein Heim zu erreichen. Nach Hause, zu Solveig — aber hauptsächlich im Grunde genommen: nach Hause zu sich selbst. Denn die Sage des Lebens erweitert sich, während sie fortschreitet, und das, was einst als das einzige Endziel von Allem dastand, tritt zurück und erscheint nun unbedeutender, während ein anderes und höheres Ziel uns vorschwebt. Es ist so, als ob in der Stunde unserer Geburt gleichsam ein Raum geschaffen wurde, ein Heim, nach dem wir uns sehnen, eine Tür, die für uns offen steht, durch welche wir jedoch vielleicht niemals eintreten; unser innerster Herzensraum, wo sich all das Herrlichste befindet, das Lichte, Gute, Frohe in uns, ein Heiligtum mit Licht und Ruhe. In uns selbst zu gehen, ist schließlich unser Aller sehnlichster Wunsch. Und dies ist auch das große Gebot, das jedem Einzelnen gegeben ist. Es fällt zusammen mit jenem andern Hauptgebot, dem der Liebe. Denn sich selbst zu finden und sich selbst treu zu sein, bedeutet Alles, Alles in unserem Herzen zu erwecken, was tot liegt, alles Erstarrte zu schmelzen, alles Gute und Warme hervorsprießen zu lassen, die Liebe in unserem Wesen zu wecken; Allem, was wir lieben, uns zu nähern. Die zwei Gebote sind also nur eins, und jedes trägt das andere in sich, aber indem wir das eine annehmen wollen, ohne das andere darin zu verschmelzen, schaden wir unserer Seele.

Peer Gynt hat noch einen Abschied zu nehmen, ehe er in die Welt zieht, den von seiner sterbenden Mutter. Dann geht sein Weg über das Meer fort oder — heim?

* * *

Peer Gynt bleibt lange fort. Wenn wir ihn das nächste Mal treffen, ist er schon ein Mann von reifen Jahren, und ein vieljähriges Vergessen hat sich über die Begebenheiten seiner Jugend gelegt. Er ist in Amerika

gewesen, es ist ihm gut gegangen, und als ein reicher Mann macht er auf eigenem Fahrzeug die Reise um die Welt. Wir finden ihn zu Land, irgendwo an der Küste von Marokko, in einem kleinen Kreise von Freunden ungleicher Nationen, die Räucherwerk vor seinem goldenen Kalbe entzünden, und vor denen er bei Champagner seine Philosophie entwickelt. Es ist ungefähr in den Jahren, während deren Griechenland seinen Freiheitskampf mit der Türkei auskämpft. Peer Gynt wird aber von seinen Freunden betrogen; diese legen Beschlag auf sein Schiff und dessen Schätze, und er wird allein und aller Mittel entblößt in der Wüste zurückgelassen und wirft sich nun in eine Reihe phantastisch wechselnder Begebenheiten hinein.

Wir sehen sogleich, daß er das noch nicht gefunden hat, was zu holen ihm im Sinne lag, als er fortzog. Er ist, wie der Krumme ihm gebot, „außen herum“ gegangen und das Loos, das Glück zu gewinnen, das darin besteht, sich selbst treu zu sein, voll und ganz zu leben, ist ihm nicht beschieden worden. Er hat jedoch während dieser Zeit nicht wie ein Träumer gelebt. Er hat gearbeitet und all' seine Energie im Leben eingesetzt, hat danach gestrebt, ein unabhängiger Mann zu werden, seine eignen Wege gehen zu können, sich selbst genug zu sein: Sir Peter Gynt. Und dies ist ihm gewissermaßen geglückt. Es giebt Menschen, die immer auf der Wacht für ihre Selbstständigkeit sind, sie lernen auch sowohl zu urteilen als zu handeln, sie lassen sich in nichts von andern bestimmen, sondern übernehmen selbst die Leitung und wollen über andere herrschen. Dennoch merkt man weder in ihren Arbeiten noch in ihrer Wirksamkeit etwas von diesem besonderen Wesen, der Individualität, die Jedem angeboren ist und die geltend zu machen Jedermanns größte Aufgabe ist; im Großen sowohl als im Kleinen, im Getriebe der Welt oder in einem verborgenen Winkel oder auch nur in seinem eignen Innern, in der Eigenart, die sich zuweilen nur in einem Tonfall oder Blick äußert. Ihre Persönlichkeit bleibt weit unten in der Tiefe liegen, wie ein Samenkorn, das nie Keime treibt. So ist es mit Peer Gynt gegangen. Er ist nicht sich selbst treu gewesen, sondern nur sich selbst genug. Er hat Energie genug besessen, sich mit dem äußeren Leben abzufinden und sich bei den Menschen geltend zu machen, aber sich zu sammeln oder in sich selbst zu gehen, den Schritt mitten hindurch zu lenken, dazu reichte sein Mut nicht aus. Denn gerade vor diesem Schritte war er so bange, wie man es ist, Feuer anzurühren. Und während seines rastlosen Lebens hat sein wahres Ich ihn in der Tiefe seines Herzens erwartet. Aber er kam niemals, und es klingt wie eine Klage aus seiner eignen Seele, wenn wir während seiner labyrinthischen Irrfahrten Solveigs Gesang wie aus halbvergessner Ferne hören:

„Wohl vergeht der Winter, die Sommerzeit,
Dann das Jahr, und Du bist noch immer weit —
Doch endlich kommst Du und bleibst dann hier,
Ich warte so lang, das versprach ich Dir. —“

Nun sollten wir denken können, daß Peer Gynt doch zuletzt noch den Schnitt ins Auge vom Dovrekönig ausführen läßt, daß er für immer seine Lebensanschauungen verändert, allen Idealen Lebewohl gesagt und definitiv in eine niedriger stehende Menschenklasse übergegangen ist. — Aber dies ist nicht der Fall. Er läßt seine Ideale in einem Winkel liegen, beschimpft sie zuweilen, aber hat sie nicht über Bord geworfen, denn für immer seine Menschenwürde verlieren; seinen persönlichen Adel verkaufen, hat er für alle Gaben der Welt nicht wollen. Er hat auch eigentlich immer zu der Sorte Menschen gehört, für die das Glück innerlich und geistig ist, und wieviel er auch immer von den Gütern des Lebens gewonnen hat, so waren diese nur Surrogat für ihn. Er ist für's Erste darin aufgegangen, aber tief im Innern trug er die Sehnsucht nach dem großen Glück, das über Alles geht, das Glück, das aus dem eigensten Innern der Seele quillt. Dennoch hat er niemals gewagt diese Sehnsucht zu befriedigen, er ist vor sich selbst geflohen.

Er sammelt seine Seele niemals zu einer Handlung. Er hat den Mut nicht, daran zu rühren, sie zu wecken. Er scheut jeden entscheidenden Schritt, hat nicht die Kraft zum Guten noch zum Bösen. Darum gleitet er immer den Mittelweg vorwärts, den schlechten Mittelweg, der sich zwischen den Klippen des Lebens hinschlängelt, auf den wir geraten, wenn wir nicht versuchen, nach Recht und Gewissen zu handeln und wenn wir, einmal gestrauchelt, nicht die Verantwortung unserer Vergehen auf uns nehmen und uns den Folgen entziehen; nicht den goldenen Mittelweg, den alle diejenigen einschlagen, die freimütig sind, der als Resultat aus den Kämpfen der verschiedenen Ansprüche hervorgeht, bei denen die Seele ehrlich jeder Rücksicht ins Auge sieht, zu Gerichte sitzt über diese und die Pflicht der Pflichten erfüllt — die Pflichtkollisionen zu vernichten. Peer Gynt enthebt sich dieser Pflicht. Er wagt es nicht, seine Seele in Spannung gegen das Leben zu versetzen, nicht sein Ich in eine Handlung einzulegen. Und darum bleibt sein Ich tot und begraben liegen, und er verliert sich selbst.

Wir sehen dies gerade jetzt, da das Unglück über ihn hereinbricht, wie er vor jeder Berührung seines Innersten zurückschreckt. Wir merken, daß die schweren Gedanken sich seiner Sinne zu bemächtigen beginnen, und erwarten, daß seine Seele einen Ton echten Kummers oder der Entrüstung von sich geben würde. Aber wir bekommen ihn nicht zu hören. Seine Seele nimmt die Gedanken nicht auf. Er spottet sie fort und sitzt stupid und gefühllos da, wie die Schildkröte in ihrer Schale. Er gehört nicht zu denen, die unmittelbar und voll ergriffen werden von dem, was sie erleben, nicht zu denen, die, wie Solveig sagt, „herzerfüllt lächeln oder weinen", deren Seele stets lebendig ist und bereit zu reagiren. Sorgen entgegenzunehmen, von Freuden erfüllt zu werden und Handlungen zu erwidern. Andere giebt's, über welche die Sorge kommt wie ein Regen im Walde, sie werden erst allmählich davon ergriffen. Sie haben gleichsam ein Dach

über sich, worin die Eindrücke des Lebens aufgefangen und bewahrt werden. Aber nachher kommen sie wie ein Tropfregen, in stillen Stunden, und die Erinnerungen sickern hernieder und fallen in schweren Tropfen über ihre Gefühle. Und ihre Seele nimmt Alles, was bisher ausgeschlossen war, in sich auf, verarbeitet es, geht ganz darin auf, bewahrt es und rettet sich selbst dadurch. Doch auch zu diesen gehört Peer Gynt nicht. Er erlebt niemals die Stunde, wo der Regen die Herzenswurzeln tränkt. Und darum durstet seine Seele, vertrocknet und verdorrt.

Sein Inneres wird für ihn das Heim, nach dem er sich sehnt und das zu betreten er nicht wagt. Will man dort hinein eintreten, muß so Vieles heraus; ein Leid, das uns ins Auge sehen will, oder eine Freude, die ausklingen möchte, ein Wort vom Herzen kommend in jedem Fall, das wir mit uns herumtragen und das zu sagen uns so unendlich schwer fallen kann. Peer Gynt bebt vor all diesem zurück, das aufgerissen werden muß bei diesem Schritte. Darum kehrt er immer wieder um, wie er es auf Solveigs Schwelle tat, geht von außen herum, um etwas zu holen, das er niemals mit sich bringt. Und der Schritt hindurch ist ihm immer schwerer geworden. Er ist wie der Heimatlose, dem die Scholle der Heimat unter den Fußsohlen brennt und der nirgends Ruhe findet. Er wagt nicht, die ernsten Gedanken aufzunehmen, er drängt sie immer zurück, jedes Mal, wenn sie versuchen, sich einen Weg in sein Herz zu bahnen, flüchtet er zu Spott oder Träumen oder wirft sich in die Arbeit, welche es auch sein mag, nur um dem Zwiegespräch mit sich selbst, das so schwer und schmerzlich wäre, zu entgehen. Er wagt es nicht, die Feuertaufe des großen Schmerzes oder der reichen Freude entgegenzunehmen. Und dies heißt, dem Reichtum und dem Adel des Menschen entsagen, aus der Gemeinschaft der Menschen austreten und in der dämmerigen Welt der Unholde wandern. Der Krumme hat gesiegt. Peer Gynt hat nicht die Macht besessen, den Schritt hindurch zu lenken, und damit den Geist aufzulösen. Er ist in Halbschlummer gefallen, in sich zusammengesunken und hat sich vergessen vor dieser Sphinx — diesem Etwas, das nichts und doch so undurchdringlich ist, das den Vorhang zu allen lichten Sphären bildet und dennoch ein Nichts ist, ein Phantom, durch das ein Schwert wie durch die Luft fahren kann, und doch eine Mauer, die unser Arm nicht stürzen kann, eine Erschlaffung nur, die über das Leben fällt — die qualvolle Beklemmung eines Traumes, der vergeht und in nichts verschwindet, sobald der Geist sein Auge öffnet, sobald der Mensch in sich geht.

* * *

Wir wollen nun nicht Peer Gynt durch all die phantastischen Ereignisse, die den vierten Akt des Dramas ausfüllen, folgen. Er ist der allerbizarrste Teil dieses Gedichts — Symbole der Irrenhausspiele der Gynt'schen Phantasie. Er flieht in immer wilderer Unruhe vor sich selbst — „die Flucht vor dem

Nachdenken, die Scheu vor der Reue" — hinaus in die Wüste, ohne Quellen, wo die Luft mit den unheimlichsten Aengsten des Lebens erfüllt ist. Furcht und Reue sind vielleicht nur das Gefühl, nicht bei sich selbst zu Haus zu sein, und jeder Angstschrei und jedes Beben ist nur eine Bewegung vorwärts, etwas zu ergreifen, eine Stelle, wo wir Fuß fassen können, zu erreichen; wir eilen heim und suchen unseren eignen Mittelpunkt, unser innerstes Ich, erholen uns und kommen wieder zu uns selbst. Je länger aber Peer Gynt umher irrt, desto dichter legt sich die Angst über ihn, und desto schwerer wird es für ihn umzuwenden. Er windet sich in Schmerzen bei dem Gedanken umzukehren und das ganze Weh des verfehlten Lebens fällt über ihn in der Stunde, wo er den Schritt endlich tun will:

„Nein! — wie eine wilde, unendliche Klage
Ist es hinein und heimzugeh'n und zurück."

Wir sehen ihn weiter und weiter fortwanken, bis er schließlich anhält und in Aengsten zusammenschauernd umkehrt. Sein Herz war nahe daran, zu brechen.

* * *

Noch einmal sollen wir Peer Gynt treffen, als er als alter Mann nach Norwegen zurückkehrt. Er ist derselbe, der er war, als er fortzog, nur mehr Ruhe liegt auf seinen Zügen, auch mehr Härte, ein alter einsamer Egoist. Er hat soviel von den Gütern des Lebens gesammelt, daß er ein gemachter Mann ist, und während er sich nun dem heimatlichen Strande nähert, macht er in Gedanken bei sich ab, daß er den Hof seiner Väter zurückkaufen und ihn als ein Schloß wieder aufbauen lassen wolle. Man soll es in der Umgegend gewahr werden, daß Peer Gynt wiedergekommen ist. Aber das Schicksal gönnt ihm dies nicht. Das Schiff geht in einem Sturm auf den Grund und Peer Gynt rettet nur das nackte Leben, er ist so arm, als er war, wie er von dannen ging.

Sein Gemüt jedoch bleibt unberührt von diesem Schlage, er spottet bei sich selbst über den Gang des Lebens und sucht sein' Loos mit Gleichmut zu tragen. Eine Zwiebel fällt ihm in die Hand, er entblättert sie. Sie ist ein Bild von ihm selbst, meint er, mit den vielen Schalen, die eine über der andern. Die äußerste, beschädigte ist Peer Gynt in Seenot, dann kommt er zu dem Goldgräber-Ich, zum Pelzwerkjäger u. s. w. Er will sich selbst recht genau nachspüren und versuchen den innersten Kern des Peer Gynt zu erreichen. Zuletzt löst er ungeduldig mehrere Schalen auf einmal ab:

„Wahrhaftig nein! Bis in's innerste Inn're
Blos lauter Häutchen, nur dünn're und dünn're! —
Die Natur ist witzig."

Er kann sich nicht von dem Grübeln losreißen. Die Stätte erweckte wohl so sonderbare Gedanken in ihm, es ist ihm, als sollte sich ihm hier etwas offenbaren, aber noch weiß er nicht, was es sein könnte.

„Das Leben hätt' 'nen Fuchs hinterm Ohr.
Greift zu, und Reinecke springt davon;
Man bekommt was Andres, auch nichts zum Lohn."

Düstre Gedanken befallen unterdessen den Greis. Die eine Erinnerung nach der andern tritt schmerzlich hervor, während er auf den Stegen seiner Heimat umherwankt, und er stößt auf Vieles, das jahrelang verborgen und vergessen geruht hat. Er kann es nicht lassen, auf sein Leben zurückzublicken und sich Rechenschaft abzulegen, sein Gehirn fängt an sich damit abzuquälen, zu erforschen, welche Absicht das Schicksal mit ihm gehabt haben kann und was schließlich aus ihm geworden ist. Und das Resultat seines Nachdenkens ist die Wahrnehmung, wie töricht sein Leben verflossen ist. Nun ist es vergeudet, vorbei. — Er fängt an, wie aus einem Traume zu erwachen, und schaut hinein in das Trügerische, das sein Leben verstört hat, da sein Blick verkehrt wurde, als er leichtsinnig den Trunk der Vergessenheit leerte. Weiter und weiter führen seine Gedanken ihn den Weg, den seine Füße immer scheuten zu gehen, als brenne der Boden unter ihnen. Auf einmal zuckt er in Schmerz zusammen, und das spöttische Lächeln verschwindet unter dem Ausdruck der Reue und des unsäglichen Kummers. Er hat die Schwelle berührt, um die sich das menschliche Sehnen und Kämpfen dreht und von der der Krumme ihn bisher zurückgehalten hat. Sein ganzes Leben steht wie ein Moment vor ihm, die Schuppen fallen von seinen Augen, und er begreift nun, daß er außen herum gegangen ist, vorbei an dem, das er einzig ersehnte. In unerbittlicher Klarheit zieht Alles in einem Augenblick an ihm vorüber, und seine Seele sinkt in ihrer Armut in sich zusammen.

„O Grauen! — Und niemals wandl' ich's um!
O Gott — hier war mein Kaisertum!

Die Angst treibt ihn rastlos auf den Waldwegen umher. Schatten umschweben ihn, seine Seele ist im äußersten Aufruhr und seine Gedanken tummeln wild durcheinander, während er sie, wie in Fieberphantasien, festhalten möchte.

„Wir sind Gedanken,
Du mußtest uns denken;
Füßchen den schwanken
Mußtest du schenken,"

flüstert es um ihn herum. Und die verwelkten Blätter klagen, während der Wind sie aufwirbelt:

„Wir sind ein Wort,
Du solltest es künden;
Haltlos, verdorrt
Mußten wir schwinden.
Wir wurden nicht Kränze,
Nicht Früchtebeschirmer;
Im blühenden Lenze
Fraßen uns Würmer."

Und im Spiel des Windes seufzt es:

„Wir sind die Lieder, —
Du solltest sie singen; —
Du zwangst uns nieder; —
O durften wir klingen!"

Die Tropfen träufeln von den Zweigen:

„Wir sind die Tränen,
Du mußtest sie weinen;
Hassen und Sehnen
Konnten wir einen.
Nun sitzet Dir heiser
Im Halse die Schuld;
Du wardst nicht weiser,
Du, ohne Geduld!"

Und die zerknickten Halme klagen ihn an:

„Wir sind die Werke,
Du mußtest sie üben.
Dahin die Stärke,
Du wolltest nicht lieben."

Nun hört er auch die Stimme seiner alten Mutter, die sich mit den Klagen der andern vermischt. Entsetzt und ohne Ruh' irrt er in der Nacht umher.

Peer Gynts Leben neigt sich seinem Ende zu, und wir sind Zeugen der Schattenspiele seiner erlöschenden Sinne und des Kampfes seiner Seele mit dem Sensenmanne. Denn am Kreuzwege trifft er diesen, in Gestalt eines Knopfgießers, der mit dem Gußlöffel in der Hand umhergeht und die Seelen aufliest, um sie umzuschmelzen, so daß sie zu anderen Knöpfen umgeschaffen werden können, so wie Peer Gynt als Kind es seinen Vater hat tun sehen. Jedoch nicht alle Seelen nimmt er auf, nicht solche, die ihr Gepräge, das ihnen Gott verliehen, bewahrt haben, solche, die sich selbst treu geblieben, denn diese sollen bestehen und selig werden; auch die Bösen nicht, die auf ihre Weise doch sich selbst treu waren, die ihr Bild behalten haben, — obwohl sie es, wie die Photographen sagen, negativ taten, so daß Alles das schwarz ist, was hell sein sollte — auch diese sollen fortleben, aber in Pein geläutert werden. Aber alle die anderen, die Halben, die Lauen, die sich in der Mitte hielten, die niemals auf ihre Art ihr Ich im Leben einsetzten, die ihr Pfund vergraben haben und im Schlafe hingingen, die ihr Bild auslöschen ließen und nie sich selbst treu waren, die sollen in den Schmelzlöffel und in der großen Masse aufgehen. Und zu diesen gehört Peer Gynt, denn er war nie sich selber treu. Aber er glaubt es gewesen zu sein, und deshalb versucht er Zeugen herbeizuschaffen, weil es gerade diese Eigenschaft ist, die er am eifrigsten angestrebt hat. Aber er findet Keinen, der für ihn zeugen kann. Der Dovrekönig, der auch draußen umherwandert, macht ihm klar, daß er mit dem Wahlspruch des Dovrevolkes durchs Leben gegangen

ist. Sich selbst — genug — sein! Und nun erst geht ihm ein Licht auf darüber, was es bedeutet: sich selbst zu sein.

„Sich selbst zu sein — ist sich selbst zu töten.
Doch für Dich eine andre Erklärung gilt:
Um den Hals zu tragen ohne Erröten
Des Meisters Absicht als Aushängeschild.
Doch wer nun niemals die Absicht verstanden?
So mußt' er sie ahnen."

Peer Gynt verzichtet nach dieser Erklärung darauf, er selbst zu sein in dem Sinne, wie Gott ihn haben wollte. Aber er will nun zu denen gerechnet werden, die gepeinigt und geläutert werden sollen. Lieber dies, als verschwinden und vergehen. Er will beweisen, daß er ein großer Sünder gewesen. Allein auch dies vermag er nicht, sein Sündenregister ist ihm abhanden gekommen; auch zur Sünde gehört Willenskraft und Ernst. Nun giebt es für ihn wirklich keine andere Aussicht mehr als in der Masse umgeschmolzen zu werden, vermischt mit Peter und Paul. Er findet sich endlich darein, und allmählich kommt Ruhe über ihn; sein Auge schaut still vor sich hin und blickt in eine unermeßliche Tiefe, hinein in die Armut und Leere seines Lebens:

„Ist's möglich? Darf eine Seele schau'n
So unsäglich arm in's Todesgrau'n! —
Du schöne Erde, trag' mir nicht Haß,
Daß ich zertrat dein junges Gras.
Du schöne Sonne, du mußtest verschwenden
Dein freundliches Licht in leeren Wänden."

Peer Gynt hat sich selbst verloren und kann sich nicht wiederfinden. Sein Ich löst sich in ein Nichts vor seinen Blicken auf, es ist ihm, als wäre er nie gewesen. Alles, was er erlebt und durchgemacht hat, ist, als wäre es nur ein Traum, etwas, das im nächsten Augenblick verblassen, verschwinden, spurlos verlöschen kann. Das, was den wirren Bildern der Erinnerung Wirklichkeit verleiht, das uns Zeuge ist, daß unser Leben nicht nur Blendwerk war, den festen Punkt, an dem unser Sein hängt, hat er verloren. Das Gefühl, sein Leben voll und ganz gelebt zu haben, fehlt ihm. Es giebt Erinnerungen, die das Kriterium der Wirklichkeit in sich tragen, sie sind so durchdrungen von ehrlichen Gefühlen, daß wir uns unbedingt sagen müssen, dies ist Wahrheit, ist echtes Leben und kein Traum. Wir haben gelebt, unsere Wesentlichkeit ist einmal geweckt worden und hat Widerhall gefunden. Und in der Zeiten Unendlichkeit wird dieses Atom der Wirklichkeit niemals vernichtet werden können. Peer Gynt hat sich solche Erinnerungen nicht vorbereitet, solche, die einen Anklang nur von seinem eigenen Ich bewahren, die sein Wesen in sich aufgenommen haben, die auf ihn herabblicken können mit seinem eignen Blick. Nirgend findet er sich selbst wieder, und deshalb hat er das Gefühl, als ob er nie existiert hätte.

Sein Leben flackert wie ein schwebender Traum, der bald in nichts zusammensinken soll. Und der Knopfgießer wird seine Seele nehmen! —

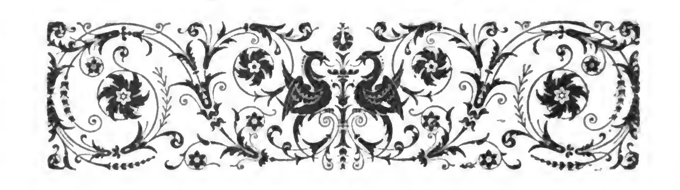
Aber da, im letzten Moment, indem er in die Leere versinkt, findet er endlich festen Ankergrund. Die beste Erinnerung seines Lebens steigt aus der Tiefe, wo sie geschlummert, herauf. Solveigs Bild steht vor ihm. An sie richtet er die reuevolle Frage:

„Weißt Du, wo ich war, da wir sah'n uns zuletzt?
Mit der Marke auf meiner Stirn;
Mit dem Gottesfunken in meinem Hirn!
Kannst Du es sagen? Kannst Du's entwirr'n? —
Wenn nicht, versink' ich zum tiefsten Grund."

Und von ihr erhält er das Zeugniß, daß er gelebt, daß es einen Peer Gynt gab, daß er einmal er selbst war. Die ehrlichsten und wahrsten Erinnerungen sind mit ihr verknüpft. Sein bestes Ich hat einstmals unverstellt aus seinem Auge geschaut, sich in ihrer Seele gespiegelt und sein Bild dort hinterlassen.

Es wird still um ihn herum, er hört den Strom seines Lebens in der Stille verrinnen, er hört sein Herz ertönen und klagen und seine Seele menschliche Laute reden. Er findet den Adelsbrief wieder, mit dem jede Seele geboren wird, die Menschenwürde erwacht in ihm, die große Reue, die sich stolz über Tod und Gericht erhebt.





Gedichte.

Von

A. K. T. Tielo.

— Tilsit. —

Cleopatra.

Frau Lise Kaisch in Charlottenburg zugeeignet.

Sie siegelte das schwere Pergament:
An Octavian! Er möchte sie, von Ketten
Befreit, am Sarge des Antonius betten,
Zu lange schon von seinem Tod getrennt,
Zu lange schon umraunt von seinem Erben,
Dem bleichen Elend! —

Stumm ihr Wächter ging
Und schloß die Tür'. Vom Meer ein Nachthauch hing
In ihres Lockendunkels goldnem Ring
Wie wehmutzitternd — fort, in Schönheit sterben,
Eh' hinter'm römischen Siegeswagen schlich
Ihr Fuß im Staub! Fort Spitzenflor und Spangen!
Wie einst Antonius glühend sie umfangen,
So sterben, sterben klar und königlich
In Rausch und Rosen! Fort! —

Und volle Feigen
Süßtropfend sie aus kühlem Korbe hob —
Da gierte das Verderben. Giftig schnob
Ein Vipernkopf fahlgelb ins blasse Schweigen
Und wiegte sich und schwoll — ein Sprung, ein Biß,
Gedämpft ein Schrei . . .

Schon führten Purpurträume
Sanft ihre Seele in die Sehnsuchtsschäume
Jungrosiger Seligkeiten. Schon zerriß
Ihr Dämmer. Und ihr war es, schaukelnd biete
Sich ihrem Nacken bunt die Ruhebank
Der schönsten Barke — Duft und Flötenklang
Ihr Ohr in nektarschwülen Schauern trank,
Als wäre sie luftatmend Aphrodite
Wie einst, als sie nach Tarsus licht gerauscht,
Um Dionys-Antonius zu bekränzen
Für Asiens Heil. Doch höher war das Glänzen
Der Scharlachsegel noch, im Flug gebauscht,
Noch heller schwebten feuchte Nereiden
Im Tauwerk muschelblasend in den Tag
Voll trunkner Bläue. Und der Ruderschlag
Trug freier noch der Chöre Jubelfrieden,
Und Jauchzen scholl! Nur ihrem Glück beschieden,
Kam Er, Antonius kam! Und lautlos sank,
Anbetend, ihr der Herrlichste zu Füßen,
Als wollte sie mit seinen Augen grüßen
Verzückt die Erde — selig sie umschlang
Sein heißgeliebtes Haupt in namenlosen,
Verklärten Wonnen — Welt, wie warst Du leer! —
Und Licht, nur Licht und wundersam ein Meer
Von girrender Musik und roten Rosen,
Tiefdunkelroten Rosen . . .

Plötzlich fraß
Die Stille Botenlärm. Nur ein Geflatter
Von Abendglut und wutgereckt die Natter
Vom trüben Diadem Cleopatras
Auffuhr, daß taumelnd Sklav' und Römer schrie.
Sie ruhte. Noch der starren Schläfe lieh
Ein Wunder Klarheit. Und durch Palmenkronen
Sang noch dem letzten Sproß der Pharaonen
Das Meer, das Meer in seiner monotonen
Tiefdunkelschönen Melodie.

Heller Abend.

O alle Wunden dieser Abend heilt,
Auf unsre Dächer kühlend hingebreitet.
Der frühe Mond ein Duftgewölk verteilt,
Das durch die schwimmend zarte Bläue gleitet,
Die zarte Bläue.

Nur Kinderstimmenschall. Wir lauschen noch,
Als immer reicher sich der Vollmond rundet
Wie über einem klaren Alpenjoch —
So köstlich uns die reine Stille mundet,
Die reine Stille.

Ein Hauch, ein milder Hall — wir feiern nur
Und fühlen uns tiefinnerst umgestaltet:
Auf unsrer Herzen müde Flammenspur
Der Friede seine weißen Händen faltet,
Die weißen Hände! —

Weite Wiese.

Grüner, sommergrüner Rasen
Schaukelt mich so warm und weit,
Wie umflutet von Topasen
In die blauste Ewigkeit.

Kleine, feine Heimchenklänge
Läuten fröhlich mir ins Ohr,
Weißer Falter Festgepränge
Flammt um fernen Blütenflor.

Und ein Lächeln wird mein Leben
In dem Hauch der reichen Flur,
Und mein Wandern wie ein Schweben
Durch den träumenden Azur . . .





Canroberts Erinnerungen

Von

Hans Lindau.

— Berlin. —

Reich ist an Blumen die Flur; doch einige sind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur schön; wähle Dir, Leser, nun selbst!
Goethe.



Der dritte Band der Erinnerungen des Marschall Canrobert*) ist nun erschienen. Die beiden ersten Bände des umfangreichen Werkes wurden im September 1902 an dieser Stelle besprochen. Germain Bapst hat inzwischen die treue Mühewaltung mit Fleiß und Eifer fortgesetzt, und als Frucht dieser sorgfältigen Vorarbeiten giebt er uns nunmehr den interessanten dritten Band, der vor Allem den italienischen Feldzug behandelt, in die Hände. Die Jahrhundertserinnerungen sind damit um ein beträchtliches Stück vorwärts gerückt, aber die Arbeit ist noch nicht zu Ende. Noch immer wird des Lesers Erwartung auf kommende Zeiten in Spannung gehalten. Die Schilderung der geschichtlichen Vorgänge, die sozusagen noch in der Sehweite des zeitgenössischen Gedächtnisses liegen, wird vermutlich mit gesteigerter Teilnahme begrüßt werden. Gerade je näher die Berichte Bapsts an die Gegenwart heran vordringen, umso lebhafter regt sich in unseren Herzen ein Hang zu gefühlvollerer Stellungnahme dem Betrachteten gegenüber, als sie sich für den unbeirrbar hinwandelnden Historiker geziemen dürfte. Da wird es schwerer, gerecht und sachlich zu sein, aber auch umso verdienstvoller, wenn

*) Le Maréchal Canrobert. Souvenirs d'un siècle. Par Germain Bapst. Tome troisième, Paris, Plon 1904.

es gelingt, zum Schweigen zu bringen, was im inneren Rate des Geschichte Schreibenden keine Stimme haben soll, und umso schöner, wenn es glückt, zur friedlichen Erfassung des Geschehenen in edler Wahrheitsliebe sein Teil beizutragen. Für den Darsteller der Vergangenheit wird dabei das scheinbar Unabänderliche noch einmal zum beweglichen und gefährlichen Problem, an dem er seine Kräfte erproben muß. Was er sagen will, wie er etwas sagen will, wie laut oder leise und in welchem Zusammenhange, das muß er jetzt mit sich selber ausmachen, und auch hier giebt es Dinge zu erringen, die vielleicht wieder ihre Geschichtsschreiber finden könnten.

Germain Bapst scheint nicht den Lorbeer eines Historikers im engsten und strengsten Wortsinn zu erstreben. Sein liebenswürdiges Plaudertalent hat ihn zu etwas Anderem bestimmt, das dem geschichtlichen Berichte nahe verwandt ist, ohne damit zusammenzufallen. Während die strengere Clio, wie der Logiker Rickert es zum reinlichen Ausdruck bringt, in allgemeingiltiger Weise das Wesentliche vom Unwesentlichen zu scheiden und nur von dem zu berichten sucht, was zu einem allgemeinen Werte in Beziehung steht, — bringt Bapsts minder rigorose Muse ein gut Teil leichter, flüchtig vergänglicher Angelegenheiten mit zur Sprache. „Souvenirs d'un siècle" steht auf diesen Bänden zu lesen. Erinnerungen individueller Färbung dürfen diesem Jahrhunderts-Gemälde ihren Reiz verleihen, dürfen mit dem anmutigen Gekräusel frei sich ergehender künstlerischer Laune das gerade Liniensystem des wissenschaftlichen Erzählers heiter ablösen und für Unterhaltung sorgen. Nur der feste Stamm, um den die oft unhistorischen Reminiscenzen flattern, bleibt eine geschichtliche Persönlichkeit. Sein Anblick sichert denn auch der ganzen Darbietung in den Augen des Betrachters den Charakter dieses freundlichen Uebergangsgebiets zwischen Geschichte und Belletristik. Aber so nahe die hier eifrig gepflegte Form der geschichtlichen Anekdote auch der schöngeistigen Litteratur kommen mag, ganz hinein in's Land der freien Kunstbetätigung wird sie Niemand nehmen. Man wird die Memoiren doch auch immer den Geschichtsbüchern zugesellen; und nur manchmal scheint es, als neigen sich die blütenschweren Baumeswipfel der Erinnerung, gelinde und gleichsam unwiderstehlicher künstlerischer Schaffensnot gehorchend, in dichterische Regionen hinüber.

Vielleicht verdrängt so allmählich die Memoirenschriftstellerei mehr und mehr den sogenannten historischen Roman; kann man doch auch aus manchen sonstigen Anzeichen entnehmen, daß der Wirklichkeitssinn des Publikums beständig fortschreitet, und daß daher seinem Geschmack auf manchem Boden heute nicht mehr Genüge tut, was dereinst alle Ansprüche vollauf befriedigen konnte. Es liegt wohl eben in der Natur der Dinge, daß die Gewohnheit, sich überhaupt mit einem größeren Umkreis realer Verhältnisse, als dies früher der Fall war, zu beschäftigen, nun auch in der Kunst eine reichlichere Menge dieser Nahrung zum Bedürfniß werden läßt.

Der Zeitungsleser von heute wird zum Freund einer realistischen Dar-

stellung. Er verlangt, scheint es, ein stärkeres Quantum glaubwürdiger Tatsächlichkeit in jeder Speisenmischung, die ihm Behagen bereiten soll.

* * *

Unter den Gestalten, die wir in dem neuen Bande der Erinnerungen Canroberts näher kennen lernen, nimmt wohl keine unsere Aufmerksamkeit in so hohem Grade in Anspruch wie die des Franzosenkaisers, Napoleon III. Die geschickte Feder Germain Bapsts hat von Napoleon III. ein sehr lebendiges Bildniß entworfen. (Siehe besonders S. 293, 308, 333, 354, 365, 384, 387 f. 435, 443.) Alles in Allem erscheint der Herrscher uns da bedeutend liebenswürdiger, vornehmer und menschenfreundlicher veranlagt als sein großer Vorgänger, der welterobernde Korse, aber Viktor Hugos Verspottung Napoleons „des Kleinen“ hat doch auch nicht so unrecht. Er war ein kleiner Mensch. Und ein kleiner Mensch in einer verantwortungsvollen, wichtigen Stellung ist natürlich ein Unglück für Viele. Er kann nicht regieren, die Dinge herrschen über ihn. Er läßt die Zügel schießen und schließt die Augen, wenn es ihm zu bunt wird; aber dem Manne an der Spitze eines Volkes darf es eben niemals zu bunt werden, er muß die Augen offen behalten. Man könnte freilich einwenden, daß es über Menschenkräfte geht, einen Staat als Alleinherrscher zu leiten; und die Geschichte lehrt uns, wie selten einmal Alles zusammentraf, um einen guten Regenten zu erzeugen. Bei der Mannigfaltigkeit der hier möglichen Gesichtspunkte wird sich ja übrigens auch manche Tat als fehlerhaft und anfechtbar hinstellen lassen, die mit anderen Gründen wiederum zu verteidigen wo nicht gar zu rühmen wäre. —

Napoleon III. scheint k l e i n, da ihm die zähe Willenskraft abgeht, etwas ganz und voll zu betreiben. Das „koste es, was es wolle“, das „durch Dick und Dünn“, was die mächtige Handlungsweise Napoleons I. auszeichnet, ist hier durchaus zu vermissen. Napoleon III. will Alles nur halb. Seine Hand zittert. Seine Seele ist von des Gedankens Blässe angekränkelt. Ihm fehlt das frische Drauflos, die unbedenkliche Entschlossenheit des Oheims, und die Kriegsfanfaren-Musik, die er gelegentlich erklingen lassen möchte, wirkt schwach und traurig. So wird er recht zum Amboß in der Geschichte und ist nicht dazu befähigt, Hammer zu sein.

Sollen wir das tadeln? Der Beurteiler befindet sich in einer eigentümlichen Lage. Eigentlich ist doch die brutale Gestalt des ersten Napoleon durchaus nicht sittlich erfreulich. Und dennoch — schön ohne alle Frage! — Schön und unsittlich? Wie reimt sich aber dies zusammen? — Das, was schön an Napoleon I. ist, darf nicht unsittlich sein, oder wir können nur gleich den Zusammenbruch unserer ganzen Sittenlehre verkünden.

Offenbar giebt es, trotz aller Unsittlichkeit im Einzelnen, doch etwas im Ganzen moralisch Erfreuliches bei diesem ungeheuren Manne zu rühmen, und offenbar ist, trotz aller Liebenswürdigkeit im Einzelnen, doch etwas moralisch Unerfreuliches bei Napoleon III. festzustellen. Der Mensch ver-

ehrt die erfolgreichen Helden. Er liebt und bewundert die großen Sieger. Sie reißen ihn begeisternd mit sich fort, mit einer Gewalt, die in den Kräften der Natur ihren tiefen Grund hat. Wer wird sich einen Mann, der nicht erreicht, was er will, zum Vorbild erwählen! Die strahlenden Namen der Geschichte danken den Erfolgen ihren Glanz, und lange, lange wird es wohl noch währen, ehe die innere Würdigung der guten Gesinnung diese politische Erfolgsbewunderung völlig verdrängt. Gewiß ist es sittlich bedenklich und nicht reinlich gedacht, wenn man ausschließlich nach Erfolgen urteilt, aber fragen wir uns doch einmal ernstlich: hat dies Urteilen nicht gleichwohl so etwas wie seine provisorische Notwendigkeit und Berechtigung? Ist doch auch alle Gesinnungsreinheit um ihrer Erfolge willen von so fruchtbarer, weittragender Wichtigkeit. Ja, man kann reine Gesinnung und ein ehrliches, volles Herzensstreben nach guten, erfreulichen Wirkungen als ein und dasselbe bezeichnen. Der Mensch, der sich mit seinem guten Willen, ohne jeden Erfolg, völlig begnügt, ist kein wirklicher Mensch, sondern ein logisches Kunsterzeugniß. Der gute Wille ist, wie Goethe einmal schreibt, höher als aller Erfolg. Warum? Weil er in nichts anderem besteht, als dem unaufhörlichen, innigsten Verlangen, Gutes in der Welt zu erzielen.

So kommt es, daß wir den Mann verehren, der Großes erreicht. Der erfolgreiche Mann hat in der Regel den Erfolg auch verdient. Er faßt die Gelegenheit beim Schopfe, die ein Anderer an sich vorübereilen läßt. Er ist den verschiedensten Lebenslagen gewachsen und gehört somit zu den Lebewesen, die des Daseins nach dem Machtspruch der natürlichen Verhältnisse in hohem Grade wert sind, die lange leben sollen und ihre starke Art fortpflanzen. Sehen wir ab von gewissen sofort in's Auge springenden, unsittlichen, egoistischen Eigenschaften, so erscheint uns Napoleon I. in seiner herrlichen Arbeitskraft und gesunden, urkräftigen Energie als ein schönes, ruhmwürdiges Erdengeschöpf. Wo gewaltige Wirkungen zu spüren sind, da giebt es auch gewaltige Ursachen, und nur Torheit will nicht begreifen, wie sich Verdienst und Glück verketten.

Und so mag es auch ungescholten bleiben, wenn die Lebensweisheit andererseits die Unglücklichen mit schuldsuchenden Augen prüft. Es gilt eben, allgemeingiltige Warnungszeichen zu finden. Wundervoll unterrichtet die Geschichte ohne aufdringliche Moralpredigt, still und unbeirrbar, die Schüler, die von ihr zu lernen begehren. Napoleon III. gehört zu den Unglücksgestalten, die bei aller persönlichen Klugheit und Anmut der Lebensführung ihrem Schicksal nicht als reife, gerüstete Männer, nicht gewachsen den Pflichten, die sie sich aufgeladen haben, gegenübertreten. Das zeigt sich in dem von Germain Bapst nach eigener Quellenforschung sehr gründlich dargestellten italienischen Feldzuge. Den Kaiser überkommt zu Zeiten eine wahrhafte Lähmung. Er ist, wenn die Schlangenaugen der Gefahr ihn anstarren, nicht mehr seiner Gaben mächtig. Wie ein armes Vögelchen flattert er hilflos ängstlich hin und her und würde dem Verderben anheim=

fallen, wenn nicht statt seiner noch wackere Helfer eingriffen. Beim Anblick des unermeßlichen Kriegsjammers, den die Schlachten anrichten, verzagt das Herz des gutartigen Menschenkindes. Er ist aus edlerem Stoff, als aus dem man Soldatenschlächter macht. Er sieht, welches entsetzliche Elend, auf dem blutgetränkten Boden, der Politik am grünen Tische folgen kann, und das bringt ihn um alle Fassung. Wie manche Reisende auf heftig wogendem Meere von den Qualen der Seekrankheit ergriffen und in einen schier dem Tode nahen Schmerzenszustand versetzt werden, so erfaßt diesen Kriegsführer, bei starkem Wellenschlage der kriegerischen Ereignisse, eine unüberwindlich scheinende Kriegskrankheit. Er ist nicht mehr er selbst, läßt Alles gehen, wie es geht, und wünscht nur das Ende dieses leidvollen, unseligen Zustandes herbei, in den ihn der Ehrgeiz — vielleicht auch noch Besseres als Ehrgeiz — getrieben hat.

Ein festerer Seefahrer bei kriegerischem Sturm und Unwetter ist der Marschall Canrobert selbst. Nur selten läßt Bapst ihn heller hervortreten. Der Darsteller der Memoiren Canroberts beobachtet mit Takt und feinem Geschmack ein zurückhaltendes Verfahren, das den Eindruck erweckt, als wenn Canrobert eben nicht viel von sich selber spräche. Nur hier und da sehen wir gleichsam im Spiegel der allgemeinen Begeisterung das Bild des Helden (S. 74 f.), dem die väterliche Fürsorge für den Soldaten, neben dem kühleren Affekt der Bewunderung und Verehrung gegenüber dem tüchtigen Heerführer, auch warme, dankbare Liebe sichert (S. 132, 459). Im Allgemeinen aber hören wir nicht viel über Canrobert, sondern alles mögliche Interessante und Belehrende über Andere aus Canroberts Munde. Mit außerordentlicher Schärfe der Kleinmalerei wird uns Bild auf Bild von ihm entworfen. Höchst greifbar und lebendig treten die geschilderten Gestalten vor uns hin. Die Ausführlichkeit des Berichts erstreckt sich meist sogar bis auf die genaue Wiedergabe irgendwie charakterisirender Kleidungsstücke, Uniformen wie Damentoiletten. Anekdoten, wie sie wohl ein redegewandter älterer Herr, dem man mit Achtung und Zuneigung lauscht, in anspruchsloser Schlichtheit aus seinen Erinnerungen heraus zum Besten giebt, würzen den Vortrag.

Bisweilen scheint es, als besäßen diese kleinen Züge auch noch eine Art symbolisch malender Bedeutung. Allein es kann höchstens vorübergehend so scheinen. Verstimmende Absichtlichkeit ist in dieser Beziehung dem künstlichen Gemälde keineswegs vorzuwerfen. Im Gegenteil. In der frischen, unverzagten Art und Weise und in der reichen Fülle der Darbietung beruht ein Hauptreiz des Buches. Es weht ein gesunder, von Reflexionen unverdorbener Lebensodem durch seine Blätter. Die Reflexionen mag der Leser selbst hinzubringen, und der Leser kann vielleicht über eine gewisse Symbolik grübeln, wenn er etwa bei der Abfahrt Napoleons III. von seinem italienischen Freunde eine kleine Begebenheit berichtet findet, die an und für sich wenig auf sich hat. Die Räder des Wagens, in dem

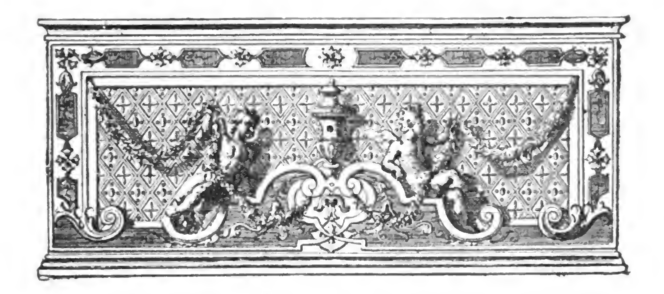
Napoleon fährt, laufen sich nämlich heiß; und man hat zur Kühlung keine andere Flüssigkeit zur Stelle als das edle Naß des Champagners, das denn auch hierzu verwendet werden muß. Diese nebenbei erzählte, ganz und gar unwichtige Materialverschwendung zaubert doch, will mich dünken, einen tiefen Hintergrund seelischer Analogien herauf. Man denkt an die rollenden Räder des Kriegswagens, die den unglücklichen Fürsten viel weiter tragen, als er gewollt hatte, an die zu späten Wünsche seines Herzens, das Leid zu lindern, an die unerquickliche Unzweckmäßigkeit seiner unbedachten Handlungsweise.

Ueber die Mißstände der militärischen Verwaltung wird mit Umsicht bisweilen auch belehrende Rechenschaft gegeben (S. 137 f., 144, 153).

Krankheit, heißt es einmal (S. 150), ist mörderischer als Kugelregen. Le chiffre des pertes durant la guerre s'éleva à cent cinq mille morts, dont seulement dix mille morts sur le champ de bataille. C'est le cas de constater une fois de plus que le feu est moins meurtrier que la maladie, et si l'on assimile les travaux de la guerre à ceux de l'industrie on verra également que les accidents de travail causent bien moins de décès que les conditions mêmes où s'exécute le travail: c'est-à-dire le manque d'hygiène, l'insalubrité, les abus et l'épuisement. —

Von zahlreichen sog. schönen Stellen könnte ich wohl noch berichten. Manchmal wird Naturschilderung in die Darstellung poetisch eingewoben. (Vgl. z. B. S. 252. 460.) Der schwedische Hof, der Pariser Kongreß, die Persönlichkeiten des italienischen Feldzuges werden mit ergötzlichen Einzelheiten vor uns hingemalt. Da findet sich so vielerlei, so verschiedenartig Amüsantes und flott Wiedergegebenes, daß man glauben kann, Germain Bapst hält es mit Goethes Direktorweisheit: „Wer Vieles bringt, wird Manchem etwas bringen.“





Bauernhochzeit in Kurland vor dreißig Jahren und jetzt.

Eine Plauderei.

Von

Freifrau M. v. Meerscheidt-Hüllessem.

— Mitau (Kurland). —

ir sitzen in einem Luftkurort Tirols auf einer Bank an der Promenade, die Baronin K. und ich. Die Kurkapelle spielt gerade ein russisches Volkslied. Wie wunderbar die bekannten Klänge hier in der Fremde mich berühren!

Dieses Lied habe ich daheim so oft gesungen, an lauen Sommerabenden; die weichen wehmütigen Klänge zaubern mir das Bild der Heimat vor die Seele!

Wir kommen auf russische Musik zu sprechen, und die Baronin K. bemerkt, wie gern man die russischen Volkslieder spielt und singt, wie sie sich mit ihren weichen Melodien Einem in's Herz stehlen.

„Ja, sie sind wunderhübsch, die russischen Lieder, aber wir haben auch reizende lettische Volkslieder."

„Lettische Volkslieder! Ich bitte Sie, was ist denn das? Sie leben doch in Rußland! — Was ist denn lettisch?"

„Ja, Sie haben Recht, wir leben in Rußland, im weiteren Sinne des Worts. Wir Balten sind russische Reichsangehörige, aber der Adel unserer baltischen Provinzen, sowie der Mittelstand sind deutsch; die bäuerliche Bevölkerung dagegen besteht aus Letten und Esten und spricht

ihre besondere Sprache, lettisch und estnisch. Die Adelsgeschlechter, zum größten Teile mit den Ordensrittern in's Land gekommen, sind deutsch gewesen und geblieben, deutsch ist ihre Muttersprache, deutsch ihre Treue, deutsch ihr Idealismus. Sie lächeln, Baronin! Ja, man hat auch mir gesagt, daß letzterer bei den Reichsdeutschen immer mehr schwinde und als nicht modern zu dem alten Gerümpel geworfen werde. Nun, wir in unserem Gottesländchen haben ihn uns noch bewahrt, teilweise noch, den lieben, schönen, deutschen Idealismus und wollen ihn festhalten. Ein Flügelpaar muß die Seele haben, sonst bleibt sie am Boden kleben."

„Da sind wohl die baltischen Frauen die Hüterinnen dieses heiligen Feuers, zeichnen sie sich doch, wie bekannt, durch ihre ideale, geistvolle Lebensauffassung und ihre reizvolle Eigenart vorteilhaft vor uns aus."

„Aber, Baronin, ich finde keine Worte —"

„Bitte, lassen wir das und erzählen Sie mir lieber noch von Ihrem ‚Gottesländchen', von dem wir Reichsdeutschen nur eine sehr unklare und — wie mir scheint — oft falsche Vorstellung haben. Es lebt sich da ganz anders als bei uns. Wie sonderbar, daß die bäuerliche Bevölkerung in Kurland — nicht wahr? Letten nannten Sie sie doch — eine andere Sprache redet und wohl auch nationale Sitten und Gebräuche hat!"

„O, davon ließe sich so Manches erzählen, namentlich von den Sitten und Gebräuchen der Letten aus früherer Zeit, sagen wir vor zwanzig oder gar dreißig Jahren. Jetzt streben sie darnach, in Bildung und Sitten es den Deutschen gleich zu tun, halten aber fest an ihrer Sprache, von deren Fortentwickelungsfähigkeit sie überzeugt sind. Shakespeare, die deutschen Klassiker und — die Modernen, namentlich Sudermann, sind ins Lettische übersetzt. Fehlen die Ausdrücke für die Abstrakta, so werden flugs neue gebildet; man muß sich in das neue Lettisch hineinarbeiten, um es verstehen zu können. Die Umgangssprache ist mir vollkommen geläufig; doch in Büchern und Zeitungen verstehe ich Vieles nicht, weil es eben zu viel neue, nicht etwa den Kultursprachen entlehnte, sondern selbständig erfundene Wortbildungen giebt, die auch nur die gebildeten Jungletten verstehen. Die lettische Litteratur fängt an sich zu regen, wir haben Dichter und Schriftsteller, die in lettischer Sprache schreiben, ein lettisches Theater in Riga, das sehr gut sein soll. Auch die Künste fangen an Vertreter zu finden, wir haben lettische Musiker und begabte lettische Maler."

„Wie lebhaft mich das Alles interessirt! Bitte, trinken Sie heute Abend den Tee bei mir und erzählen Sie mir von Ihrer baltischen Heimat. Russischen Tee kann ich Ihnen leider nicht vorsetzen."

„Wenn Sie erlauben, bringe ich welchen mit, liebste Baronin, das hiesige Gebräu, ‚Tee' benamset, kann ich beim besten Willen nicht herunterkriegen."

„Also abgemacht, heute Abend um sieben Uhr ein baltisches Plauderstündchen und — russischer Tee, auf Wiedersehen bis dahin.“

Wir trennten uns, und ich wanderte langsam meinem Hotel zu. Dort angekommen, lege ich mich auf die bequeme Couchette, schließe die Augen und lasse die Bilder der Vergangenheit an mir vorüberziehen.

Vor dreißig Jahren!

Es kommt mir garnicht so lange vor, daß ich kurze Kleider und Hängelocken trug und unser Diener Mahtis uns zu seiner Hochzeit einlud.

Wie mir das Herz warm wird, wenn ich der Heimat gedenke, meiner lieben baltischen Heimat.

Was, sogar eine Träne? Fort damit! Rasch Toilette gemacht, Eau de Cologne ins Taschentuch gegossen, die verräterische Spur des Heimwehs damit fortgewischt und frohgemut zu der Baronin K. geeilt. Was, schon nach sieben Uhr? Und den Tee hätte ich beinahe vergessen. Das kommt davon, wenn man dem Heimweh Audienz giebt.

Endlich bin ich fertig und trete meine Wanderung an. Einzelne Sterne lugen hervor und blinzeln mir ermutigend zu. „Menschenkind, trübselig werden und nicht frisch erzählen können, das darf nicht sein. Schön war es doch in Deiner baltischen Heimat, wenn die hellen Schlittenglocken durch den dichtverschneiten Wald klangen und ihr so warm verpackt im Schlitten saßet und fragend und zugleich so glückselig mit den hellen Kinderaugen zum sternenbesäten Himmel hinaufschautet.“

Ja, schön war es, und wie gern werde ich erzählen.

Die Baronin kommt mir mit einem herzlichen Willkommen entgegen, und wir betreten zusammen den kleinen, gemütlichen Salon, wo auf einem niedrigen Tischchen der Kessel mit heißem Wasser dampft. Ich hole meinen russischen Tee hervor, bereite denselben auf altgewohnte Weise, und während die Baronin den duftenden Trank mit Behagen schlürft, lehne ich mich bequem in den weichen Sessel zurück und erzähle.

„Es war ein Sonntag im December, ein von uns Kindern heißersehnter Tag — der Hochzeitstag unseres Dieners Mahtis. Sein Vater ein Gesindewirt (Pächter eines Bauernhofes), war früh gestorben. Er hinterließ seiner jungen Wittwe außer vielen Schulden einen kleinen Jungen, Mahtis. Mein Vater, der die Familie selbstredend gut kannte und die junge, tüchtige Wirtin schätzte, bot ihr die Stelle als Hofmutter (Viehpflegerin) bei uns an, da sie nicht die nötigen Geldmittel besaß, sich auf dem Gesinde halten zu können, bis Mahtis erwachsen war. Sie nahm die Stelle mit Dank an und bekleidete sie zur Zufriedenheit meiner Eltern bis zu ihrem Tode. Mahtis wuchs zu ihrer Freude heran, ein strammer hübscher Junge, wurde in die Volksschule geschickt und nachher zu unserem Diener angelernt, was in den damaligen Zeiten als Auszeichnung galt. Er war ein uns treu ergebener, anstelliger und dabei herzensguter Mensch, außerdem ein gewandter Diener.

Er machte eine für seine Verhältnisse glänzende Partie. Er heiratete eine reiche und dabei hübsche Wirtstochter aus einem Nachbargut und sollte nach seiner Hochzeit das elterliche Gesinde antreten, da sie die einzige Tochter war. Er hatte unsere Eltern so lange gebeten, bis sie uns endlich die Erlaubniß erteilten, seine Hochzeit mitmachen zu dürfen. Wie wir jubelten! Das war die erste, richtige Bauernhochzeit, die wir Jüngsten mitmachen sollten. Unser sämmtliches Dienstpersonal, sogar der Koch, war beurlaubt worden, meine Eltern mußten sich mit kalter Küche und der Bedienung unserer alten Faselmagd Madde begnügen, einem Original, schon dreißig Jahre in unserm Dienst.

Unsere Gouvernante sollte uns begleiten, dem Hauslehrer wurden die unbändigen Buben anvertraut. Es sah fast aus wie der Auszug der Kinder Israel, nur daß die es etwas unbequemer hatten als wir, die wir fest verpackt und vermummt in den Schlitten saßen, froh wie die Schneekönige.

Die Fahrt von ungefähr 14 Werst war herrlich. Leicht glitten die Schlitten auf gut eingefahrenen Landwegen dahin, die Pferde griffen tapfer aus, die Schlittenglocken klangen. Dicht verschneit war Alles rings umher, jeder Zaunpfosten trug ein weißes Käppchen, und auf den Fichtenbäumen im Walde lag eine dichte weiße Decke, unter der die Bäume wie verträumt leise ihre Zweige schüttelten — und weiter schliefen.

Aus den Gesinden, an denen wir vorüberfuhren, liefen zottige Köter kläffend heraus und verfolgten die Schlitten längere Zeit, ohne sich von den Peitschenhieben zurückschrecken zu lassen, die unsere Rosselenker ihnen freigebig austeilten.

Unsere Erwartung stieg von Minute zu Minute! Endlich sahen wir unser Reiseziel, den stattlichen Bauernhof vor uns liegen. An der Grenze desselben erwarteten uns der junge Ehemann Mahtis, die Marschälle und die gesammte männliche Jugend. Drei Schüsse wurden abgefeuert, was unsere Pferde übel nahmen, wir aber sehr feierlich fanden, dann ertönte Musik des ländlichen Orchesters, das später zum Tanz spielen sollte. Wir ließen Schritt fahren und wurden im Triumph hineingeleitet.

Der Weg bis zum Gesinde war mit gehackten Tannenreisern bestreut, die Türe des Wohnhauses mit Kränzen aus Tannenzweigen und Strickbeerkraut (Preiselbeeren) geschmückt; vor derselben erwarteten uns die junge Frau und deren Eltern, stattliche, behäbige Wirtsleute, die uns mit den obligaten Handküssen herzlich willkommen hießen. Mahtis strahlte förmlich vor Glück und Stolz.

Wir wurden in ein Zimmer zu ebener Erde geführt, das Schlafzimmer der Wirtsleute. Es war gedielt und machte einen wohnlichen Eindruck. Am Fenster standen Blumentöpfe, der Tisch vor demselben war

mit einem weißen Tuch bedeckt, das große, mit bunter, wollener, eigengewebter Decke bedeckte Bett der Wirte nahm eine ganze Wand ein.

Wir entledigten uns unserer winterlichen Hüllen, ordneten vor einem winzigen Spiegel, der von Hand zu Hand ging, Haar und Anzug; wir hatten natürlich Sonntagskleider an. Bis wir unsere Toilette in Ordnung brachten, drängte sich die weibliche Hochzeitsgesellschaft an die Tür, um sich die „Herrschaften" anzusehen. Die kleinen Bauernmädchen sahen so drollig in ihrem Staat aus und fühlten sich nicht recht gemütlich darin. Sie trugen lange Röcke aus Wadmal (einem selbstgewebten Wollenstoff), dazu eine Art Taille oder Spencer vorn zugeknöpft, mit kleinen Schößen hinten, bunte Kopftücher aus Seide, Wolle oder Baumwolle und neue, ziemlich plumpe Schuhe, die sie ab und zu mit Stolz betrachteten. Für gewöhnlich tragen die Letten Pasteln, eine selbstgefertigte sandalenartige Fußbekleidung aus Leder, mit Schnüren um die Knöchel befestigt, Schuhe und Stiefel jedoch nur zu festlichen Gelegenheiten. Die Unbequemlichkeit erhöht die festliche Stimmung! Die ganze Hochzeitsgesellschaft, Braut und Bräutigam ausgenommen, war in Wadmal gekleidet, die Frauen und Mädchen hatten meistens seidene bunte Kopftücher und bunte, seidene Bandschleifen vorn am Halse, was ihre graue, eintönige Kleidung belebte. Die Braut trug ein hellgrau wollenes Kleid, aus leichterem Stoff, in der Stadt gekauft, auf dem Kopf die wunderhübsche Jungfrauenkrone. Diese Krone besteht aus einem ungefähr zwei Finger breiten Streifen echter Silbertresse, der den Kopf fest umschließt. Am oberen Rande derselben ist ein dichter Kranz von Blüten und Blättchen aus Silberfiligran angebracht, hier und da von bunten Glasperlen durchwoben, die an beweglichen Stielen sitzen, so daß sie bei jeder Bewegung schwanken und zittern; breite, bunte, seidene Bänder, je mehr, desto besser, fallen von der Krone über den Rücken bis weit über die Taille herab. Diese Kronen, ein teurer und kleidsamer Schmuck, sind meistens im Besitz der Bauernaristokratie und vererben sich von Mutter auf Tochter, werden nicht nur zur Hochzeit, sondern auch an Sonntagen und Festtagen von Jungfrauen getragen. Die Brautschwestern waren mit ebensolchen Kronen geschmückt, da sie gleich der Braut oder richtiger jungen Frau, Töchter von Gesindewirten waren.

Die Trauung findet immer Morgens in der Kirche statt, mögen Weg und Wetter noch so unmöglich und die Entfernung keine unbedeutende sein; sie war auch bei diesem Brautpaar in unserer Kirche feierlich vollzogen worden.

Mahtis sah in seinem neuen, schwarzen Anzug, einem Geschenk meiner Eltern, mit dem Myrtensträußchen an der Brust sehr stattlich und vornehm aus. Die Marschälle hatten weiße Seidenschleifen mit Sträußchen von möglichst bunten Papierblumen.

Nun erschien die Brautmutter und bat die Herrschaften in's „Zimmer" zu kommen, wie man auf lettisch eine größere Stube nennt. Dies Zimmer, sonst Wohn- und Schlafstätte von vier bis fünf Knechtsfamilien, mit einem Riesenofen, einer Diele aus Lehmschlag, war ganz ausgeräumt, die Wände mit Guirlanden von Strickbeerkraut geschmückt, in deren Festons primitive, weiße Holzleuchter mit Lichten darin angebracht waren, in den Ecken standen Tannenbäumchen, in der Mitte war eine lange Tafel gedeckt, weiße Holzbänke standen herum. Wir wurden gebeten Platz zu nehmen.

Das Brautpaar saß in der Mitte, wir „Herrschaften" alle zusammen am oberen Ende der Tafel; zwischen uns und den übrigen Hochzeitsgästen befand sich ein leerer Raum — um den schuldigen Respekt zu wahren.

Nun wurde das Essen aufgetragen. Zuerst dicker Reis mit Rosinen darin, den ich gern aß, meine Schwestern aber nur berührten, was die Brautmutter zu kränken schien, weil diese Speise damals für großen Luxus und seltene Delikatesse bei den Bauern galt. Darauf wurde Rindfleisch mit Gemüse gereicht, dann nacheinander drei verschiedene Braten, nachher, als feinstes Gericht für uns allein, junge Hühner mit Kartoffeln und schließlich Pfannkuchen mit Saft.

Mahtis bat uns Kinder leise, nur so viel zu essen, wie wir ohne Schaden könnten, das hatte ihm wohl meine Mutter eingeschärft, denn es galt für höflich, sich auf Bauernhochzeiten beinahe tot zu essen. Wir wurden mit süßem Wein traktirt, Lünel, der uns köstlich schmeckte und die festliche Stimmung erhöhte; zu Hause gab es für uns Kinder nie dergleichen. Die andern Hochzeitsgäste tranken feine Schnäpse und eigengebrautes Bier, das recht gut schmeckt und zu keinem Fest fehlen durfte, ebenso wenig wie Grobweizenbrot, das „Hochzeitsbrot", „Kahsu maise" genannt wird.

Nur die nächsten Verwandten von Braut und Bräutigam, befreundete Gesindewirte und sonstige ländliche Würdenträger fanden an der Hochzeitstafel Platz. Die Jugend beiderlei Geschlechts saß auf Holzbänken längs den Wänden oder stand und wurde von den Knechtsweibern reichlich mit Essen versehen.

Die Brauteltern gingen während der Mahlzeit umher, um sich zu überzeugen, ob alle Gäste mit Essen und Trinken versorgt wären; auch die Braut mußte ab und zu aufstehen und zum Essen nötigen, das erforderte die gute, alte Sitte.

Anfangs wurde während des Essens wenig und leise gesprochen, meine erwachsenen Schwestern flößten den Leuten Respekt ein, Lehrer und Gouvernante weniger; damals standen die Lehrenden in keinem großen Ansehen bei den Bauern, sie hielten sie für wenig mehr als sich selbst, „sie sind ja auch nur Dienende wie wir", sagten sie.

Allmählich belebte sich die Unterhaltung. Die Letten sind klug,

lebhaft, drücken sich bezeichnend und drastisch aus und haben viel Sinn für Humor.

Als die Mahlzeit beendet war — sie hatte fast zwei Stunden gedauert — erschienen drei alte Weiber, eine Vorsängerin an der Spitze, ein Handtuch nebst einem Paar wollener, selbstgestrickter Handschuhe auf dem Arm. Sie trat auf Mahtis zu, hing ihm das Handtuch um den Hals, und nun begannen die Beiden einen Rundgang auf den Bänken, die der Wand entlang liefen, wozu die andern Weiber einen monotonen Gesang anstimmten. Die Worte wurden jedes Mal selbst erfunden, schilderten den Lebenslauf von Braut und Bräutigam, die Vorzüge und Fehler derselben, und die jungen Eheleute bekamen manchen guten Rat auf den Weg, der die junge Frau erröten machte. Dann nahm die junge Frau aus einer großen, buntbemalten Truhe ein feines Handtuch, an dessen zusammengehefteten Enden ein Paar feiner wollener Handschuhe befestigt war, hing es meiner ältesten Schwester um den Hals und nun begann derselbe Rundgang auf der Bank wie vorhin. Die alten Weiber sangen dazu, und sehr amüsant war es, wie sie die kleinen Angewohnheiten der „Herrschaften“ bemerkt hatten und ihre Beobachtungen mit Humor und gutmütigem Spott zum Ausdruck brachten. Meinen Schwestern wurde eine kleine Rüge nicht erspart, weil sie den schönen Reis kaum geschmeckt hatten, und es wurde ihnen geraten, ja keine Gottesgabe zu verachten, das brächte Unglück in die Ehe, auch bei den Adligen; sonst aber wurde ihnen ein glänzendes Loos prophezeit, sogar ein Majoratsherr als Gemahl!

Nun kam die Reihe an mich, vor unserer Gouvernante, weil ich das Herrenkind war. Wir tanzten nur so auf der Bank herum, von allgemeinem Jubel begleitet. Ich war der Liebling unserer Bauern, ich teilte Freud und Leid mit ihnen, ich verstand ihre Interessen, ich sang ihre Lieder, ich paukte den Kindern in der Volksschule ihren Katechismus ein. Die Alten sangen und sagten, ich wäre ihre Sonne, so leuchtend und so wärmend für Alte und Junge, meine Locken glänzten wie Sonnenstrahlen, meine Augen so hell wie die eines Finken, mein Lied erschalle so froh und schmetternd wie Lerchengesang, und mein Schritt wäre so leicht wie der eines jungen Rehleins im Wald. „Gott beschütze unser kleines Fräulein,“ so schlossen sie, „alte Augen werden jung, wenn sie es ansehen, und die Tränen trocknen von selbst; dabei hat es klugen Rat wie der ‚gnädige Vater‘ (so wurde der Gutsherr genannt). Gott schütze es vor zu viel Lernen und zu viel Büchern.“

Mir traten die Tränen in die Augen. Ich wußte es ja, daß sie mich liebten, es war mir wohltuend und zu gleicher Zeit beschämend, mein Lob so vor der ganzen Hochzeitsgesellschaft anhören zu müssen. Die junge Frau küßte mir die Hand, da fiel ich ihr um den Hals und küßte sie. Mein kleines Herz war übervoll! Meine Schwestern und die Gou-

vernante warfen mir mißbilligende Blicke zu, sie fanden es unpassend. „Mais, ma chère!“ Was fragte ich darnach! Ich blinzelte nur schelmisch zu unserer Gouvernante hinüber: „Gott schütze mich vor zu viel Lernen und Büchern! Fräulein Müllerchen, bitte, denken Sie in der nächsten Rechenstunde daran!“ Sie mußte lachen, wider Willen. Rechnen war nicht gerade meine starke Seite!

Jeder Hochzeitsgast bekam nun ein Handtuch nebst Handschuhen umgehängt und wurde von der jungen Frau ein Mal auf der Bank herumgeführt, für Jeden und Jede hatten die alten Weiber eine passende Bemerkung, die oft mit wahren Lachsalven begleitet wurde, die festliche Stimmung wuchs. Es dauerte lange, bis alle Gäste ihr obligates Handtuch bekommen hatten, sogar die Kinder wurden bedacht, soweit der Vorrat reichte.

Die reichen Bauernwirte setzten ihren Stolz darin, nicht an Handtüchern zu kurz zu kommen, wenn auch, wie hier, weit über hundert Hochzeitsgäste da waren, die Knechte und deren Familien nicht mit eingerechnet. Sowie bei den Bauernwirten ein Mägdlein das Licht der Welt erblickt, fängt die Wirtin und ihr weibliches Dienstpersonal an, Flachs zu Handtüchern für die Hochzeit zu spinnen und zu weben, und diese Handtücher werden in einem großen, mit bunten Blumen bemalten Kasten, „Puhre“ genannt, aufbewahrt.

Jede Tochter hat einen ihr gehörigen Kasten für Leinenzeug zur Aussteuer, einen zweiten zur Aufbewahrung von Wadmal, wollenen Bettdecken, Kissen, Strümpfen, Handschuhen und Wollengarn; ehe beide Kasten nicht bis zum Rande gefüllt sind, darf kein Mädchen heiraten.

Nachdem die Verteilung der Handtücher beendet war, wurden die Tische fortgeräumt. Die nächste, ältere Verwandte der Braut ging mit einem Teller herum, und alle Hochzeitsgäste legten ein größeres oder kleineres Geldgeschenk, je nach ihren Mitteln, für den jungen Haushalt darauf; der Inhalt des Tellers wurde dann der jungen Frau in den Schoß geschüttet, und sie verwahrte denselben in ihrer Aussteuertruhe.

Das Musikorchester hatte sich unterdessen aufgestellt, eine getragene, feierliche Weise erklang, und der Tanz wurde mit einer Art Polonaise eröffnet, wobei Alle so feierliche Gesichter machten, als wären sie auf einer Beerdigung. Meine älteste Schwester tanzte mit Mahtis, mein ältester Bruder mit der jungen Frau, wir jüngern Schwestern mit dem Brautvater und den nächsten Verwandten von Mahtis, dabei wird ein strenges Ceremoniell eingehalten. Nach Beendigung dieser in langsam feierlichem Schritt getanzten Polonaise erklang eine lustige Polka. Mahtis tanzte der Reihe nach mit uns, die Braut mit meinen Brüdern und dem Hauslehrer, die sie selbst auffordern mußte, das galt als Ehrenbezeigung.

Nun wird ein Stuhl in die Mitte des Zimmers gestellt, die Braut

setzte sich darauf, die Brautschwestern schlossen einen Kreis um sie, die eine derselben nahm ihr die Jungfrauenkrone vom Kopf und setzte ihr ein Frauenhäubchen auf, das aus Spitzen gefertigt und mit knallroten Rosen garnirt war. Die weiblichen Hochzeitsgäste begannen — a tempo — zu weinen, die junge Frau mußte sekundiren, ob sie wollte oder nicht. Wieder erklang die getragene Musik der Polonaise, und diesmal tanzte Mahtis mit seiner jungen Frau, wobei sie möglichst ernst und gleichgiltig aussahen, das erforderte die strenge, bäuerliche Sitte.

Nun folgte ein Tanz dem andern, die Hochzeitsgesellschaft wurde erst nach und nach belebter, wir Herrschaften legten ihnen, obgleich wir nur zusahen, doch einen leichten Zwang auf, der sich durch die Freude am Tanzen und durch den Biergenuß allmählich verlor.

Die Letten haben zwei Nationaltänze. Der eine, „tschetri engeliti“ (vier Engel) genannt, wird von vier Paaren getanzt, erfordert Gewandtheit, ja Grazie, hat viele komplicirte Touren und die besten Tänzer und Tänzerinnen werden dazu gewählt. Es bildet sich ein Kreis um die tanzenden Paare, und mit Kundgebungen der Freude oder des Tadels, aber stets mit gespanntem Interesse, sehen Alle zu, klatschen in die Hände und summen die Tanzmelodie mit. Dieser Tanz bildet gleichsam den Höhepunkt des Festes und war uns zu Ehren früher als sonst üblich angesetzt worden. Der zweite Nationaltanz ist eine Art Quadrille, von zwölf bis sechzehn Paaren getanzt, auch mit hübschen eigenartigen Touren, aber allgemeiner bekannt als der erste.

Gouvernante und Lehrer mahnten zum Aufbruch. Der kurze Wintertag war zu Ende und damit unser elterlicher Urlaub. Wir wurden aber noch nicht fortgelassen.

Im Schlafzimmer der Wirtsleute stand einladend der Kaffeetisch gedeckt (Kaffee war damals ein seltener Luxus bei den Letten), frisches duftendes Gebäck, Honig und Butter waren aufgetragen, in mächtigen, geblümten Tassen dampfte der Kaffee, und in der Mitte stand eine Kanne mit dickem Schmand. Wir wurden freundlichst genötigt Platz zu nehmen; wer konnte da widerstehen? Wie köstlich der Kaffee uns Allen mundete, für uns Kinder sonst nur eine Sonntagsfreude, an Wochentagen gab es Milch, und hier so große Tassen Kaffee! — Aber auch die wurden ausgetrunken und Fräulein Müller mahnte immer dringender zum Aufbruch, in der mehr als berechtigten Befürchtung, unsere Rosselenker würden dem Bier und Schnaps zu lebhaft zugesprochen haben. Mahtis wurde gebeten, anspannen zu lassen, und nach allseitigem, herzlichem Abschied wurde uns von der Brautmutter noch ein großes Tuch voll Gebäck, Kahsu maise und Milchkäse für unsere Eltern mitgegeben, das war so Sitte und mußte dankend angenommen werden.

Die Hochzeit wurde auch hier drei Tage gefeiert. Je vornehmer und reicher die Brauteltern, je länger die Feier.

Zuweilen ist eine Bauernhochzeit auch acht Tage gefeiert worden, fünf Tage bei den Brauteltern und drei Tage in dem neuen Heim des jungen Paares, wenn der junge Ehemann schon ein eigenes Gesinde besaß. Gegessen und getrunken wird dabei nach Möglichkeit, ja es klingt uns jetzt unglaublich, wieviel an Lebensmitteln, Bier und Schnaps auf einer Bauernhochzeit damals vertilgt wurde. Jeder Arme und Bettler von weit und breit hatte das Recht, sich zur Hochzeit einzufinden, erhielt seine reichliche Mahlzeit und Lebensmittel mit auf den Weg.

Unsere Schlitten fuhren vor, man hüllte sich in Pelze und Kappen, unser guter Mahtis half uns noch zum letzten Male hinein und verpackte uns sorglich, was er so meisterlich verstand, wie kein anderer Diener: nie ging eine Pelzdecke los, die er einem um die Füße gewickelt hatte. Wie wurde der Abschied uns schwer, — Mahtis standen die hellen Tränen in den Augen. „Gott behüte Sie Alle!" — mehr konnte er nicht sagen. Ich weinte still in meinen Muff hinein, Fräulein Müller sollte es nicht sehen.

Der gute, treue Mahtis! Er war ein Stück unserer Kindheit, hatten wir doch jahrelang Freude und Leid mit ihm geteilt, ihn stets hilfbereit und gefällig gefunden, stets freundlich und höflich. Und nun dieser neue Diener Jurre, blond mit struppigem Haar und stets grinsend, dabei ein Lempe (Tollpatsch), dem Alles aus der Hand fiel, nein, der gefiel mir garnicht.

Meine Schwestern hatten sich das sonst übliche Schießen und Hinausbegleiten verbeten, Gottlob, denn unser Kutscher schwankte bedenklich auf dem Bocke hin und her und schien die mutigen Pferde nicht in seiner Gewalt zu haben.

„Das wird nett werden," stöhnte Fräulein Müller, sie war sehr ängstlicher Natur. Ich lachte und suchte sie zu beruhigen.

„Wenn wir fallen, so fallen wir wenigstens weich, Fräulein Müllerchen, auch ein Trost."

„Ein schöner Trost," jammerte sie; „ach, wären wir doch schon zu Hause."

Die Sache fing wirklich an, ernst zu werden.

Die Brüder, die uns mit den älteren Schwestern in einspännigen Schlitten folgten, riefen uns zu, sie vorbeifahren und den Zug eröffnen zu lassen, das würde sicherer sein. Ich befehle dem Kutscher zu halten. Er reißt die Pferde mit einem Ruck zurück, — sie bäumen sich, drängen zur Seite — und bums, — da fliegen wir mit mächtigem Schwunge über den Graben, auf's Feld.

Weich kamen wir nicht zu liegen, wie ich es Fräulein Müller versprochen hatte, der Schnee war abgeblasen und ein hartgefrorenes Brachfeld ist gerade kein Daunenkissen, aber wir hatten uns Gottlob nicht beschädigt und das war die Hauptsache.

Der zweispännige Schlitten und die Pferde lagen im tiefen Graben, der Kutscher irgendwo unter ihnen. Der Lehrer, die Brüder und Jurre eilten erschreckt herbei (die Schwestern hielten inzwischen die andern Pferde), und mit ihrer Hilfe gelang es, Schlitten und Gäule ziemlich unbeschädigt aus dem Graben herauszubefördern. Tief unten rappelte sich der unterdeß nüchtern gewordene Kutscher aus dem Schnee, ihm war kein Härchen gekrümmt.

Die Deichsel war gebrochen, konnte aber notdürftig mit einem Endchen Schnur, das der Kutscher immer in seiner Tasche stecken hatte, zugebunden werden.

Auf dem Felde stand zitternd Fräulein Müller und jammerte:

„Wie soll ich über den tiefen Graben kommen?"

„Vorwärts, Jurre," befahl meine Schwester, „hebe das Schulfräulein über den Graben und hilf ihr in den Schlitten."

Jurre gehorchte, wir stiegen ein und ließen uns in die warmen Decken hüllen. Der Kutscher sah nach dem Pferdegeschirr, er wollte sich noch einmal überzeugen, ob Alles in Ordnung wäre, dann trat er zu mir und bat und flehte, wir möchten nichts von dem Unfall zu Hause erzählen, sonst würde er auf der Stelle fortgejagt werden. Er war ein nüchterner, zuverlässiger Mensch, diente schon mehrere Jahre bei uns und war sonst ein gewandter Kutscher. Wir berieten auf Französisch, was zu tun sei.

„Einmal kann es ja Jedem passieren, daß er über den Durst trinkt, und noch dazu auf einer Hochzeit," meinten die Brüder, und so beschloß man einstimmig, diesmal Gnade für Recht ergehen zu lassen und den Eltern den Vorfall zu verschweigen. Dieser unser Beschluß wurde dem Kutscher mitgeteilt. Glückselig ging er von einem zum Andern und küßte uns dankend die Hand oder den Aermel.

„Wie bin ich froh, daß der arme Indrik nun seine Angst los ist," sagte ich zu Fräulein Müller und seufzte erleichtert auf.

„**Vous gâtez les gens, ma chère, voilà tout,**" antwortete sie grimmig. Müllerchen hatte der Schreck gallig gemacht, und es besaß doch sonst das beste Herz von der Welt.

Verträumt liegt die Winterlandschaft vor uns, melodisch klingen die Schlittenglocken, ein köstliches Gefühl von Ruhe, ja von Schläfrigkeit kommt über einen.

Frisch weht die klare Frostluft um unsere Wangen, leise knirschend, aber wie im Fluge, gleiten die Schlitten über den festgefrorenen Weg, hell leuchten die Sterne am Himmel. Indrik hält die dampfenden Pferde an und rückt verlegen an seiner Pelzmütze.

„Bitte, nichts erzählen, gnädige Herrschaften."

Wir sind zu Hause. — — — — — — — — — — —"

Die Baronin K. ergreift meine beiden Hände.

„Wie rasch die Zeit entflogen ist! Ich danke Ihnen herzlich."

Ich sehe nach der Uhr. „Was, schon so spät! Weit über die kurgemäße Schlafensstunde hinaus. Was wird der Doktor sagen? Gute Nacht, liebste Baronin, und gute Ruh. Wenn wir Beide morgen kein Kopfweh haben, dann trinken Sie, bitte, den Tee bei mir und ich erzähle Ihnen von einer modernen Bauernhochzeit aus dem Jahre des Heils 1901."

„Abgemacht, das ist charmant, gute Nacht und nochmals herzlichen Dank. Ich für meinen Teil werde köstlich schlafen, gute Nacht." — Und auch ich schlief köstlich. Ich hörte beim Einschlafen die heimischen Fichten rauschen, wie in meiner Kindheit, und so wie damals hielt mich fester, traumloser Schlaf umfangen.

* * *

Am anderen Morgen war ich frisch und munter; ich freute mich auf den Abend. Um 6 Uhr war mein Teetisch gedeckt, eine behagliche Wärme durchströmte das kleine Wohnzimmer, die Abende wurden schon kühl; in den Vasen hatte ich einige späte Rosen und Reseda geordnet, ein feiner Duft durchzog den Raum.

Ich saß am brennenden Kamin, so recht zum Plaudern aufgelegt, da hörte ich Schritte, die Baronin K. trat herein und begrüßte mich mit ihrem sonnigen Lächeln, das mich gleich an sie gefesselt.

„Wie reizend gemütlich," rief sie aus, „wie neugierig ich auf Ihre Beschreibung der modernen Hochzeit bin."

Wir setzten uns an den Teetisch, und ich goß den duftenden Trank in die Tassen, dann begann ich.

„Wie ich Ihnen früher sagte, liebste Baronin, lebe ich seit meiner Verheiratung in der Stadt, in unserer Provinzialhauptstadt Mitau. Nun ist das Stadtleben bei uns auch ganz anders als in Deutschland. Wir zum Beispiel bewohnen ein ganzes Haus und sind daher genötigt, viele Dienstboten zu halten; tüchtig tummeln müssen sie sich dessenungeachtet, um mit ihrer Arbeit fertig zu werden. Unser Stubenmädchen (wir halten keinen Diener) hat den Löwenanteil an der Hausarbeit.

Bei einem vorzunehmenden Wechsel in dieser Charge nahm ich ein achtzehnjähriges Mädchen vom Lande und richtete es mir zum Stubenmädchen ab, was brillant gelang. Sie hieß Anne Karkling, war ein großes üppiges blondes Mädchen, eine Bauernschönheit. Sie war die Tochter eines Knechts, nur durch die Mutter mit der Bauernaristokratie verwandt und gleich ihr hochkonservativ, den neuen Ideen und dem Junglettentum total abgeneigt. Anne gefiel uns Allen, war zuverlässig, von tadelloser Moral und einer gewissen vornehmen Ruhe bei ihrer Arbeit. Sie war fünf Jahre bei uns und hielt in leichten, wie in schweren Tagen

getreulich bei uns aus. Wir hatten in dieser Zeit viel Sorge und Krankheit im Hause, da war Anne unschätzbar und geradezu unentbehrlich, von einer unbedingten Willigkeit, zu jeder Hilfeleistung bei der Krankenpflege bereit. Selbstverständlich bekam sie große Geschenke, und wir erhöhten ihren Lohn, ja ich legte von ihren Ersparnissen ein hübsches Sümmchen in die Sparkasse, was sie besonders beglückte.

Anne hatte viel Beifall bei der männlichen Lettenjugend, doch verhielt sie sich ihr gegenüber sehr kühl und meinte, dieselbe tauge nicht viel, es lohne sich garnicht zu heiraten. Mir war diese Auffassung erfreulich, ja ich fand sie sogar sehr berechtigt. Die Letten von heutzutage sind vielfach genuß- und vergnügungssüchtig in hohem Grade, trinken gern und viel, spielen mit Passion Karten und Billard und vernachlässigen oft darüber Arbeit und Beruf. Die arme Frau hat oft kein Stück Brot im Hause oder muß es sich mühsam selbst verdienen, während der Mann mit seinen Freunden „schmort", d. h. sich amüsirt. Natürlich bezieht sich das Alles auf die in den Städten wohnenden Letten und deren giebt es sehr viele, der Zuzug wird jährlich größer, und während es auf dem Lande öfters an den nötigen Arbeitskräften mangelt, ist das Angebot in der Stadt größer als die Nachfrage, sie drängen sich förmlich zur Fabrikarbeit, sowohl Männer, wie Mädchen. Es lockt sie, ihren Sonntag frei zu haben und ihn ungehindert dem Vergnügen widmen zu können, das lettische Theater oder einen Ball zu besuchen oder möglichst modern gekleidet spazieren zu gehen, natürlich in Begleitung ihrer Liebsten. Dafür wird die Woche über gespart und gehungert, am Sonntag muß es nobel hergehen, aber, fragt mich nur nicht wie?

Modern sind jetzt die Ehescheidungen unter den Letten! Sie halten die eheliche Treue und das eheliche Glück für einen überwundenen Standpunkt, der alten Zeit angehörend. Sind sie ihrer Frau überdrüssig geworden oder ist das Geld ausgegeben, das sie in die Ehe gebracht, so suchen und finden sie meistens einen Scheidungsgrund und schließen flugs neue Bande. Diese erfahrungsmäßige Tatsache schreckte Anne von einer Verlobung ab, obgleich sie mehrere scheinbar gute Freier hatte.

Endlich kam aber doch der rechte!

Eines schönen Sonnabend Abends im April wird mir von dem anderen Stubenmädchen gemeldet, ein „Mensch" (wie die Letten sagen) wünsche mich zu sprechen, aber allein. Ich bin gespannt und gebe die Erlaubniß, ihn eintreten zu lassen. Bald darauf kommt ein gut aussehender elegant gekleideter Mann ins Zimmer, macht mir eine tiefe Verbeugung, tritt dann näher und küßt mir die Hände.

„Gnädigste Frau Baronin, ich komme um die Hand Ihrer Dienerin Anne Karkling bei Ihnen anzuhalten," sagt er errötend und mit bebender Stimme in lettischer Sprache. Dann giebt er mir in wohlgesetzter fließender Rede über seine Stellung und Familienverhältnisse Auskunft,

zum Schluß sagt er, daß er Anne seit einem halben Jahre kenne und liebe, sie ihm aber bisher wenig Hoffnung gegeben, endlich jedoch eingewilligt habe, die Seine zu werden. Er hieß David Osoling (Eiche) und gehörte der höchsten Bauernaristokratie an, sein ältester Bruder war Gesindebesitzer und bekleidete außerdem einen bäuerlichen Verwaltungsposten, der andere Bruder war Buchhalter in Riga. Er selbst hatte die Elementarschule in Mitau besucht, doch war sein Vater gestorben, und die Brüder wollten nicht mehr so viel an seine Bildung wenden, da wäre ihm denn nichts anderes übrig geblieben, als in die Wachstuchfabrik einzutreten, wo er anfangs als Arbeiter und jetzt als Aufseher sein reichliches Auskommen habe und seiner Frau eine gesicherte Existenz bieten könne.

„Das ist Alles schön und gut, lieber Osoling," antwortete ich, „aber lieben Sie Anne aufrichtig und wollen Sie ihr wirklich in guten und bösen Tagen treu zur Seite stehen? Die Ehen, die allsonntäglich in der Kirche eingesegnet werden, wie oft sind sie nach wenigen Monaten schon getrennt; vor diesem traurigen Schicksal möchte ich Anne bewahrt sehen."

David Osoling beruhigt mich über diesen Punkt und spricht mir offen und dabei bescheiden seine Lebensauffassung und seine Principien aus. Er macht den Eindruck, wahr und zuverlässig zu sein. Ich lasse Anne rufen. Sie erscheint, sehr verlegen, bricht in Tränen aus und küßt nur immer meine Hände, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Osoling wischt sich die Augen, und ich werde von der allgemeinen Rührung angesteckt. Eine lange Pause. —

„Nun, Anning," sage ich, „liebst du Osoling, hast du Vertrauen zu ihm, soviel, daß du seine Frau werden möchtest?"

Schluchzend bringt sie ein „Ja" heraus. Pause.

Endlich sagt Osoling, ein Verwandter von Anne habe ihn in unser Haus geführt, derselbe warte in der Küche und sei bereit, mir jede gewünschte Auskunft über seine bisherige Lebensführung zu geben. Ich lasse den Biedermann holen. Er stellt Osoling ein glänzendes Leumundszeugniß aus, lobt seine Nüchternheit, Sparsamkeit und Moral, sagt, solch' ein Mensch wäre unter Tausenden nicht zu finden, Anne könne sich glücklich schätzen, daß er sie gewählt.

Was blieb mir anders übrig als meinen Segen zu geben, im Geheimen sorgenvoll überlegend, wo einen passenden Ersatz für Anne finden! Egoistisch bleibt man trotz seines Bischens Nächstenliebe, — ich konnte mir das Haus ohne Anne garnicht denken.

Das glückliche Brautpaar zog in die Küche ab. Ich suchte die Kinder auf und teilte ihnen Annes Verlobung mit. Allgemeines Staunen und Bedauern. Mein Mann kommt von einem Geschäftsgange zurück und wird von den Kindern gleich mit der wichtigen Nachricht empfangen. Er äußert trocken: „Das wird jetzt ein netter Zustand im Hause werden,

nichts zur rechten Zeit! Dem muß ein Ende gemacht werden. Sobald als möglich Hochzeit und basta!"

In den nächsten Tagen wird die Sache eingehend beraten. Osoling stimmt meinem Mann lebhaft bei, ich finde schneller, als ich gedacht, ein neues Mädchen, und es wird beschlossen, die Hochzeit in vier Wochen zu feiern. Anne hatte die Absicht, für den Sommer noch an den Strand mit uns zu gehen und erst im Herbst zu heiraten, doch stößt sie auf lebhaften Widerspruch seitens ihres Bräutigams und muß schließlich seinen Bitten nachgeben.

Es wird mit Energie an die Beschaffung der Aussteuer gegangen, ich muß überall raten und meistens auch taten. Anne ist sehr in Anspruch genommen. Bald muß sie auf's Land fahren, um sich den Verwandten ihres Bräutigams vorzustellen, dann wird sie Sonntags von ihnen abgeholt zu einem Fest ihr zu Ehren, kurz, für uns ein unerquicklicher Zustand; Anne ist strahlend vor Glück. Sie wünscht im Hause getraut zu werden, sie findet das vornehmer; in der Kirche, meint sie, sei ein zu großes Gedränge, fürchterliche Hitze und zu viel Neugierige, wir würden die schlechte Luft dort nicht vertragen. Was bleibt mir anders übrig als einzuwilligen, obgleich mir die Trauung in der Kirche in mancher Hinsicht bequemer gewesen wäre.

Der Hochzeitstag, ein Sonntag im Mai, bricht an.

In aller Herrgottsfrühe versammeln sich Annes Verwandte vom Lande. Es herrscht ein reges, buntes Treiben auf unserm Hofe. Begrüßen, Lachen und Sprechen. Viele kommen meilenweit her, haben sich lange nicht gesehen, was giebt es da nicht Alles zu fragen und zu erzählen.

Das neue Stubenmädchen ist den Tag vorher eingetreten, weiß von Himmel und Erde nichts! Ein schwerer Tag steht mir bevor, — also frisch an's Werk. Gottlob, das Wetter ist herrlich, ein warmer, köstlicher Maientag! Die Hochzeitsgäste können sich in Hof und Garten aufhalten, Küche und Mädchenzimmer würden sie ohnehin nicht fassen.

Zuerst bekommen Alle Kaffee, mit eigengebackenem Weißbrot und Speckkuchen dazu, nachher Mittag. Meine Köchin und ihre Aushülfe haben alle Hände voll zu tun.

Unterdessen sind wir beschäftigt, den Saal für die festliche Gelegenheit herzurichten. Am Mittelfenster wird der Altar aufgeschlagen, silberne Leuchter und eine lettische Bibel darauf gelegt, ein geschmackvolles Blumenarrangement umgiebt das Ganze, duftende Blumen in Vasen werden überall verteilt, es sieht hübsch und feierlich aus. Auf Annens Wunsch sind unsere in Mitau wohnenden Verwandten und ein Paar Freundinnen meiner Töchter zur Trauung gebeten worden, damit wir einen Kreis für uns bilden können und nicht unter lauter Bauern zu sein brauchen, meint Anne. Ich hatte eigenhändig Annes Brautkranz

gewunden, die Brautschwestern müssen die Myrten dazu geben, das ist so Sitte. Obgleich Annes Mutter anwesend ist, muß ich die Pflichten der Brautmutter ausüben, als ihre bisherige Brotmutter. Mir fällt die Aufgabe zu, die Braut ankleiden zu helfen, ihr den Brautkranz aufzusetzen und den Brautschleier zu stecken, letzteren sowie das mit Spitzen besetzte Taschentuch und das Brauthäubchen mußte ich geben, das Brautkleid hatte der Bräutigam geschenkt.

Die Brauttoilette ist beendet. Anne sieht sehr gut aus, man könnte sie nie für ein Bauernmädchen halten. Das crême Wollenkleid mit langer Schleppe sitzt tadellos, die grüne Myrtenkrone auf dem welligen Blondhaar und der duftige, weiße Schleier, der in leichten Falten bis auf die Schleppe fällt, stehen so gut zu ihrem rosigen Teint, nur die Hände, die in weiße Glacées eingezwängt sind, verraten die Abstammung.

Ich hülle mich rasch in ein seidenes Gewand, denn Seide muß es durchaus sein, sonst ist die Feier nicht vollständig. Eine der Brautschwestern erscheint und bringt das weiße Brautbouquet mit Spitzenmanchette; sie meldet, daß der Pastor gekommen und die Hochzeitsgesellschaft vollzählig im Saal versammelt sei. Es ist vier Uhr Nachmittags. Ich führe Anne, mein Mann den Bräutigam bis zu dem improvisirten Altar. Die Brautschwestern in weißwollenen Kleidern stellen sich in der Nähe des Brautpaares auf, die Marschälle in einiger Entfernung.

Osoling sieht in seinem funkelnagelneuen schwarzen Tuchanzug, langem Gehrock nach neuester Mode und dem Myrtensträußchen an der Brust, geradezu vornehm aus, die Marschälle haben gleichfalls schwarze Gesellschaftsanzüge, Wadmal ist ein überwundener Standpunkt zu solcher Feier.

Ich setze mich an's Klavier, und wir singen auf lettisch „Jesu, geh' voran". Es klingt gut und voll, die Letten sind fast alle musikalisch und haben Gehör; die meisten Kirchenlieder singen sie auswendig, und was mehr sagen will, richtig.

Der Oberpastor an unserer städtischen lettischen Kirche, selbst Lette von Geburt, hat in Dorpat Theologie studirt. Er hält eine sehr gute Rede, in hübschem, feinem Lettisch, und spricht so deutlich, daß wir jedes Wort verstehen und uns daran erbauen. Annes Mutter weint die ganze Zeit über, obgleich sie höchst zufrieden, beglückt und geehrt ist, das gehört sich so dazu. Nach der Trauung wird noch ein Lied gesungen, der Pastor singt kräftig mit, dann reicht er dem jungen Ehepaar die Hand und spricht demselben seinen Glückwunsch aus. Osoling küßt seiner jungen Frau die Hand, was meinem Backfischchen sehr gefällt, dann kommen die üblichen Beglückwünschungen mit der Familie und allen Hochzeitsgästen. Mein Töchterchen amüsirt sich köstlich auf dieser Hochzeit. Es hat mit dem Bruder des Bräutigams aus einem Gesangbuch gesungen und unterhält sich nun sehr nett mit jedem Gast, natürlich in

lettischer Sprache, Alle durch seine holde Freundlichkeit für sich einnehmend.

Champagner (russischer natürlich) und Torte werden herumgereicht, der Pastor und wir Alle trinken auf das Wohl des jungen Ehepaares und ziehen uns dann in meinen kleinen Salon zurück, die Hochzeitsgesellschaft sich selbst überlassend. Der Pastor, ein jovialer, gemütlicher Herr, erzählt uns, er habe noch vier Trauungen im Hause vorzunehmen, müsse daher im Weingenuß mäßig sein und bitte, sich bald empfehlen zu dürfen.

Im Saal wird unterdessen blühend konversirt. Anne und ihr Gemahl sitzen auf einem kleinen Plüschsopha, er hält ihr den Kuchenteller und sie nippt aus dem Champagnerglase! Ich kann ein leises Lächeln nicht unterdrücken! Wie oft hat sie dieses Plüschsopha zum zweiten Male bürsten müssen, wenn sie es Morgens nicht sorgsam getan hatte!

Die Hochzeitsgäste werden mir vorgestellt, und oh Wunder! Osolings vornehme Verwandte küssen mir die Hand, wie in der guten, alten Zeit, sich in warmen Worten für die Ehre bedankend, daß die Hochzeit bei uns im Hause gefeiert wird. Ich unterhalte mich mit den älteren Frauen, darunter Osolings Schwester, einer behäbigen, reichen Gesindewirtin, die sich voll Dank und Anerkennung uns gegenüber ausspricht, ein seltenes Vorkommniß in der Jetztzeit, wo die Ansprüche an die Herrschaft von Jahr zu Jahr steigen.

Die Frauen sind städtisch und modern gekleidet, tragen goldene Broschen, Uhr und Kette, manche sogar goldene Armbänder, auf dem Kopf ein Häubchen mit Blumen. Nun wird die Hochzeitsgesellschaft zum Kaffee gebeten, in zwei Zimmern sind lange Tische gedeckt, mit Bergen von eigengebackenem Weißbrot und Konditorkuchen darauf. Wir begeben uns in den Garten, wo für uns der Tee servirt wird. Meine Dienstmädchen gehören selbstredend auch zu den Gästen, sind höchst modern gekleidet und frisirt. Ich habe mir für den Tag eine Aushülfe nehmen müssen, die uns ab und zu über das Treiben der Hochzeitsgäste Bericht erstattet. Wir haben ihnen die ganze Enfilade des Hauses eingeräumt, die Herren rauchen im Schreibzimmer meines Mannes, benehmen sich ganz civilisirt.

Um sieben Uhr erscheint das junge Ehepaar im Garten, um sich mit herzlichem Dank und vielen Handküssen von uns zu verabschieden. Anne hat Tränen in den Augen und ist sehr bewegt. Mein Töchterchen scherzt und lacht und hilft ihr so über die Abschiedsstimmung hinweg. Die Hochzeitsgäste lassen sich uns empfehlen, sie wollen nicht weiter stören und verabschieden sich auf Französisch, sehr taktvoll. Eine Droschke nach der andern fährt vor, auch einige eigene Equipagen von Osolings Verwandten; die ganze Hochzeitsgesellschaft begiebt sich in das neue Heim der jungen Eheleute, wo bis zum Morgen getanzt werden soll. Der Hauswirt hat ihnen seine große Wohnung zur Verfügung gestellt, das

kalte, aber reichliche Abendessen habe ich hingeschickt, für Bier, Schnaps und Wein hat der Bräutigam gesorgt; ohne Wein darf jetzt keine Bauernhochzeit gefeiert werden. Der Luxus ist bei den Letten wohl sehr gestiegen, man glaubt garnicht wie sehr.

Die deutschen Bauern sind viel einfacher und bedürfnißloser in vieler Beziehung, scheint mir. Die meisten lettischen Bräute haben weißseidene Hochzeitskleider, die Brautschwestern tragen farbige Seide, sie lassen sich von einer Friseuse coiffiren u. s. w. Unsere Anne war einfach gekleidet im Vergleich zu den Anderen, sie hatte so viel Einsicht, das richtige Maß zu halten und nicht über ihren Stand hinauszugehen. Was hätte sie in aller Welt mit einem weißseidenen Hochzeitskleide anfangen sollen.

Auch unsere Gäste verabschiedeten sich nach und nach.

Wir wandeln in den Gängen des Gartens umher, die Tagesereignisse besprechend, und genießen die Ruhe des Frühlingsabends.

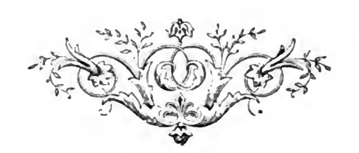
Die blühenden Obstbäume streuen ihren weißen Blütenschnee auf das dunkle Köpfchen meines Lieblings, die braunen, ausdrucksvollen Augen sehen wie träumend in die Ferne, während der rote Mund unaufhörlich plaudert. Wie gut meinem Töchterchen das weiße, halblange Kleid steht und die Myrten und Maiglöckchensträußchen daran.

„Wie wunderschön war doch diese Hochzeit, Mütterchen," sagte es, „die erste, weißt du, die ich mitmachte."

So endete die moderne Bauernhochzeit. Sind Sie befriedigt von der Schilderung derselben, liebste Baronin?"

„Die erste Hochzeit gefiel mir besser," antwortete sie. „Es ist so schade, daß alles Nationale sich in unserm Jahrhundert immer mehr verwischt und nur noch spärliche Reste davon sich hier und da erhalten."

„Ja, die neue Zeit bringt neue Sitten und Gebräuche, verallgemeinert Bildung und geistiges Streben, doch vertieft sie nicht. Schön und lieb bleibt die Erinnerung an das Alte, hinein versenken sollen wir uns darin von Zeit zu Zeit und manche ernste Lehre daraus entnehmen, doch auch freuen wollen wir uns des neuen Werdens und Gestaltens. Darum ein „Floreat" der neuen Zeit, liebste Baronin."





Illustrirte Bibliographie.

Marie, Fürstin-Mutter zu Wied, Prinzessin von Nassau. Ein Lebensbild von Mite Kremnitz. Leipzig, E. Haberland.

Wenn man die einleitenden Seiten liest, könnte man leicht der Vermutung Raum geben, als ob die Gestalt der verstorbenen Fürstin zu Wied der ihr in Liebe und Verehrung ergebenen Verfasserin doch in etwas höherem Glanze erschienen wäre, als der Wirklichkeit entsprach. Aber sobald wir uns in die eigentliche Lebensbeschreibung selbst vertiefen,



Schloß Monrepos.
Aus: Mite Kremnitz, Marie Fürstin Mutter zu Wied. Leipzig, E. Haberland.

müssen wir anerkennen, daß in keiner Weise übertrieben ist. Die Fürstin war in der Tat von einer Selbstlosigkeit, „die ohne jede Rücksicht auf das eigene Wohl nur zum Heile Anderer“ wirkte; sie war nicht nur eine „außerordentliche Persönlichkeit“, sondern erhebt sich wie eine „Heilige“ inmitten unserer modernen Welt des Egoismus und der Aeußerlichkeit. „Sie stellte die höchste Blüte des sittlichen Menschtums dar.“ Und das fast Wunderbare ist, daß sich dieser tief angelegte Charakter nicht erst in den reiferen Lebensjahren, unter der Wirkung der vielen seelischen und körperlichen Leiden, entwickelte; er zeigte sich bereits in seiner Vollkommenheit, als die Fürstin in's Leben hinaustrat. Das beweisen



Die Fürstin in ihrem dreißigsten Lebensjahre 1855.
Aus: Mite Kremnitz, Marie Fürstin Mutter zu Wied. Leipzig, E. Haberland.

selbst die geringen Proben aus ihren schriftlichen Aufzeichnungen (zumeist Briefen), welche die Verfasserin vorzulegen im Stande war; denn, wie im Vorwort bemerkt, war ein großer Teil des für die Biographie wünschenswerten Materials noch der Benutzung verschlossen. Aber, wie gesagt, das Wenige genügt, um zu erkennen, welch' ernste Auffassung des Lebens, eine wie große Bescheidenheit hinsichtlich ihrer eigenen Vorzüge, eine wie vollkommene Gerechtigkeit und Milde gegenüber den Verfehlungen der Menschen schon bei einem Alter von 24 Jahren in der Fürstin festgewurzelt waren. Und doch begannen die unsagbar schwere

Prüfungen, die sie durchzumachen hatte, erst im folgenden Jahre: seit der Geburt des dritten Kindes, Otto, im November 1850 war sie jahrelang gelähmt, unter zeitweise heftigen Schmerzen, ein um so tragischeres Geschick, als auch das Kind unheilbar krank und ständig den quälendsten Leiden ausgesetzt war, als sie immer die Gewißheit vor Augen hatte, daß ihrem Kinde nur ein kurzer Lebenspfad beschieden sei.

Auf diesem ihren Leidenswege hatte Fürstin Marie einen treuen Begleiter in ihrem Gemahl, dem Fürsten Hermann. Von gleicher Herzensgüte und gleich edlem Wesen wie die Fürstin, hing er in inniger Liebe, Hingebung und Zärtlichkeit an ihr. Es war eine wahr-



Die Fürstin i. J. 1869 mit ihren Kindern und ihrem Schwiegersohne, dem Fürsten von Rumänien. Aus: Mite Kremnitz, Marie Fürstin Mutter zu Wied. Leipzig, E. Haberland.

haft glückliche Ehe. Dafür sind die Briefe, die er von seiner Amerikareise an sie richtete, ein vollgiltiges Zeugniß: und deshalb wollen wir auch der Verfasserin keinen Vorwurf daraus machen, daß sie jene Briefe, obwohl sie schon im Jahre 1865 veröffentlicht sind, in ziemlicher Vollständigkeit (S. 86—140) ihrem Buche einverleibt hat, das doch erst in zweiter Linie dem Fürsten gilt. Von vielleicht noch höherem Interesse wäre es gewesen, in die Briefe der Fürstin an ihren Gemahl nach Amerika einigen Einblick zu erhalten, und wir können nur annehmen, daß gerade sie zu dem oben erwähnten nicht verfügbaren Material gehörten.

„Wie soll ich es Dir danken," schreibt der Fürst, „daß Du es mir so schwer gemacht hast, von Dir getrennt zu leben? Ich fühle, daß ich durch Dich ein Anderer geworden

bin." Oder: „Es gab eine Zeit, da konnte ich allein auskommen, aber das geht jetzt nicht mehr. Die Welt ist leer ohne Dich." Zu wiederholten Malen hebt er das innige deutsche Familienleben gegenüber den amerikanischen Verhältnissen rühmend hervor, wie denn überhaupt sein Urteil über die Amerikaner nicht gerade günstig, aber zutreffend ausfällt und bisweilen die seitherige Entwickelung Amerikas gut vorausahnt. Seiner politischen Richtung nach sehr liberal, vermochte er doch der amerikanischen Freiheit keinen Geschmack abzugewinnen: „die amerikanische Freiheit hat das Eigentümliche, daß man allen anderen gestatten muß, was sie verlangen, nur sich selbst muß man dies versagen." Durchgehends zeigt sich die seelische Uebereinstimmung zwischen dem Ehepaare, sodaß sie sich bei ihren selbstlosen humanitären Bestrebungen gegenseitig förderten und bestärkten.

Nach dem Tode des Fürsten (1864) nimmt die Erzählung, in welcher Tod und Krankheit innerhalb des nächsten Verwandtenkreises wie überall im menschlichen Leben eine beträchtliche Rolle spielen, erklärlicher Weise einen etwas einförmigeren Gang an. Vielleicht hätte die Verfasserin gut getan, in diesem zweiten Teile den rein chronologischen Gesichtspunkt zu verlassen und eine mehr systematische Disposition zu wählen, indem sie z. B. der segensreichen Tätigkeit der Fürstin für das Krankenhaus und die Waisenanstalt in Neuwied oder ihrem Verkehr mit den Bonner Universitätskreisen, unter denen wir so manchem wohlbekannten Gelehrtennamen begegnen, besondere Abschnitte widmete. Professor Usener in Bonn gehört übrigens in die Reihe der Philologen, nicht der Historiker.

Aus den letzten Lebensjahren werden noch eine Anzahl Briefe der Fürstin (hauptsächlich an die Familie Remy) abgedruckt, welche das Bild dieses prächtigen Charakters weiter vervollständigen und harmonisch abschließen: einer durchaus religiösen Natur, die aber gerade durch ihre tiefe Religiosität zu allgemeinster Menschenliebe und bewußtester Toleranz geführt wurde.

Die Ausstattung des Buches ist eine vornehme und würdige; nur würde die Beifügung einer genaueren Inhaltsangabe oder eines Registers den Leser zu besonderem Danke verpflichtet haben.

S. B.

Der Weg der Kunst. Von Albert Dresdner. Verlag Eugen Diederichs in Jena und Leipzig, 1904. Preis geh. Mk. 6, geb. Mk. 7,50.

Das 350 Seiten starke, mit einem gut orientirenden Namen- und Sachregister versehene Buch des Berliner Kunstschriftstellers Dr. Dresdner ist in demselben Verlage erschienen, der auch das groß angelegte Werk Lothar von Kunowskis mit dem Kollektivnamen „Durch Kunst zum Leben" herausgiebt. Kunowski nennt schon im Titel das Ziel, das auf Dresdners lebhaften Wunsch die Kunst und mittelbar die moderne Menschheit erreichen soll: es heißt: Leben. Der brünstige Ruf nach dem Leben ist ja die Grundstimme in der Polyphonie unserer Begierden, der ewig fortklingende Orgelpunkt, über dem das Thema des Lebens in seinen vielfachen Variationen, Moll- und Durmelodien, Konsonanzen und Dissonanzen ertönt. In allen Formen und Stärken, selbst in den dionysischesten, hat dieses potenzirte Lebensgefühl sich zu entäußern gesucht. Aus diesen Bedürfnissen und Ideen unserer Generation ist Dresdners Werk hervorgegangen und erscheint darum als ein sogenanntes „aktuelles" Buch. Den Verfasser beseelt das Verlangen, den materiellen grauen Alltag durch die Sonnenstrahlen lebendiger Kunst zu vergolden. Er will durch das straffe, starke Einheitsband der Kunst die deutsche Kultur vor Zerflatterung bewahren und seinen Traum von einer großen, gesunden, künstlerischen Lebensführung des deutschen Volkes verwirklicht sehen. Das hochgesteckte Ziel der erzieherischen Mission der Kunst sucht Dresdner immer und immer wieder mit eindringlichen, oft von starker innerer Erregung getragenen Worten zu beschreiben. Dabei entgeht er aber nicht immer der Gefahr, daß sich sein klarer Redefluß mit „Moralinsäure" färbt. Er schlägt manchmal den bürgerlich philiströsen, hausbacken pastoralen Ton an, den Nietzsche an David Friedrich Strauß so belachenswert fand. Dieser hier vielleicht unbeträchtliche Fehler ergiebt sich ebenso wie das Vorhandensein ungerechter Worte und schiefer Urteile aus des Verfassers Bemühen, mit strenger Konsequenz und individuell ausgeprägter Einseitigkeit sein Ziel zu erreichen. Jede Persönlichkeit, die ihre Ideale auf ein wirkliches Ziel hinbewegt, ist mehr oder minder schroff einseitig. Und so läßt auch Dresdner manche liebenswerte und lebenswerte Pflanze am Wege der Kunst achtlos stehen oder tritt sie zu Boden, wenn sie ihn im sichern Vorwärtsschreiten hindert.

So eifert er z. B. auf 60 Seiten gegen die Impressionisten und läßt seine Anklage gegen sie in dem charakteristischen Satze gipfeln: „Sie leben nicht — sie malen nur." Auch gegen die sogenannte Armeleutekunst und Elendmalerei, gegen die Kunst, die nur ein durch ein Temperament gesehenes Stück Natur oder gar blos das mit Geistesblitzlicht aufgenommene, photographisch getreue Konterfei der wochentäglichen Welt sein will, richtet er scharfe, aber vom Treffpunkt nicht selten wieder abgleitende Worte. Dresdner kämpft da zuweilen gegen Windmühlen, obwohl ihm alle Don Quixoterie fern liegt. Denn sein Idealismus ist nicht die Brücke zu einem Traumstaat voll gleißender Phantasmagorien, nicht der Weg zu nebulosen Utopien, die nur theoretischen Wert und dichterische Bedeutung haben; er ist vielmehr von jener fruchtbaren, positiven Art, die als Eigenart Dresdners und der ihm gleichgesinnten Kulturverbesserer anzusehen ist: sein Idealismus sucht und findet überall die Beziehung zum Leben, sein Wirkungskreis ist die wirkliche Welt, die praktische Menschenarbeit. Sein „Weg der Kunst" kommt aus dem Leben und führt uns wieder hinein ins volle Menschenleben. Zur Erfüllung der „obersten und größten aller unserer Aufgaben", der Kunst der Lebensführung, hält der Verfasser die Umgestaltung der Frauentracht, die Einführung der Kunst in die Erziehung und die Neubelebung der Tanzkunst für notwendig. Er unternimmt es aber fast nie, „seine Ansichten zu beweisen. Es herrscht heute eine wahre Beweiskrankheit, Alles wollen wir beweisen und bewiesen sehen, und doch läßt sich schließlich nichts, was das Leben angeht und aus dem Erleben fließt, beweisen." Sehr schön; denn nur der Philister fragt danach, ob in einem Buche auch Alles richtig ist und den Horizont eines Normalmenschen nicht überschreitet. Kultivirtere Leser werden hinter Dresdners Buch eine starke Persönlichkeit suchen und finden. Darum soll man es lesen und loben. P. Ri.

Bibliographische Notizen.

Die Gesetze Hammurabis. Rektoratsrede, gehalten am Stiftungsfeste der Hochschule Zürich den 29. April 1903 von Dr. Georg Cohn, ord. Professor der Rechte. Zürich, Art. Institut Orell Füßli.

Verf. betrachtet aus der großen Gesetzesinschrift des Hammurabi speciell das Familien- und Eherecht und findet, indem er es namentlich mit dem altgermanischen Rechte vergleicht, daß Hammurabis Bestimmungen auf einer höheren Stufe als dieses stehen, daß sie überhaupt von einer recht fortgeschrittenen Kulturstufe Zeugniß ablegen. Hierdurch wird nur bestätigt, was wir bereits durch die mannigfachsten Funde über die hohe kulturelle Entwickelung wissen, die gegen Ende des 3. Jahrtausends v. Chr. nicht nur in Babylonien, sondern auch in anderen Teilen der antiken Welt herrschte. Die Frau nimmt durchaus keine rechtlose, sklavisch-niedrige Stellung mehr ein; die Periode des Brautraubes ist völlig überwunden, und auch das Stadium des Brautkaufes weist schon Spuren von Zersetzung auf. — Am Schluß warnt der Verf. sehr mit Recht davor, aus den verschiedenen Uebereinstimmungen zwischen dem altbabylonischen und altgermanischen Recht auf direkte Entlehnung oder Abhängigkeit schließen zu wollen, — eine Mahnung, die auch für manche anderen Forschungen wie die der vergleichenden Mythologie, der Kulturgeschichte u. s. w. recht beherzigenswert wäre. S. B.

Eine neue Faust-Erklärung. (Dritte Auflage.) **Hamlet ein Genie.** (Zweite Auflage.) Von Hermann Türck. Berlin, Verlag von Otto Elsner.

Der Begriff des Genies steht im Mittelpunkt all der feinen Gedankenkreise, die der selbst von der Goldader genialer Anschauungsweise durchdrungene, scharfe, helle Verstand des bekannten Forschers zu ziehen versteht. Mit hinreißender Beredsamkeit werden uns die abgrundtiefen Schwierigkeiten der geheimnißvollen großen modernen Dichtungen gezeigt und mit unnachahmlicher Geschicklichkeit die Brücken gebaut, um gefahrlos darüber hinwegzuschreiten. Solange uns der Redner in seiner Gewalt hat, giebt es kein Bedenken. Wir erzittern in freudiger Erkenntniß der lichtvollen Weltanschauung, die uns da entgegenstrahlt. Es ist das Fünkchen von Genie in jedes Lesers eigener Seele, das hier zur begeisterten Flamme entfacht wird. H. L.

H. v. Kleists Werke. Im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig herausgegeben von Erich Schmidt. Kritisch

durchgesehene und erläuterte Gesammtausgabe. Band 1 und 2. Bearbeitet von Erich Schmidt. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Von unseren nachklassischen Dramatikern haben Hebbel und Kleist, die einst schnöde Vernachlässigten, in den letzten Jahrzehnten am nachhaltigsten das Interesse der Litterarhistoriker und Aesthetiker gefesselt gehalten. Ihr Ansehen ist noch immer im Steigen, und das Wesen ihrer Persönlichkeit, insbesondere des problematischen, umstrittenen Dichters der „Penthesilea", zu erfassen, bemüht sich der gewissenhaft alles äußere Material zusammentragende Spürsinn der Litteraturforscher und die Deutungskunst tief blickender Psychologen. Biographie auf Biographie ist erschienen. Auf Wilbrandts bahnbrechendes Kleistbuch folgte das von Otto Brahms, und neuerdings Servaes' interessante Lebensbeschreibung. Wertvolle Beiträge zur Kenntniß des Menschen und des Dichters haben eine ganze Reihe rühmlich bekannter Forscher geliefert; es seien nur die Namen Biedermann, Reinhold Steig, Rahmer, P. Lindau, Zolling, P. Hoffmann, Minde-Pouet, der sich mit Kleists Sprache und Stil eingehend beschäftigt hat, und Helene Zimpel, deren vortreffliche Kleist-Aufsätze zuerst in dieser Zeitschrift erschienen sind, genannt. Eine allen Ansprüchen genügende kritische Gesammtausgabe, wie sie jetzt zu erscheinen beginnt, war nun ein um so dringenderes Bedürfniß. Der Name des Herausgebers und seiner Mitarbeiter bürgt dafür, daß ihm in der denkbar befriedigendsten Weise abgeholfen werden wird. Der erste Band, dem eine Nachbildung des einzigen Kleist-Porträts beigegeben ist, enthält die knappe, dabei aber den Stoff trefflich zusammenfassende Biographie des Dichters, sowie die Dramen: „Familie Schroffenstein", „Robert Guiskard", „Amphitryon", „Der zerbrochene Krug"; der zweite: „Penthesilea", „Käthchen von Heilbronn", „Die Hermannsschlacht". Beide Bände sind von Erich Schmidt, der zu jedem Werke eine besondere Einleitung geschrieben hat, bearbeitet worden. Die unter dem Text angebrachten Fußnoten werden durch die reichhaltigen Anmerkungen des Anhangs ergänzt. Der kritische Lesartenapparat der ganzen Ausgabe soll im vierten Bande vereinigt werden. Die kleineren Prosaschriften wird Reinhold Steig bearbeiten; die sämmtlichen Briefe werden nach den zumeist für verschollen geltenden, aber von Minde-Pouet glücklich wieder aufgefundenen Originalen von diesem im 5. Bande der Ausgabe, die damit ihren Abschluß finden wird, veröffentlicht werden. Die schöne, mit der allen Publikationen des Bibliographischen Instituts eigenen Gediegenheit ausgestattete Kleist-Ausgabe wird von den Fachleuten wie von allen Verehrern des Dichters freudig willkommen geheißen werden. O. W.

Die schönsten Füchse des Regiments. Humoristischer Roman von Fritz von Zanthier. Dresden und Leipzig, Verl. v. Heinrich Minden.

Der Verfasser besitzt Temperament. Sein Humor versetzt den Leser nicht nur in eine behagliche Stimmung, sondern macht ihm auch ungewöhnliche Ereignisse glaubhaft, z. B. eine Verlobung im Schweinestall. Der Roman schildert launig die Liebesgeschichte der beiden Töchter eines Ulanen-Obersten, die den Spitznamen „die schönsten Füchse des Regiments" führen. Er gehört zu den Erzählungen, die durch reizvolle Kleinmalerei, flotten Dialog, lebendige Darstellung und glückliche Lösung der seelischen Konflikte angenehm unterhalten. X.

Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Von Prof. Dr. Eduard Engel. Sechste Auflage (in neuer Bearbeitung mit 33 Abbildungen). Leipzig, Julius Baedeker, 1905. Preis geheftet Mk. 6, gebunden Mk. 7.

Seltsame Widersprüche: der Mann, der mit der unheimlichsten Sicherheit im Urteil über Verkehrsfragen und alle Maßnahmen der öffentlichen Bequemlichkeit begabt ist, erscheint hier zum sechsten Male, und herrlicher als je zuvor, mit untrüglicher Botschaft über die innersten seelischen Angelegenheiten eines großen Nachbarvolkes. Der Mann, der die fremde Welt Frankreichs und Englands als einer der gründlichsten Kenner unserem Verständniß übermittelt, der sich im Griechischen wie im Spanischen mit der überraschenden Geläufigkeit des vielgeübten Weltreisenden auszudrücken versteht, ein Mann mit der europäischen Bildung eines Georg Brandes, schreibt ein Deutsch, das nur insofern von dem üblichen Deutsch seiner Landsleute abweicht, als der Redende seiner frisch und hell daherfließenden Sprache auch nicht die leiseste Trübung durch ein einziges Sterbenswörtlein von fremdländischem Gepräge gestattet.

Diesen seltsamen scheinbaren Widersprüchen in Engels Wesen ließen sich wohl noch andere hinzufügen. Er weiß unendlich viel Einzelheiten, und dennoch ist sein Blick so klar auf das Große und wahrhaft Bedeutsame in der Litteratur gerichtet, daß er uns

jede irgendwie unnütze Gedächtnißbeschwerung weise erspart. Aber am Klang der Stimme kann hie und da der Eingeweihte vielleicht bemerken, daß die so glücklichen Bemerkungen und Beobachtungen der sparsame Ertrag einer überwältigenden Fülle scharfsichtig durchgearbeiteten Stoffes sein müssen. Nur so erklärt sich der unbeirrbar feste Wohlklang dieser Stimme. Nur so erklärt sich die gleichmäßige Vollendung des Gebotenen. Da steckt nicht nur kraftvolle, sondern vor allem Anderen geistvolle, immer neu durch einen wählerischen Verstand hindurchgesiebte und, um ein Marrisches Fremdwort zu wagen: „multiplicirte" Arbeit dahinter.

Solche Widersprüche liegen auf der Oberfläche, aber in Wahrheit sind es ebenso viel übereinstimmende Aeußerungen der allem gemeinsam zu Grunde liegenden ungeheuren Tatkraft und geistigen Regsamkeit des Verfassers. Der feine Verdeutscher aus dem Französischen, Englischen, Italienischen usw., der Enträtseler der Shakespearefragen und mancher anderer Geheimnisse belebt eben Alles, was er in die Hand nimmt, durch den starken Anhauch seiner lebendigen, jugendfrischen Seele. Sein Stil ist schlank und sauber, seine Gedanken scharf und tief, sein Wissen unvergleichlich und der Sinn für alles Schöne, das Menschenherzen rühren und ihnen zur Freude blühen und gedeihen kann, aufs Feinste und Innigste entwickelt und gefestigt. H. L.

Ich bekenne. Die Geschichte einer Frau. Von Clara Müller-Jahnke. Verlag von F. A. Lattmann, Berlin-Goslar-Leipzig.

Die Heldin dieses Romans gehört zu den seltenen Frauen, die nicht nur Freundin, sondern Dienerin der Wahrheit sein wollen. Ihre Bekenntnisse bestätigen das Wort Fr. Th. Vischers: „Wer aber lebt, muß es klar sich sagen: durch dies Leben sich durchzuschlagen, das will ein Stück Rohheit. Wohl Dir, wenn Du das hast erfahren und kannst Dir dennoch retten und wahren der Seele Hoheit. In Seelen, die das Leben aushalten und Mitleid üben und menschlich walten, mit vereinten Waffen wirken und schaffen trotz Hohn und Spott, da ist Gott." Cl. M.-J. hat bereits in den zwei Gedichtbüchern: Mit roten Kressen. Großenhain, Verl. v. Baumert u. Ronge, und Sturmlieder vom Meer. Stuttgart, Verlag v. J. H. W. Dietz Nachf. die schönsten Zeugnisse des Mitleides und Mutes gegeben. Auch ihre Geschichte einer Frau bedeutet eine dichterische Tat, eine Selbstbefreiung. Vielleicht wird sie Anstoß und Widerspruch erregen, aber die Wahrheit ist keine gefallsüchtige Schöne. Die sogenannte sittliche Entrüstung gleicht oft einem Stein, der dem Starken von den Schwachen nachgeschleudert wird, deren Gedanken mit ihm nicht mehr gleichen Schritt halten können. N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Alexandris, Vasile, Pastelle. Aus dem Rumänischen übertragen von Konrad Richter. Berlin. Mayer & Müller.

Alpine Majestäten und ihr Gefolge. Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Vierter Jahrgang. 1904. Heft 11 und 12. München, Verlag der Vereinigten Kunstanstalten, A. G.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross. 17. Band. 3. u. 4 Heft. Mit 4 Abbildungen. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Bancels, Marie-Louise von, Prismen. Gedichte. Berlin N. W. 7. M. Lilienthal.

Bartels, Adolf, Friedrich Hebbels sämmtliche Werke. Mit einem Bildniss des Dichters nach Joseph Kriehuber. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Baumann, Pflücke das Leben. Gedichte. Berlin-Charlottenburg 2 (Goethehaus), Modern-Pädagogischer und Psychologischer Verlag.

Benndorf, Friedrich Kurt, Lyrische Symphonie. Neue Gedichtkreise mit musikalischen Beigaben. Berlin W. 35, „Harmonie" Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst.

Berg, Leo, Deutsche Märchen des neunzehnten Jahrhunderts. Paris, Hüpeden & Merzyn.

Bleibtreu, Karl, Vivat Fridericus! Psychologische Schlachtdichtungen. I. Band: Von Lowositz bis Leuthen. Berlin, Alfred Schall.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Umlauft. 27. Jahrgang. 1905. 4. Heft. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Die Musik. Herausgegeben von Kapellmeister Bernhard Schuster. IV. Jahrgang. 1904/05. Heft 5. Erstes Decemberheft. Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler.

Enders, Carl, Die Katastrophe in Goethes Faust. Dortmund. Fr. Wilh. Ruhfus.

Engel, Prof. Dr. Eduard. Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 6. Auflage. (In neuer Bearbeitung und mit 33 Abbildungen.) Leipzig, Julius Baedeker.

Eysler, Robert, Die Hochzeit. Komödie in vier Aufzügen. (Theater-Bibliothek Harmonie.) Berlin W. 35. „Harmonie" Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst.

Eyth, Max, Lebendige Kräfte. Sieben Vorträge aus dem Gebiete der Technik. Mit in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin, Julius Springer.

Förster-Nietzsche, Elisabeth. Das Leben Friedrich Nietzsche's. II. Band. Leipzig, C. G. Naumann.

Frey, Karl, Aus den Bergen des Sernftales. Alpine Erlebnisse und Erinnerungen. Zürich Art. Institut Orell Füssli.

Geiger, Benno, Ein Sommeridyll. 1. Tausend. Berlin-Charlottenburg. Verlag im Goethehaus.

Gottschalk, Hermann, Weltwesen und Wahrheitwille. Ein Zwiegespräch mit dem Leben. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Hintrager, Dr., Wie lebt und arbeitet man in den Vereinigten Staaten? II. Auflage. Nordamerikanische Reiseskizzen. Berlin, F. Fontane & Co.

Hocs, Ernst, Gedichte. Berlin, „Harmonie“ Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst.

Hörsting, E. O., Weltenträume. Drittes Heft. Leipzig, Th. Griebens Verlag. (L. Fernau.)

Huch, Ricarda, Seifenblasen. Drei scherzhafte Erzählungen. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Kühl, Thusnelda, Um Eilwurth. Roman. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Loti, Pierre, Indien (ohne die Engländer). Einzig autorisirte Uebersetzung von M. Toussaint. Berlin, Hypeden & Merzyn.

Martyrium der Madonna, Das. Leipzig, Verlag der Schriften Moses Maria. (Adresse: H. Funke, Leipzig, Kurprinzstrasse 5.)

Mayer, Hans, Blondlot's N-Strahlen. Nach dem gegenwärtigen Stande der Forschungen bearbeitet. Mähr.-Ostrau, R. Papauschek.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. H. Sabersky unter Mitwirkung von Prof. Gustavo Sacerdote. Brief 16 und 17. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandl.

— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache von Emil Jonas, unter Mitwirkung von Ebbe Tuneld und C. G. Morén. Brief 16 und 17. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

Mewis, Marianne, Die Einfältigen. Kleine Geschichten in Vers und Prosa. Berlin, F. Fontane & Co.

Meyer, Friedrich, Verzeichniss einer Heinrich Heine-Bibliothek. Mit einem Facsimile und zwei Beilagen. Leipzig, Dyk'sche Buchhdlg.

Negri, Ada, Mutterschaft. Gedichte. In's Deutsche übertragen von Hedwig Jahn. Berlin, F. Fontane & Co.

Nemo, Auch Eine. Stuttgart, Verlag von Strecker & Schröder.

Oesterheld, Erich, Schattenspiele der Seele. Poetische Prosaskizzen und Gedankenfragmente. Berlin, Albert Kohler.

Pontoppidan, Henrik, Die Sandinger Gemeinde. Novelle. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Paris, Hüpeden & Merzyn.

Preindlsberger-Mrazović, Milena, Bosnische Volksmärchen. Mit Illustrationen von Ewald Arndt. Innsbruck, A. Edlingers Verl.

Revue germanique. 1. Jahrg. Heft 1. Januar und Februar 1905. Paris, 108 Boulevard Saint-Germain. Felix Alcan.

Ringseis, Bettina, Briefe von Hermann und Gisela Grimm an die Schwestern Ringseis. Berlin, F. Fontane & Co.

Schulz, Wilhelm, Der Prutzeltopf. Ein Kinderbuch. Bilder und Verse. München, A. Langen.

Serao, Matilde, Schlaraffenland. Neapolitanischer Sittenroman. Aus dem Italienischen übersetzt von K. Manfred. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Spies, Hermine Spies. Ein Gedenkbuch für ihre Freunde. Dritte, verbesserte Auflage. Mit einem Vorwort von Heinrich Bulthaupt. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagsbuchhandlung.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 19. und 20. Heft. 17. Jahrg. 1904/05. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Sterne, Carus, Werden und Vergehen. Eine Entwickelungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Sechste Auflage bearbeitet von Wilhelm Bölsche. Erster Band. Berlin, Gebrüder Borntraeger.

Süddeutsche Wochenschrift. Herausgeber Hermann Janschitz. 1. Jahrg. Dezbr. 1904. Heft 5. München, Süddeutsche Wochenschrift.

Terentius, Lorenz, Die gerettete Moral und andere Satiren. 7. Auflage. Berlin W. 35, „Harmonie“, Verlagsgesellschaft für Litteratur und Kunst.

Wallpach, Arthur von, Bergbrevier. Berglieder aus Tirol. Innsbruck, A. Edlingers Verlag.

Warneck, Dr. F. S., Ehret die Frauen. Beiträge zum modernen Kulturleben der Frauenwelt. Zweite, vermehrte Auflage. Neue Ausgabe. Braunschweig, Hellmuth Wollermann.

Weltall und Menschheit. Geschichte der Erforschung der Natur und der Verwertung der Naturkräfte im Dienste der Menschheit, von Hans Kraemer. Mit ca. 2000 Illustrationen, sowie zahlreichen farbigen Kunstblättern, Facsimile-Beilagen u. s. w. Extrabeigaben in neuem System der Darstellung. Lieferung 69—73. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co.

Willy, Rudolf, Friedrich Nietzsche. Eine Gesammtschilderung. Zürich, Schulthess & Co.

Winds, Adolf, Die Technik der Schauspielkunst. Dresden, Verlag von Heinrich Minden.

Zahn, Ernst, Die Clari-Marie. Roman. Erstes bis fünftes Tausend. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Zeitfragen. Wochenschrift für deutsches Leben. Herausgeber Fritz Bley. Jahrgang 1. Januar 1905. Heft 1. Berlin, S. W. 11, Deutscher Schriftenverlag.

Ziegler, J. H., Die wahre Ursache der hellen Lichtstrahlung des Radiums. 2. verbesserte Auflage. Zürich, Art. Institut Orell Füssli.

Zuccoli, Luciano, Italienisches Reiterleben. Satirischer Roman. Deutsch von Joachim Graf von Oriola. Mit Illustrationen von Carl Becker. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.




Antony Blondel



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Begründet

von

Paul Lindau.

CXII. Band. — März 1905. — Heft 336.

(Mit einem Portrait in Radirung: Antony Blondel.)



Breslau
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Die Himmelsstürmerin.

Roman.

Von

Maurus Jokai.

Deutsch von Ludwig Wechsler.

(Schluß.)

XXVIII.

Unter lautem Stampfen und Wiehern bogen die vier Schimmel Baranyi's in den Hof des Schlosses Zenye ein. Von den Köpfen der Tiere wehten bunte Tücher, die schon von Weitem verkündeten, welcher Anlaß den Gast in's Haus führe. Es ist das kein gewöhnlicher Gast, sondern ein Freier. Auch einen Reisegefährten hat er mit sich gebracht, den Vicegespan des Komitats. Wozu es dieses Begleiters bedarf, errät auch ein Jeder. Das ist nämlich der Brautwerber, der für den Freier um die Braut wirbt, wenn es so weit kommt. Denn so ohne Weiteres, so ganz glatt werden derlei Angelegenheiten bei uns im Lande nicht erledigt.

Der bevorstehende Besuch war rechtzeitig angekündigt worden, so daß man sich entsprechend vorbereiten konnte.

Frau Susanne hatte ihre schönsten Kleider angelegt, ihre Haube mit Zitternadeln geschmückt, vom Hals hingen ihr lange Perlenschnüre herab, und was an Ringen und Armbändern nur irgendwie zu erreichen war, hatte sie angesteckt. Lange hatte sie vor dem Spiegel gesessen, bis ihr dieser die beruhigende Versicherung gegeben, daß sie vollkommen schön sei.

Ihre Tochter, die Elisabeth, war dagegen umso einfacher gekleidet, wie es sich für ein junges Mädchen geziemte.

„Wir wollten Ihnen einen Besuch abstatten, schöne Frau, und hoffen, nicht unwillkommen zu sein," begrüßte der Vicegespan die Hausfrau.

„Unwillkommen? Ei bewahre! Im Gegenteil!" versicherte diese und lud ihre Gäste zum Sitzen ein.

Vor Tische wurde des eigentlichen Zweckes des Besuches mit keinem Worte gedacht, und das war gut so.

Denn erhält der Freier zufällig einen Korb, so kann er nicht anders als auf der Stelle Kehrt machen und gehen, woher er gekommen. Er kann doch nicht mit dem ihm angehängten Korbe zum Mittagessen bleiben. Die Hauptsache wird also erst nach Tische berührt. Auch heißt solch ein Besuch nicht umsonst „Brautschau". Der als Freier Auftretende muß sich vorerst von der Hausordnung überzeugen, muß die Beschaffenheit von Schüsseln, Tellern, des Silbervorrats, der Tafelwäsche kennen lernen und sehen, was Küche und Keller zu leisten vermögen. Ein angebrannter Braten, ein saurer Wein, ein Löchelchen im Tafeltuch kann die besten Absichten in's Gegenteil verwandeln. Abschreckend wirkt ferner eine allzu üppig bestellte Tafel, gleichwie übertriebene Sparsamkeit auch einen schlechten Eindruck macht. Der feine weibliche Instinkt muß hier mit sicherem Takt die goldene Mittelstraße finden.

Während des bei Tische geführten Gespräches geziemt es sich, die erforderliche Vorsicht nicht außer Acht zu lassen. Man darf weder stumm noch schwatzhaft sein, wohl aber freundlich und liebenswürdig Jedem gegenüber. Als fünfter Tischgast war ein Verwandter der schönen Wittwe, der Güterverwalter des Grafen Károlyi aus Hódmezövásárhely, zugegen, ein sehr kluger, wackerer Herr, der auf den Namen Stefan Barabás hörte und ein bedeutendes Vermögen besaß. Im Uebrigen war er Junggeselle und gedachte seine ganze Habe den Nachkommen der Susanne Sandor zu hinterlassen.

Bei Tische redete man sich gegenseitig mit den Titeln an, die das Amt und die Stellung der betreffenden Personen vorschrieben. Der Vicegespan war „Euer Wohlgeboren", der Septemvir „Euer Hochgeboren", der Güterverwalter „gestrenger Herr", Susanne wurde als „edle Frau" angesprochen und Elisabeth „schönes Kind" genannt, nur Nikolaus sagte „liebe Else" zu ihr, wenn er ihr dies oder jenes anbot. Das ganze Mahl verlief in bestem Einvernehmen. Die Küche der Frau Susanne errang sich den vollsten Beifall der Gäste, worauf die Hausfrau rühmend bemerkte, daß dies zum größten Teil das Verdienst Elschens sei, die selbst gekocht habe; die feinen Bäckereien, Torten und Mandelbögen seien ganz allein ihr Werk. Nicht umsonst habe sie bei den Mönchen zu Großwardein die edle Kunst des Kochens erlernt. In der Provinz war dies auch im 19. Jahrhundert noch Sitte, da jene Mönche im Rufe standen, eine auserlesen feine Küche zu führen. Im Kochen war Elschen also sattelfest, denn dazumal gab es noch nicht so viele Romane, die die Zeit der jungen Damen derart in Anspruch nehmen, daß sie sich den häuslichen Verrich-

tungen nicht widmen können. Auch die in den Zimmern herrschende Ordnung verkündete das Lob des Hausfräuleins. Hier herrschte überall die größte Reinlichkeit, nicht so wie in dem Zimmer vieler Gelehrten, wo in jeder Ecke ein Spinngewebe sein muß, in dem die Spinne die gefangenen Fliegen summen läßt, wo der Besucher in der die Möbel bedeckenden Staubschicht seinen Namen schreiben kann, wo man der Regenflecken wegen nicht einmal zum Fenster hinaussieht, und wo zwischen dem auf der Erde liegenden Papierunrat die Grillen zirpen. Nein, derartiges duldete Else nicht; sie war die Reinlichkeit in Person.

Nachdem man gespeist, begaben sich die Gäste in das Zimmer der Hausfrau hinüber, wo sie sich niederließen.

Der Vicegespan und Nikolaus Baranyi standen indessen schon nach kurzer Pause auf und ersterer begann eine schwungvolle Rede zu halten.

„Edle Frau," sprach er, „ich danke recht herzlich für den freundlichen Empfang und möchte nunmehr einige ernste Worte mir zu reden erlauben. Sie werden zweifelsohne wissen, daß mein verehrter Freund, Seine Hochgeboren, der Septemvir Herr Nikolaus Baranyi, durch das römisch-katholische Konsistorium infolge Obwaltens eines impedimentum dirimens von seiner sogenannten Gattin Katharine Ungvári aktenmäßig geschieden und für einen freien, unverheirateten Mann erklärt wurde, der ohne Zögern eine nunmehr gesetzlich giltige, wirkliche Ehe eingehen kann."

Der Redner machte hier eine kleine Pause, Frau Susanne aber überzeugte sich mit einem raschen Blick in den ihr gegenüber befindlichen großen Spiegel, daß sie sehr schön sei.

Der Vicegespan holte so tief Atem, als laste ihm ein schwerer Stein auf dem Herzen, worauf er zu sprechen fortfuhr:

„Gleich den einstigen heiligen drei Königen leuchtete auch meinem verehrten Freunde ein Stern, der ihn nach dem Zenyeer Schloß leitete, denn hier wohnt die Auserwählte seines Herzens, die er zu seiner zukünftigen Lebensgefährtin ausersehen hat. So halte ich denn in seinem Auftrage und Namen bei Ihnen um die Hand Ihrer einzigen Tochter, des Fräuleins Elisabeth, solenniter an."

Wieder blickte Susanne in den Spiegel. Jetzt war sie häßlich, sehr häßlich sogar. Haß, Enttäuschung, Neid und Rache ließen ihr Gesicht ganz verzerrt erscheinen, und ihre Augen waren vor Entsetzen weit aufgerissen.

Auf einen solchen Schlag war sie nicht vorbereitet gewesen.

Sie, die so viele Künste hatte spielen lassen, um einen Mann in ihr Netz zu locken, sollte jetzt zu ihrer größten Schande erleben, daß sich dieser Mann in ihre Tochter verliebte. Darum also folgte er ihr aus einer Stadt in die andere, tanzte er die ganzen Nächte mit ihr durch? Darum schickte er ihr Geschenke, und darum hatte sie ihn angeeifert, sein Schicksal in so durchgreifender Art zu verändern, damit er, jetzt, da er groß und

frei geworden, seine Hand einer anderen Frau, nein, nicht einmal das sondern der eigenen Tochter anbiete. Daß doch alle Männer in der Hölle braten mögen.

„Meine Else ist ja noch ein Kind," stammelte sie heiseren Tones.

„Sie wird schon zur Frau werden, wenn ich sie heirate," erwiderte Nikolaus und wirbelte seinen Schnurrbart empor.

„Sie hat noch keine Ahnung von den Obliegenheiten einer Frau."

„Sie sagten selbst, edle Frau, wie trefflich sie sich auf's Kochen und Wirtschaften verstehe."

„Und eine Ausstattung hat sie auch noch nicht."

Die früheren Edelfräulein mußten ihre Weißwäsche eigenhändig sticken, mußten erst Jahre lang am Stickrahmen sitzen, und inzwischen konnte der Bräutigam das Warten erlernen.

„Ich heirate sie so, in dem Kleidchen, das sie am Leibe hat."

Das Gesicht der schönen Wittwe glich auf ein Haar einem Medusenhaupt. Nicht nur häßlich war es zu nennen, sondern auch die schlimmsten Instinkte spiegelten sich darauf wider. Der Mund ging in die Breite, die Augen quollen aus ihren Höhlen, die Nasenflügel zitterten, die Gesichtsfarbe ging in ein fahles Grün über, so daß die darauf sitzende Schminke in abscheulicher Weise zur Geltung kam. Ihre Stimme klang kreischend.

„Sie wissen wohl nicht, daß das Mädchen lunatica, mondsüchtig ist?" stieß sie nach einer Weile hervor.

„Es wird meine Sache sein, ihr das abzugewöhnen."

Frau Susanne sprang erregt vom Divan auf, wobei sie ein paar Kaffeeschalen vom Tisch herunterwarf, und begann dann gezwungen zu lachen.

„Hahaha!" kreischte sie, „Sie wissen ja nicht einmal, ob meine Tochter Sie liebt!"

Nikolaus blickte zu Elisabeth hinüber, als erwarte er von ihr die Antwort. Und diese Antwort ließ auch nicht auf sich warten. Das Mädchen stand schweigend mit gesenkten Lidern und gefalteten Händen da. Doch als es einen Moment verstohlen emporblickte, begegnete sein Auge dem des Mannes, und leise stammelte es:

„Ich liebe ihn."

Die Finger der Wittwe krümmten sich, daß sie Adlerkrallen glichen.

„Seit wann denn, Du?" schrie sie ihr Kind an.

„Seitdem ich ihn zum ersten Mal gesehen."

Nach diesem Geständniß warf sich das Mädchen an die Brust der Mutter und begann laut zu schluchzen.

„Welch eine Hinterlist!" murmelte Susanne. „Und Du sagtest mir nichts davon, ließest mich nichts merken?"

Das Mädchen hatte beide Arme gewaltsam um den Hals der Mutter

geschlungen, unbekümmert darum, daß sie mit ihren Tränen deren Schönheit gefährde.

Während dieses sentimentalen Auftrittes durchzuckte ein neuer Gedanke den Geist der Wittwe, den sie zu einem ganzen Prospekt für die Zukunft entwickelte. Sie sagte sich:

„Wenn er mich schon nicht zu seiner getreuen Ehefrau machen wollte, so mache ich mich zu seiner getreuen Schwiegermutter. Dann soll er erst wissen, was er an mir besitzt.“

Und schon stand ihr Entschluß fest, ihrer Tochter in den neuen Hausstand zu folgen; — jene als Gattin, sie als Schwiegermutter. Dann wird Herr Nikolaus auch erfahren, was eine gut geheizte Hölle ist.

Bis jetzt hatte er nur den süßen Schaum der glücklichen Ehe verkostet, nun sollte er auch erfahren, wie dieser Trank sammt der Hefe schmeckt, wenn er von schwiegermütterlicher Hand kredenzt wird.

Und mit einem Schlage änderte Frau Susanne ihre Taktik vollständig. Sie brach auch in Schluchzen aus, und nun weinten sie zu Zweien.

„Oh mein teures Kind, Du meine geliebte, einzige Tochter! Wie werde ich es überleben, mich von Dir zu trennen, Dich weit fort von mir zu wissen,“ kam es leise klagend über ihre Lippen.

„Nein, nein,“ stammelte das Mädchen, „wir werden uns nicht voneinander trennen, sondern hübsch beisammen bleiben! Du kommst mit uns, oder wir kommen zu Dir, Du meine teure, geliebte Mutter! Deine Tochter vermag keine Macht der Erde von Dir zu trennen.“

Nun erfaßte Frau Susanne die Hand ihrer Tochter und führte sie mit einer Miene, die teils Trotz, teils Befriedigung ausdrückte, zu dem Freier hin, indem sie mit keifender Stimme sprach:

„Hier, Du schlimmer Mann, nimm ihn hin, meinen teuersten Schatz, er sei Dein. Doch nimm Dich ja zusammen, daß Du ihn in Ehren hältst, denn wenn ich einmal höre, daß Du zur Klage Anlaß giebst, so sollst Du erfahren, was eine richtige Furie, eine Hexe, eine Erinnys heißt!“

„Niemals, niemals!“ gelobte Nikolaus und drückte einen Kuß auf den Kopf der sich an ihn schmiegenden Maid.

Damit war die Sache im landläufigen Sinne abgeschlossen, ganz wie im fünften Akt eines guten Theaterstückes; das Unglück ist nur, daß im Leben dem fünften Akt noch ein sechster, siebenter, noch unzählige weitere Akte folgen.

Nun galt es noch, die realen Bedingungen der Verlobung festzustellen, und darauf drang namentlich der Güterverwalter Barabás, der sozusagen die Stelle des Vaters vertrat und auf die Niederschrift des Heiratsvertrages, des Mitgiftbriefes bestand.

Dieser Punkt pflegt zu mancherlei Debatten Anlaß zu geben, und nicht selten ist der Fall, daß darob die ganze geplante Verbindung in die Brüche geht. Wieviel soll der Brautschatz, das Nadelgeld, die Mitgift be-

tragen? Wie soll der zukünftige gemeinschaftliche Erwerb aufgeteilt werden? Wie hoch wird sich der Anspruch der Wittwe belaufen? In welcher Religion sollen die zu erwartenden Kinder erzogen werden? All diese Fragen müssen wohl erwogen und beantwortet werden, und dann gilt es, das Geschmeide, die Kleider, die Weißwäsche und das Silbergerät der Braut Stück für Stück anzuführen und in ein Verzeichniß zu bringen. Ohne diese Förmlichkeiten ist eine vornehme Heirat nicht denkbar. Diese Arbeit vermochten die beiden Herren, der Verwalter und der Vicegespan, erst zu Ende zu führen, als man bereits Licht anzünden mußte, trotzdem Nikolaus und Susanne darauf drangen, die Sache recht schnell erledigt zu sehen, wobei jeder von ihnen bemüht war, die eigene Uneigennützigkeit in's richtige Licht zu rücken.

„Ich überlasse ja ohnehin mein ganzes Vermögen meiner Frau," erklärte Nikolaus, „sogar meine Puszta Zám."

„Und die darauf ruhenden Lasten wohl auch," raunte ihm der Vicegespan zu.

„Ich aber vermache noch bei meinen Lebzeiten meine ganze Habe meiner Tochter," versicherte Frau Susanne, „auch den ganzen Schmuck, den ich an mir habe."

Worauf der Onkel Barabás hinter der vorgehaltenen Hand eine Bemerkung machte: „Ausgenommen das Auszunehmende," denn er hatte diese Schmuckgegenstände auch schon an anderen Personen gesehen.

So wurden endlich die Förmlichkeiten der Angelegenheit in Ordnung gebracht, die Ringe gewechselt, der Heiratsbrief wurde unterschrieben, vom Bräutigam und den beiden Zeugen, mit ihrem Namenssiegel versehen und dem Güterverwalter behufs Aufbewahrung übergeben. Beim Nachtessen saßen Braut und Bräutigam schon nebeneinander.

XXIX.

Unter lautem Peitschenknallen rollte die Kutsche in vollem Staat über die Debrecziner Holzbrücke.

Seine Hochgeboren, Herr Nikolaus Baranyi, langt mit seiner Gemahlin, Elisabeth Sándor, an, um sie den Verwandten und vornehmen Bekannten, in erster Reihe seiner Mutter, der Frau Fekete-Borbóly, vorzustellen.

Diese Frau wird doch allseitigen Beifall finden? Sie entstammt einer hervorragenden Adelsfamilie, ihr Urgroßvater, Großvater und Vater waren berühmte Männer, berühmt war auch ihre Mutter. Sie wurde in einem Schloß erzogen, lernte bei Nonnen Religion, bei Mönchen das Kochen, war ein sanftes, gehorsames Geschöpf, das der Schwiegermutter und den Frau Muhmen die Hand küßte. Jene andere, die Erste, hatte statt dessen gebissen und gekratzt!

Scheinbar wurde sie auch überall freundlich aufgenommen. Man hielt das junge Paar zum Mittagessen zurück und bereitete ihm zu Ehren Suppe

mit Gänsehals, was darauf hindeutet, daß die betreffenden Gäste wirklich willkommen sind. Sogar der Bürgermeister bemühte sich, die Falten seines Gesichts zu einem Lächeln auseinander zu zerren, und der junge Herr Adam beschenkte seine liebe Schwägerin mit einer aus hartem Papier hergestellten Schachtel für Strumpfstrickwolle, die er höchst eigenhändig angefertigt hatte.

Nach dem Speisen setzte das junge Paar die geziemenden Besuche bei den vornehmeren Personen der Stadt fort, worauf es nach Großwardein zurückkehrte.

Als der Septemvir seine Mutter beim Abschied nochmals in die Arme schloß, flüsterte ihm die gute Dame zu: „Nun sind wir quitt, mein Sohn.“

Der Septemvir war klug genug, um die Bedeutung dieser Worte zu erraten.

Am Fenster ihres Zimmers stehend, verfolgte Katharine tränenden Auges die stattliche Gestalt des Herrn Nikolaus — ihres Gatten! — wenn er stolz durch die Straßen schritt, sie hielt ihr Söhnchen im Arm und unterwies es fleißig:

„Sage hübsch, mein Bübchen: a—a—a—a . . .“

Und das Bübchen sagte auch wirklich a—a—a—a, denn „Pa—pa“ vermochte es noch nicht zu stammeln.

Herr Nikolaus brachte es über sich, nicht einmal für eine Sekunde zu dem Fenster hinaufzublicken, als er an dem griechischen Hause vorüberkam; aber Elisabeth, seine junge Frau, sah hinauf, erblickte das kleine Kind am Fenster und winkte ihm mit dem Taschentuch freundlich zu.

In den Documenta Baranyiana ist die folgende Zeugenaussage der Nachbarin Elisabeth Sereß zu finden:

„Sie, Elisabeth Sereß, habe von Niemandem berichten gehört, daß Frau Katharine Ungvári vor eine Versammlung von Priestern berufen und von ihrem früheren Gemahl, dem Herrn Nikolaus Baranyi, geschieden worden wäre; dagegen erinnere sie sich sehr gut, daß, als die Bewohner von Debreczin nach der großen Flucht in die Stadt zurückkehrten, mehrfach genannter Herr Nicolaus Baranyi eine zweite Frau mit sich brachte, und als er mit ihr hierher nach Debreczin kam, war die ganze Stadt voll damit und die Leute sagten, daß Herr Nicolaus Baranyi jetzt wahrhaftig zwei lebende Frauen habe, worüber die Einwohnerschaft der Stadt eine Zeit lang sich nicht genug wundern konnte.“

Dann folgte die zweite — verbesserte — Auflage der Flitterwochen.

Zwischendurch sorgte Frau Susanne dafür, daß der Honig derselben auch mit Steinen beschwert sei.

Zu jener Zeit hatte man den lächerlichen Brauch, daß Neuvermählte eine Hochzeitsreise anzutreten haben, noch nicht erfunden; hatten sie ein schönes Schloß, so zogen sie sich mit ihrem jungen Glück dahin zurück.

Was sich bei der ersten Eheschließung zugetragen, kam hier nicht in

Betracht, weder die Hochzeitsfahrt im strömenden Regen, noch die Schäferhütte, weder das frugale Mahl daselbst, noch der Einzug in Püspöki, denn das war ja, wie wir wissen, keine gesetzlich giltige Heirat, sondern nur ein Liebesabenteuer gewesen, von dem es schon im Liede heißt, daß derlei Tändeleien immer ein Ende nehmen müssen.

Das glückliche Eheleben zieht dann gesegnete Folgen nach sich, die sich hier sehr bald bemerkbar machten. Gott hat das also bestimmt, indem nach dem natürlichen Lauf der Dinge der Genuß vom Apfel der Erkenntniß damit bestraft wird, daß Adam sein tägliches Brot im Schweiße seines Angesichts erwerben, Eva aber ihrem Berufe als Mutter mit Schmerzen nachkommen sollte.

Dem ersten Adam war durch die damalige Gestaltung der Dinge die Sache bedeutend erleichtert worden. Als Verpflegungskommissär des Blockadeheeres des Fürsten und Hauptmann der Feldschaaren konnte er nach Belieben durch das ganze Land streifen und brauchte nicht daheim seine Frau zu behüten, die in diesem Zustande stündlich andere Beschwerden und andere Wünsche hat. Jene Erste war auch abgehärteter gewesen, hatte ihre Leiden zu verschweigen vermocht, und trotzdem stattete er ihr nur mehr flüchtige Besuche ab. Die Frau war gleichwohl nicht eifersüchtig auf ihren Gatten, sondern hatte unerschütterliches Vertrauen zu ihm; hinterbrachte man ihr allerlei Geklatsch, so lachte sie nur darüber, ohne irgendwelchen Schmerz zu bekunden. Brachte ihr aber ihr Gatte nach wochenlanger Abwesenheit ein Fuchsfell zum Geschenk, so bereitete ihr selbst das die größte Freunde.

Dieser ergötzliche Stand der Dinge hatte sich für den zweiten Adam bedeutend geändert. Der Septemvir mußte daheim bei seinen Akten sitzen und buchstäblich im Schweiße seines Angesichts sich das tägliche Brot erwerben, konnte nicht sub titulo „Verproviantirung" die Haidukenstädte der Reihe nach besuchen und in Gesellschaft lustiger Kumpane ein fröhliches Namensfest nach dem anderen feiern. Dagegen mußte er den bitteren Leidenskelch des glücklichen Gatten bis auf die Hefe leeren, bis die Zeit um war. Und man sah der neuen Eva das überstandene Leid nur zu deutlich an; das Gesicht war lang und schmal geworden, die Mundwinkel senkten sich abwärts, um die Augen bildeten sich große, bleifarbene Ringe, und Leberflecken kamen auf der Stirne zum Vorschein. Stets hatte sie zu klagen, verlangte immer nach außergewöhnlichen Delikatessen, kaute verstohlen rohen Kaffee, verzehrte Kreide, als wäre es Zucker gewesen, und an einer Citrone fand sie den allergrößten Genuß. Die ganzen Nächte hindurch gab sie dem Gesinde zu tun; die Dienstleute mußten jeden Augenblick um den Arzt, um die weise Frau, dann in die Apotheke rennen, und an kalten und warmen Kataplasmen, Pflastern, Senfmehl, Tausendguldenkraut, Käsepappelthee, Syrup, gepulvertem Basiliskenauge und Drachenherz war im Hause niemals Mangel. Half das Eine nicht, so wurde das Andere versucht. Man trug

die Leidende aus einem Bett in's andere, denn sie fand nirgends einen Augenblick Ruhe.

Und daß „Adam“ von alledem seinen gehörigen Teil abbekomme, dafür sorgte getreulich seine Schwiegermutter. Er mußte daheim hocken und die Gefährtin seines Lebens bewachen. Schickte er sich an, das Haus zu verlassen, so fragte man ihn, wohin er gehe, was er außer dem Hause zu tun habe, wie lange er fortzubleiben gedenke, und kam er zur anberaumten Zeit nicht pünktlich zurück, so wurde der Haiduk flugs um ihn geschickt, mit dringender Botschaft, auf daß er sich ja nicht besinne, sondern schnurstracks heimkehre. War er nach beginnender Dunkelheit noch nicht zu Hause, so hatte er ob seiner Herzlosigkeit und Vernachlässigung die bittersten Vorwürfe mitanzuhören, und stellte es sich gar heraus, daß in dem Hause, in dem es ihm gestattet worden, einen Besuch abzustatten, ein weibliches Wesen existire, so ging der Tanz erst recht los. Die inquisitorischen Talente eines Arbuez und Torquemada schrumpften zu einem wahren Nichts zusammen angesichts der ausgesuchten Qualen, die der zweite Adam seitens seiner Lieben zu erdulden hatte.

Mit der größten Ungeduld harrte er des beginnenden Frühjahrs. Es war nämlich geplant, daß die junge Frau mit ihrer Mutter um diese Zeit in's Zenyeer Schloß übersiedeln sollte, denn dort war die Luft eine viel bessere und konnte man viel mehr spazieren gehen, wie in diesem Großwardein, dessen Straßen mit Steinen ausgelegt waren, aber in so sinnreicher Weise, daß jeder Stein mit der Spitze nach aufwärts gekehrt war.

Die Uebersiedelung fand tatsächlich statt, doch bedeutete diese für Adam keinerlei Erleichterung, denn die ihm in rührender Treue ergebenen Damen kamen jeden Nachmittag aus dem Schloß in die Stadt gefahren, fragten ihn eingehend über die Begebenheiten des gestrigen Tages aus und beauftragten ihn, die verschiedensten Dinge für sie bis morgen zu besorgen! — Wehe ihm, wenn er auch nur das Geringste vergaß! Erst wenn es schon zu dämmern begann, kehrten sie in's Schloß Zenye zurück. Nun aber hatte der zweite Adam wenigstens die ganze Nacht für sich.

Ja, Mahlzeit! Auch dem biblischen Adam wurde zugerufen: „Adam, wo bist Du?“ und er konnte sich nicht verleugnen. Es giebt Jemanden, der Alles sieht. Wer das ist, wissen wir sehr gut. Die Schwiegermutter ist es. Dem Argus konnte man durch Flötenspiel alle hundert Augen verschließen; bei der Schwiegermutter ist das nicht möglich, trotzdem sie nur zwei Augen hat.

Schon am nächsten Tage ging ein ganzer Hagel bissiger Fragen auf ihn nieder: „Wie hat sich denn mein Herr Schwiegersohn bei der schönen Laura amüsirt?“ — „Die schielängige Frau Dénes versteht sich wohl besser auf's Kuchenbacken wie wir?“ — „Ist der Gemahl der schönen Strohwittwe noch nicht angekommen, daß man die ganze Nacht bei ihr zechte?“ u. s. w.

Adam II. ist starr vor Staunen. Damals kannte man die Telegraphie nicht einmal dem Namen nach; woher also waren die Weiber so gut unterrichtet? Er vermag sich durchaus nicht zurechtzulegen, daß die Frau Schwiegermutter alle männlichen und weiblichen Dienstleute bestochen hat, damit diese den gnädigen Herrn auf Schritt und Tritt überwachen und der gnädigen Frau Schwiegermama sofort getreulich Bericht erstatten. Seitdem ihn der alte Balthasar verlassen, hat er keinen treuen Menschen mehr um sich.

Aber endlich trat das sehnsüchtig erwartete freudige Familienereigniß ein, das Adam und Eva gleichzeitig von den Leiden befreite.

Ein Junge war es.

Bei dieser Freudenbotschaft warf sich Nikolaus Baranyi unverzüglich auf's Pferd und sprengte voll aufrichtiger Freude im Herzen in's Schloß hinaus. Er traf Mutter und Kind in bestem Wohlbefinden an. Es war ein großer, starker Bub, wie das bei schwachen Müttern zumeist der Fall. Der Grund davon ist den Aerzten wohlbekannt.

Der Herr Septemvir ordnete für ein paar Tage Gerichtsferien an, die bis zur Taufe währen sollten. Diese paar Tage benötigte man nicht nur, damit sich die Mutter von den ausgestandenen Leiden einigermaßen erhole, sondern hauptsächlich, damit die Einladungen für die Taufe verschickt werden könnten, denn man forderte die vornehmsten Persönlichkeiten auf, als Taufpaten zu fungiren, und bat den Bischof von Großwardein, die heilige Ceremonie persönlich vorzunehmen. Man mußte auch die zugesagten Antworten abwarten, die pünktlich eintrafen.

Es galt nun noch, den Namen für den neugeborenen Erdenbürger zu bestimmen, und der Vater sagte, man möge seinem Sohne den Namen Nikolaus geben, der auch der seinige sei. Doch da richtete sich die Mutter aus ihren Kissen empor und sprach:

„Damit wäre ich nie und nimmer einverstanden. Mein Gemahl hat schon einen Sohn Namens Nikolaus. Und zwei Söhne gleichen Taufnamens kann ein Vater nicht haben!"

Diese Scene hatte sich nach der Schilderung des hochwürdigen Herrn Thomas Dobsa, reformatae ecclesiae verbi divini minister, genau nach obiger Darstellung zugetragen, wie er das aus dem Munde der dabei anwesenden sehr berühmten weisen Frau Anna Pesti vernommen.

Nachdem die Mutter von ihrem Entschlusse nicht abzubringen war, einigte man sich dahin, dem Neugeborenen den Namen „Georg" zu geben . . . Mit dieser Erklärung hatte die kleine Frau, der man bisher keinerlei Beachtung geschenkt, ihre Gestalt plötzlich mit einem Glorienschein umhüllt; fortan werden wir ihrer nur wie einer Heiligen gedenken, denn die blieb sie bis zu Ende.

Endlich haben wir in diesem peinlichen Geschichts-Konglomerat einen wirklichen Menschen gefunden.

Was trieb aber Katharine inzwischen?

Ihre ganze Freude bildete ihr kleiner Sohn; er war die Wonne ihres Lebens, die Hoffnung ihrer Zukunft, der Grundpfeiler eines hochfliegenden, kühnen Planes.

Das Konsistorium der calvinischen Stadt Debreczin hatte ihr Recht gegeben; die Gesellschaft verkehrte mit ihr wie mit der gesetzmäßigen Gattin ihres Mannes. Man besuchte sie, die Vornehmen luden sie zu sich ein, sie brauchte sich nicht zu verbergen.

Ein kleines Kind zu Hause bietet einer Frau genügende Zerstreuung; es ersetzt ihr Theater, Konzerte, Bälle und Aehnliches.

Wenn sich nach ängstigenden Leiden der erste Zahn blicken läßt, wenn das erste Wort gestammelt wird, wenn das Kind zu beißen beginnt und man es entwöhnen, mittelst Löffels füttern muß, wenn es die Mutter schon erkennt, mit den kleinen Aermchen nach ihr hascht und gar schon einen Kuß giebt, — hat die Welt noch andere Wonnen aufzuweisen, die dem gleichkommen? Dann beginnt das Kleine auch schon zu laufen, von einem Stuhl zum anderen zu trippeln und macht sich seine eigene Sprache zurecht, mit der es die verschiedensten Dinge bezeichnet, und die Mutter versteht jeden der selbst fabricirten Ausdrücke, trotzdem sie sie noch niemals vernommen. Kann es einen größeren Triumph geben?

Mit dem zweiten Lebensjahre beginnt sich dann auch die Seele zu entwickeln und der Charakter zu zeigen; nun gilt es, die damit verbundenen Anzeichen Tag für Tag zu verfolgen, zu beobachten und zu fördern. Nun spricht der Knabe schon, er plappert ganz allerliebste Sachen, vermag zu unterscheiden, und weiß sogar schon, daß er ein Mann zum Befehlen, zum Herrschen geboren, ein förmlicher Tyrann ist. Doch wie süß ist es, einem solchen Tyrannen zu gehorchen!

Dabei war Katharine auch eine äußerst tüchtige Landwirtin. Von ihren Eltern hatte sie ausgedehnte Besitzungen geerbt; außerdem besaß sie die Pachtung der Pußta Zám, die ihr Vater mit Nikolaus Baranyi abgeschlossen und die für sie mit viel Sorge und bedeutenden Ausgaben verbunden war. Die ersten zwei Jahre waren sehr schlecht gewesen; das erste der allgemeinen, sinnlosen Flucht wegen, die die Saaten unabgemäht und die Weiden ohne Rinderheerden beließ, so daß die ganze Ernte elend zu Grunde ging; im zweiten Jahre aber vernichtete ein beispiellos arger Hagelschlag Alles, so daß Katharine den Pachtschilling vom Baren erlegen mußte. Aber sie erlegte ihn pünktlich, und dies bildete ihren ganzen Verkehr mit Herrn Nikolaus. Im übrigen fielen sie einander nicht lästig.

Außerdem besaß Katharine am Vajda-Berg einen schönen Weingarten, gleichfalls ein Erbteil ihrer Mutter. Dort errichtete sie ein schönes Weinhaus, in dem sie während der Lese allerlei Lustbarkeiten mit Feuerwerk verbunden veranstaltete.

In den zwei ersten schlimmen Jahren fielen auch diese gemütlichen

Lustbarkeiten fort. Im ersten Jahre, eben dem der allgemeinen Volksflucht, blieb der Weingarten unausgejätet, so daß das Unkraut dermaßen überhand nahm, daß man die Weinstöcke nicht einmal zu unterscheiden vermochte. Die gesammten wildwachsenden Trauben wurden von den Füchsen, herrenlosen Hunden, Staren, Sperlingen und Wespen zerstört, so daß nicht einmal von einer Nachlese die Rede sein konnte. Im nächsten Jahr aber zerstörte der Hagelschlag Alles.

Doch das dritte Jahr machte die Mißerfolge der ersten zwei Jahre reichlich wett. Das Wetter war so günstig, wie man es sich nicht besser wünschen konnte; auf den Feldern standen die Weizenkörner in gedrängter Fülle in den Halmen, auf den Weiden tummelten sich allerlei Heerden, auch die Lese versprach eine schöne zu werden. Katharine verwandte die größte Sorgfalt auf den Weingarten und freute sich im Vorhinein auf die Weinlese, die ihrem Keller neuen Vorrat zuführen würde.

Nur Eines unterließ sie. Sie vergaß, Einblick in den Pachtvertrag zu nehmen, den ihr Vater mit seinem Schwiegersohne kontrahirt hatte.

In diesem Vertrag befand sich eine Klausel, in der sich Herr Ungvári verpflichtete, den zum mütterlichen Erbteil seiner Tochter 'gehörenden Weingarten auf dem Vajda-Berge bearbeiten zu lassen'; doch die Lese des Erträgnisses überlasse er seinem geliebten Schwiegersohne, damit auch er eines lustigen ländlichen Festes teilhaftig werde.

Frau Katharine studirte diesen Vertrag nicht sonderlich; zudem würde sie ihn auch ganz vergebens studirt haben, denn er war von dem Studenten Stefan Ductor, dem man diese Aufgabe zugewiesen, in lateinischer Sprache abgefaßt worden, die sie nicht verstand. Und durch einen Dritten wollte sie sich die Sache nicht erklären lassen.

So kam allmählich der Zeitpunkt heran, da man die Weinlese abzuhalten pflegt, und eines schönen Morgens ließ Katharine einspannen und fuhr mit dem Kindsmädchen und ihrem Söhnchen nach dem Weingarten.

Das Wetter war wunderschön; der September versprach prächtig zu werden. Am blauen Himmel schossen Schwalben eilfertig dahin und ließen ein letztes Zwitschern vernehmen, bevor sie die Reise nach fremden, fernen Ländern antraten.

Am Fuße des Weingartens erblickte Katharine einen alten Bettler mit eisgrauem Bart. Er schien ihr so bekannt zu sein, und rasch entschlossen ließ sie ihren Wagen halten und rief den Bettler zu sich. Als jener geziemend die Tageszeit bot, erkannte sie ihn, und staunend fragte sie:

„Sie sind es, Freund Balthasar?"

„Ja, ich, edle Frau."

„Was treiben Sie denn hier?"

„Ich bin jetzt wohlbestallter Bettler." Und damit wies er auf die handgroße Kupfertafel, die von seinem zerrissenen Mantel herunterhing und

das Abzeichen der privilegirten städtischen Bettler bildete. „Der Herr Bürgermeister machte mich zum Bettler; Gott lohn' es ihm."

„Weshalb kommen Sie nicht lieber in mein Haus? Dort könnten Sie ruhig und friedlich leben."

„Da bin ich schon lieber Bettler."

Und darin hatte er auch Recht. Nur der Bettlerstand verbürgt absolute Unabhängigkeit im Leben. Der städtische Bettler wandert am Freitag von einem Haus zum anderen; von einer Schulter hat er einen Schnappsack aus Leinen, von der anderen einen Ranzen aus grobem Tuch herunterhängen, und wenn er an der Küchentür stehend sein Sprüchlein hergesagt, wirft ihm die mildtätige Hausfrau ein Stück Brot, Speck oder Käse in den Ranzen, einen Schöpflöffel voll Mehl in den Schnappsack, so daß er sich Mundvorrat für eine ganze Woche sammelt. Am Sonntag aber sitzt der Bettler an der Kirchentür, und die zur Andacht eilenden Gläubigen werfen ihm so manches Groschenstück in den Hut. Wenn Balthasar also sagte, Gott lohn' es dem Bürgermeister, daß er ihn zum Bettler gemacht, so war das wirklich dankbar von ihm gemeint.

„Setzen Sie sich neben meinen Kutscher auf den Bock und kommen Sie mit mir in meinen Weingarten; dort wird sich auch Einiges für Sie finden."

Der alte Balthasar ließ sich das nicht zweimal sagen.

Katharine fand sich an diesem Tage noch nicht ein, um die Lese vorzunehmen; sie wollte nur als gute Wirtin Umschau halten, wollte sehen, wie weit die Trauben gereift wären, und die besten kosten.

Der weit ausgedehnte Weingarten hatte zwei Türen; die eine, die kleinere, war dem tiefen Wege zugewendet, die andere, größere, führte von der Hügelseite herein. Katharine kam durch die kleinere herein, und nachdem sie sich von dem Stand der Reben überzeugt und ihrem Söhnchen ein paar der schönsten Beeren in den Mund gesteckt, bedeutete sie dem alten Balthasar, er möge sich seinen Ranzen mit Trauben füllen.

Jetzt erst gewahrte sie, daß sich vom Weinhause her eine vornehme Gesellschaft näherte, die jedenfalls durch das große Tor eingetreten war.

Sie erkannte vor allen Dingen Nikolaus Baranyi, dann den Vicegespan, außerdem zwei Herren, die jedenfalls mit zur Familie gehörten, und Baranyis zweite Frau, Elisabeth, die ihren nunmehr schon einjährigen Sohn auf dem Arme trug.

Katharine stand vor der Gesellschaft da und hatte gleichfalls ihren Sohn am Arm. Sie war höchst verwundert, als sie diese Personen vor sich erblickte. Die Herren hatten Fliuten von den Schultern hängen.

Nikolaus war der Erste, der sich gefaßt hatte. Mit rauher, wilder Stimme fuhr er Katharine an:

„Was hast Du hier zu suchen?"

„Was ich hier zu suchen habe?" fragte Katharine zurück. „Dies ist

ja mein Weingarten! Ich ließ ihn bearbeiten, pflegen, und wo man arbeitet, dort darf man auch ernten."

„O nein! Die Lese ist ja mein!"

„Das wäre keine Gerechtigkeit!"

„Du hast mit der Gerechtigkeit nichts zu tun! Und wie hast Du Dich unterstanden, diesem Bettler das Traubenpflücken zu erlauben, Du . . ."

Und hier ließ der einstige Gatte, der Liebende, ein Schmähwort laut werden, das die Feder nicht wiedergeben kann, ein häßliches, schmachvolles Wort, wie man es einem Frauenzimmer auf offenem Markte zuzurufen pflegt.

Und ein ähnliches Schmähwort gebrauchend, erwiderte die Frau:

„Wenn ich ‚das' bin, so bist Du ‚dies' . . ."

Es war ein häßlicher Zusammenstoß.

Das Schmähwort, das ihm seine einstige Gattin ins Gesicht geschleudert, brachte Nikolaus in solchen Zorn, daß er sein Gewehr von der Schulter riß und es auf Katharine anschlug. Wen wollte er niederschießen? Die Mutter oder den Sohn? Oder vielleicht Beide?

Zum Glück befand sich sein Schutzengel neben ihm. Elisabeth, die ihr Söhnchen am Arm hielt, warf sich vor ihren Gatten hin und schlug dessen Waffe zur Seite, indem sie aufschrie:

„Um des Himmels willen, Nikolaus, was willst Du tun?"

Nun traten auch die Herren dazwischen und entwanden dem Rasenden die Waffe.

Die unglückliche Frau aber sprach einen Fluch aus über ihn:

„Gott strafe Dich, lasse es nicht ungerächt, daß Du mich beschimpftest und die Waffe gegen mich anschlugst, gegen mich und meinen Sohn, der Dein leiblicher Sohn ist! Mögest Du enden, wie Herodes endete, und wenn Du Deinen Tod nahen fühlst, sollst Du Gersten- und Hirsebrot verlangen und kein anderes verzehren können!"

Dies mußte zu jener Zeit ein fürchterlicher Bannfluch gewesen sein. Die anwesenden Zeugen, die später zur Aussage aufgefordert wurden, nämlich Elisabeth Kiß und Katharine Szabó, citirten den letzten Satz völlig übereinstimmend, und die Nemesis ließ ihn auch in Erfüllung gehen. Es war ein fürchterliches Verhängniß! Ein ungarischer Edelmann sollte Gersten- und Hirsebrot verlangen müssen, wenn er sich anschickt, ins Jenseits einzugehen!

Nach dieser fürchterlichen Begegnung entfloh Katharine, ihren Sohn an sich gedrückt, aus dem Weingarten, nachdem sie dem Usurpator zugerufen, der Garten möge mit seiner ganzen Schwere auf ihm lasten, so lange er hienieden weilt!

Sie vergoß heiße Tränen um des Verlorenen willen; doch war darunter nicht der Weingarten, sondern ihr Himmelreich zu verstehen.

So steht das zu lesen in den Dokumenten der Familie Baranyi, von Seite 240 bis Seite 244, wo die diesbezüglichen Aufzeichnungen von Joannes Meleczky, altefatae inclytae Tab. juratus notarius, herrühren.

XXX.

Erfahrene Jäger haben schon oft beobachtet, auf welche Weise sich der Silberreiher vor dem Falken schützt, und haben das auch beschrieben. Der Falke verfolgt den Reiher. Krächzend schießen sie unter dem blauen Himmel dahin, Beide fliegen gleich schnell. Die Verteidigung des Silberreihers besteht darin, daß er bald pfeilschnell in die Tiefe sinkt, bald plötzlich in die Höhe emporschießt, um auf diese Weise zu vermeiden, daß der Falke auf ihn niederstoße. Doch mit einem Male hat sich der Falke dennoch über ihn emporgeschwungen und mit ausgebreiteten Flügeln schwebt er über seinem Opfer. Der Reiher späht mit seitwärts gedrehtem Kopfe hinauf. Nun schlägt der Falke die Flügel zusammen und stößt blitzschnell hinab; doch der Reiher legt sich ebenso schnell auf die Seite und hält den langen, spitzigen Schnabel kerzengerade in die Höhe, daß sich der Falke darauf spießen muß. Nun stürzen Beide zu gleicher Zeit aus der schwindelnden Höhe herab, und wer zu unterst zu liegen kommt, ist tot.

Also war auch der Kampf zwischen Katharine und Nikolaus beschaffen.

Welcher Balsam konnte ihrem Herzen für das tödlich verletzende Wort gewährt werden, das ihr einstiger Verehrer, der Vater ihres Kindes, ihr angetrauter Gatte ihr zugerufen? Genügte es etwa, daß der alte Bettler die Weintrauben, mit denen er seinen Ranzen gefüllt hatte, in Begleitung verletzender, doch wohlverdienter Worte dem Edelmann zu Füßen warf und dann der Spenderin die Hand küßte?

Nein, das genügte nicht angesichts der Schmach, die ihr in Gegenwart einer ganzen vornehmen Gesellschaft zu Teil geworden, das war keine Genugtuung für das Schimpfwort, das er der einstigen Gattin zugerufen. Und wie, wenn es gar nicht die einstige, sondern auch die gegenwärtige Gattin ist?

Dieses verhängnißvolle Zusammentreffen hatte Katharine ihres Herzens beraubt. Jegliches Empfinden in ihr war erstorben. Hätte jener Mann sie doch lieber niedergeschossen, wie er es gewollt; sie wußte ihm keinen Dank dafür, daß er sie am Leben gelassen.

„Mütterchen," sprach der kleine Knabe zu ihr und dabei rollten ihm die hellen Tränen über die runden Backen; „weshalb war der Onkel so böse auf uns?"

Für das Kind war jener nur „Onkel"!

Eilends verließ Katharine den Weingarten und bestieg ihren Wagen; sie nahm auch Balthasar, den Bettler, mit sich in die Stadt zurück.

Noch am Abend desselben Tages erhielt sie den Besuch des Professors Michael Gyarmathy, der zu ihr sagte:

„Ich eilte herbei, da ich von Balthasar Alles erfahren habe."

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich trösten kamen. Ich bin sehr krank. Giebt es aber ein Heilmittel für meine tödliche Wunde?"

„Ich glaube, ein solches gefunden zu haben, und will es Ihnen nennen."

„Sprechen Sie, ich werde Ihnen aufmerksam zuhören."

„Die erste Aufgabe des die Untersuchung vornehmenden Arztes besteht darin, die Beschaffenheit und Entstehung der Krankheit festzustellen. Ihre Krankheit ist auf die Entstehungsursache zurückzuführen, daß Sie von Ihrem angetrauten Gatten verlassen wurden und allein, ohne jeden Schutz und Schirm, in der Welt zurückblieben, zum Ueberfluß gerade von jenen Personen angegriffen und verfolgt, die durch den Eid und Blutsbande zu Ihrer Verteidigung verhalten wären."

„Ja, das ist es."

„Es liegt indessen ein Uebel vor, das noch schlimmer ist, und zwar jenes, daß Sie nicht nur in der eigenen Person, sondern mehr noch in der Ihres Sohnes angegriffen sind. Dieser wird verhöhnt und verfolgt, gleich dem Jesukindlein zu Nazareth, und genau auf dieselbe Art. Sie aber möchten Ihr Kind beschirmen und verhüllen, der schmerzensreichen Mutter Gottes vergleichbar."

Schluchzend drückte Katharine ihr Kind an sich. Das war ihre Antwort.

Der Professor aber fuhr zu sprechen fort:

„Gott vollbrachte ein Wunder an dem Kinde Marias, indem er ihm in der Person des heiligen Joseph einen schützenden Vater gab, den er durch seinen Engel zur Flucht auffordern ließ."

„Wo giebt es heute mehr einen Joseph? wo einen Engel?"

„Beide sind auch jetzt in der Nähe. Der Engel erscheint nicht im Traumbilde, sondern im Geiste reiflicher Ueberlegung und wahrer Liebe. Sie wurden vom römisch-katholischen Konsistorium im Sinne seiner Dogmen von Ihrem Gatten geschieden, der von Neuem heiratete und abermals eine Familie gründete. Sie sind daher frei und können in allen Ehren einem anderen Manne ihre Hand zum Bunde reichen."

„Würde sich denn Jemand getrauen, mich zu heiraten? Mit dieser gebrandmarkten Stirne, diesem verhöhnten Angesicht? Fände sich auf der ganzen weiten Welt solch ein Mann?"

„Er hat sich schon gefunden, denn er steht hier vor Ihnen."

Katharine schlug die Hände zusammen, und als sie zu sprechen anhub, wußte man nicht, ob sie lachte oder weinte.

„Hochwürdiger Herr, ich weiß, daß Sie stets gut zu mir waren, mir mit Rat und Tat beistanden, mich aus einer großen Gefahr zu befreien trachteten, mich achteten und schätzten und immerdar für mich besorgt waren. Es wäre daher sehr undankbar von mir, und ich würde gegen Gott sündigen, wenn ich Ihnen nicht gestehen würde, daß ich eine lebendige Tote bin,

der man das Herz aus dem Leibe riß und in der kein anderes Gefühl mehr vorhanden ist, als das der lebendig Begrabenen, die den Deckel ihres Sarges zu zertrümmern bemüht ist."

„Das will ja ich auch; ich will Sie aus dem Sarge befreien."

„Sie werden aber stets und immer das Leichentuch an mir spüren, mich von einer Grabesatmosphäre umweht finden. Ich wäre nichts Anderes als ein ruheloses Gespenst, das nur einen kalten Atem auszuströmen, aber keinen heißen Kuß zu erwidern vermag. In mir ist jegliches Gefühl erstorben."

„Ich weiß und fühle das Alles, und darum will ich Sie nicht zwingen. Ich habe bisher immer das Leben eines Asketen geführt; niemals noch habe ich ein Weib berührt. Ich lebte ausschließlich der Wissenschaft. Wenn ich vom Katheder herabsteige, greife ich zum Wanderstab und streife durch Wald und Flur, um die Gebilde der Natur zu untersuchen, und bei nächtlichem Lampenschein schreibe ich meine Beobachtungen nieder, studire ich die Werke unsterblicher Meister. Ich verfolge mit meinem Anerbieten keinen anderen Zweck, als einer ungerecht verfolgten Frau den Schutz zu bieten, den ein Mann zu bieten vermag, der Herz und Kopf am rechten Fleck hat. Ich bin unabhängig nach jeder Richtung hin. Mein Gehalt als Professor erhalte ich von der Universität zu Oxford, und durch meine botanischen und Insektensammlungen habe ich mir von den ausländischen Liebhabern ein ziemlich reiches Einkommen gesichert. Ich brauche Niemanden um Rat und Meinung zu fragen. Verwandte habe ich keine, die mir Vorschriften machen könnten, und so bin ich nur mir allein Rechenschaft schuldig. Ich achte und schätze die Frau, noch mehr aber die Mutter, und hege den innigen Wunsch, aus Ihrem Sohn einen tüchtigen, unabhängigen, selbstständigen Menschen zu machen, der körperlich seinem Vater, seelisch und geistig aber mir gleichen möge . . ."

Statt zu antworten setzte Katharine ihren kleinen Sohn auf die Kniee des Professors, und das Kind schlang in seinem untrüglichen Instinkt die kleinen Arme sofort um den Kopf seines neuen Vaters, während die Mutter laut zu schluchzen begann.

Das war also erledigt.

Katharine hatte aber noch einen Einwand zu erheben.

„Die reformirte Kirche hat meine in ihrem Gotteshause geschlossene Ehe nicht aufgelöst, sondern mein Gatte wurde nur durch die katholische Behörde von mir geschieden," sprach sie. „Wie wird also die neue Verbindung zu Stande kommen können?"

„Auch dafür hat die herrschende Sitte einen Ausweg gefunden. Für den Fall, daß der zum katholischen Glauben übergetretene Gatte eine neue Ehe eingeht, wird der Frau die sogenannte ‚Ehe des heiligen Joseph‘ mit einem anderen Gatten gestattet."

Katharine reichte dem Professor die Hand.

So kam es, daß Frau Nikolaus Baranyi, geborene Katharine Ungvári, mit Professor Michael Gyarmathy, dem großen Physiologen, die Ehe des heiligen Joseph einging. Die Ehe war eine sehr glückliche und gab niemals Anlaß zu Streitigkeiten irgend welcher Art.

XXXI.

Auf diese Weise kam der bisher unerhörte und für unglaublich gehaltene Fall zu Stande, daß ein ungarischer Edelmann zu gleicher Zeit zwei ihm gesetzlich angetraute lebende Frauen, und eine ungarische Edeldame zu gleicher Zeit zwei ihr gesetzlich angetraute Ehemänner am Leben hatte.

Weder vordem, noch nachher verzeichnet die Chronik einen gleichen Fall, der einzig und allein nur in Ungarn möglich war, wo Protestanten, Römisch- und Griechisch-Katholische in Gemäßheit ihrer verschiedenen Kirchengesetze in Heiratsangelegenheiten urteilten, als in der Friedenszeit nach dem großen Freiheitskampfe die Vorschriften der verschiedenen Glaubensbekenntnisse zu gleicher Wirksamkeit und Giltigkeit erhoben wurden.

Der Septemvir Nikolaus Baranyi hatte sowohl im Schlosse zu Zenye, als auch im griechischen Hause zu Debreczin je eine Gemahlin, und mit beiden war er gesetzlich verheiratet. Frau Katharine Ungvári aber konnte, wenn sie sich Frau Nikolaus Baranyi nennen wollte, in Debreczin zu Hause bleiben; doch wenn sie die Lust anwandelte, für Frau Michael Gyarmathy zu gelten, so brauchte sie nur nach Großwardein hinüberzufahren.

Hätte es sich bloß um reine Herzensangelegenheiten gehandelt, so würde man das Chaos schon irgendwie in Ordnung bringen können. In der Türkei beispielsweise hat ein Mann auch mehrere Frauen, und die Frauen von Allibámon haben je zwei Männer für sich, um von den Ansiedlern des Salt-Lake, den Mormonen, gar nicht zu reden, die trotz ihrer Heiligkeit der freien Liebe huldigen; allein in unserem Lande zieht solch ein Zustand zahllose privatrechtliche Konsequenzen nach sich. Beide Gatten und beide Gattinnen haben ihre vermögensrechtlichen Fragen zu vertreten, und das meiste Kopfzerbrechen verursacht die Feststellung des Erstgeburtsrechtes.

Mit der Frage des Vermögens, des Erbrechtes könnte man sich noch abfinden; aber die Ehre! Im schönen Ungarlande hat man für die Ehre mehr Blut schon vergossen, als alle Lancetten, Blutegel und Schröpfköpfe den vom Fieber durchglühten Adern jemals abgezapft! Es giebt Niemanden unter uns, der es stillschweigend hinnehmen würde, wenn man ihm sagt, er sei nicht seines Vaters Sohn. Die Ehre vor Allem; dann kommt erst das Leben.

Als Katharine in ihrem neuen Gatten eine starke Stütze gefunden, beschloß sie unter seinem Schutze einen Schritt zu unternehmen, auf den

nur ein außerordentlich starker weiblicher Charakter nach langem reiflichen Nachdenken verfallen konnte. Sie wollte ihrem Kinde den Vater zurückerobern.

Zu diesem Behufe wendete sie sich geradenwegs an dasselbe Forum, das im Sinne der katholischen Dogmen den Gatten von ihr geschieden. Sie begab sich nach Großwardein, zum dortigen Domkapitel, und hinterlegte bei der aus Bischöfen, Pröpsten und Aebten bestehenden Körperschaft eine sogenannte „fassio narratoria" (erzählendes Geständniß), das mit dem Siegel des Domkapitels und den Unterschriften sämmtlicher Beisitzer versehen, in das Protokoll des Kapitels aufgenommen wurde.

Der Text desselben lautet:

„Ich, Katharine Ungvári, vordem gesetzlich angetraute Gattin des wohledlen Herrn Nikolaus Baranyi, gegenwärtig aber Frau des in Debreczin wohnenden Michael Gyarmathy, bin aus eigenem Antriebe und zur Beruhigung meines Gewissens zu dem Entschlusse gelangt, vor dem edlen Domkapitel persönlich zu erscheinen und daselbst behufs Vermeidung jeglichen Schadens, der aus meinem Schweigen sich für meinen geliebten Sohn, Nikolaus Baranyi, ergeben könnte, nach bestem Wissen die zwischen mir und dem wohledlen Herrn Nikolaus Baranyi, Beisitzer der hohen königlichen Septemviraltafel, sich abgespielten Dinge dermaßen zu erklären, daß mich die Mutter meines vorgenannten Gatten, Nikolaus Baranyi, Frau Maria Fekete, und meine Stiefmutter, Frau Christine Fekete, aus Neidsucht oder Haß, oder um sich in den Besitz meiner Habe zu setzen, durch schmähliche Mittel in diesen beklagenswerten Zustand und diese traurige Verfassung brachten, indem sie nächtlicherweile, als ich in meinem Schlafzimmer lag, in Abwesenheit meines Gatten, mit Laternen und von Dienstleuten begleitet, in mein Haus eindrangen und dort zu suchen begannen. Auf den Lärm, den sie machten, erwachte ich, und fragte, was sie eigentlich wollten. Nachdem sie im Hause nichts gefunden, gingen sie auch in die Kammer, wo sie den Apothekergehilfen aus Debreczin antrafen, und nun beschuldigten sie mich bei meinem Gatten, ich hätte mich zweifellos mit jenem vergangen; doch so wahr ich selig werden und beim jüngsten Gericht mit reinem Gewissen vor dem Alles wissenden Richter erscheinen will, so wahr ist es, daß mein Sohn der Sohn meines Gatten Nikolaus Baranyi ist und daß ich mich weder mit dem Apothekergehilfen, noch mit einem Anderen vergangen habe, und daß ich keinerlei Kenntniß davon hatte, daß jener Apothekergehilfe in der Kammer versteckt gewesen.

Ich weiß nicht, wo und durch wen auf dieser Grundlage die Scheidung meines Gatten von mir ausgesprochen wurde, denn ich wurde nie und nirgends vorgeladen, vernommen oder verhört; die Scheidung wurde ohne mein Wissen ausgesprochen und gelangte erst zu meiner Kenntniß, als mein Gatte eine andere Frau heiratete. Und da es ferner zu meiner

Kenntniß kam, daß er den Sohn, dem ich das Leben geschenkt, nicht als seinen gesetzlichen Sohn anerkennen will, trotzdem nach dem hier beiliegenden Auszuge aus dem Kirchenbuche zu ersehen ist, daß ich des Knaben genas, gerade als man mich jenes Vergehens beschuldigte, erkläre ich nochmals bei meinem heiligen Glauben, und so wahr ich vor meinem Herrn Jesus Christus erscheinen und von ihm schuldlos befunden werden will, daß mein Sohn Nikolaus Baranyi der leibliche, gesetzliche und unantastbare Sohn meines früheren Gatten ist.

„Diese meine Erklärung, Deklaration und Geständniß bitte ich nebst dem unter A hier beiliegenden Kirchenbuchauszug zu Protokoll zu nehmen und Abschrift davon für meinen Sohn Nikolaus Baranyi, dem leiblichen und gesetzlichen Sohne des wohledlen Herrn Nikolaus Baranyi, zur Sicherung seiner Zukunft und behufs Vermeidung späterer Mißverständnisse ausfolgen zu wollen."

In seiner Plenarsitzung nahm das löbliche Domkapitel dieses erzählende Geständniß zur Kenntniß und beglaubigte es mit seinem Siegel und der Unterschrift seiner Mitglieder.

Nachstehend folgen die Namen der Beisitzer des Kapitels dem Range nach:

Coram me: Stephano Keczer de Lipócz, electo Episcopo Makariensi, smae. Caesareoregiae Majestatis Consiliario, Abbate de nova Gasa, praeposito majore. Jacobo Fabri, electo Eppo. Duliunensi. Smae maj. Consiliario, Abbate. Eustachio de Csúcs. Lectore, Francisco Potentari Abbate sti. Georgii, Cantore, Paulo Kovács Abbate B. M. V. de Cikador, custode Stephano Luby de Benedekfalva. Abbate B. M. V. de valle. Tabulae Regiae praelato, Georgio Gyöngyösy de Poroszló, Abbate S. Jacobi Apostoli de Silisto. Beneficiario, archidiacono cathedrali. Francisco Makkai, Sti. Benedicti juxta strigonium Archidiacono de Békés, Francisco Ujváry de Acsa Abbate B. M. V. de Bihar, Archidiacono de Kraszna. Michaele Vécsey de eadem, et Joane Ruth, Ecclesiae nostrae fratribus et canonicis. m. p.

Zwölf berühmte Namen, lauter hochstehende Persönlichkeiten der katholischen Kirche, die ihr ganzes Ansehen in die Wagschale werfen, um die angegriffene Ehre einer Calvinerin wiederherzustellen! Auch dieser Umstand vermehrt die Zahl der außerordentlichen Vorkommnisse unserer Geschichte.

Dieser Schritt, den Katharine unternahm, war so kühn und unerhört, daß sie ihre sämmtlichen Gegner aus der Ruhe emporscheuchte, die sie bis jetzt beobachtet hatten. Ihr einstiger Gatte, den man von ihr geschieden, ließ tödliche Drohungen laut werden, als er die Kopie der fassio vom Domkapitel zugestellt erhielt.

Der Stadtrichter von Debreczin, Herr Domokos, aber geriet völlig

aus dem Häuschen und setzte sein gewohntes Phlegma ganz bei Seite, als er erfuhr, daß eine Calvinerin aus Debreczin ihre Sache dem päpstlichen Domkapitel zu Großwardein vorlegte und daselbst Gerechtigkeit ansuchte.

Sofort ließ er Katharine vor sich kommen und schalt sie ob ihrer Tat tüchtig aus. Als er sie fragte, weshalb sie das getan und weshalb sie die trübe Angelegenheit, die allmählich schon zur Ruhe zu kommen begonnen, von Neuem aufgerührt habe, erwiderte sie:

„Ich habe es getan, um die Ehre meines einzigen Sohnes zu sichern."

„Seine Ehre war im Sinne der Vorschriften der reformirten Kirche keinen Augenblick in Zweifel gezogen. Er wurde auf den Namen seines Vaters in die Matrikel eingetragen und wird auch die Schulen unter seinem ehrlichen Namen besuchen. Was wollen Sie also noch?"

„Nach den weltlichen Gesetzen ist sein Rechtsanspruch noch nicht gesichert. Sein Vater hat von einer anderen Frau noch einen Sohn, und wenn die Beiden heranwachsen und zu Männern werden, entsteht sicherlich grimmiger Streit zwischen ihnen. In diesem Streit soll nun mein Sohn den Sieg davontragen."

„Heiliger Gott Zebaoth! Woran dieses Weibsbild denkt! Wenn ihr Sohn heranwächst und zum Manne wird! Und bis dahin wollen Sie diese unangenehme Geschichte immer wieder auffrischen?"

„Ja, das will und werde ich! Mein Leben wird nur diesen einzigen Zweck haben. Jahr für Jahr werde ich und zwar zu jeder Jahreszeit irgend etwas tun, wodurch diese Angelegenheit neu belebt wird. Erde und Hölle werde ich in Bewegung zu setzen wissen, und sollten die mir nicht helfen, so werde ich den Weg zu den Himmlischen finden; an der Schwelle stehe ich bereits!"

„Das wird noch Dein Tod sein, Weib!"

„Selbst wenn ich sterben sollte, werde ich die Hand aus dem Grabe hervorstrecken und weiter für die Ehre meines Kindes kämpfen!"

„Dein Glaube, Weib, ist groß und stark; doch es wird Dein Verderben sein. Du wirst Dich überzeugen."

„Das schreckt mich nicht ab. Nicht einmal der Hund verläßt seine Jungen," erwiderte Katharine und ging.

XXXII.

Herr Nikolaus Baranyi hatte sich sehr schlecht gebettet, als er Frauen Anlaß gab, ihn zu quälen und zu beunruhigen, so lange er lebte. Fortan kannte er den Begriff „Ruhe" nicht mehr, und er wußte niemals, in welchem Augenblick ihn eine neuerliche unangenehme Nachricht ereilen könne.

Sein erster und täglicher Quälgeist war die eigene — zweite — Frau. Der verhängnißvolle Auftritt im Weingarten hatte sie ganz nervenkrank gemacht. Unablässig sah sie Gespenster vor sich; wenn sie schlief, erschien ihr die verstoßene Gattin mit dem verwaisten Kinde im Traume,

in den verschiedensten Gestalten, mit blutendem Leib, das getötete Kind im Arme und den neuen Herodes verwünschend. Des Nachts pflegte die junge Frau aus dem Schlaf emporzuschrecken und unter lautem Geschrei zu ihrem Gatten zu stürzen: „Töte das kleine Kind nicht!“ Auf das Geschrei der Frau lief das ganze Haus zusammen, auch Frau Susanne kam herbei, und im Vereine mit ihrem Gatten mußte sie die Geisterseherin beruhigen, was gewöhnlich bis zum frühen Morgen währte. Das war eine ärgere Hölle, als wie sie in der Bibel beschrieben steht!

Und dagegen wußten weder Aerzte noch weise Frauen ein Mittel. In früheren Zeiten hätte man gesagt, die Frau sei vom bösen Geist besessen, und getrachtet, diesen auszuräuchern oder durch Exorcismus zu bannen; allein im aufgeklärten XVIII. Jahrhundert glaubte man nicht mehr an die Gewalt des Teufels, noch weniger aber an die teufelbannende Macht der Priester, und so blieb die Behandlung der nervenkranken Frau den weltlichen Aerzten überlassen. Diese aber hatten das verwickelte System der Neurose und Neurasthenie noch nicht festgestellt, das man heutzutage so genau kennt und entsprechend zu heilen vermag — wenn Gott will nämlich. Zur Zeit, da unsere Geschichte spielt, bildete dies aber den schwersten Schlag, den das Schicksal gegen einen christlichen Gatten führen konnte, dem außer der nervenkranken Frau noch eine Schwiegermutter mit kaltem Herzen, aber stets überfließender, heißer Galle beschieden war.

Frau Sándor stand in fortwährendem Briefwechsel mit Katharine, und die verstoßene Frau wußte Alles ganz genau, was sich im Hause des einstigen Gatten ereignete.

Eines Tages fand sich Frau Sándor persönlich bei Katharine in Debreczin ein. Sie langte spät Nachts an und damit sie von Niemandem gesehen werde, entfernte sie sich, noch bevor der Morgen graute.

Die beiden Frauen hatten einen weit in die Zukunft hinausreichenden Plan entworfen, der natürlich ein Geheimniß blieb.

Der kleine Nikolaus war schon so weit gediehen, daß er zu Hause, insolange man ihn keine Schule besuchen ließ, mit rotem Bleistift die großen Buchstaben zu malen vermochte. Das Kind entwickelte sich geistig sehr schnell, und schon nach kurzer Zeit hatte es gelernt, die Buchstaben zu Worten zusammenzustellen.

Wenn man ihm ein Blatt Papier vorlegte, so malte er mit großen Lettern schon ganz geläufig die Worte darauf: „Niklas küßt seinen Papa.“

Ein derart beschriebenes Blatt Papier schickte man in einem Brief an Frau Sándor, die es ihrer Tochter übergab, die damit wieder ihrem Gatten aufwartete.

Der Herr Septemvir barst förmlich vor Wut, als er das kindliche Gekritzel erblickte. Könnte er nur des Boten habhaft werden, der das hier einschmuggelte, so ließe er ihm sicherlich fünfzig Stockstreiche verabreichen.

Nur schwer gelang es seiner Frau, ihn zu beruhigen. Ihn wagte der „Niklas" noch „Papa" zu nennen! Unerhört!

Diese Begrüßungsschreiben fanden sich mit der größten Pünktlichkeit bei jedem Anlasse ein, zu Geburts- und Namenstag, am Jahrestage der ersten Heirat, zu Neujahr und Weihnachten, und der große Mann war darüber stets hocherfreut!

Das war er aber tatsächlich! Denn so hart und abweisend er sich äußerlich gab, so warm und innig fühlte er innerlich. Der Septemvir wütete, der Vater ergötzte sich.

Das kindliche Gekritzel wurde immer vollkommener. Auf den neuesten Sendungen stand bereits zu lesen:

„Hundert Küsse schickt seinem Papa Niklas Baranyi."

Alle diese Sendungen wurden ihm von der eigenen Gattin auf den Tisch gelegt.

Der Septemvir warf diese Gratulationsbriefe voll Zorn zur Erde und trat sie mit den Füßen.

Allein in einem verborgenen Fache seines Schreibtisches konnte man alle diese Botschaften schön geordnet samt den hufeisenförmigen Spuren vorfinden, die die väterlichen Fußtritte darauf zurückgelassen. Sie kamen einer Beglaubigung gleich.

Das Herz des mächtigen Mannes fühlte, litt und blutete; allein sein Adelsstolz duldete nicht, daß man das seiner Miene anmerke, oder ein darauf abzielendes Wort über seine Lippen trete. Wenn er von seinem ersten Sohne sprach, sagte er nur immer: „Dieser Fratz, dieser Bastard."

Und immer häufiger wurden ihm die Briefe seines Sohnes zugestellt.

Später richtete das Kind in schönen, runden Buchstaben schon zusammenhängende Sätze an seinen Vater, den es in seinen Briefen nie anders benannte, als: „Teurer Vater!" Der Septemvir erteilte seinem Haiduken die strenge Weisung, selbst auf die Post zu gehen und die Briefe abzuholen, so daß der Postbote überhaupt nicht dazu komme, Briefe abzugeben; doch auch das nützte nichts. Die Briefe fanden sich pünktlich zu jeder der vorhin genannten Gelegenheiten ein. Was drei Frauen beschlossen haben, vermag selbst die Septemviraltafel nicht umzustoßen.

XXXIII.

Eines schönen Tages erhielten die drei Frauen eine vierte Bundesgenossin: die Großmutter.

Der Herr Bürgermeister Andreas Fekete Borbély war in ein besseres Jenseits eingegangen; wie es hieß, hatte er an der goldenen Ader gelitten. Wie es auch sein mag, wünschen wir, es möge ihm die ewige Ruhe beschieden sein. Seinen Sohn Andreas, den großen Ränkeschmied, stellte man in irgend einem Dorfe als Prediger an; sonderliches Erbauen fand seine Gemeinde freilich nicht an ihm.

Die Wittwe Maria, die Tante Christine und der Sohn gerieten nun in Streit über die Frage, wem das Haus zuzufallen habe.

Im Sinne der städtischen Gerichtsordnung war vorauszusehen, daß das Haus demjenigen zufallen wird, der den Anderen überlebt. Denn es gab da eine Menge einander widersprechender und aufhebender Gesetze und sich zuwiderlaufender mündlicher Testamente. Die beiden Frauen bezogen die zwei letzten Zimmer des Hauses, fanden sich aber Tag für Tag in der Küche ein, um mit einander zu zanken. Der Sohn beteiligte sich gleichfalls an diesen Streitigkeiten, und wenn er sich bei seiner Stiefmutter zu Mittag zu Gaste lud, so half er ihr, die Tante zu zerpflücken, und genoß er die Gastfreundschaft Christinens, so wurde an Frau Maria kein gutes Haar gelassen.

Es hatte aber ganz den Anschein, als würde sich die Wittwe zur Uebergabe entschließen. Sie fiel in's Bett, begann zu kränkeln, und ihre Füße schwollen alsbald an.

Ihre einzige Pflegerin war die Ilona, dieselbe, die früher bei Ungváris gedient; die bewußte Ilona.

Nach einer sehr schlecht verbrachten Nacht sagte die würdige Dame zu ihrer Dienerin:

„Hör mal, Ilona, ich möchte mich mit meiner Schwiegertochter, der Katharine, versöhnen, bevor ich sterbe. Rufet sie her zu mir.“

„Ach, ich kann nicht zu ihr gehen, denn sie schlüge mich vielleicht tot.“

„So wollen wir die Kömüves hinschicken.“

„Der wird man nichts glauben.“

„Zieh mal das untere Fach des großen Schrankes heraus; dort wirst Du ein Paar gelbe Stiefelchen finden. Die soll die Kömüves meiner Schwiegertochter mit der Botschaft übergeben, die Großmutter schicke sie ihrem Enkel. Sie möge sie ihm anprobiren, und wenn sie passen, so soll das Kind samt der Mutter hierherkommen. Es wird sich da noch manches Andere für Beide vorfinden. Das wird doch Beweis genug sein.“

So geschah es auch. Die Kömüves begab sich mit der Botschaft und den gelben Stiefelchen zu Katharine; die Botschaft richtete sie bedeutend vermehrt und vergrößert aus, und in die Stiefelchen hatte sie Federweiß gestreut, damit sie leichter anzuziehen seien.

Katharine setzte ihren Gatten von der Sache in Kenntniß, und jener konnte es nur billigen, daß seine Frau ihre Schwiegermutter besuche, da diese sie selbst an ihr Krankenlager rufen ließ, und da die gelben Stiefel dem Knaben wie angegossen saßen, so begab sie sich mit ihm in die Wohnung der Wittwe.

In demselben Jahre hatte Nikolaus die Schule zu besuchen begonnen, wo er alsbald zu den besten Schülern gehörte. Bei den Prüfungen erhielt er den am roten Bande hängenden goldenen Stern, der am Halse getragen wurde. Er war der Erste in seiner Klasse.

Als Katharine in das Zimmer der im Bett liegenden Schwiegermutter trat, brach diese in lautes Weinen aus, streckte ihr die Arme entgegen und hielt sie lange an sich gedrückt.

„Verzeihe mir, meine liebe, gute, teure Käthe!" stammelte sie. „Verzeihe mir, was ich mir Dir gegenüber zu Schulden kommen ließ, auf daß ich in Frieden sterben könne."

Im Zimmer befand sich auch Frau Stefan Vécsey, eine Nachbarin der Bürgermeisterin, der sie einen Krankenbesuch abzustatten gekommen. Diese Zeugen erzählten später, wie sich die Versöhnung zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter abgespielt. Ihre Aussagen sind in den Documenta Baranyiana im Original vorzufinden.

Auch Katharine küßte und umarmte ihre Schwiegermutter, womit sie zu erkennen gab, daß sie Verzeihung gewähre. Dann führte sie ihr Söhnlein an das Bett der Großmutter, die ihn mit Küssen bedeckte.

„Nicht ohne Grund ließ ich Dich sammt Deinem Sohne hierher kommen," hub die Kranke nach einer Weile an. „Ich will mein Testament machen und darin Deinen Sohn zu meinem Universalerben einsetzen. Ihm vermache ich mein Haus, die mir von meiner Mutter überkommenen Güter und die Weingärten, die ich im Laufe der Jahre erworben. Aber auch solange ich noch am Leben bin, will ich ihm etwas übergeben, was mehr als alle irdischen Schätze wert ist: die Liebe seines Vaters. Gar häufig habe ich meinem Sohn gesagt und auch geschrieben, der kleine Nikolaus sei doch nur sein Sohn allein; er möge ihn lieben und anerkennen. Doch stets weigerte er sich dessen und blieb hart und unbeugsam. Sein Stolz ist übergroß in ihm, und seine Würde erlaubt nicht, daß er sich erweichen lasse. Nun habe ich aber einen ganzen Plan entworfen, um ans Ziel zu gelangen. Oeffne meinen Schrank und entnimm ihm, was Du dort findest."

Katharine tat nach dem Geheiß ihrer Schwiegermutter.

Der Schrank war voll von Knabengewändern.

„Nimm heraus, was an der Seite hängt," bedeutete sie nun die Kranke.

Das war ein karmoisinrotes Höschen und ein kleiner Dolman aus feinem grünen Tuch mit winzigen silbernen Knöpfen besetzt.

Heiser tönte die Stimme der kranken Frau, als sie zu sprechen fortfuhr:

„In diesem Schrank befinden sich all die Kleider, die mein Sohn Nikolaus als Kind trug, die er von Jahr zu Jahr auswuchs und die ich stets durch neue ersetzte, bis zu der Toga des Studenten, die er als waffenfähiger Jüngling schließlich gegen die Soldatenuniform vertauschte. Diese Kleider befinden sich alle hier und sind von Jahr zu Jahr separat von einander geordnet. Die schenke ich nun Deinem Sohne. Er soll dieselben Kleider tragen, die sein Vater als Kind getragen. Probire ihm gleich den ersten Anzug an, damit wir sehen, wie er ihm sitzt."

Katharine kleidete ihren Sohn in das kindliche Gewand, das man

seinem Vater aus festlichem Anlasse hatte anfertigen lassen. Es saß ihm wie angegossen und kleidete ihn entzückend.

Tränen entstürzten den Augen der Großmutter.

„Es ist mir rein, als sähe ich meinen Sohn vor mir, als er in demselben Alter war," flüsterte sie. „Selbst der Gang, die Kopfhaltung sogar sind dieselben."

Katharine küßte abwechselnd die Hand ihrer Schwiegermutter und das Gesicht ihres Sohnes.

„Ich habe Dir aber noch andere Dinge auch zu sagen," fuhr die alte Frau fort. „Ich will, Du mögest Deinen Sohn in diesem Anzuge zu seinem Vater, dem hochgeborenen Herrn, schicken, wenn Beide Namenstag haben, auf daß er sich selbst in seinem Sohne zu neuer Jugend auferstanden sehe."

„Ich soll ihn hinschicken?" fragte Katharine betroffen.

„Ich weiß, daß Du selbst mit ihm nicht hingehen kannst; Du kannst mit Deinem früheren Manne nicht mehr zusammentreffen. Doch hast Du eine treue Dienerin, der Du ihn anvertrauen kannst: die wackere Frau Kardos. Sie wird mit dem Knaben hingehen, wird ihn behüten und wohlbehalten zurückbringen. Ich kann Dir sogar anvertrauen, daß die Frau des hochgeborenen Herrn sich nach Deinem Sohne sehnt; sie will ihn sehen und Du kannst ihn ihr schicken, als wäre sie seine zweite Mutter. Sei unbesorgt; Deinem Kinde wird kein Haar gekrümmt werden."

Katharine schien nicht abgeneigt, und Frau Maria fuhr fort:

„Und nun paß auf, Käthe . . . Niklas, mein Sohn, greife mal in die Tasche Deines Dolmans; dort wirst Du eine Schrift finden. Nimm sie hervor, und dann sage mir, ob Du schon lesen kannst?"

Die Mutter antwortete statt seiner:

„Freilich kann er schon lesen! Er weiß den kleinen Katechismus auswendig, und bei der Prüfung begrüßt er mit schöner Rede die Prüfungsherren."

„Gerade so wie sein Vater, als er in der Sexta war."

Niklas entfaltete das Papier, das er in seiner Tasche gefunden, und las den darauf geschriebenen Vers fließend herunter. Es war das ein Gedicht, das der erste Nikolaus Baranyi zum Namenstage seines Vaters Andreas aufgesagt hatte, und der kleine Niklas war vernünftig genug, um statt des darin vorkommenden Namens ‚Andreas' aus freien Stücken ‚Nikolaus' zu sagen, worüber die kranke Frau so erfreut war, daß sie laut zu lachen begann, bis sie einen Hustenanfall bekam.

„Gerade so sagte mein Nikolaus das Gedicht her, und am Ende begann er auch so zu weinen, wo es heißt: „Mein guter Vater lebe hoch! Und liebe seinen Sohn immer noch!"

Niklas hatte freilich guten Grund, zu weinen.

„Dieses Gedicht soll Niklas am Namenstage des hochgeborenen Herrn

aufsagen. Wenn er nicht ein Herz aus Stein hat, so wird er sich seiner erbarmen, sobald er dieses Gedicht hört."

„Gott gebe es!" stammelte Katharine.

Nun verabredeten sie, daß sie am Tage des heiligen Nikolaus den kleinen Niklas in dem grünen Dolman, dem roten Höschen und den gelben Stiefelchen unter Aufsicht der Frau Kardos in einem Wagen nach Zenye schicken und die Damen des Hauses von seiner Ankunft rechtzeitig benachrichtigen werden; erst am Morgen des Namenstages sollte der Kleine vor den hochgeborenen Herrn geführt werden. Nachdem es die guten alten Sitten mit sich brachten, daß am Vorabend des Namenstages ein großes Gastmahl gegeben wird, an dem die Bekannten und Verwandten nebst den Kollegen teilnehmen und das sich bis in die frühen Morgenstunden auszudehnen pflegt, so folgen die feierlichen Gratulationen erst am Morgen des Namenstages selbst.

Nachdem die beiden Frauen sich über diesen Punkt geeinigt hatten, ließ die Großmutter die Kleider, die sie bisher sorgfältig verwahrt hatte und die ihr Sohn Nikolaus getragen, bis sie ihm zu klein geworden, zusammenpacken; nun sollte ihr Enkel dieselben tragen. Das letzte Gewand, in dem er gekämpft und sich Ruhm und Ansehen erworben hatte, befand sich schon im Besitze Katharinens; der Maler hatte seiner als Modell benötigt, als er das Portrait schuf. Vielleicht wird Niklas auch dieses Gewand noch tragen können!

Wie es die Großmutter vorhergesagt, wurde Niklas im Schlosse Zenye, in dem er als Gast erschien, sehr freundlich aufgenommen. Frau Kardos hatte ihm beigebracht, der jüngeren Dame: „kleine Mama", der älteren aber: „liebe Muhme" zu sagen. Beide Damen begrüßten das Kind sehr herzlich. Elisabeth nahm ihn sofort in den Schooß und glättete ihm mit dem eigenen Kamm das Haar, während Frau Sándor seinen kleinen Bruder, den Georg, herbeiholte. Die beiden Kinder befreundeten sich sofort miteinander.

Frau Susanne stellte sie einander vor, indem sie sagte: „Dies ist Dein großer Bruder, der Nikolaus, und dies ist Dein kleiner Bruder, der Georg." Die beiden Kinder waren mit den brüderlichen Beziehungen sofort einverstanden.

Es war gegen Abend, als man im Schlosse anlangte, das bereits von Gästen wimmelte, sodaß der hochgeborene Herr von seinen Hausherrnpflichten vollkommen in Anspruch genommen war. Im Kinderzimmer konnten sich die Kinder inzwischen nach Herzenslust amüsiren. Niklas befand sich entschieden im Vorteil, denn er wußte schon die wunderbarsten Dinge vom Riesen Goliath zu erzählen, den der kleine David tötete, von Simson und dem traumdeutenden Joseph, daß der kleine Georg mit aufgesperrtem Munde lauschte. Er ging noch nicht in die Schule, denn sein Vater wollte den jungen Geist nicht vorzeitig anstrengen. Dagegen wußte

er trefflich Bescheid in den Künsten des Kreiseltreibens und Ballwerfens, in denen man Niklas daheim nicht unterwiesen hatte. Frau Sándor und Elisabeth fanden sich abwechselnd ein, um nach den Kindern zu schauen, und immer brachten sie irgend einen Leckerbissen von der großen Tafel für die Knaben mit, die darob ganz glücklich waren.

Als es Schlafenszeit geworden, legte man sie neben einander in ein gemeinsames Bett; die gute Frau Kardos saß neben dem Bett und begann ihnen von Klein-Däumling und Schneider Meck-Meck zu erzählen, bis sie friedlich einschliefen.

Am nächsten Morgen kam Elisabeth selbst herein, um die beiden Knaben zu waschen, zu kämmen und anzukleiden. Dann nahm sie sie bei den Händen und führte sie in das Zimmer des hochgeborenen Herrn, der nach der nächtlichen Unterhaltung sehr aufgeräumt zu sein schien.

Erst kam die Reihe an den kleinen Georg, seinen Vers herzusagen, was anstandslos vor sich ging und ihm seitens seines Vaters ein paar derbe Küsse eintrug.

Dann trat Frau Sándor in das Zimmer und brachte den Niklas mit sich.

Nikolaus Baranyi verstummte, als er sich selbst, nur in kindlicher Ausgabe, auf sich zukommen sah. Selbst der Gang war der seinige, das elastische Wiegen auf den Fußspitzen während des Gehens, dann die Art, wie der Knabe stehen blieb und den Kopf emporwarf. Genau so hatte er selbst im Alter von sieben Jahren ausgesehen.

Und erst, als der Knabe zu sprechen begann, um sein Gedicht aufzusagen! Selbst die Stimme war ganz die seinige. Das Gedicht vervollständigte die Täuschung. Jede Zeile erinnerte ihn von Neuem an die glücklichste Kinderzeit. Er fühlte, daß ihn die Rührung übermannte, daß er nahe daran war, zu bereuen, was er getan. Der Vater rang sich über den hochgeborenen Herrn empor. Und bei der letzten Verszeile, da das Kind zu schluchzen begann, zog er es an sich und fragte mit vor Rührung bebender Stimme:

„Wer hat Dich dieses Gedicht gelehrt?"

„Meine Mutter."

Der Edelmann zog seine Börse, entnahm ihr einen Marientaler und drückte ihn dem Knaben in die Hand.

„Gieb das Deiner Mutter," sagte er.

Niklas neigte sich über die Hand, die ihm das Geldstück bot, und küßte sie wiederholt. Der Edelmann hob den Kopf des Knaben empor, um ihm in's Gesicht blicken zu können, und dann fragte er:

„Wie heißt Du, mein Kind? Wie ist Dein Name?"

Hätte dieser Knabe nur einen Tropfen des vorsichtigen, auf seinen Vorteil bedachten griechischen Blutes in seinen Adern fließen gehabt, so würde er, wie jedes andere Kind, den Namen genannt haben, den ihm

Jedermann beilegte, seinen Kosenamen; doch er war der richtige Sohn seines Vaters, ein unverfälschter Baranyi-Sprößling: stolz, trotzig, unerschrocken. Als er die Frage vernahm, hob er den Kopf in die Höhe, richtete sich empor und erwiderte mit lauter Stimme:

„Mein Name ist Nikolaus, Edler von Baranyi."

Damit war der fürsorgliche, zarte Plan, den die Frauen entworfen hatten, in Trümmer gelegt.

Der Stolz gewann in dem Edelmann mit einem Male die Oberhand über die väterliche Rührung, und die vor Zorn bebende Stimme rief dem kleinen Jungen zu:

„Ich verbiete Dir, Dich Nikolaus Baranyi zu nennen, und erfahre ich, daß Du das zu tun wagst, so lasse ich Dich durchprügeln."

Auch diese Worte sind den **Documenta Baranyiana** entnommen, wo sie in der Zeugenaussage der Frau Stefan Sápi vorkommen.

Erschrocken erfaßte Frau Sándor die Hand des Kindes, führte es eiligst aus dem Zimmer, und indem sie es der draußen harrenden Frau Kardos übergab, sprach sie:

„Gehen Sie mit dem Kleinen nach Hause, wir haben eine Niederlage erlitten, unser Plan ist nicht gelungen."

Nur Frau Elisabeth und der kleine Georg verblieben bei dem Edelmann, der sich vor Aufregung kaum fassen konnte.

Die Frau zitterte am ganzen Körper und wagte kein Wort zu sprechen. Nur der kleine Junge, der Georg, hatte seine volle Unbefangenheit beibehalten. Das unschuldige Knäblein, der Bruder des verstoßenen Kindes, eilte zu dem aufgebrachten Vater hin, umschlang seine Kniee und bat flehentlich:

„L i e b e r, g u t e r V a t e r, s e i n i c h t b ö s e a u f d e n a r m e n N i k l a s, e r i s t j a m e i n l e i b l i c h e r B r u d e r."

Diese Worte versetzten den stolzen Herrn in noch größeren Zorn:

„D a n n b i s t a u c h D u n i c h t m e i n S o h n, D u F r a tz, D u B a s t a r d!"

Und schon griff er nach der Peitsche. Dieses überaus nützliche Erziehungsgerät hing in jedem anständigen Haus an der Türangel. Es hatte einen schönen Griff aus Rehfuß, die Schnur war aus feinem, dünnem Leder, und schmale, farbige Riemenstreifen schmückten den Griff. Bei uns war dieses Gerät auch vorhanden, ich schloß wiederholt nähere Bekanntschaft mit ihm und sicherlich nicht unverdient. Die Peitsche bildete das sichtbare Symbol der väterlichen Oberherrlichkeit. Nikolaus Baranyi schlug seinen Jüngeren, seinen Lieblingssohn, mit dieser Peitsche, weil er jene Worte gesprochen. Aber Georg war auch kein Hasenfuß, selbst während die Hiebe sein schmerzendes Hinterkastell trafen und ihm die hellen Tränen über die kleinen Backen liefen, rief er seinem Vater die Worte zu:

„Du schlägst mich umsonst, ich bin darum doch Dein Sohn, und der kleine Niklas ist auch Dein Sohn."

Es sind dies die eigenen Worte der Zeugin Katharine Sujtó, wie aus den Documenta Baranyiana zu ersehen.

Als Elisabeth diese grausame Scene mitansehen mußte, brach sie ohnmächtig zusammen, worauf ihre Mutter und deren Dienerin, Katharine Sujtó, herbeigeeilt kamen und den Kleinen gewaltsam den Händen seines Vaters entrissen.

Nun aber hätte Jemand all die Schmähungen und Vorwürfe für die Nachwelt verzeichnen sollen, die Frau Sándor nunmehr gegen ihren Schwiegersohn vom Stapel ließ! Alles nannte sie ihn: Henkersknecht, Kerkermeister, Tyrann; nur einen Septemvir nannte sie ihn nicht! „Da haben wir die Bescherung," jammerte sie, „die eigene Frau haben Sie gemordet! Noch dazu an Ihrem Namenstage! Einem Mörder hab' ich mein Kind zur Frau gegeben! Lieber hätte ich sie einem wilden Tataren hingeben sollen."

Das vermag kein wahrer Christ zu ertragen! Die Hölle bekommt man ja erst in der anderen Welt zu verkosten! Der Herr Septemvir konnte dem Ungewitter, das sich über ihn entladen, nicht länger Stand halten, sondern rannte hinaus, ließ einspannen und fuhr, so schnell nur die Pferde laufen konnten, nach Debreczin; er ließ Frau, Kind, Schwiegermutter, Verwandte und Gäste im Stiche und kümmerte sich um Niemanden. Ja, so kurzweilig verlief der Namenstag des hochgeborenen Herrn Septemvirs!

Daß er so eilig nach Debreczin fuhr, hatte seinen Grund darin, daß er Rache üben wollte und zwar Rache an der eigenen Mutter.

Er hatte ohne Mühe erraten, daß die heutige unangenehme Scene nur mit ihrem Wissen und Willen herbeigeführt worden sei. Seine Knabengewänder befanden sich ja nur in ihrem Besitz; sie hatte Katharinens Sohn mit ihnen bekleidet, und auch das Gratulationsgedicht zum Namenstage konnte ihm nur die Großmutter einstudirt haben, gleichwie die Idee, als verstoßener Sohn in diesem Aufzuge vor dem mächtigen Herrn zu erscheinen und dessen Mitleid anzurufen, auch nur einem weiblichen Gehirn entspringen konnte. Daß die Sache einen ganz entgegengesetzten Erfolg erzielen würde, hatte Niemand ahnen können.

Zornerfüllt stürmte er in das Zimmer seiner kranken Mutter.

„Mutter," herrschte er sie an, „was hast Du da schon wieder ersonnen, um mich zu ärgern und aufzubringen?"

„Was sollte ich ersonnen haben? Deinen Sohn hab' ich zu Dir geschickt."

„Mein Sohn ist er nicht, ich leugne es!"

„Das leugnest Du ganz umsonst, denn er gleicht Dir ja, wie ein Haar dem anderen."

„Ich verbiete aber, daß er meinen Namen führe. Ich werde allenthalben bekannt machen, daß ich ihn nie für meinen Sohn anerkennen werde.“

„Dein Wort wird leerer Schall in der Wüste sein, Niemand wird seiner achten. Von einem Jahr zum anderen wird Dein Sohn die Kleider tragen, die Du selbst getragen, und man wird ihn in denselben auf der Straße zur Schule gehen sehen und meinen, Du wärst es in verjüngter Ausgabe. Und wer Dich jemals in Debreczin gekannt hat, wird sagen: ‚Ei, dort geht ja der Sohn Nikolaus Baranyis, das leibhaftige Ebenbild seines Vaters‘.“

„Verflucht sei, wer auf diesen Gedanken verfallen!“

„Nimm Dich in Acht, mein lieber Sohn, wirf nicht so leichtfertig mit den Flüchen um Dich, denn die fallen sehr schnell auf das Haupt des Fluchenden zurück. Meine Tage sind schon gezählt, weinend und klagend fahre ich in die Grube, weil Du Deinen leiblichen Sohn verleugnest. Du aber verbleibst am Leben und wirst für Deinen Stolz noch schwer leiden. Gottes rächender Engel verfügt über gar viele Waffen, und er wird sie alle der Reihe nach an Deinem harten Herzen erproben, bis es weich und nachgiebig wie Wachs geworden. Und nun gehe Deines Weges und tue, was Du nicht lassen kannst, auch ich ziehe meines Weges.“

Auch diese Worte sind nach den verbürgten Aussagen der Zeitgenossen wiedergegeben, wie denn unsere ganze Geschichte durchaus keine Erfindung ist, sondern auf dokumentarisch nachweisbaren Ereignissen beruht.

Die alte Frau kehrte das Gesicht der Wand zu und sprach kein Wort mehr.

Ihr Sohn, der mächtige Herr, sprach noch lange auf sie ein, redete, plaidirte, klagte an, rechtfertigte sich, allein eine Antwort erhielt er nicht. Nun erfaßte er die Hand seiner Mutter. Sie war kalt wie Eis.

Seine Mutter stand bereits vor dem Supremus Judex Curiae, der selbst über den Septemviren zu Gericht sitzt.

XXXIV.

Nachdem man die Frau Bürgermeisterin zu Grabe getragen, suchte und fand man ihr Testament, das aber von allen Seiten gerichtlich angefochten wurde. Ich fand in der großen Menge der vorhandenen Dokumente keinerlei Fingerzeig, als wären diese Processe jemals zu Ende geführt worden. Sicherlich werden sie auch jetzt noch fortgeführt.

Für unsere Geschichte ist dies indessen vollständig bedeutungslos.

Nach dem mißlungenen Versuch gestattete Michael Gyarmathy, der Stiefvater, nicht mehr, daß man den Knaben Nikolaus in die Nähe seines Vaters bringe, sondern erzog ihn nach seiner eigenen Methode, wie man uns Alle erzogen hat. Und diese Methode bewährte sich trefflich.

Ich habe rückhaltlos berichtet, was mir bei den Sitten und Gebräuchen

meiner calvinischen Glaubensgenossen übertrieben und lächerlich erscheint; doch muß ich der Gerechtigkeit wegen auch berichten, was bei ihnen höchst lobenswert ist. Unter Anderem die Erziehung der Jugend. Sie vereinigte die größte individuelle Freiheit mit der strengsten Disciplin.

Hier gab es keinen Unterschied zwischen den Kindern armer und reicher Leute; sie wurden alle in einer Weise erzogen, als gehörten sie den bescheidensten Volksschichten an.

Unter Anderem hatten sie eine ausgezeichnete Institution, die der Entsendung als Legaten, wenn sie die sogenannten „Supplikationen" vorzunehmen hatten. An besonders hohen Feiertagen oder während der Schulferien wurden die großen und kleinen Studenten gleicherweise in's Land entsendet, um es kreuz und quer nach allen Richtungen hin zu durchziehen. Die größeren Studenten als Legaten, die kleineren als Bettler, die den anderen den Leinwandkoffer nachzuschleppen hatten. Sie gingen bis nach Slavonien, wo man in sieben calvinischen Gemeinden, die über die Drau gelangt waren, Treue und Nationalität aufrecht erhalten mußte. Der ganze Weg wurde per equos apostolorum — auf dem Rosse der Apostel — zurückgelegt. Unterwegs fanden sie überall gastfreundliche Aufnahme, wo sie übernachteten. Der erwachsene Student kam zum Seelsorger, der kleinere zum Rektor, der zu seiner Frau zu sagen pflegte: „Gieb ihm noch eine halbe Sauerteiggurke, damit er auch einen Feiertag habe!"

An Festtagen hielt der Legat eine Predigt von der Kanzel herab, und dann wurden der Reihe nach die Häuser der Glaubensgenossen aufgesucht, um milde Gaben zu sammeln, die zur Deckung seiner Bedürfnisse während des ganzen Jahres genügen mußten. Es gab Kirchensprengel, wo die Ernte eine reichliche, aber auch solche, wo sie eine umso spärlichere war.

Auf diesen Fußwanderungen sammelten die umherziehenden Apostel nicht blos Erfahrungen, erleichterten sie ihren Eltern nicht nur das Werk der Erziehung, sondern sie trugen auch zur Kräftigung des Glaubens, zur Aufrechterhaltung der nationalen Eigentümlichkeiten und zur Verbreitung der wissenschaftlichen Bildung ganz bedeutend bei.

Wie man über die armen Calviner auch spotten mag, daß Eine muß anerkannt werden, daß in kritischen und schweren Zeitläufen gerade durch ihr patriarchalisch-didaktisches System in Ungarn das nationale Empfinden, der Freiheitsdrang und allgemeine Bildung gefördert wurden.

An all diesen Aufgaben mußte sich der kleine Nikolaus beteiligen. Auch ihn schickte sein Stiefvater mit dem Rucksack auf dem Rücken im Lande herum, wo er für sich selbst zu sorgen hatte. Auf diese Weise wurden wir in der guten alten Zeit erzogen.

Einmal nahm Michael Gyarmathy seinen Stiefsohn sogar mit sich nach Dresden, und zwar legten sie die lange Reise zu Fuß zurück, um zu lernen und zu beobachten. Das nahm die ganzen Herbstferien in Anspruch.

Sie zogen durch ganz Deutschland und machten fleißig Aufzeichnungen über alles, was sie gesehen und gehört.

Inzwischen wurde dem Septemvir Nikolaus Baranyi auch ein zweiter Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Gabriel bekam. Er wurde der Stammerhalter der Familie und in reifen Mannesjahren Vicegespan des Komitats Bihar.

Um diese Familiengeschichte ein wenig abwechslungsreicher zu gestalten, kam eine kleine Episode in der Geschichte der Nation dazwischen, die von unseren Chronisten unter dem Titel „die Empörung des Peró Szegedinácz" verzeichnet wurde.

Sie bildete sozusagen die Nachwehen des großen Freiheitskampfes, der unter dem Fürsten Rákóczy geführt wurde.

Ein Teil des ungarischen Adels war tot, der andere entflohen, der Landtag hatte Rákóczys Getreue des Landes verwiesen, ihre Besitzungen konfiscirt und aus diesen große Latifundien gebildet, die die Wiener Regierung an alte und neue Getreue und Indigenaten verschenkte. Diese siedelten ihrerseits Armenier und Griechen auf den unbewohnten Landstrichen an, während an die armen Bauern kein Mensch dachte. Der Leibeigene war ärger daran, als zur Zeit Georg Dozsas, denn außer den Diensten, die er dem Grundherrn zu leisten hatte, war er seitens der neuen Regierung noch mit einer Landessteuer belegt worden. Sie schickte ihn in entlegene Gegenden, um öffentliche Arbeiten besorgen zu lassen, ließ ihn Straßen bauen und Brücken schlagen. Wenn die Deutschen sich eines Landes bemächtigen, so ist dies ihr Erstes! Die ägyptischen Pharaonen ließen vom Volke Pyramiden errichten; der Deutsche baut Landstraßen. Und was die Religion betrifft, so ließen ihm die Jesuiten keine Ruhe.

Die vielen Bedrückungen beschränkten sich nicht blos auf die Ungarn, die für die Freiheit gekämpft hatten, sondern dehnten sich auch auf die raizischen Einwanderer aus, die gegen sie in's Feld gezogen waren. Diese wurden von den Pächtern der Landgüter im Banat genau ebenso ausgesogen. Sie mußten Dämme errichten, Kanäle graben, Erde zuführen, und ihre Kirchen wurden von den Jesuiten ebenso rücksichtslos beschlagnahmt, wie die der ungarischen Protestanten, auch die Steuern wurden an ihnen ebenso erbarmungslos eingetrieben. Die Wiener Regierung verstieg sich sogar so weit, ihren Metropoliten Jovánovics durch verführerische Zusicherungen aller Art zu bewegen, die Raizen in ganz Ungarn in den Schooß der römisch-katholischen Kirche zu bringen. Doch Peró Szegedinácz zwang in der in Belgrad stattfindenden Sitzung den Metropoliten, durch das Fenster des Beratungssaales zu entfliehen, und der Mann konnte sich noch glücklich preisen, daß er mit dem Leben davonkam. Peró Szegedinácz, der mit seinem richtigen Namen Peter Jovánovicz hieß, war damals ein allenthalben mächtiger Mann; sein Vater war noch 1607 mit einer

ganzen Schaar tapferer Begleiter im Banat eingezogen, und Peró zum Stadthauptmann von Pócska ernannt worden. Auch im Komitat Csanád erhielt er ausgedehnte Besitzungen.

Die ungarischen Bauern im Komitat Csanád erhielten alsbald Kenntniß davon, was die Raizen getan, und meinten nun, die Zeit wäre gekommen, um den neuen Kuruczenkrieg zum Abschütteln des unerträglichen Joches zu beginnen. Die beiden Szent-Andráser Kuruczenleutnants Sebestyén und Szilágyi überredeten den serbischen Hauptmann, sich mit ihnen zu verbinden. Wenn Ungarn und Serben Hand in Hand gehen, so vertreiben sie den Deutschen sicherlich aus dem Lande. Peró begeisterte sich förmlich an dieser Aufforderung, und seine Mütze zu Boden werfend, schwor er mit zum Himmel erhobenen Armen, daß, so wahr Gott sein Gott sei, so wahr werde er fortan keinen dreieckigen Hut mehr in Ehren halten.

Nun entfalteten die Ungarn, nachdem sie den Richter von Szent-András, Andreas Vörtessy, einen Mann von gewaltiger Körperkraft, zu ihrem Anführer erwählt hatten, die Fahne der Empörung — sie hatten deren drei, eine rote, eine grüne und eine blaue — und begannen den Kriegszug, vor der Hand blos gegen die Pächter und Mäkler. Dazu eigneten sich die Sense und Heugabel ganz vortrefflich. Als sich ihre Zahl schon auf einige Tausend belief und sie aus Arad von den serbischen Genossen auch mit Flinten und Säbeln versehen worden waren, sich ferner von den Pächtern und Grundherren eine genügende Anzahl von Pferden geholt hatten, errichteten sie reguläre Fuß- und Reiterschaaren, die sehr wohl im Stande waren, einem regelrechten Angriffe die Stirne zu bieten. Nun brachen die Aufständischen auf, um Städte zu erobern; voran zogen die Ungarn, hinter ihnen kamen die Serben.

Das Entsetzen in den Wiener und Ofener Regierungskreisen war groß. Gab es doch in ganz Ungarn kaum einiges reguläres Militär, und auch was man von diesem Artikel besaß, bestand aus Invaliden, aus einbeinigen, einäugigen oder einarmigen Hauptleuten, die man in die verschiedenen Festungen verteilt hatte, um ihnen dort das Gnadenbrot zu geben.

Jetzt wäre es sehr gut gewesen, wenn man an den Adel hätte appelliren können, doch seitdem dieser im Vereine mit den Fußtruppen auf der Ebene von Majtény die Waffen gestreckt, besaßen die Ungarn nichts mehr, womit sie sich hätten verteidigen können.

Die Bauernschaar aber wurde immer größer, und ihre Wirtschaft machte sich schon allenthalben fühlbar. Sie belagerte bereits Békés-Gyula und schien sehr geneigt, allernächstens sogar gegen Debreczin aufzubrechen.

Jetzt waren aber nicht mehr der frühere Richter und Bürgermeister die Leiter der Debrecziner Einwohnerschaft.

Georg Komáromy hieß der Stadtrichter, Martin Diószegi der Bürgermeister; Beide waren halsstarrige, eisenfeste Calviner, die das Volk nicht zur Flucht, sondern zum erbitterten Widerstand aneiferten.

Und die Einwohnerschaft von Debreczin ist mit Waffen wohl versehen. Jeder Bürger hat seine Flinte an der Wand hängen, da er ihrer bedarf. In Debreczin schlachtet man das Schwein nämlich nicht mit dem Messer, inmitten eines fürchterlichen Quietschens und Grunzens, sondern schießt es nieder wie ein edles Wild. Darum nennt man die Flinte daselbst auch „Schweineschlächter". Tausende von flintenbewährten Männern konnten hier auf dem Kampfplatz erscheinen, wenn sie nur Jemanden hatten, der sie anführte und dem sie zu folgen bereit waren.

Und ein solcher Mann fand sich wirklich!

Die Debrecziner waren aber nicht nur bereit zur Flinte zu greifen, sondern auch entschlossen, mit den Rinder- und sonstigen Hirten dem Feinde entgegenzuziehen und den bedrängten Békés-Gyulaern zu Hilfe zu eilen. Man soll also nicht denken, daß die guten Debrecziner bei einem blinden Alarm Reißaus nehmen; sie sind auch sehr wohl im Stande und Willens, ihren Mann zu stellen und der großen Zahl der Aufständischen im offenen Kampf die Stirne zu bieten. Nur eines Anführers bedürfen sie dazu.

Außer den Bürgern wurden auch die Besucher des Kollegiums mobilisirt. Unter den Studenten wurde das Losungswort ausgegeben, es möge sich ein jeder eine Flinte verschaffen. Der Student giebt ja den besten Soldaten ab, wenn ihm einmal warm geworden.

Nikolaus Baranyi, der Sohn der Katharine Ungváry, war zu jener Zeit ein kräftiger Jüngling. Er wohnte bereits im Institut, dem er zur Ehre gereichte, und war auch schon eingekleidet.

Die Studenten trugen eine sehr schöne Uniform, bestehend aus einer bis zum Knöchel reichenden Toga aus schwarzem Stoff, die von einem breiten Seidengürtel um den Leib festgehalten wurde. In der Mitte der Brust befand sich eine lange weiße Krause, über der Toga trug man einen grünen Tuchmantel mit gelben Schnüren, auf dem Kopfe eine Mütze aus Fuchsfell mit grünem Reiher. Die Tracht wurde ergänzt durch die vom Gürtel herabhängende Tasche, die zur Aufbewahrung von Schriften und Aehnlichem diente, und durch die im Munde steckende lange Debrecziner Thonpfeife, ohne die ein Debrecziner Student überhaupt nicht denkbar war. Dafür durfte das in schwarzes Leder gebundene Gebetbuch nicht in der linken Hand fehlen.

Eines Tages fand sich im Schlosse Zenye eine in diesem Gewande prangende Gestalt ein und verlangte, vor den hochgeborenen Herrn geführt zu werden. Der Wanderstudent hatte im ganzen Lande ungehinderten Zutritt in jedes Haus. Selbst der Haushund wedelte mit dem Schweif, wenn er ihn erblickte, und der Haiduk säuberte ihm geziemend die Schuhe vom Staub.

Man geleitete den Besucher vor den hochgeborenen Herrn, der Gerichtsferien hatte und sich darum in seinem Schlosse Zenye aufhalten konnte.

Auf den ersten Blick hatte er seinen Sohn erkannt und auch die Tracht, die er trug. Doch regte sich keinerlei Zorn in ihm.

„Wer bist Du, und was willst Du?" fragte er ihn.

„Ich bin Supplikant. Hier mein Patent."

„Du weißt, daß ich kein Calviner bin und Deiner Kirche daher keine Dienste zu erweisen habe."

„Ja, das weiß ich. Aber ein ungarischer Edelmann sind Sie und als solcher dem Vaterlande zu Diensten verpflichtet. In meinem Patent bin ich ermächtigt, alle Flinten zu entleihen, deren ich ansichtig werde."

„Und woher weißt Du, daß ich eine Flinte besitze?"

„Weil ich sie gesehen habe," lautete die Antwort.

Der Edelmann stützte die Stirne in die Hand.

Ja, der Jüngling hatte sie gesehen — mit der Mündung gegen sich gekehrt.

„Was soll Dir die Flinte?" fragte er nach einer Weile.

„Ich benötige sie, um gegen den Feind zu kämpfen. Nachdem die Stadt Debreczin beschlossen hat, die Aufständischen mit der Waffe in der Hand anzugreifen, wurden auch die Studenten in Reih und Glied gestellt. Da halte ich natürlich mit."

„Aber Du bist ja noch ein Kind!"

Eine Saite schien im Herzen des Edelmanns in Schwingung zu geraten.

„Soviel mir bekannt," gab der Jüngling zur Antwort, „hatten mein Vater und mein Großvater in meinem Alter auch schon zu den Waffen gegriffen."

„Und wenn Du erschossen wirst?"

„So bekomme ich ein schönes Begräbniß mit Musikbegleitung."

Der Edelmann wendete sich ab, um sich verstohlen die Augen zu trocknen, die ihm feucht geworden.

Dann begab er sich in sein Schlafzimmer und kam nach wenigen Sekunden mit der Flinte zurück.

Mit der bewußten Flinte!

Er reichte sie dem Studenten, der sie schweigend an sich nahm.

„Du dankst mir nicht einmal?" fragte Baranyi.

„Für eine Waffe pflegt man nicht zu danken. Bedanken soll sich der Feind."

„Daß Du mir die Flinte aber zurückbringst!"

Der Jüngling hatte die Waffe mit beiden Händen erfaßt.

„Wenn ich am Leben bleibe, so bringe ich *diese* Flinte zurück, das gelobe ich," sprach er.

Er hatte „diese Flinte" gesagt, aber nicht „Ihre Flinte".

Dann warf er die Flinte mit dem Riemen über die Schulter und wandte sich zum Gehen.

„Du bleibst nicht zu Mittag?“ fragte der Edelmann.

„Ich danke für die Einladung, doch hab' ich Eile.“

„Bist Du nicht hungrig?“

„Ich hab' schon unterm Birnbaum zu Mittag gegessen.“

„Sprichst Du auch bei den Frauen nicht vor?“

„Nicht einmal von meiner Mutter nahm ich Abschied. Ein Soldat darf keine weinenden Frauenaugen sehen. Gott befohlen.“

Damit machte er Kehrt und begab sich geradenwegs in's Lager.

Katharine Sujtó, deren wir schon wiederholt Erwähnung getan, sah mit eigenen Augen die Flinte, die der Vater dem Sohne gegeben, als dieser gegen die Kuruczen in den Kampf zog. Zengin erinnert sich auch, daß der hochgeborene Herr Nikolaus Baranyi diese Flinte in späteren Jahren wiederholt von dem Sohne der Katharine Ungvári zurückverlangte, sie aber niemals zurückerhielt, denn sie bildete das einzige väterliche Erbe, die einzige Reliquie, und noch dazu welch traurige Reliquie, die dem jungen Nikolaus von seinem Vater überkommen war.

Ohne Aufenthalt kam es nun zum Kampfe mit dem Feind. Man schlug sich tapfer mit den Aufständischen, die Békés-Gyula belagerten und eine traurige Niederlage erlitten, da sie von ihren verräterischen Bundesgenossen hinterlistiger Weise im Rücken angegriffen wurden. Am besten ist, hierüber nicht viel Worte zu verlieren.

Bei der Rückkehr gab es dann eine gewaltige Parade! Als die siegreichen Schaaren nach der Niederwerfung des Feindes durch das Großwardeiner Tor ihren Einzug hielten, kam ihnen die ganze Stadt entgegen, und junge Mädchen brachten ihnen Kränze und Blumensträuße. Die Zünfte fanden sich mit ihren Altmeistern unter Vorantragung der Kirchenfahnen ein, auf denen das Bild der Jungfrau Maria prangte. Denn es ist nicht wahr, daß die Calviner die heilige Jungfrau nicht verehren. Sie beten ja dasselbe Credo wie die Papisten. Als sie unter den Heimkehrenden bataillonweise die der ehrsamen Zunft der Schneider, Mantelnäher, Kürschner, Metzger, Selcher, Ziegelschläger, Schuster, Hutmacher, Gerber, Zimmerleute, Maurer, Böttcher, Wagner, Töpfer, Seiler, Schlosser, Schmiede, Lebkuchenbäcker, Müller, Goldschmiede, Sattler, Knopfmacher, Tischler, Weber, Riemenschneider und Brotbäcker angehörende Jugend erkannten, die mit Fleischeräxten, Stangen, Hellebarden und Schweineschlächtern bewaffnet war, stellten sie sich an die Spitze derselben, sodaß die Einzugsschaar sich wirklich wie eine Armee ausnahm. Das gewaltige Aussehen wurde noch erhöht durch die voranreitenden Rinder- und Pferdehirten, durch das stattliche Banderium der Kärrner, von denen kein Mensch gesagt hätte, daß sie nicht wirkliche Husaren seien. Trompeten schmetterten, Trommeln wirbelten und die in geschlossenen Reihen marschirenden Studenten sangen, daß es eine Freude war. Auch eine grüne Fahne brachten die Studenten mit, die sie den Kuruczen abgenommen hatten. Sogar eine auf Rädern liegende

Kanone führten sie als Kriegsbeute mit sich, vor die fünf Pferde gespannt waren. Das größte Wunder bildete indessen die der Kanone folgende Janitscharenmusik, die aus Querpfeifen, Trompeten, Messingbecken, Triangel und Doppelpauke bestand. Die Doppelpauke war auf dem Rücken eines Kameels befestigt und wurde von einem Mohrenknaben bearbeitet. Als Musikanten hatte man sich ein paar Zigeuner geholt, deren Gesicht man garnicht erst einzuschwärzen brauchte. Auch das war eine Kriegstrophäe! Also zog die Schaar der Debrecziner Sieger bis zur Kirche, halbwüchsige Knaben schlugen das Rad, schöne Mädchen bekränzten die Pferde, und die kleinen Studenten und Bürgerknaben nahmen die Flinten an sich, um die Last der wackeren Kämpen zu erleichtern. Auf dem Kirchenplatz stellte sich die siegreiche Schaar in einem großen Viereck auf, nahm entblößten Hauptes — aber nicht in knieender Stellung — den Segen des Superintendenten entgegen, und dann begannen die vielen Tausende von Männern einen Psalm zum Preise Gottes zu singen, nach dessen Beendigung die Janitscharenmusik einen Siegesmarsch anstimmte, den die Studenten mit ihrem Gesang begleiteten.

Den Beschluß der Feierlichkeit machten sechs Schüsse aus dem Schlund der Feuerschlange, wobei sich die Maschinisten des Kollegiums als treffliche Artilleristen erwiesen.

Darauf ging ein Jeder hübsch nach Hause, eine wohlgefüllte Tasche mit sich schleppend, denn irgend ein Andenken mußte man doch aus dem Krieg heimbringen können.

Nikolaus nahm die grüne Fahne triumphirend mit sich nach Hause. Die hatte er dem Fahnenträger der Kuruczen mit eigener Hand aus der Faust gerissen, was ihm erst nach hartnäckigem Widerstand gelungen war.

* * *

Der historischen Wahrheit wegen müssen wir indessen verzeichnen, daß die Janitscharenmusik mit dem Kameel und die auf Rädern laufende Kanone von den tapferen Debreczinern nicht den Kuruczen des Andreas Börtessy abgenommen worden war, die Derartiges überhaupt niemals besessen hatten, sondern den Serben.

Die Sache hatte sich nämlich in der Weise zugetragen, daß eine Abteilung der verräterischen Serben unter Anführung des Hauptmanns Strba bei Erdöhegy hinter das Kuruczenlager Börtessys gelangte und unterwegs in vollem Verständniß für den eigenen Beruf die Einwohner der Großgemeinden Békés und Csaba so gründlich plünderte, daß sie selbst die Röcke der Frauen und Mädchen mit sich schleppten. Dann lagerten sie sich hinter die erbeuteten Weinfässer, denen sie den Boden ausschlugen, und begannen die geraubte Beute unter einander zu verteilen.

Das Debrecziner Bürgerheer, das ausgezogen war, um den Feind zu suchen, stieß vor allen Dingen auf diese Freibeuter.

Der praktische bürgerliche Verstand nahm seine Zuflucht nicht erst zu langen diplomatischen Verhandlungen und parlamentarischen Untersuchungen, um festzustellen, ob diese Schaaren nicht etwa die eigenen Verbündeten seien, sondern hielt nur vor Augen, daß dies Freibeuter waren, die die geraubten Schätze unter einander teilten, griff sie ohne Zeitverlust mit seinen berittenen Truppen an und schlug die Serben, die vom übermäßigen Weingenuß ohnehin betäubt waren, in schleunige Flucht, so daß die rollende Kanone, die Janitscharenmusik samt Kameel und auch alle andere Beute zurückblieb und den Angreifern anheimfiel. Hauptmann Strba selbst erhielt einen Säbelhieb über den Kopf, der ihm den Geschmack für ähnliche Unternehmungen für alle Zeiten benahm.

Jetzt erst merkte der Stadtrichter, der die Debrecziner anführte, daß man da einen argen Mißgriff begangen.

„Das haben wir dumm gemacht,“ sagte er. „Unsere eigenen Verbündeten, die Serben, haben wir in die Flucht geschlagen!“

Das konnte man indessen auf der Stelle wieder gut machen.

„Nun kehren wir uns aber unverzüglich gegen die Kuruczen!“ befahl der Anführer.

Und so geschah es auch. Man hatte alsbald die Kuruczenschaar Matulays aufgefunden, die hinter ihrer Wagenburg verschanzt war. Die Kerntruppen der Kuruczen, ihre Hauptstärke, ihre Kavallerie, die von Vérteffy und Szilágyi angeführt wurden, hatten inzwischen bereits Kenntniß davon erhalten, daß sie von den treuen serbischen Bundesgenossen verraten worden seien, die ihnen unter Anführung des Hauptmanns Milics in den Rücken gefallen waren, und kannten jetzt nur das Bestreben, sich durch die Reihen des Feindes einen Weg zu bahnen, was ihnen nach langem erbitterten Kampf gelang, in dem auch Hauptmann Milics den Tod fand.

Inzwischen belagerten die Debrecziner die Wagenburg der Kuruczen, allen voran die Studenten, die ein Kampflied singend unaufhaltsam vordrangen. Das feige Bauernvolk wußte keinen Grund, um sich ein Loch in den Leib schießen zu lassen, und gab Fersengeld. Nur der Fahnenträger nahm den Kampf mit dem jungen Nikolaus Baranyi auf; als er aber merkte, daß der Student ein handfester Geselle sei, ließ er den Rock seiner Mutter — daraus war die Fahne verfertigt — im Besitze seines Angreifers zurück und entfloh.

Auf diese Weise vollbrachte der Stadtrichter von Debreczin das Wunder, beide Feinde zu zersprengen, wo er ihrer eben ansichtig wurde.

Das soll ihm ein Generalissimus nachmachen!

Der Festungskommandant von Arad schrie darum auch Zeter und Mordio; er forderte die Entsendung einer mixta commissio, um gegen die regelwidrige Kriegsführung eine Untersuchung einzuleiten; allein das wollte ihm nicht gelingen. Seine vorgesetzte Behörde wollte von seinem

Vorschlage nichts wissen. Was geschehen war, blieb geschehen; ein Jeder möge sich damit begnügen, was er davongetragen.

Und was gar jene Forderung des Arader Festungskommandanten anbelangte, man möge ihm die Räderkanone und die Janitscharenmusik samt Kameel ausfolgen, die ehedem das Eigentum der serbischen Schaar gebildet, so wendete er sich damit gerade an den richtigen Ort! Debreczin glich mitnichten dem biblischen Haifisch; was diese Stadt einmal für ihr Gemeingut erklärt hat, giebt sie nicht mehr von sich, und möge es sich hundertmal um einen verschlungenen Propheten Jonas handeln!

XXXV.

Als heranwachsender Jüngling muß sich jeder Mann für einen Lebensberuf entscheiden.

In den guten alten Zeiten war die Wahl keine große.

In der Blumensammlung des großen calvinischen Kollegiums waren angehende Philosophen und Theologen am besten vertreten, denn Rektoren und Prediger hatte man allenthalben nötig; selbst für den Leviten fand sich eine filia, und nur, wer zu gar nichts taugte, hieß peregrinus.

Außerdem konnte man die Juristenlaufbahn betreten, die ein Sohn aus adligem Hause unbedingt absolviren mußte. Erhielt der Sohn des Grundherrn sein Diplom, so konnte er Vicegespan, Stuhlrichter, Geschworener, Fiskal, Notar, Kassirer oder Beisitzer werden; besaß er ausgedehnte Landgüter, so blieb er sein eigener Herr. Aber selbst dann mußte er den Titel besitzen, damit man ihn auf Briefumschlägen „perillustris ac generosus“ nennen müsse, und während er seine Aufmerksamkeit ausschließlich dem edlen Waidwerk widmete, befaßte sich sein Verwalter mit den Angelegenheiten der Leibeigenen und der Gutsverwaltung.

Ingenieure benötigte man nur in sehr beschränkter Zahl, und das Katheder der Mathematik wäre völlig zu entbehren gewesen.

Der Beruf des Arztes war ein sehr mühseliger und pflichtenreicher. In Pest gab es damals noch keine Universität, und so mußte ein Jünger Aeskulaps seine Studien in Wien vornehmen. Für eine Stadt reichte ein Arzt vollkommen aus; und selbst dieser eine konnte kaum bestehen. Das Publikum hatte viel mehr Vertrauen zum Bader und zu der weisen Frau, namentlich aber zum Apotheker.

In den Documenta Baranyiana finden wir die Aussagen des Primus testis, nobilis Johannes Cherney provisor . . .: Von Debrecziner und ausländischen armen und auch reichen Leuten habe ich oftmals Herrn Apotheker Samuel Kazay loben und preisen gehört. Ein Jeder sagte: Gott segne den Herrn Apotheker, der mir viel Gutes erwies, denn ich genas wirklich von meiner Krankheit. Von vielen Frauen habe ich auch vernommen, daß er ihnen bei schweren Geburten verständig zur Seite stand, und daß sie zu ihm weit mehr Vertrauen hätten, wie zu einem der

Debrecziner Aerzte. Hätte er als Apotheker auch kuriren dürfen, so würden sich gewiß viel mehr Kranke in Debreczin an ihn, als an einen Arzt gewendet haben. Da er aber seinen Eid geleistet hatte, so unterließ er alles Kuriren, obschon er vom gottseligen Baron Vécsey in dessen Eigenschaft als königlicher Kommissär dieses Eides enthoben wurde. Immerhin empfing er in seiner Apotheke viele leidende Personen, denen er präskribirte und Ratschläge erteilte, die stets segensreich wirkten . . .

Den Aussagen desselben Zeugen entnehmen wir, daß Herr Samuel Kazay und Herr Professor Hatvani — der ungarische Faust — einander spinnefeind waren und sich gegenseitig verfolgten und persekutirten, wo sich ihnen nur Gelegenheit dazu bot. Anders war das überhaupt gar nicht denkbar. Wenn in einer Stadt zwei Gelehrte leben, so müssen diese unbedingt einen Krieg auf Tod und Leben mit einander führen; das Gegenteil wäre eine ethische Unmöglichkeit. Wir glauben und hoffen, daß die Zeit des ewigen Friedens anbrechen wird; aber die Gelehrten werden da nicht mitinbegriffen sein. Für sie bedeutet der Friede ein Absurdum . . .

Nach dieser kleinen Abschweifung können wir weiter untersuchen, welche Lebensberufe sich der heranreifenden Jugend darboten.

Zur militärischen Laufbahn verspürte Niemand Lust in sich, denn die erforderte Verzicht nach vielen Richtungen hin und stand mit dem ungarischen Charakter überhaupt nicht im Einklange. Einen Kaufmann oder Handwerker ließ der ungarische Edelmann seinen Sohn niemals werden; nur wenn der Sprößling nicht gut lernte, wurde ihm gedroht: „Du kommst ganz gewiß noch zu einem Schuster in die Lehre!“ Wenn der Sohn des Spießbürgers sehr gut lernte, so konnte er es zum Geistlichen oder Rektor bringen; mangelte es ihm an dem dazu erforderlichen Verstand, so setzte er das Handwerk seines Vaters fort.

Der hochwürdige Herr Michael Gyarmathy war ein Freidenker, der den Rang- und Klassenunterschied für einen unnützen Begriff hielt und, seiner Zeit weit vorauseilend, die Gleichheit unter den Menschen verkündete. In Debreczin war ihm das möglich. Auch konnte er daselbst allerlei nützliche Neuerungen einführen. Er gründete den botanischen Garten, in dem er Heilpflanzen anbaute, die man bisher für teures Geld von auswärts beziehen mußte. Aus Deutschland und Belgien ließ er Obstbäume kommen, die er in der Heimat den wilden Stämmen aufpfropfte, und damit legte er den Grund zu der Obstbaumzucht Debreczins, die sich mit der Zeit zu einer allenthalben berühmten entwickelte. Die Gartenkunst läßt sich schon recht gut mit dem nationalen Stolz vereinen.

Der junge Nikolaus wäre am liebsten Gärtner geworden; doch sein Stiefvater erklärte, daß das kein Lebensberuf sei, sondern sich nur zur Nebenbeschäftigung eigne.

Eines Tages sagte er zu ihm:

„Nimm die Aufzeichnungen hervor, mein Sohn, die wir auf unserer Reise durch Deutschland gemacht."

Der junge Mann holte seine Notizen herbei und ging sie der Reihe nach durch.

Dabei stieß er auf folgenden Passus:

„In ganz Deutschland benützen die Menschen des Nachts zum Zudecken kein Flaumfederbett, sondern nur eine Decke, was eine sehr gesunde und ersprießliche Sache ist. Es wäre zu wünschen, daß sich dieser Gebrauch auch bei uns einbürgerte."

„Hier bleib stehen. Die Zeit ist gekommen, um Deine Idee in's Leben treten zu lassen. Fortan wirst Du Decken fabriciren."

Der junge Mann befolgte den Rat seines Stiefvaters.

Das war jedenfalls ein sehr gewagtes Unternehmen. Die ungarische Hausfrau setzt ihren Stolz darein, ihre Lagerstätte bis an die Decke mit Flaumfederbetten und Kissen anzufüllen, und nun sollte diese aufgeblähte Pracht von der flachen Decke verdrängt werden. Die vielen Weiber, die sich mit dem Mästen der Gänse befaßten, waren ja ernstlich in ihrer Existenz bedroht, wenn die Nachfrage nach Gänsefedern nachließ, und würden sich zu Todfeinden der neuen Mode auswachsen!

Trotzdem ging Nikolaus mutig daran, die Decke in seinem Vaterlande einzuführen. Die Weberei und Spinnerei seiner Mutter gestaltete er in eine Deckenfabrik um und den Arbeiterinnen erteilte er die erste Unterweisung in dem neuen Industriezweig.

Dabei besuchte er nach wie vor die Schule, allerdings nicht mehr als eingekleideter Student; auch lernte er nicht mehr Hebräisch, sondern setzte seine Rechtsstudien fort, da ein ungarischer Edelmann der Rechtswissenschaft stets bedarf. Er war auch da der beste Schüler, und nebstbei fabricirte er Bettdecken.

Den Einwohnern von Debreczin muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie für jede Art von Neuerung ein besonderes Verständniß bekunden. So rasch entschlossen sie in religiösen Dingen die Reformation acceptirten, so schnell fanden sie sich mit jeder Neuerung in ihrer Lebensweise ab, wofern sie sich nur als zweckmäßig erwies. Auf Betreiben Gyarmathys gestalteten sie ihre ungesunden dumpfen Häuser aus Kotballen in Häuser aus gebrannten Ziegeln um; die Ziegelschläger bildeten schon eine ganze Zunft, und es geschah auch, daß sich die ganze Zunft der Mantelschneider in eine solche der Flausrockverfertiger verwandeln mußte, denn Gyarmathy klärte das Volk darüber auf, daß der ungarische Bauernmantel eine sehr unzweckmäßige Tracht sei. Von außen bunt verschnürt, sei er teuer, dabei im Sommer zu warm, im Winter zu kalt; der Flausrock dagegen vereinige alle Vorzüge in sich und sei auch wohlfeil. Ein kluges Wort findet in Debreczin stets gute Statt! Und die einfache Decke verdrängte alsbald das Flaumfederbett!

Aus diesem Grunde bezeichneten nun die Gegner, Widersacher und Gänsemästerinnen den jungen Nikolaus Baranyi mit dem Spottnamen: „Deckenmacher"; diese Bezeichnung findet sich auch in den Zeugenaussagen der Documenta Baranyiana vor.

Als die Nachricht dem Herrn Septemvir zu Ohren kam, sprach er voll befriedigten Stolzes: „Das ist nun der beste Beweis dafür, daß nicht mein Blut in seinen Adern rollt! Ein Baranyi wird niemals ein Deckenmacher, und ein Deckenmacher niemals ein Baranyi!"

Der junge Nikolaus kümmerte sich indessen nicht um den Spottnamen, den man ihm gegeben. Sein Geschäft warf einen schönen Nutzen ab, und er kaufte sich ein Grundstück um das andere für das Geld, das er in seinem Unternehmen verdiente. Auf seinen Gütern führte er Musterwirtschaften; er baute Tabak, mästete Ochsen und legte Fischteiche an sumpfigen Stellen an, wo sie sich prächtig erhielten.

Als der hochgeborene Herr Septemvir eines Tages in seiner Glaskutsche über die Landstraße fuhr, erblickte er auf der sich längs des Weges dahinziehenden Weide einige Mastochsen, die auf der Lende dasselbe Brandzeichen trugen, wie seine eigenen Rinder: die Buchstaben N. B. in einem herzförmigen Rahmen.

Er ließ seinen Wagen halten und rief den Rinderhirten an:

„Wessen Ochsen sind das?"

„Wessen Ochsen sollten es denn sein? Die meines Herrn Nikolaus Baranyi."

Der Herr Septemvir wußte, daß er in dieser Gegend keinerlei Wirtschaft habe, und fuhr zu fragen fort:

„Wie kannst Du es wagen, meine Ochsen hierher zu treiben?"

„Das sind ja gar nicht Ihre Ochsen, sondern die meines Brotherrn. Doch dort kommt er selbst aus der Richtung des Dammes."

Der Septemvir blickte zum Fenster seines Wagens hinaus und sah einen stattlichen jungen Menschen hinter dem Damm des Fischteiches hervorkommen. Er trug einen kurzen Dolman, hochreichende Stiefel und hielt in einer Hand eine verendete Fischotter an den beiden Hinterfüßen; sicherlich hatte er sie mittelst eines Fangeisens unschädlich gemacht. Der Septemvir erkannte den jungen Menschen sofort. Es war sein Sohn Nikolaus, und es schien ihm, als sähe er sich selbst.

„Fahr zu!" rief der Edelmann seinem Kutscher zu, und der Wagen rollte weiter.

Doch waren ihm dabei die Tränen in die Augen geschossen, und er mußte das Taschentuch hervornehmen, um sie zu trocknen.

Seine Frau befand sich neben ihm, und die erzählte den Hergang Anderen, die der armen Katharine über die Begegnung Bericht erstatteten. So meldet fast Wort für Wort die beeidigte Zeugin Elisabeth Hodos die

Sache, sowie sie sie von der Gattin des Septemvirn selbst vernommen; ihre Aussagen finden sich gleichfalls in den Documenta Baranyiana vor.

Daß der „Deckenmacher“ eine vornehme Wirtschaft führte, beweist auch die Aussage eines Knechtes, der viele Jahre hindurch Equipagenkutscher bei ihm gewesen . . .

XXXVI.

Aber wo steckt die Himmelsstürmerin? Was treibt Katharine? Ist sie vielleicht für alle Zeiten verschwunden?

Ein riesiger, in Leder gebundener Foliant giebt uns Antwort auf diese Frage.

Während diese Frau, diese Mutter ihr Kind zum Manne erzog, vollbrachte sie die schier unmögliche Aufgabe, alle Daten zusammenzutragen, die die gesetzmäßige Abstammung ihres Sohnes bestätigten. Sie wanderte aus einer Stadt in die andere, verhörte Zeugen, sammelte selbst die unbedeutendste Aussage, und jedes Wort, jede kleinste Tatsache, die nach irgend einer Richtung hin Licht bringen konnte, wurde verewigt. Frauen, Mädchen, Mägde, Hökerinnen, königliche Räte, Geistliche, Superintendenten, Richter, Kerkermeister, weise Frauen, Maler, Apotheker, Doktoren, — kurz die Vertreter aller gesellschaftlichen Schichten wurden der Reihe nach von dieser willensstarken Frau gezwungen, ihre Aussagen als Zeugen abzugeben. Dies bildete die einzige Sorge ihres Lebens; ihr weihte sie ihr ganzes Einkommen. Immer mehr füllte sich der mächtige Foliant, ein Blatt nach dem anderen wurde vollbeschrieben, und sobald auch das letzte Blatt mit Schriftzeichen dicht bedeckt worden, wird sie den Band vor den obersten Gerichtshof hinlegen und sagen: „Hier! Fället Euer Urteil! Erkläret, daß meines Sohnes Herkunft eine vollkommen gesetzliche ist!“

Und woran dachte wohl die Frau, als sie sich anschickte, mit ihrer Angelegenheit vor den obersten Gerichtshof hinzutreten? Wo befand sich dieser Gerichtshof? Wen und was hatte sie dabei im Auge?

Sie dachte an nichts Geringeres, als daran, ihre Sache dem römischen Papst zu unterbreiten! Sie, die Calvinerin, schrak nicht zurück vor dem Gedanken, die Angelegenheit eines im calvinischen Glauben erzogenen Kindes vom römischen heiligen Stuhl beurteilen zu lassen, zum Ueberfluß wider einen konvertirten papistischen Edelmann!

Das vermag keine dichterische Phantasie, sondern nur das Leben zu ersinnen! Der Gedanke grenzt ja an Wahnsinn! Er zeugt dafür, daß ein weibliches Gehirn auch nach dem Unmöglichen strebt, wenn es einmal aus seinem Geleise gekommen. Menschensinn findet sich in dieser Wirrniß nicht zurecht, und Du, arme Frau, bist wohl schon ganz von Sinnen!

Erst wenn wir das letzte Blatt dieses mächtigen Bandes umgeschlagen haben, müssen wir erkennen, daß das wahnsinnige Unternehmen nach einem streng gegliederten System durchgeführt wurde, daß der wirre Knäuel der

Ereignisse einen leitenden Faden besaß, den die wunderbar zarte und empfindliche Hand einer Frau abwickelte, und daß die Unmöglichkeit selbst zur lebenden Wirklichkeit, zur unleugbaren Wahrheit sich verdichtete.

Ueberlassen wir inzwischen diese starke Frau unbehelligt ihrer großen und schweren Aufgabe; sobald die Zeit des Handelns gekommen ist, wird sie zeigen, welcher Wunder die Himmelsstürmerin fähig ist.

XXXVII.

In der Mythologie der Griechen sind drei Erinnyen genannt, die mit ihren Namen Alekto, Megaira und Tisiphone heißen. Das Wort „Erinnye" selbst bedeutet „Göttin des Sturms".

Das Weitere dürfte Jedermann bekannt sein.

Bei Aischylos treten sie als die furchtbaren Göttinnen des zornigen Fluches und der unerbittlichen Rache auf.

Ihr Beruf besteht darin, solche Männer, die sich im ehelichen Leben nicht genügend gehorsam erweisen oder sich gar Uebertretungen zu Schulden kommen lassen, mit aus Schlangen geflochtenen Peitschen zu züchtigen.

Sie sind in künstlerischer Ausführung auf den Vasen dargestellt, die man in Etrurien und Tanagra gefunden. (Erinnys und Sisyphos, Erinnys und Peirithoos.) Doch wir brauchen gar nicht so weit zu gehen; haben wir doch stets welche in genügender Anzahl im Bereiche unserer Hand!

Nikolaus Baranyi hatte seine zwei Erinnyen bereits gefunden, und zwar in den Personen seiner Schwiegermutter und seiner Frau Elisabeth; beide waren nervöse, aufgeregte Damen.

Die arme Frau war freilich unschuldig daran, daß sie nervös, von ihren Empfindungen und Regungen gequält war; zudem bilden körperliche Leiden, Kopfschmerzen, Krämpfe, Herzklopfen und gastrische Zustände das Erbteil des weiblichen Daseins. Das bringt schon das Nervensystem mit sich. Und Hand in Hand damit gehen Unmut, Schmollen, mit heftigen Ausbrüchen und Kundgebungen der plötzlich erwachten Eifersucht abwechselnd. Die Frau ist leidend, während der Mann vor Gesundheit strotzt. Und es heißt, daß er die Frau krank, sich selbst aber gesund macht. Vergebens giebt er auf jede Tat, auf jedes Wort sorgfältig Acht! In All und Jedem findet man eine boshafte Anspielung, einen rauhen, derben Ton. Versucht er, auf der Flöte zu spielen, so sagt man, daß er die Trompete bläst. Kommt man ihm aber mit freundlicher, lächelnder Miene entgegen, so mag er erst recht auf seiner Hut sein! Man will ihn nur überrumpeln, ihn aus seiner Verschanzung treiben, um dann über ihn triumphiren zu können. Er hat den Kopf voll amtlicher Angelegenheiten, hat sich maßlos über die unvermeidlichen Reibungen mit Amtskollegen geärgert. Das bemerken die Frauen und machen es ihm zum Vorwurf. Muß er in amtlicher Eigenschaft eine kurze Reise antreten, so ist flugs die Anklage bei der Hand, daß er seine

Frau vernachlässigt. Langt er dagegen zu ungewohnter Stunde aus der Stadt im Schlosse an, wo gerade ein liebenswürdiger Gutsnachbar die Damen mit allerlei interessanten Nachrichten amüsirt, so beschuldigt man ihn, daß er den Eifersüchtigen spiele und seine Frau bloßstellen wolle. Die peinlichste Stufe der sinnlichen Gegenwirkung ist es aber, wenn die Frau tagelang in einem Winkel sitzend schmollt, sich nicht rührt, nicht spricht, auf keine Frage antwortet, weder ißt noch trinkt, und nur unablässig vor sich hinstarrt, wie eine Mumie aus einem ägyptischen Königsgrab.

An solchen Tagen aber, da die Frau ihre „Anfälle" hat, ist sie fürchterlich anzusehen, ist es aber noch fürchterlicher, sie zu hören oder sich ihr zu nähern! Sie weint, lacht, wirft sich zur Erde, windet sich in namenloser Qual, schluchzt, schreit, rauft sich das Haar und zerreißt sich die Kleider, schlägt, beißt, kratzt, beginnt dann zu frieren, ihre Zähne schlagen klappernd zusammen, die Augen verdrehen sich, und schließlich wird sie ohnmächtig und ganz starr. Dann wieder springt sie des Nachts mit einem Male aus dem Bett und beginnt im Zimmer auf- und abzurennen, vom Ofen zum Fenster und wieder zurück, und das währt so bis zum anbrechenden Morgen. Oder sie schreckt aus dem Schlafe empor; sie hat etwas Entsetzliches geträumt und will zum Fenster hinausspringen. Wäre ihr Gatte nicht da, der sie zurückhält, so täte sie es auch. All das hat in den weiblichen Nerven seinen Grund.

Der Gatte weiß sich keine Hilfe. Gerne würde er die Hälfte der Leiden übernehmen, allein man gewährt sie ihm nicht. Die Frau will es selbst so haben; sie will förmlich schwelgen in ihrer Pein, will sich selbst an ihren körperlichen Qualen ergötzen.

Die eine Frau leidet, die andere richtet.

Der Gatte ist natürlich der von vornherein verurteilte Uebeltäter.

Wie oft gedenkt er da der verlassenen ersten Frau! Aus ihrem Munde hatte er niemals ein Wort der Klage vernommen; sie litt niemals körperlich, und war es doch der Fall, so verheimlichte sie es ihm. Aber zurücksehnen kann er sich nicht zu ihr, denn sie hat ihn ja von sich gestoßen!

Was kann der geplagte Gatte da tun? Er flüchtet aus seinem Heim, um das ewige Jammern nicht zu hören. Die Welt ist so schön und steht ihm nach jeder Richtung hin offen. Lustige Kameraden finden sich immer. Eine Kartenpartie ist bald beisammen, und die Jagd ist auch kein zu unterschätzendes Vergnügen. In der Mitte des Waldes, in der mit Erde gedeckten Hütte, wo man auf der Lauer liegt, läßt es sich so angenehm warten, bis sich ein schüchternes Reh oder ein grimmiger Eber der Gewehrmündung darbietet. Den Eber pflegte Nikolaus übrigens stets mit dem Jagdmesser zu töten, denn er war ein sehr starker Mann. Die Jagdtrophäe kann man auch mit nach Hause nehmen und damit rechtfertigen, wo man die Zeit verbracht hat.

Aber auch andere Dinge finden sich. Beispielsweise ein rotwangiges Schenkmädchen, dem nichts daran gelegen ist, wenn es während des Tanzes sein Haarband verliert. Diese Trophäe wird freilich nicht nach Hause gebracht.

Es findet sich aber noch ein besserer Zeitvertreib. Die schöne Barbara Jászai in Großwardein, deren Haustor Tag und Nacht offen steht und die stets eine Kerze im Fenster brennen hat. Herr Nikolaus ist jederzeit ein willkommener Gast der schönen Dame, die im ganzen Komitat als das feurigste und unterhaltlichste Frauenzimmer bekannt war. Die Wangen sind rot, die Augen blicken so feurig, die Lippen laden selbst zum Kusse ein, und die Gestalt scheint sich nach dem umschlingenden Arm zu sehnen. Die jammert niemals, die trifft man niemals zornig an. Stets ist sie zum Scherzen gelaunt, und dazu lacht sie, daß es sich wie das Girren einer Taube anhört. Herr Nikolaus verweilt gerne bei ihr, um die bitteren Aufregungen zu vergessen, die daheim seiner harren, und meint, daß ihn Niemand sieht.

Mit einem Male aber erkennt er in ihr — falls er unbefangen beobachten könnte — die dritte Erinnye, Tisiphone, die lacht, wenn sie quält.

Wir vergaßen zu erwähnen, daß die verstorbene Frau Andreas Fekete ein lebendes Erbstück hinterlassen hatte, um das sich die Erben durchaus nicht bemühten. Das war die bewußte Jungfer Ilona, die einst bei Ungváris gedient und das ganze Unglück heraufbeschworen hatte. Im Laufe der Jahre verlor sie immer mehr die Aehnlichkeit mit ihrem auf dem Wappen Ungváris prangenden Konterfei; sie war eine alte Jungfer geworden. In ihrem Testament vermachte die Verstorbene dieses Mädchen ihrer lieben Schwiegertochter, der Frau Nikolaus Baranyi. Die beiden Damen, Mutter und Tochter, nahmen das Inventarstück gerne und willig auf und sicherten sich dadurch eine nie versagende Quelle der allerschönsten Klatschereien. Den ganzen Tag steckten die Drei die Köpfe zusammen und klatschten.

Die Ilona eignete sich aber auch zu etwas Anderem sehr gut: sie verstand sich vorzüglich darauf, den in der Ferne weilenden Familienvater zu verfolgen und zu beobachten.

Es währte nicht lange, so hatte sich Ilona bei der schönen Barbara Jászai so gründlich eingeschmeichelt, daß sie sich in ihrem Hause fast ebenso heimisch fühlte, wie in Schloß Zenye.

Auf diese Weise erfuhr man in Zenye haarklein Alles, was sich im Hause der Jászai zutrug, während diese vortrefflich von Allem unterrichtet war, was bei Baranyis geschah.

Die lebenslustige Barbara kehrte sich keinen Moment daran, daß man bei Baranyis über sie so trefflich unterrichtet sei; ja, sie trug sich sogar mit der festen Absicht, die Dinge so weit zu treiben, daß sich Nikolaus mit den Seinigen vollständig entzweien müßte. Und was sie aus dem

gegnerischen Lager vernahm, benützte sie, um ihren Verehrer immer mehr an sich zu fesseln.

„Gestern hat man Dich also zur Tür hinausgeworfen?“ sprach sie. „Man sperrte Dir die Tür vor der Nase zu und öffnete trotz aller Bitten nicht, so daß Du ganz allein Dein Nachtessen einnehmen mußtest, als wärst Du ein Henkersknecht? Man gab Dir denselben Namen, den Dir Deine erste Frau gegeben, als Du das Gewehr gegen sie anschlugst? Auch gestern griffst Du zum Gewehr, aber nur um Dich selbst damit zu erschießen. Die Frauen mußten es Dir gewaltsam entreißen . . .“

Herr Nikolaus schlug sich mit beiden Fäusten die Stirne und wußte sich durchaus nicht zu erklären, auf welche Weise man hier Kenntniß davon erhielt, was sich in weiter Ferne zwischen den vier Wänden abgespielt.

Die dritte Erinnys wurde nicht müde, ihn zu sticheln.

„So gehe doch zum Guardian und beichte ihm Dein Vergehen.“

„Hab' ich ohnehin schon getan.“

„Und er gab Dir das Absolutorium? Hahaha! Du Narr! Nun kannst Du Dir vielleicht doch schon erklären, woher Deine Weiber daheim wissen, was Du Dir zu Schulden kommen lässest.“

„Ach, Unsinn! Das Beichtgeheimniß darf nicht verletzt werden.“

„Ja — aber der Zweck heiligt die Mittel!“

Tisiphone wollte den Verdacht auf den Beichtvater abwälzen.

„Du weißt wohl noch gar nicht, daß Deine Weiber daheim für Deine Söhne einen neuen Lehrer genommen haben, der sie insgeheim im katholischen Katechismus unterrichtet.“

„Das sollten sie erst probiren!“ fuhr Nikolaus zornig empor.

Die Familie Sándor war stets calvinisch gewesen. Die Frauen erzogen die beiden Knaben als Protestanten, womit der Vater ganz einverstanden war, da er dem Domkapitel maßlos darob zürnte, daß es die Ausführungen und Widerklage Katharinens authenticirt hatte. Aus Rache erzog er seine Söhne zu Calvinern.

Er eilte spornstreichs nach Hause, um seinem Zorn freien Lauf zu lassen.

Da kam er aber schön an! Die Frauen befanden sich ihm gegenüber vollkommen im Recht. Vergebens schrie und zankte er; sie erschraken nicht vor ihm. Ja, sie wollten die Kinder Katholiken werden lassen; so schreiben es die Landesgesetze vor. Die Kinder haben je nach dem Geschlecht die Religion der Eltern anzunehmen; Jemand, der sich trefflich auf diese Dinge versteht, hatte sie darüber aufgeklärt.

Dieser Jemand konnte niemand anders als der Guardian sein.

Nun gelobte sich Herr Nikolaus, daß er keinem Priester mehr beichten würde; er war überzeugt, daß der Guardian verraten habe, was er ihm gebeichtet, und nicht einmal bei diesem Anlasse fand er heraus, daß der Verrat zwischen seinen drei Erinnyen systematisch betrieben werde.

Dagegen ersann er einen anderen Plan. Geld hatte er genug, und so kaufte er sich ein Haus in der Rómet-Gasse zu Debreczin, wo er Niemandem eine Wohnung überließ außer einem alten Aufseher, der taub war und schnupfte. Er selbst behielt sich ein paar Zimmer im Hinterhause vor.

In dieser stillen Einsamkeit konnte er die Beglückerin seines Herzens ungescheut empfangen.

Das System der Spionage in Debreczin hatte ein Ende. Der Superintendent, der den streng asketischen Calvin buchstabengetreu befolgt hatte, war gestorben, und der hochwürdige Herr Böcsey bekundete eine große Toleranz, wo es sich um die Vorgänge innerhalb der vier Wände handelte. In dem friedlichen Asyl konnte man opulente Mahle in Gesellschaft der verführerischen Kalypso einnehmen, die stets ihre Köchin mit sich brachte, um zu kochen und zu braten, was dem Auge und dem Magen lieb war. Man hatte zum Abendessen prächtiges Schweinspörkölt mit Tarhonya, Hecht mit Sahnenkrem, köstlichen Blätterkuchen und Krebse, die Herr Nikolaus über die Maßen gerne aß; dazu ausgezeichneten Schloßwein und schließlich schwarzen Kaffee, der nicht nur mit Rohrhonig, sondern mit noch etwas Anderem versüßt wurde.

Nach dem fürstlichen Mahl eine Nacht für Götter!

Niemand weiß etwas davon außer einem kleinen, klopfenden Insekt das sich in's Bettholz bohrt und dort zu klopfen beginnt; gewöhnlich klopft es elfmal. Es ist das der sogenannte Holzwurm (anobium pertinax).

Als Herr Nikolaus am nächsten Tage in sein Schloß zurückkehrte, empfingen ihn beide Damen mit sehr freundlicher liebenswürdiger Miene. Er sagt, er komme aus Großwardein, und als sie ihn fragen, ob großer Wochenmarkt gewesen, bestätigt er das mit eifrigem Kopfnicken.

Die heitere Stimmung währt bis Abend. Es verkündet aber nichts Gutes, daß sich die beiden Frauen wiederholt verständnißvoll anblicken. Die beiden scheinen etwas mit einander auszukochen.

Und wirklich haben sie etwas gekocht. Und noch dazu ein vortreffliches Nachtessen, wie man es nur sehr lieben Gästen vorzusetzen pflegt.

Der erste Gang brachte prächtiges Schweinspörkölt mit Tarhonya. Sogar zwei Tage hintereinander ist das ein vorzügliches Essen*).

Darauf kam — Hecht mit Sahnenkrem. Wirklich eine merkwürdige Fügung des Zufalls!

Zum Schluß brachte man den köstlichen Blätterkuchen herein. Das grenzt wirklich schon an's Märchenhafte!

---

*) Ich kannte selbst einen nach jeder Richtung hin hervorragenden Obergespan, der ein großer Freund des Pfannenkuchens war. Einst machte er von Amts wegen eine Rundfahrt durch sein Komitat, und da wurde er eine ganze Woche hindurch zu Mittag und zu Abend mit Pfannenkuchen traktirt!

Was giebt es denn noch?

Schöne, rote Krebse, die der Edelmann mit besonderer Vorliebe speist.

Das geht nicht mit rechten Dingen zu!

Damit Alles vollständig sei, füllte man ihm das Glas mit ausgezeichnetem Schloßwein. Das nenn' ich liebenswürdig sein!

Die richtige Frau ist es, die beim Gatten sogar die Gedanken des Magens errät!

Zum Schluß brachte man den duftenden schwarzen Kaffee in Schalen herein, und die Frau warf mit eigener Hand — mit der feinen durchsichtigen Hand — den Rohrzucker hinein.

Der Gatte meint im siebenten Himmel zu sein. Das ist ja ein geradezu idealischer Zustand.

Nun flüstert ihm die Frau in's Ohr:

„Es tut mir sehr leid, daß ich zur Versüßung des Kaffees mit nichts Anderem dienen kann, um ein getreues Spiegelbild des Nachtessens zu Debreczin zu liefern!"

Der Gatte stürzt mit einem Male aus dem siebenten Himmel — in die Hölle hinab.

Hier weiß man ja Alles!

Der Holzwurm wird also auch schon zum Verräter?

Er sprang vom Stuhl auf, schlenderte die Kaffeeschalen vom Tische und stürmte in sein Zimmer hinüber.

Da er lange nicht zum Vorschein kam, eilten die Frauen hinüber und sahen voll Entsetzen, daß der Edelmann mit schon dunkelblauem Gesicht am Waffenbrett hing, an das er sich mittelst seines Hosenriemens aufgeknüpft hatte.

Auf ihr Geschrei kamen Dienstleute herbeigerannt, die die Schlinge schleunigst durchschnitten, daß der Edelmann zur Erde fiel. Dann labte man ihn, bis er wieder zu sich kam, da er noch nicht tot war.

Doch seit diesem Tage hielt sich Herr Nikolaus nicht mehr im Schlosse Zenye auf, und niemals sah er Frau und Schwiegermutter wieder.

In den Documenta Baranyiana findet sich auf diesen Umstand bezüglich die folgende Aussage der Zeugin Katharine Szabó:

„Von einem Jankó Kállay benannten Kutscher des hochgeborenen Herrn Nikolaus Baranyi hat Zeugin gehört, daß der edle Herr mit so großen Schwierigkeiten und Qualen zu kämpfen hatte, daß er sich einmal schon aufgeknüpft hatte und sicherlich gestorben wäre, wenn man ihn nicht rechtzeitig abgeschnitten hätte, wie denn auch die zweite Frau klagend zur Zeugin sich äußerte: ‚Ja, meine liebe Frau Szabó, ich habe mit meinem Manne gar viel Leid und Kummer zu bestehen!'"

XXXVIII.

Gütiger Gott! Den die Menschen Schöpfer nennen! Wie anbetungswürdig bist Du, weil Du außer der Gabe des Lebens auch den Tod erfandest!

Den Tod! Den Tod!

Den lieblichsten und sanftesten aller Engel. Der uns die ersehnte Ruhe bringt, der uns von allem Leid befreit, der unserem Glauben gemäß uns aus dem irdischen Dunstkreis in das ewig sonnenhelle Himmelreich entführt. Nein, nicht der abschreckende Knochenschädel sollte Dein Symbol sein, sondern das süße, lächelnde Mutterantlitz; in Deinen Armen, Du getreuester Diener Gottes, gehen wir nicht zu Grunde, sondern erwachen wir zu neuem Dasein! Erlaube, daß wir Dir die Hand küssen, Du unser Wohltäter, Du guter, süßer Tod!

Auch die Leiden der armen Frau nahmen ein Ende, als sie die Augen für immer schloß, und die Traueranzeigen über den Tod der Frau Nikolaus Baranyi, geborenen Elisabeth Sándor, wurden verschickt.

Verschickt von zwei Seiten: vom Gatten und von der Mutter.

Die Mutter teilte allen Freunden und Bekannten trauernden Herzens mit, daß ihre in Gott selig entschlafene Tochter nach dem Ritus den katholischen Kirche in der Familiengruft zur ewigen Ruhe geleitet werden würde.

Der Gatte aber berief die teilnehmenden Getreuen mit dem Hinweis zum Begräbniß, daß seine liebe gute Frau nach den Vorschriften des reformirten Glaubens beigesetzt werden solle.

Beide hatten gleicherweise ihre guten Gründe zu dieser Bekanntmachung.

Die trauernde Mutter, die calvinischen Glaubens war, ging von dem Gesichtspunkte aus, daß ihre Tochter die Söhne, denen sie das Leben geschenkt, noch bei ihren Lebzeiten zu Papisten machte und selbst auch des heiligen Abendmahles teilhaftig wurde, trotzdem ihr Uebertritt formgemäß nicht promulgirt worden war.

Nikolaus Baranyi, der Papist, fand seine Stärke dagegen darin, daß seine Frau bis zu ihrem Tode Calvinerin war, sie daher diesem Glauben gemäß zu Grabe zu geleiten sei.

Zum Glück waren die Priester beider Glaubensarten kluge und friedliebende Männer, die sich dahin einigten, daß man den Wünschen beider Parteien Rechnung tragen solle: erst sollte die Tote nach der katholischen Liturgie eingesegnet, dann nach den Sitten und Gebräuchen der Reformirten bestattet werden.

Und daß beide sehr schöne und erhebende Ceremonien sind, wird Jedermann zugeben müssen.

Psalm und Requiem der Katholiken sind gleicherweise melodienreich, und der zum Herzen dringende Text spricht erhabene Tröstungen aus.

Der sterbliche Mensch schreit zum Himmel empor, daß ihn die Qualen der Hölle verzehren; doch kaum hat er das „Circumdederunt“ geflüstert, so beginnt man schon zu singen: „Mögen Dich die Engel in's Paradies geleiten!“ Und wie erhaben, wie menschlich und dennoch göttlich schön ist die darauf folgende Ermutigung: „Und lebe dort ewiges Leben mit Lazar, dem einst Armen!“ Dies wird dem Bettler und König, dem Feldherrn und gemeinen Soldaten gleicherweise gesungen. Nicht mit Fürsten und Höflingen wirst Du also des ewigen Heils teilhaftig werden, sondern in Gesellschaft Lazars, des armen Juden, des bresthaften Krüppels, wirst Du in aeternum, für ewige Zeiten im Paradiese leben! Gleich Großes und Erhabenes hat keine andere Religion der Welt aufzuweisen, und es tut mir in der Seele leid, daß man dieses Lied an meinem Sarge nicht singen wird.

Aber auch die Ceremonien eines calvinischen Begräbnisses wirken herzerhebend. Hier spricht der Diener der Kirche in der auch dem Volke verständlichen Sprache von der Vergänglichkeit des weltlichen Ruhmes und von den Wonnen des ewigen Lebens. Darauf stimmt der harmonisch abgetönte Gesang das Lied an: „Nun fürcht' ich mich nimmer in's Grab zu blicken nieder, Denn Jesus Beispiel lehret mich, Was aus totem Staube wird männiglich!“ Dann kommt der Herr Senior an den Sarg und preist in schwungvollen Reimen die christlichen Tugenden des Verstorbenen und verabschiedet ihn von seinen Verwandten, Freunden und Bekannten.

Auch bei diesem Anlasse hörte man die Predigt und die Schlußrede des Hochwürdigen mit gespannter Aufmerksamkeit an, denn ein Jeder wollte wissen, ob unter den Verwandten, von denen die Tote Abschied nahm, auch Katharine Ungvári, die frühere Frau Baranyis, und deren Sohn Nikolaus Baranyi genannt werden würden. Ja, sie wurden genannt: „Verzeihet mir, wenn ich mich im Leben gegen Euch vergangen habe.“

Der hochgeborene Herr geriet darob sehr in Zorn, und aus Aerger schenkte er dem die Abschiedsrede haltenden Senior nur zwei Taler, während er ihm zwei Dukaten für den Fall zugedacht hatte, wenn er Katharine und Nikolaus mit keinem Worte erwähnte.

XXXIX.

Nach dem Tode seiner zweiten Frau fiel dem Herrn Septemvir die Lösung einer sehr schwierigen Aufgabe zu. Es galt zu entscheiden, unter wessen Vormundschaft die beiden mutterlosen Knaben gestellt werden sollten. Gesetzlich wäre dieses Recht dem Vater zugefallen; allein die Großmutter legte Protest dagegen bei der Sedria mit der Begründung ein, daß ihr Schwiegersohn sich eines lasterhaften Lebenswandels befleißige, den die heranwachsende Jugend nicht als Beispiel vor sich sehen dürfe. Er stehe in vertraulichen Beziehungen zu einer unverheirateten Frau. Ihren Protest

unterstützte sie durch ausführliche Zeugenaussagen, die von Leuten herrührten, die sich an Alles erinnerten.

Herr Nikolaus konnte abermals die Erfahrung machen, daß man nicht einmal seinem Schatten trauen dürfe. Die Sache könnte noch gefährlich werden, denn die Schwiegermutter ist entschlossen, den Kampf fortzuführen, bis der eine oder andere Teil endgiltig unterlegen ist.

Barbara Jászai ließ nicht ab von ihm. Bald suchte sie ihn durch Liebesbeteuerungen zu fesseln, bald führte sie stürmische Scenen auf. Auch sie besaß ihre Ehre, und die hat man in den Staub gezerrt, weil sie aufrichtig und treu liebte.

Herr Nikolaus war in eine arge Falle geraten. Entweder mußte er die schöne Barbara von sich stoßen und damit sein ganzes Leben zu einer wüsten Einöde machen, oder er mußte sie heiraten und damit das zwischen ihnen bestehende Verhältniß sanktioniren. Er hatte einen schweren Kampf mit sich selbst zu bestehen, und die gewandte Frau mußte mehr denn einen Kunstgriff anwenden, bis er sich endlich zu letzterem entschloß.

Er heiratete Barbara Jászai, noch dazu in höchster Eile, ohne jedes Aufgebot, mit bischöflichem Dispens, kaum sechs Wochen, nachdem er die Mutter seiner Kinder zu Grabe geleitet, nur um dem ungünstigen Urteil der Sedria zuvorzukommen. Nun mußte die Vormundschaft über die Kinder ihm zugeteilt werden, da der moralische Makel ausgemerzt worden war.

Seine Schwiegermutter rächte sich hierfür in der Weise, daß sie in der Offizin des Debrecziner Typographen eine Traueranzeige mit schwarzem Rand und den üblichen Totenköpfen als Trauerabzeichen anfertigen ließ, in der sie im eigenen, sowie im Namen ihrer verwaisten Enkel Verwandten, Freunden und Bekannten die höchst betrübende Mitteilung machte, daß ihr unvergeßlicher Schwiegersohn, der hochgeborene Herr Nikolaus, Edler von Baranyi, königlicher Septemvir, Assessor mehrerer Komitate, einstiger Hauptmann u. s. w. nach langem, schwerem Leiden selig im Herrn entschlafen sei. Seine irdischen Ueberreste würden an diesem und diesem Tage in den Armen seiner dritten Frau, Barbara Jászai, bestattet werden. An demselben Tage fände auch die heilige Seelenmesse für seine schuldbeladene Seele bei den barmherzigen Brüdern statt. Friede seiner Asche!

Diese Traueranzeige schickte sie auch ihrem Schwiegersohne zu, der darob in hohen Zorn geriet und den Debrecziner Typographen mit Vorwürfen überhäufte, weil er sich zu solch einem schmachvollen Beginnen hatte mißbrauchen lassen. Der ehrsame Typograph entschuldigte sich damit, daß er die Bürstenabzüge, die ihm vorgelegt würden, nur durchlese, um die darin befindlichen Fehler aufzufinden, doch von dem Inhalt des Textes pflege er niemals Kenntniß zu nehmen.

* * *

Nun hatte Herr Nikolaus das Endziel seines Lebens erreicht. Er besaß eine schöne junge Frau, die stets zum Kosen und Scherzen bereit ist, niemals klagt, niemals jammert, dagegen an jeder Unterhaltung teilnimmt. Sogar auf die Jagd begleitete sie ihren Gatten, setzte mit ihm zu Pferde dem Hirsch nach und trank beim Jagdmahl mit den lustigen Waidgenossen um die Wette. Ihrethalben braucht sich Niemand ein Blatt vor den Mund zu legen. Selbst bei den übermütigsten Anekdoten lacht die Frau laut und herzlich, und nicht einmal mit dem Finger droht sie dem freizüngigen Erzähler. Sie selbst wählt ihre Worte auch nicht sonderlich, nennt Alles beim richtigen Namen und sagt ihr Jemand Grobheiten, so versetzt sie dem Unbedachten einen Nasenstüber.

Sie ist das Ideal einer Frau und raucht sogar die Pfeife, wie irgend ein ausgedienter Wachtmeister.

Mit besonderer Liebe sucht sie das Pferdegestüt auf, gleichwie andere Frauen das Theater aufsuchen.

Sie singt in Gemeinschaft mit den Herren, die die Gäste ihres Gatten sind, und selbst die gepfeffertsten Lieder vermögen sie nicht abzuschrecken. Solcher Lieder aber giebt es eine ganze Menge; Barbara kennt sie alle, und ihre schöne, klangvolle Stimme hebt sich deutlich von dem Heulen der männlichen Kehlen ab, wenn es zum Singen kommt.

Ja, das ist die richtige ungarische Hausfrau! Nicht aber ein empfindsames Geschöpf, das bei dem ersten mutwilligen Wort das Gesicht verzieht und die Gesellschaft flieht.

Wird aber gar musicirt und läßt der Zigeuner seine Fiedel erklingen, so wird getanzt, daß es seine Art hat. Sie sagt niemals, daß sie schon müde sei, sondern eifert den braunen Burschen selbst an, weiter zu spielen. Bleibt sie aber mit ihrem Gatten allein, so verwandelt sie sich in eine wahre Fee; sie ist da nichts als Liebe und Leidenschaft, die in dem geliebten Gatten völlig aufzugeben scheint.

Das bewährte sich eine Zeit lang auf das prächtigste, insolange noch bei allem ein gewisses Maß eingehalten wurde.

Doch was wurde mit den Jahren aus der schönen Frau, aus der lebenslustigen, genußsüchtigen Gattin?

Wir finden diesbezüglich vollkommen authentische Aufzeichnungen in den Documenta Baranyiana, die übereinstimmend besagen, daß die dritte Gemahlin des Septemvirn Baranyi, geborene Barbara Jászai, sich mit der Zeit dem zügellosen Branntweingenuß ergab, sodaß sie körperlich und geistig vollständig verkam. In berauschtem Zustande geberdete sie sich wie eine Wahnsinnige, die man selbst gewaltsam nur mit Not bändigen konnte.

Nun erfuhr Nikolaus Baranyi, daß unter allen Erinnyen die sittlich verkommene Frau die gräßlichste sei.

Niemand fand sich mehr in seinem Hause ein. Jeder anständige, rechtschaffene Mensch hielt sich fern von ihm. Er selbst entfloh auch aus

seinem Heime, indem er seine dritte Frau in ihrer Wohnung in Großwardein beließ, während er selbst nach Debreczin verzog, nachdem er seine Söhne in ein Kloster gesteckt. Dann kam er auch bei der Regierung um seine Entlassung aus dem Amte ein.

Er war zu Grunde gerichtet an Leib und Seele.

Und Niemanden konnte er darob verantwortlich machen, nur sich selbst.

XL.

Sofort nach dem Urteil des katholischen Konsistoriums, das die Trennung, beziehungsweise Ungiltigkeit der Ehe zwischen Baranyi und Katharine Ungvári ausgesprochen, hatte es der Debrecziner Magistrat für seine Pflicht angesehen, auch die Vermögensverhältnisse der beiden Ehegatten zu ordnen und festzustellen, welche der vorhandenen Gegenstände der Frau und welche dem Manne zuzusprechen seien.

Alles wurde bis in's kleinste Detail angegeben, sogar die Verlobungsringe wurden zurückgetauscht. Auf diese Weise gelangte der Septemvir in den Besitz des berühmten Bildes, seines eigenen Portraits.

Als er nach Debreczin übersiedelte, nahm er das Bild mit sich, denn Frau Barbara hatte gedroht, daß sie, wenn ihr Gatte sie zornig mache, dem Bilde beide Augen aussteche, und bei ihr konnte man wirklich darauf gefaßt sein, daß sie ihre Drohung ausführt, wenn sie ihre bona hora hat.

Herr Nikolaus hing das Bild über sein Bett.

Der Apotheker Kazay, der den hochgeborenen Herrn täglich besuchte, konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, daß dieses Bild schon stark verblaßt sei. Und da er sich auf derartige Dinge verstand, erklärte er auch die Ursache dieses Umstandes. In seiner Eile, aus Debreczin fortzukommen, hatte es der Maler versäumt, das Bild mit dem dazugehörigen Lack zu überziehen, was die Maler in ihrer Sprache „Vernissage“ nennen. Aus diesem Grunde seien die Farben „nach innen gegangen,“ wie der Fachausdruck lautet.

„Dem ist aber leicht abzuhelfen,“ fügte Herr Kazay hinzu. „Ich habe jetzt in meiner Apotheke einen Maler aus Hermannstadt, Johann Waiß heißt er, und der wird mir die vier Wände meiner Offizin malen. Jede Wand wird einen Weltteil darstellen, so daß alle vier Weltteile zu sehen sein werden: Europa, Asien, Afrika und Amerika. Das wird gewiß wunderschön sein. Dieser Maler wird auch das Portrait in Ordnung bringen, ich bitte, es mir nur hinüberzuschicken.“

Der Herr Septemvir willigte ein und schickte das Bild zu Kazay hinüber. Der sachverständige Maler half dem Uebel sehr leicht ab, und nachdem er das Portrait mit Lack überzogen hatte, kam das herrliche Kunstwerk in seiner vollen Schönheit zur Geltung. Sogar in der linken Ecke unten war das Monogramm zu sehen, in dem der Hermannstädter

Maler die Signatur Mányokys entdeckte, und das ein verschlungenes A. und M. darstellte. Er sagte, das Bild sei jetzt wenigstens hundert Dukaten wert.

Waiß arbeitete inzwischen fleißig an seinen vier Weltteilen, die von ganz Debreczin bewundert wurden.

Eines Tages fand sich unter den Neugierigen auch ein junger Mann ein, bei dessen Anblick der Maler seinen Pinsel fallen ließ und laut zu rufen begann:

„Herr Prinzipal, Herr Prinzipal, kommen Sie schnell.“

Herr Kazay kam eiligst herbei und fragte, was denn geschehen sei.

„Sehen Sie nur! Da haben wir ja das lebende Modell des Mányoky'schen Bildes! Das Portrait in lebender Gestalt! Nein, das habe ich nicht erlebt!“

„Da ist gar nichts zu verwundern dabei, denn dieses Bild ist tatsächlich das Konterfei des jungen Mannes, den Sie da vor sich sehen!“

XLI.

Im Laufe der Jahre war der verstoßene Sohn zum stattlichen jungen Mann herangewachsen, und Katharine wendete sich an den Papst, um ihr gutes Recht vom Oberhaupt der katholischen Kirche anerkennen zu lassen.

Das erhabene Kirchenoberhaupt, der Statthalter des Heiligen Peter hienieden, wies die um Gerechtigkeit bittende Calvinerin von seines Thrones Stufen nicht zurück, sondern erfüllte ihr Verlangen und bestimmte den Heiligen Stuhl zu Kalocsa als entscheidenden Richter unter dem Vorsitz des Kardinal-Erzbischofs.

Dies war ein niederschmetterndes Erkenntniß für den Septemvirn.

Er war sich bewußt, daß seine Sache eine ungerechte sei, und fühlte deutlich, daß die über alle weltlichen Bedenken erhabenen Richter gegen ihn entscheiden würden.

Er hätte nicht gedacht, daß Katharine eines so unerhört kühnen Schrittes fähig wäre.

Er war auf's Tiefste erregt.

So war er denn nur Katholik geworden, um vor das vom römischen Papst delegirte Forum geladen zu werden?

Er wollte weder den Guardian, noch den Kanonikus mehr vor sich sehen und verkehrte nach seiner Uebersiedelung nach Debreczin nur mit calvinischen Geistlichen.

Wohl hätte er aus Trotz in den Schoß des reformirten Glaubens zurückkehren können, doch damit wäre seine mit Elisabeth Sándor geschlossene zweite Ehe mit einem Male ungiltig geworden und seine zwei jüngeren Söhne für illegitim erklärt worden.

Er glich dem Löwen, der in das Fangnetz des Jägers geraten ist.

Dazu gesellten sich die körperlichen Leiden.

Im Alter von vierzig Jahren glich Nikolaus Baranyi einem ganz gebrochenen Greise. Kaum daß sich die mächtige Gestalt auf einen Stock gestützt fortschleppen konnte; sein Haar war ergraut, das Gesicht bedeckte ein häßlicher Stoppelbart. Von den schönen roten Wangen war keine Spur mehr vorhanden; die Rosen derselben waren von den nächtlichen bunten Schmetterlingen gebleicht worden.

Er schleppte eine tötlich zehrende Krankheit mit sich, — eine Krankheit, für die die damaligen Aerzte keinen Namen wußten, für die die heutigen aber auch keine Heilmittel haben. Wir wissen nur soviel, daß derjenige, an dem dieser langsam tötende Wurm nagt, nichts essen kann.

Der Magen nimmt außer Milch, Gersten- und Hirsebrei nichts mehr auf . . .

Und da sehen wir den Fluch der verstoßenen Gattin in Erfüllung gehen! „Und wenn Du Deinen Tod nahen fühlst, sollst Du nichts Anderes als Gersten- und Hirsebrot genießen können!“ hatte sie ihm zugerufen.

Jetzt sehen wir, welch furchtbare Bedeutung diese Worte hatten.

Immer mächtiger wird der nagende Wurm, immer mehr schwindet die Kraft des Mannes, bis die Drachenflügel des Wurms so mächtig werden, daß sie den ganzen Menschen mit sich entführen können.

Das Maß wird aber erst voll, wenn auch am Herzen ein Wurm nagt . . .

Doktor und Apotheker suchen den Leidenden täglich einige Male auf.

Dieser hat keine andere Pflegerin, als die Mari Dabóczy, die kluge Frau, die ihrem einstmaligen liebsten Gaste auch jetzt treu geblieben ist. Sie wohnt bei ihm, giebt ihm Milch zu trinken, nährt ihn mit Gersten- und Hirsebrei, legt ihm die notwendigen Pflaster auf, lauscht seinem qualvollen Stöhnen und reicht ihm ab und zu das elixirium stomaticum.

Eines Tages ließ der Doktor den Apotheker in größter Eile holen und ihn anweisen, epispaticum Boerhavianum mit sich zu bringen; das war sicherlich ein blasenziehendes Pflaster, denn er applicirte es seinem Patienten auf Magen und Fußsohle.

Nach einer Weile begann der Edelmann zu stöhnen und zu seufzen, bis er mit einem Male in lautes Schluchzen ausbrach.

Der Arzt, Herr Buzinkay, fragte ihn, ob ihn das angewandte Mittel vielleicht so arg brenne, daß er weinen müsse?

„Was außen brennt, schmerzt nicht, sondern nur das, was innen nagt,“ stöhnte der Kranke. „*Es schmerzt mich so unaussprechlich daß ich meinen armen Sohn verstieß!*“

„Das können Sie noch gut machen, indem Sie Ihren Sohn anerkennen.“

„Er läßt sich ja während meiner ganzen schweren Krankheit nicht bei mir sehen.“

Und er begann von Neuem zu ächzen, dann stammelte er:

„Holet mir einen Geistlichen!"

„Wir haben hier weder einen Mönch noch einen Pfarrer."

„Den mag ich auch nicht. Schicket um den Superintendenten."

Als die Mari Dabóczy das vernahm, eilte sie hurtig aus dem Hause, um den Superintendenten zu holen. Unterwegs machte sie aber einen Abstecher bei Katharine, um ihr in aller Hast zu berichten, was sie soeben aus dem Munde des kranken Herrn vernommen.

Es währte nicht lange, so war der Superintendent in der Person des hochwürdigen Herrn Melchior Vécsey, zur Stelle, der sich an das Bett des Kranken setzte und ihm eine erbauliche Rede hielt. Darauf beichtete der Edelmann reuig seine Sünden, die ihm das Herz bedrückten, und ersuchte ihn, in offener Kirchenversammlung für ihn zu beten.

Auch dies ist ein erhebender Brauch bei den Calvinern, daß sie für einen Schwerkranken in der Kirche beten, auf daß er genesen möge.

Die ganze Scene, so wie wir sie hier schildern, ist streng historisch, wie aus zeitgenössischen Aussagen zu ersehen, die von den Zeugen Samuel Kazay, dessen Provisor Johann Cserny, Doktor Niczky und Doktor Buzinkay übereinstimmend abgegeben wurden. Diese Aussagen selbst finden sich in den Documenta Baranyiana vor.

Nun ertönte ein Klopfen an der Tür und Mari Dabóczy beeilte sich zu öffnen.

Als wären sie auf den Ruf des Dieners der Kirche erschienen, traten Katharine Ungvári und ihr Sohn in das Zimmer des Kranken.

Ein bitteres Lächeln erschien auf dem Gesichte des Letzteren.

Die Frau vermochte ihre Tränen nicht zurückzudrängen. Sie trug Halbtrauer und trat an das Bett des Leidenden, um dessen abgezehrte Hand zu erfassen.

Lange konnte sie kein Wort hervorbringen.

Der Kranke war der Erste, der zu sprechen begann.

„Du bist gekommen, um zu sehen, was aus mir geworden?" brachte er mühsam hervor. „Nun siehst Du, wie Dein Fluch an mir in Erfüllung ging."

„Gott ist mein Zeuge, daß ich täglich für Ihre Genesung bete."

„Ich bin auch Zeuge," sprach der Superintendent. „Frau Katharine läßt in unserer Kirche jeden Tag für Ihr leibliches und seelisches Wohlergehen beten."

„Tut sie das wirklich?" fragte der Kranke, und in seinen Augen leuchtete es auf, ein Schimmer huschte über sein Gesicht. „Du bist mir nicht böse, Katharine?"

„Wäre ich das, so hätte ich meinen Sohn nicht mit mir gebracht."

Damit rief sie ihren Sohn heran und bedeutete ihm, die Hand seines Vaters zu küssen. Dieser legte die rechte Hand auf den Kopf seines

Sohnes, nahm ihn dann beim Kinn, hob sein Gesicht empor und betrachtete es lange, während der Sohn vor dem Lager seines Vaters auf die Kniee sinken mußte.

Der Blick des Edelmannes wanderte abwechselnd von dem Bilde über seinem Bette zu dem Gesichte des jungen Mannes und wieder zurück.

Und was sich da seinem Geiste unwillkürlich aufdrängte, wäre mächtig genug gewesen, um ihn zu jeder beliebigen Erklärung zu veranlassen. Und was er gesagt hätte, würden drei über jeden Zweifel erhabene Zeugen später bestätigt haben.

„Wozu seid Ihr zu mir gekommen?“ fragte der Edelmann sanft.

Katharine faltete bittend die Hände, doch der Sohn richtete sich von den Knieen empor und blickte mit geballten Fäusten und gerunzelten Brauen auf seine Mutter. Diese hatte ihn nur mit der Versicherung zum Mitkommen bewegen können, daß sie sich zu keinerlei demütigenden Bitte erniedrigen werde. Er war nicht da, um etwas zu erbitten!

Aber auch Katharine wußte, was sie sagen sollte.

„Ich bin nicht gekommen,“ sprach sie, „um Sie zu irgend einer Aeußerung zu veranlassen, die Sie nachher vielleicht bereuen könnten. Nur ein kleines Geschenk erbitte ich mir. Ueberlassen Sie mir dieses Bild. Fortan soll es mir gehören. Sonst verlange ich nichts.“

„Gut, es soll Dein sein,“ erklärte der kranke Edelmann und mochte jene Erleichterung empfinden, die sich des bedrängten Schuldners bemächtigt wenn der Wucherer nur die Zinsen, nicht aber auch das Kapital verlangt. „Du kannst es auf der Stelle fortschaffen lassen.“

Nun küßte auch Katharine die Hand ihres einstigen Gatten.

Was sie jetzt erhalten, bedeutete einen großen Schatz für sie.

Nikolaus Baranyi, der Aeltere, erfaßte mit beiden Händen die Hand der verstoßenen Frau und sprach:

„Verzeihst Du mir nunmehr? Wirst Du meinem Sarge keinen Fluch nachschicken? Wirst Du vor dem Richterstuhle Gottes keine schweren Anklagen gegen mich erheben?“

„Nein, mein guter Mann,“ gab Katharine mit fester Stimme zur Antwort. „Diesbezüglich magst Du vollkommen unbesorgt sein! Ich werde Deinem Sarge weder Erde, noch Blumen, noch einen Fluch nachsenden, denn ich werde früher als Du aus dem Leben scheiden. Sobald ich das Ziel meines Lebens erreicht, meiner großen Pflicht Genüge getan, den Triumph meiner Treue gefeiert haben werde, werde ich sterben, und zwar früher als Du. Ich werde vorangehen, um die Tore des Himmelreichs für Dich offen zu halten und vor dem Throne des Höchsten niederzusinken und für Dich also beten zu können: ‚Mein Gott und Herr, verzeihe ihm, gleichwie ich ihm verzeihe, was er jemals gegen mich gesündigt hat.‘“

XLII.

Damals war von der gegenwärtigen prächtigen erzbischöflichen Residenz in Kalocsa noch nichts zu sehen. Ein altes Gebäude in gothischem Stil aus der Zeit Karl Roberts diente als Domkapitel und auch als Wohnung für den Erzbischof.

Der große und tiefe Beratungssaal hatte nur ein einziges Fenster, das dem Tageslicht Zutritt gewährte. Dagegen reichte die Marmorbekleidung der Wände in einer Höhe von zwei Klaftern von der Decke bis an den Fußboden. Das einzige Fenster war ein Meisterwerk der Encaustica und stellte die Heilige Jungfrau Gottes in Glasmalerei dar, wie sie ihren vom Kreuze abgenommenen Sohn Jesus im Schoße hält.

An dem mit grünem Tuch bedeckten langen Tisch saßen die Richter: Bischöfe, Pröpste, Kanonikusse, Aebte, Priore und Diakonusse in vollem Ornat; auf der Estrade des Präsidenten thronte der vom Papst selbst delegirte Kardinal in purpurrotem Mantel. Am Oberende des Tisches waren das kostbare silberne Kruzifix und der Reliquienschrein zu sehen, in dem der teuerste Schatz des Landes, der Schädel des Königs Stefan des Heiligen, verwahrt wird. Davor brannten sieben gelbe Wachskerzen in einem silbernen Kandelaber. Vor dem Lector-Kanonicus waren die amtlichen Aktenstücke in hohem Stoß geordnet. Neben der Präsidentenestrade saß in einem Fauteuil der päpstliche Nuntius, Monsignore Signatelli. An den Türen standen Hellebardiere mit dem Stahlhelm auf dem Kopf und dem mit einem Kreuz geschmückten Schild aus Büffelleder um die Brust.

Auf der Galerie stimmte der Chor das Veni Sancte an.

Nun teilte der Kardinal die Invokation feierlichen Tones mit, worauf der Nuntius das päpstliche Breve aus grünem Beutel hervornahm und mit lauter Stimme verlas, um dem erzbischöflichen Capitulum mitzuteilen, daß es von Seiner Heiligkeit betraut worden sei, das Anliegen der Gerechtigkeit heischenden Katharine Ungvári zu untersuchen und darüber ein Urteil zu fällen.

Der den Vorsitz führende Kardinal winkte dem Türsteher, die klageführenden Personen einzulassen.

Es traten drei Personen ein. Katharine in tiefer Trauer, mit lang herabwallendem schwarzem Schleier, nach ihr ihr zweiter Gatte Gyarmathy in seiner faltenreichen Toga, und als dritter Nikolaus in einen weiten, braunen Mantel gehüllt.

Den Beschluß machten zwei Haiduken des Kapitels, die ein mit einem Vorhang bedecktes Bild auf einem Ständer hereinbrachten und es in eine Ecke des Saales stellten.

Im „Namen des HERRN“ forderte der Kardinal die Klägerin auf, in ihrer diesem außerordentlichen Heiligen Stuhl unterbreiteten Angelegenheit, deren Dokumente auf dem Tisch des Gerichtshofes liegen,

zum Beweise ihrer ehelichen Treue und der legitimen Herkunft ihres Sohnes all die Argumente vorzubringen, die sie sich seither vielleicht noch beschafft haben könnte.

„Ein neues Argument habe ich mir tatsächlich beschafft!“ erklärte die Frau, trat auf ihren Sohn zu und schlug den verhüllenden Mantel zurück, der von seiner Schulter herabhing.

Nikolaus Baranyi der Jüngere trug genau dieselben Gewänder, die sein Vater als Kuruczenhauptmann getragen: den Sammtdolman und das Pantherfell mit der zusammenhaltenden goldenen Kette. Katharine hatte dieses Kostüm getreulich aufbewahrt, als dessen einstiger Träger es schon längst gegen eine andere umgetauscht hatte und die Kuruczentracht längst nicht mehr Mode war.

Darauf schritt Katharine zu dem Portrait hin und ließ den verhüllenden Vorhang davon herabgleiten.

Durch das einzige Fenster fiel der goldene Sonnenschein gerade auf das gemalte Bild und dessen lebendes Ebenbild, das daneben stand. Das Ganze glich einer Scene aus dem Jenseits. Das Portrait war das Meisterwerk eines Künstlers, das lebende Bild ein Meisterwerk der Natur. Die beiden Gebilde glichen einander auf ein Haar.

Zwanzig Jahre lang hatte diese Frau gearbeitet, gekämpft, geträumt und geplant, um diesen Auftritt herbeizuführen, und nun war er tatsächlich vor Gott und den Menschen zur Wirklichkeit geworden.

Der hohe Gerichtshof staunte ob dieser Erscheinung. Ein leises Gemurmel erhob sich in den Reihen der erhabenen Richter, und als der Kardinal, die Hand gegen diese Erscheinung ausstreckend, lauten Tones rief: „Vere: ipse est!“ (Er ist es wirklich!) sprangen sämmtliche Beisitzer von ihren Stühlen auf, hoben die Hände gen Himmel und riefen unisono aus: „Vere: ipse est!“

Mit verklärtem Gesicht blickte Katharine zu dem Marienbilde empor, und während sie die zitternden Arme danach ausstreckte, konnte man ihr Schluchzen und dazwischen die abgerissenen Worte vernehmen:

„O, gebenedeiete Mutter Gottes, auch Du littest, als Du den gekreuzigten Sohn in den Armen hieltest! Und so wurdest auch Du selig, als der Engel zu Dir sprach: Er ist nicht tot, sondern ist auferstanden!“

Die himmlische Mutter, die ewige Mutter, war der irdischen, der sterblichen Mutter zu Hilfe gekommen.

„Ziehet in Frieden! Res judicata est!“ (Das Urteil in dieser Angelegenheit ist erbracht!) ließ sich jetzt die feste Stimme des Vorsitzenden des heiligen Stuhles vernehmen. „Das Urteil wird Euch in optima forma zugestellt werden. Das Portrait lasset als testimonium visibile hier.“

Katharine nahm ihren Sohn bei der Hand und entfernte sich mit ihm.

Der Stiefvater, Professor Michael Gyarmathy, aber blieb in dem

Verhandlungssaal des heiligen Stuhles zurück, und in fließender lateinischer Rede gab er den Prälaten den Grund seines Bleibens an.

„Ich besitze gleichfalls ein Dokument,“ sprach er, „welches ich den Akten dieser Angelegenheit beizulegen bitte.“

Damit entnahm er einer Blechkapsel ein Pergament, das mit einem an einer Schnur herabhängenden Wachssiegel versehen war, und überreichte es dem als Referent fungirenden Kanonikus.

Als dieser das Pergament entrollt und den am Fuße desselben stehenden Namen erblickt hatte, führte er zwei Fingerspitzen an die Lippen und drückte dann die Finger auf diesen Namen.

Es war der Name des Krakauer Kardinals.

Dann begann er den Inhalt des Dokuments zu verlesen.

„Nos Franciscus Xaverus archiepiscopus Kracoviensis . . .“

Bei der Nennung dieses Namens erhoben sich sämmtliche Beisitzer für einen Moment von ihren Stühlen.

Sodann fuhr der referirende Priester in der Verlesung des Schriftstückes fort, in welchem besagt war, daß Adám Mányoki, der Hofmaler Seiner Majestät des Königs von Polen, vor dem Krakauer Kapitel erschienen sei und dort, reuigen Herzens und von seinem Gewissen gedrängt, bekannt habe: — daß er, um der Nachstellung wegen Duellvergehens zu entgehen, sich nach Ungarn geflüchtet und dort eine Zeit lang unter dem angenommenen Namen Johann Nempcsovics als Apothekergehilfe in der Stadt Debreczin gelebt habe, wo er Altarbilder und Ladenschilder malte. Auch sei er beauftragt worden, die Portraits des Nikolaus Baranyi und dessen Gattin zu malen; der Gatte sei damit ganz einverstanden gewesen. Doch habe er, Mányoki, niemals irgendwelche verbrecherischen Zusammenkünfte mit der Dame gehabt, sei ihrerseits auch nicht mit einem einzigen Wort ausgezeichnet worden; im Gegenteil, als er einmal die Hand der Dame küßte, aber auch nicht aus sündhaftem Verlangen, sondern nur aus bei einem Künstler sehr begreiflicher und entschuldbarer Kunstbegeisterung, da habe ihm benannte Dame auf der Stelle und für immer ihr Haus verboten. Dies sei auch der Grund davon, daß auf dem weiblichen Portrait die eine Hand nicht genügend ausgearbeitet wurde. Was jedoch seine nächtliche Anwesenheit in dem Hause der Dame anbelangt, so sei diese daran vollkommen unschuldig, denn er, Mányoki, habe nicht ihrer Einladung, sondern der ihrer Dienstmagd, Ilona mit Namen, Folge geleistet, als er in das Haus schlich. Ilona aber habe die ganze Intrigue angezettelt, um sich an ihrer Herrin zu rächen, die ihr eine körperliche Züchtigung zu Teil werden ließ. Zur Bekräftigung all dieser Dinge habe der Maler einen feierlichen Eid auf das heilige Kruzifix geleistet und dabei die Heilige Dreifaltigkeit angerufen. Ueber diesen Vorgang habe das Krakauer Kapitel den vorliegenden authentischen Beweisbrief ausgestellt.

Dieses Dokument zerstreute auch die letzten Zweifel.

In der Blechschachtel fand sich auch das Comitiva des priesterlichen Notars des Kapitels vor, in dem bestimmt war, daß dieses wichtige Geständniß dem hochwürdigen Herrn Professor Michael Gyarmathy als zweitem Gatten der Katharine Ungvári zu übersenden sei.

Staunend fragte der Erzbischof den Professor:

„Wie ist es zu erklären, daß Hochwürden dieses Dokument, wie aus dem Datum zu ersehen, schon vor sechzehn Jahren zu Händen bekamen und es seither doch Niemandem zeigten? Die Verlautbarung dieses einzigen Beweisstückes hätte ja hingereicht, um die legitime Abstammung des jungen Nicolaus Baranyi auf der Stelle zu dokumentiren!"

„Es geschah mit reiflicher Ueberlegung, daß ich dieses Schriftstück bis auf den heutigen Tag geheimhielt. Denn hätte ich es sofort bei Erhalt dem Gerichtshof vorgelegt, so würde die legitime Abstammung des Knaben ohne Zeitverlust ausgesprochen, gleichzeitig aber auch bestimmt worden sein, daß der Knabe dem Vater behufs Erziehung unter väterlicher Gewalt und Aufsicht zu übergeben sei. Ich aber hing mit einer Liebe an dem Knaben, als wäre er mein leiblicher Sohn gewesen, während ihn sein Vater haßte, da er ihn für einen Bastard hielt. Es wäre ein Edelmann aus ihm geworden, der ebenso hochmütig, ebenso faul und anmaßend, ebenso unbeständig und launenhaft gewesen wäre, wie die übrigen verderbten Söhne unserer Edelleute. Ich aber wollte einen tüchtigen, arbeitsfreudigen, gottesfürchtigen Bürger aus ihm machen, der seinen Nächsten in Ehren hält, seinem Vaterlande und der Nation zum Nutzen gereicht und den Großen gegenüber stolz, den Niedrigen gegenüber aber freundlich ist und nicht schmeichelnd den Hochstehenden und anmaßend dem kleinen Manne gegenüber. Und so ging ich zu Werke, und daß mein Vorgehen das richtige war, beweist die Tatsache, daß mein Stiefsohn ein nach jeder Richtung hin tüchtiger Mann geworden ist, der auch jetzt noch „Mensch" bleiben wird, trotzdem ihm behördlich mitgeteilt werden wird, daß er ein „Herr" ist!"

„Habet rectum! Habet rectum!" sprachen die mächtigen Herren und drückten seine Hand . . ., obschon er nicht gleich ihnen seidene Handschuhe trug.

Darauf fällten sie das Urteil, welches die eheliche Treue Katharine Ungváris und die Legitimität ihres Sohnes als sonnenklar und über jeden Zweifel erhaben darstellte.

Der Fall steht ohne Gleichen in der Geschichte dar und gereicht der mächtigen Kirche zum höchsten Ruhme, die zwischen Gerechtigkeit und Konfession zu wählen wußte und der ersteren den Vorzug gab.

Gloria in excelsis!

XLIII.

Die Frau hatte also erreicht, wofür sie gekämpft. „Flectere si nequeo Acheronta, superos movebo!“ Sie hatte die Himmlischen in Bewegung gesetzt und gesiegt, einen vollen Triumph geerntet!

Man überbrachte ihr das mit weitschweifigem Text koncipirte und auf Pergament geschriebene Urteil, unter dem so viele glänzende Namen standen, so viele Wappen, Siegel und Titel zu sehen waren. Zu oberst prangte die päpstliche Tiara mit den Schlüsseln des Heiligen Peter. Wo im Text der Name ihres Sohnes Nikolaus in Verbindung mit dem Namen Baranyi vorkam, war er sorgfältig in roter Farbe ausgemalt.

Ja, diese roten Buchstaben! Diese roten Buchstaben! Katharine hat nur Augen für sie. Sie betrachtet sie so lange, so unverwandt, daß sich mit einem Male ihre Augen schließen und sie garnichts mehr sieht. Ein Zittern, ein Zucken, ein Seufzer, ein Lächeln der höchsten Seligkeit auf dem Gesicht, und Alles ist zu Ende. Ihr Herz hat zu pochen aufgehört. Das Uebermaß der Freude hat sie getötet, gleichwie das Uebermaß des Schmerzes so viele Andere tötet.

Wofür sie gelebt, hatte sie ja vollendet. Nun gab es für sie keinen Grund mehr, um noch weiter auf Erden zu verbleiben. Sie konnte nunmehr vor ihre Richter hintreten, um Rechenschaft abzulegen und für Andere Gnade zu erbitten.

Man bereitete ihr ein wunderschönes Begräbniß. Ihr Sarg wurde in die große Kirche gebracht und auf derselben Stelle aufgebahrt, wo sie sich schon zwei Mal vor Gott und den Menschen hatte trauen lassen. Der Superintendent selbst hielt die ergreifende Trauerrede an ihrem Sarg.

Sie hatte sie vollauf verdient!

Niemals auch hatte eine Sterbliche soviel gelitten; niemals noch ein schwaches Weib einen erbitterteren Kampf gegen die ganze Welt geführt und niemals noch einen glänzenderen Sieg errungen, als sie, die arme Katharine Ungvári.

XLIV.

„Wird denn dieses Läuten gar kein Ende nehmen?“ stöhnte der kranke Edelmann und wälzte sich qualvoll auf seinem Lager. „Wer ist denn gestorben, daß man eine solche Läuterei vollführt?“

Die Leute kommen und gehen in seinem Zimmer. Der Doktor, der Apotheker, Mari Dabóczy, die Dienstmägde, — ein Jeder nennt ihm einen anderen Namen, wenn er sich nach dem des Toten erkundigt.

Weshalb der Superintendent nicht zu sehen ist, will er wissen.

Weil er sich anschickt, eine Trauerrede zu halten, sagt man ihm.

„Frau Seremley,“ wendet er sich an diese, „gehen Sie hin zu ihm und bitten Sie ihn in meinem Namen, er möge für meine gequälte Seele beten.“

Als sich Frau Seremley entfernt hat, findet sich der Doktor ein.

„Will denn diese Läuterei durchaus nicht aufhören?“ fragte der Kranke. „Ich kann ja nicht schlafen.“

Um dieses Uebel zu bannen, hat sich der gelehrte Mann eingefunden und ein Medikament mitgebracht. Es sind gute, teure Opiumtropfen. Er übergiebt sie der Mari Dabóczy mit der Weisung, zwölf Tropfen davon in Wasser gelöst dem Patienten stündlich zu verabreichen. Das wird ihm einen erquickenden Schlaf bringen. Doch Frau Mari Dabóczy ist eine gar gescheite Person, die sehr genau auszurechnen weiß, daß zwölf Tropfen stündlich ebensoviel sind, wie vierundzwanzig Tropfen zweistündlich. Und sie giebt dem Kranken vierundzwanzig Tropfen, so daß er in einen tiefen narkotischen Schlaf versinkt.

Die Mari Dabóczy hat davon den bürgerlich reinen Nutzen, daß sie nunmehr ihre Feiertagsgewänder anlegen und in die Kirche eilen kann, um das prächtige Begräbniß mitanzusehen. Der Kranke wird zwei Stunden lang in einem Zug schlafen, und da er während dieser Zeit keiner Pflege bedarf, so kann man ihn unbedenklich allein lassen.

Die doppelte Opiumdosis führte indessen nicht blos einen tiefen Schlaf, sondern auch qualvolle Träume herbei. Der Schläfer hat die Empfindung, als schlügen die Glockenzungen gegen seine Schädelwand, das dumpfe Brausen erschüttert seine Nerven, er kämpft mit höllischen Gespenstern, schreckliche Visionen quälen ihn. Eiserne Krallen schlagen sich in sein Herz und machen seinen Atem stocken. Während er sich gepeinigt auf seinem Bette wälzt, kollert er mit einem Male über dessen Rand und fällt auf die Erde hinunter.

Um ihn her ist die Welt in ein einziges Brausen gehüllt.

Die Glocken läuten dumpfer und mächtiger denn je.

Jetzt beginnt ein bekannter Gesang das ohrenbetäubende Tongewirr zu durchdringen — der Chorgesang der Studenten, den er selbst oft genug mitgesungen, als er noch Student war und man einen Toten zur letzten Ruhestätte begleitete. Auch jetzt geleitet man einen Toten durch die Straßen.

Trotz seines qualvollen Leidens rafft er sich empor, schleppt sich auf den Knieen zum Fenster hin, klammert sich an die Brüstung, richtet sich langsam in die Höhe, und das Kreuz mit beiden Armen umschlingend, blickt er auf die Straße hinab.

Dichte Menschenmassen erfüllen die Straße ihrer vollen Breite nach.

Langsam kommt der Leichenzug daher.

Sechs kräftige Männer tragen den Sarg auf den Schultern.

Zu beiden Seiten desselben schreiten je sechs städtische Haiduken mit brennenden Fackeln in den Händen, von den Fackeln hängen gemalte Wappen herab, die mit einem Trauerflor überzogen sind.

Ist's Wirklichkeit oder ein Blendwerk der Hölle? Auf den Wappen

ist trotz des verhüllenden Flors die Lilie der Familie Baranyi zu sehen, die ihr von den Königen aus dem Hause Anjou verliehen worden.

Der Sarg führt eine noch beredtere Sprache. In großen silbernen Lettern ist auf dem Deckel die Aufschrift zu lesen: „Frau Nikolaus Baranyi, geborene Katharine Ungvári.“ Hinter dem Sarge kommen Nikolaus Baranyi, der Jüngere, und der zweite Gatte, Michael Gyarmathy, entblößten Hauptes, in tiefer Trauer als nächste Leidtragende.

Der kranke Mann dort am Fenster zertrümmert mit der Faust die Glasscheibe, neigt sich hinaus und kreischt mit heiserer Stimme, daß es die vielen tausend Menschen hören müssen:

„Käthe! Meine süße Käthe! Erwarte mich! Ich komme auch! Ich folge Dir! Gemeinsam wollen wir dahingehen!“

Vielleicht hatte er es aber nicht einmal gesagt, sondern nur geträumt. Immerhin hat er Besinnung genug, um die treue Pflegerin, die vom Begräbniß nach Hause kommt und ihn auf der Erde liegend antrifft, zu fragen:

„Habt Ihr ihr auch in meinem Namen Abschiedsworte gesprochen?“*)

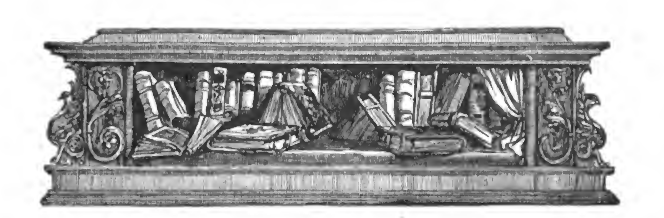
Und als die Frau dies bejahte und hinzufügte, daß der Priester in seinem Namen die letzten Abschiedsworte an die Tote gerichtet, kam einige Ruhe über ihn, aber Arznei wollte er von diesem Augenblick an nicht mehr zu sich nehmen.

„Ich muß ihr folgen!“ Mit diesen Worten wehrte er Alles ab, was man ihm noch zur Erleichterung seiner Leiden eingeben wollte.

Und so war es auch, er folgte ihr. Am dritten Tage nach dem Begräbniß brausten die Glocken der Stadt Debreczin mit derselben unheimlichen Gewalt durch die Lüfte; doch wen sie heute mit ihrer ehernen Stimme zu Grabe geleiteten, hieß einstmals Nikolaus, Edler von Baranyi.

*) Aussage der Elisabeth Liczey. Documenta Baranyiana.





Antony Blondel.

Von

Hans Lindau.

— Berlin. —

Wer mit seiner Mutter, der Natur, sich hält,
Find't im Stengelglas wohl eine Welt.
Goethe an Merck, Dec. 1774.

Das schöne, reiche Frankreich! — Wie gut uns seine dunklen Weine munden, und wie duften uns seine Rosen! Mancher Ausländer bewahrt solchen sinnlichen Genüssen halb unbewußt ein Gefühl der Dankbarkeit, das sich mit der Dankbarkeit für empfangene Geistesspeisen verbindet. Dazu behält auch wohl das Auge den Eindruck sonnenbeschienener, fruchtbarer Gefilde. Wir Deutsche, besonders wenn wir von Nordosten herkommen, wundern uns auf Schritt und Tritt über den verblüffenden natürlichen Reichtum des Landes. Bleibt darum auch dem Märker die Poesie seiner Heimat nicht minder lieb — selbst wenn es keinen Theodor Fontane gegeben hätte, — und würde vielleicht auch der auf kargerem Boden Aufgewachsene sein näheres, ihm ans Herz gewachsenes Vaterland nicht gegen alle Schätze der Schlaraffenlande eintauschen mögen, — eine gelegentliche Reise ist lohnend und erfreulich, auch so das Reisen in die fremde Litteratur. Und das reiche, schöne Frankreich hat in seiner bunten Geistesproduktion so manchen Traubensaft besonderer Würze aufzuweisen. Die besten älteren Meister sind darum bei uns zu Lande so wohl bekannt, daß ihr Einfluß fast dem der eigenen Meister gleichzuachten ist. Auch von der Einwirkung französischer Zeitgenossen könnte bereits Manches gemeldet werden. Hier erhebt sich indessen der ewige Zweifel aller zeitgenössischen „Geschichte“: die Frage nämlich,

inwieweit unsere Urteile wirklich geschichtlich stichhaltigen Wert besitzen. Es ist ja nur allzu wahrscheinlich, daß unsere modernste Litteratur-Astronomie unter anderen auch Sterne geringerer Größe registrirt und schönere Gestirne verschweigt, um sie den späteren Enthüllungen kundiger Forscher aufzusparen.

Es sei fern von mir, die Zahl der prophetischen Historiker der Gegenwart, — ein Amt, das sicherlich die bedeutendsten Köpfe fordert, — mit ähnlich gerichteten Gelüsten um ein unkritisches Haupt vermehren zu wollen. Mein Wunsch ist, einiges Material zur Prüfung für den Leser herbeizubringen und zu einer Entscheidung darüber anzuregen, ob nicht der in Deutschland so gut wie völlig unbekannte und selbst dem weiteren Kreise des französischen Publikums verborgene Antony Blondel mehr Aufmerksamkeit verdient, als ihm infolge der besonderen Litteraturverhältnisse seines Vaterlandes bisher zu Teil wurde.

Man klagt zur Zeit in Frankreich darüber, daß Theater- und Buchkritik einigermaßen im Argen liegen. Der Zeitungsleser fürchtet vielfach, bezahlte Arbeit zu finden. Mißtrauisch ist er Lob wie Tadel gegenüber; aber wenn er garnichts findet, ist dem Autor doch auch nicht geholfen. Man fragt seufzend: Wo sind die Zeiten hin, da Sainte-Beuve, Janin und gar der große Taine ihre eherne oder schmetternde Stimme erschallen ließen? Aber erstens haben die Genannten doch auch nicht über Alles schreiben können. Und zweitens wird die Macht einflußreicher Kritiker im Allgemeinen möglicher Weise überschätzt. Am Lobe bedeutender Kritiker hat es Blondel nicht gefehlt. Von Sarcey, von Lemaitre wurden seine Schriften rühmend besprochen. Richepin ging in einer Vorrede so weit, Blondel neben die neuerdings in Frankreich wohl am meisten verehrten aller darstellenden Psychologen, neben den Herzog von Saint-Simon und neben Henry Beyle-Stendhal zu stellen. Er nannte ihn einen „Saint-Simon paysan“ — als der „Saint-Simon vom Lande“ wurde er nun auch anderweitig citirt — und meinte, daß ihn, Richepin, seit der Lektüre der beiden unvergleichlichen Romane „Le Rouge et le Noir“ und „La Chartreuse de Parme“ nichts so gepackt habe wie die Lektüre Antony Blondels.

Aber Blondel wurde wenig bekannt.

Wie kommt das? Man ist im Stillen vermutlich geneigt, nach den Erfolgen sich sein Urteil zu bilden, so wenig vielleicht auch jeder Einzelne geneigt scheint, dies wahr haben zu wollen, vielmehr im Gegenteil sich befleißigen möchte, nach dem stolzen Spruche: victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni, eine selbstständige Stellung im Urteil der großen Menge gegenüber einzunehmen. Ganz im Geheimen flüstert ihm doch die Erfahrung als wichtige Instanz ihre Lehren ins Ohr, und da heißt es im Tone ruhiger Bürgerweisheit: Jede große litterarische Berühmtheit hat ihren Grund, „sa raison, bonne ou mauvaise, qui la motive, l'explique et la justifie du moins de l'absurdité: c'est un devoir d'en tenir compte

et de comprendre . . ." [Sainte-Beuve anläßlich Ronsards*).] Sogar der Erfolg des Niedrigen ist nicht ohne eine gewisse Goldader der Verdienstlichkeit. Wer da meint, es koste ihn nur den Entschluß, um irgend etwas willkürlich zu erfinden, das überall einschlägt, der soll es nur einmal probiren.

Man hat sich kaum große Mühe zu geben, um darzutun, daß etwas Erfolgreiches gut ist oder doch wenigstens gute Gründe hatte, bekannt zu werden. Es ist dagegen sehr schwer, ja beinahe unmöglich, davon zu überzeugen, daß etwas gut ist, was sich nicht in einer vollen Wirkung manifestirte. Die Ausrede, daß der Erfolg den guten Dingen nicht immer auf dem Fuße folge, daß Tasso, Milton, Camoëns, Cervantes, Lesage und Corneille, daß Kleist, Hebbel, Wagner, Schopenhauer, Nietzsche, Fechner und so viele Andere (vgl. die Einleitung zu Alfred de Vignys „Stello" von Jules Case) sich in Geduld üben mußten, — diese Ausrede scheint gewiß allzu bequem, um viel zu gelten. Und doch hat „der tröstliche Leitstern alles Menschlichen", die Hoffnung, zumal in den Augen der Künstler selbst, unendlich viel zu bedeuten. Sie streuen sorglos aus. „Sind's Rosen, nun sie werden blüh'n!"

Antony Blondel ist offenbar ganz besonders der Mann der absoluten Sorglosigkeit in diesen Dingen. Da er nicht, wie man zu sagen pflegt, ohne auf die schwermütige Ironie des Wortes zu achten, ein „freier" Schriftsteller ist, sondern zu den Unfreien gehört, denen eine glückliche anderweitige Bindung die Zeit nimmt, sich auch invita Minerva mit schriftstellerischem Schaffen zu versuchen, ist er nicht auf den Gelderwerb durch die litterarische Produktion angewiesen. Seine gediegenen Erfolge bei den besten Kritikern des Landes verschmähte er irgendwie für Reklamezwecke auszunützen. Bei der feinen, nach Innen gerichteten Veranlagung seines Geistes und Herzens, die wir in seinen Schriften bemerken, ist das von vornherein zu erwarten. Wer so anspruchslos, so ganz und gar natürlich, einfach, ungekünstelt, scheinbar völlig kunstlos und ungesucht schreibt, drängt sich dem Publikum nicht auf mit irgendwelcher irgendwie auffälligen Gebärdung. Diskret wird er stets in der Menge sich verborgen halten. C'est bon de ressembler à tout le monde" lesen wir an einer der schönsten Stellen seines Romans „L'heureux village". Das ist die alte, echte Epikuräer-Denkweise: Gut hat gelebt, wer gut untergeschlüpft ist. Bene qui latuit, bene vixit. Nur nicht vordrängen!

In einer übermütigen satirischen Komödie von Frank Wedekind „Der Kammersänger" wird ein armer Komponist ausgescholten. Der alte Mann hat alle Lebenskraft darauf verwendet, sein musikalisches Kunstwerk zu schaffen und keine Kraft mehr zur Unterbringung seiner Schöpfungen übrig

*) Tableau historique et critique de la Poésie française et du Théatre français au XVIe siècle par C. A. Sainte-Beuve, 1843. p. 67.

behalten. Nichts war verkehrter, hält ihm der Kammersänger entgegen. Er hätte es gerade umgekehrt anfangen sollen. Eine Oper sei bald geschrieben, aber sie an den Mann zu bringen, darin beruhe heutzutage die schwere große Kunst, zu der man sich alle Kräfte sparen müßte.

Balzac, Maupassant und Zola waren nicht nur große Schriftsteller. Man kann sie nicht leicht zu hoch stellen. — Doch auch kaufmännische Eigenschaften werden ihnen zugesprochen. Daß es nicht ganz unnotwendig wäre, sein eigener Impresario zu sein, meint mancher Dichter.

Antony Blondel scheint darüber anders zu denken.

I.

Die letzten Worte im letzten Buche Blondels enthalten voll ausklingende Akkorde seeleninnigster Vaterlandsliebe: . . . la France, la patrie, une terre où l'on aime, où l'on pense, où dans les couches nationales profondes, au coeur, la vie est douce, calme, raisonnable. — Man muß die fünf Bücher Blondels alle gelesen haben, um die tiefe Beruhigung einer langen, endlich glücklichen Liebe aus diesem Schlußklange herauszuhören. Blondel hängt mit jeder Faser seines Herzens an der Heimat. Doch die Rede: ich liebe Dich — kommt erst zu allerletzt in keuschem Geständniß über seine Lippen. Er hat seine Vaterlandsliebe so wenig wie das, was er uns über seinen Glauben zu sagen hat, durch Verletzung des tiefsinnigen zweiten Gebotes entweiht. Nicht unnützlich führt er starke Beteuerungen im Munde.

Aus banger Nacht hat er sich zum Lichte hindurchgerungen. Immer liebt er sein Land, aber zuerst mit Schmerzen, mit Bitterniß. Die ganz ungewöhnliche Beobachtungsschärfe läßt ihn anfangs zumal die schlechten Seiten der menschlichen Dinge, das Verfaulte und Verdorbene gewisser Zustände mit einer Klarheit durchschauen, die fast grausam anmutet. Und die mutige Wahrheitsliebe heißt ihn Alles, vielleicht mit einer geradezu unreifen Unbedenklichkeit, ohne Furcht und Zagen ungeschminkt schildern. Aber sein Gemüt sehnt sich nach Frieden und Versöhnung. „O douceur," ruft der Held des großen Dramas „Le parricide" im „Mal moderne", jener wunderbaren Uebergangsschrift, in der sich Blondel zu einer reiferen, milderen Weltauffassung durchzukämpfen scheint, „divine douceur que j'ai tant cherchée! Valentine, si tu savais comme le milieu brutal où je vis toujours cogné, éperdu, bousculé, toujours les jarrets tendus, l'oeil toujours ouvert, méchant moi-même, me laisse intacte ma simplicité d'âme!" Und er fährt fort, diesen Geist der süßen Gelindigkeit zu preisen: „La douceur dans la vie, mon rêve, un éternel rêve, le rêve de la civilisation humaine . . ." Der Blondel, der dies schrieb, war noch nicht in rechtem Gleichgewicht, noch nicht in jenem Zustand, welcher von der Zeit unabhängig ist. Aber er dachte sich durch, wenn man so bezeichnen darf, was in Wahrheit vielleicht nur Wellenschlag

der Oberfläche zu tieferer seelischer Willensentwickelung ist. „Cette grande dédaigneuse de tout, du malheur comme du reste, la pensée, est aussi le grand calmant“ (Le mal moderne p. 360), glaubt er sagen zu dürfen. Und so wurde er zuguterletzt zum Freund der Wirklichkeit, der mit Goethe sprechen mag: „Wie es auch sei, das Leben, es ist gut,“ der die Arme weit und dankbar öffnet, um sein geliebtes Frankreich, wie's auch sei, ans Herz zu drücken in unvergänglich liebevoller Wallung und ihm zu sagen, was Tibull zu seiner Freundin spricht:

„Te spectem, suprema mihi cum venerit hora,
te teneam moriens deficiente manu.“ —

Der erste Roman schildert den Entwickelungsgang eines Schulmeisters (Le Roman d'un maître d'école).

Francis heißt der Held der Erzählung. Seine Kindheit im bäuerlichen Elternhause, wo er zwischen zahlreichen Geschwistern, ein eifriger Bücherleser, aufwächst, seine Jugendliebe zur Nachbarstochter, die Schulzeit in einer jener etwas romanhaft geschilderten schlimmen, die jungen Seelen quälenden Erziehungsanstalten, wie sie uns Dickens' Romane vor Augen führen, — der nachhallende üble Einfluß dieses von Muckern schwärzester Sorte geleiteten Instituts, wie Francis die arme Jeanie verführt und schmählich im Stiche läßt, um schließlich eine wohlhabende Wittwe am Orte seiner Anstellung zu heiraten, — sodann die mannigfachen kirchlich politischen Kabalen, in denen der Lehrer, gegenüber dem Geistlichen und Schloßjunker einerseits, neben seinem braven Schwager, dem Bürgermeister, andererseits, seinen Mann stehen lernt, wie er sich allgemach zum tüchtigen Menschen entwickelt, — die düsteren Erlebnisse in seiner Ehe, die endlich mit dem Doppelmorde an seinem buhlerischen Weibe und deren hochmütigem Galan den farbenreichen Roman mehr abbrechen als abschließen, — alles dies ist packend in einer Reihe stimmungsvoller Bilder dargestellt.

Ein frühes Kindheitserlebniß eröffnet die Erzählung. Der kleine Francis liest den Bauern die Kriegsdepeschen des Tages vor, und ein dumpfes Gefühl alle gemeinsam bedrückender Landestrauer sowie das kindliche Gefühl der eigenen Wichtigkeit, ob des Vermögens: Anderen etwas vorlesen, Andere belehren zu können, fassen Fuß auf dem weichen jungen Seelenboden und hinterlassen einen unverwischbaren Eindruck. — Viel später trifft Francis zufällig den Mann wieder, der ihm damals die erste Zeitung in die Hand gab. Es ist ein ehrsamer Advokat, der durch eine jener seltsamen Fügungen, wie sie im Leben vielleicht noch häufiger vorkommen, als man sie in Romanen wiederzugeben wagt, zum rettenden Schutzengel des durch die Umtriebe der Klerikalen vertriebenen Lehrers wird.

„‚Sie lieben alte Zeitungen,‘ sagt er zu dem nunmehr Journalist Gewordenen. ‚Ich teile Ihren Geschmack. Diese Dinge haben für mich einen eigenen Reiz. Es ist, als seien sie immer noch ganz warm von

den Eindrücken des Tages; sie gleichen im Fluge aufgefangenen Worten ... Wenn man die Ereignisse von Tag zu Tag wieder vor sich sieht, fühlt man sich der Wirklichkeit äußerst nahe. Unsere Gedanken rücken ihr zu Leibe wie ein gut geschneiderter Rock, der wie angegossen sitzt.'

„Was ihn so sprechen machte, war weniger die Liebhaberei für alte Zeitungen als der Eindruck, den die Uebereinstimmungen und Wiederholungen, diese seltsamen Reime des Menschenlebens, immer bewirken. Zuletzt sagt er es ihm denn auch.

„‚Das Blatt, das Sie da halten, habe ich Ihnen einmal gegeben. Ich weiß nicht, ob die Politik ihr Gutes hat; aber ich habe Ihnen die erste Zeitung gegeben, und ich habe Ihnen das erste Zeitungsbureau eröffnet!'"

Dieser Anwalt, Namens Duclos, giebt Francis Gelegenheit, unabhängig Geld zu verdienen. Francis ist, wie es scheint, endlich den finsteren Gewalten, die ihn fesselten, entronnen.

Eine Anzahl lebendig gezeichneter Charaktere taucht vor dem Leser auf. Zunächst die Bauernfamilie, Francis' Mutter, die ihren Sohn zum Schulmeister machen will; dann die heimtückischen Bösewichter in der schlechten Erziehungsanstalt, wo der junge Francis unmoralischen Einflüssen ausgesetzt ist. Da ist besonders zu nennen de Loc-Maria, ein gescheiterter Marineoffizier, der nach einem zuchtlosen Leben, durch den Gifttrank einer Geliebten schwer erkrankt, auf seine alten Tage zum Schuldirektor wird mit ungesunden Organisirungsgelüsten. Es weht in seiner Anstalt eine üble Luft für die Jugend. Alle frische geistige Anspannung wird niedergedrückt. — Ein Schulfreund rät Francis, Soldat zu werden. Die strenge Schilderung erspart uns nicht den düsteren Tod dieses Kameraden. Unter dem Einfluß der argen Erziehung verleugnet dann Francis seine Liebe zur Jugendgespielin Jeanic. Er treibt ein schlechtes Spiel mit ihr; nach heimlichen Zärtlichkeiten sucht er hinter fremder Macht sich zu verstecken und zieht sich zurück. Das Schicksal bestraft ihn; denn Marie Leguen, die er heimführt, ist ein leichtfertiges Weib. Sie hat viele Liebhaber. Gern läßt sie sich von dem jungen Schloßherrn de Ker die Kur machen. Ein Arbeiter, dem sie zu trinken giebt, besucht sie jeden Morgen; doch löst sich dies Verhältniß, da sie sich mit Francis vermählt. Der Priester des Orts, ein alter Trunkenbold, erregt Aergerniß, und an seine Stelle rückt der junge Ducis, der sich in sie verliebt. Sie nimmt Anteil an dem schönen Jüngling; mehr Erfolg als er aber hat der rauhe Junker de Ker. Gewinnend wird ihr Bruder geschildert.

Von dem Hauptcharakter hat man nach der Lektüre des Romans im Ganzen wohl keine allzu schlechte Meinung. Man hat schließlich den Eindruck, die Entwickelung eines trotz mannigfacher Hemmnisse erfreulich aufwachsenden, im Grunde wackeren Wesens vor sich zu sehen. Der gute

Wille geht nicht verloren. Gleich im ersten Kapitel hören wir folgendes Gleichniß (S. 5).

„Eine eigenartige Analogie bestand zwischen den Blumen, deren Tau die spielenden Kinder abschüttelten, und dem künftigen Geschick der Kinder. Der Ginster, die goldene Blume, gedeiht auf magerem Boden. Aus Schiefer- und Granitstaub sprießt sie auf. Die Sonne, im Nebel versteckt, belebt sie nicht. Dennoch wächst die Pflanze empor, süß den Lippen, schön den Augen. — Wie sie bleibt der gute Wille zwischen allen Trümmern im Menschenherzen aufrecht. Die Stürme, die über die entwaldeten Höhen ziehen, nehmen die gute Erde mit sich. So haben auch die großen Strömungen falscher Ideen, Religionen und Systeme die Luft, in der die Geister atmen, ausgekehrt und Glauben und Vertrauen um uns herum davon getragen. Aber trotz alledem bleibt der bescheidene gute Wille — im Innersten ihres Wesens verborgen — die Kraft gewisser Menschen. Mit einem Nichts zufrieden, aus dem dürrsten Grunde kommend, leiht er der Stimme, dem Blick, dem ganzen Menschen einen besonderen Zauber*)."

— Nun wird man fragen können: wie kann aber bei einem Mann, der zum Mörder an seiner Frau wird, nachdem er schon früh vielleicht noch schwerere Schuld an einem armen Frauenherzen auf sich lud, wie kann bei einem solchen Manne vom goldenen Ginster des guten Willens gesprochen werden? Jeanie hätte er, als Mutter seines Kindes, heimführen müssen. Herben Unbilden war sie preisgegeben; so ging auf ihrem Leidenswege die Wochenschaft zurück. In der Tat, Francis geht also nicht makellos durchs Dasein. Häßlicher noch als die leidenschaftlich rasche Untat des betrogenen Gatten, der seinem argen Weibe, nachdem er einmal in seiner Schwachheit sie sich gewählt hat, doch in treuer Liebe ergeben war, mutet wohl sein schimpfliches Betragen gegen das arme Landkind in der Heimat an. — Gerade hier feiert aber Blondels Kunst ihre Triumphe. Denn er versteht es, die mutig lange ausgehaltenen Dissonanzen in der Melodienführung nach und nach aufzulösen, die eiserne Umklammerung zu lockern und ohne Predigt endlich Alles harmonisch zu versöhnen. Nicht der Autor scheint dabei seinem Helden zu verzeihen, sondern das Leben. Und das Unzerstörbare des ewigen Strebens kommt zu seinem Rechte. Der gute Wille, der der Grundton war, geht nicht verloren. Die gleichwohl etwas trübe Stimmung des Autors giebt sich aber namentlich in der Fülle unerfreulicher Kleinmalerei zu erkennen. Es ist, als glaube der Dichter die Leiden schier allein der Schilderung wert, als denke er mit Schopenhauer, „die Melodie ist immer ein Abweichen vom Grundton, durch tausend

*) Es ist schwer, die Feinheiten der Sprache Blondels in der Uebersetzung wiederzugeben. Er hält in jedem der von ihm gegriffenen Worte die gewollten Wirkungen viel fester in der Faust, als das dem Verdeutscher möglich wird. So kann Blondel z. B. anstatt des einigermaßen belanglosen Wortes „Zauber" das glücklicher im Bilde bleibende „saveur" schreiben.

wunderliche Irrgänge, bis zur schmerzlichsten Dissonanz, darauf sie endlich den Grundton wiederfindet, der die Befriedigung und Beruhigung des Willens ausdrückt, mit welchem aber nachher weiter nichts mehr zu machen ist und dessen längeres Anhalten nur lästige und nichtssagende Monotonie wäre . . ."

Viel düsterer noch als in diesem ersten Romane drängen sich die schwarzen Wolken menschlichen Ungemachs in den Schicksalsläufen zusammen, die Blondels zweiter Roman: „Das Privatleben des Herrn Camus (aus Arras)" zur Darstellung bringt. Gleich der Titelheld der Erzählung, ein Advokat der Provinz, ist eine Entsetzen erregende Mißgestalt. Häßlich, dumm, jämmerlich verbringt er sein Leben. Er behandelt seine kranke Frau ohne Erbarmen. Für das unglückliche Geschöpf, das neben ihm hinsiecht, ist es schon eine wahre Erlösung, als der saubere Ehemann ihr die Dienstmagd Victoire — in unlautersten Absichten — ins Haus bringt. Nun hat das verlassene Wesen doch wenigstens manchmal ein mitfühlendes Gegenüber.

In seinem öffentlichen Leben hat Camus um diese Zeit mehr Glück als früher. Er verdient Geld, das namentlich Victoire, seine Geliebte, verausgabt, und quält seine Frau weniger als zuvor. Victoire lebt sich in die unsittliche Wirtschaft behaglich ein. Sie hält inzwischen auch, freilich ohne rechten Erfolg — den Schluß des Romans ausgenommen — Umschau nach einem Liebhaber, der ihrer Liebe würdig ist. Sie erscheint als ein ganz gutmütiges, wenn auch nicht gerade übertrieben zartfühlendes Geschöpf. Den baldigen Tod ihrer Herrin vor Augen, empfindet sie eine Art großmütiger Genugtuung darin, die Leidende in ihren Schutz zu nehmen. Dabei verfährt sie derb mit der gröbsten Einfachheit.

Frau Camus wünscht sich einen Käfig mit Vögeln. Davon hat sie früher ihrem Manne nichts zu sagen gewagt. Jetzt, unter dem wohlwollenden Einflusse der starken Victoire, traut sie sich damit hervor. — Victoire aber hat als Mädchen vom Lande keinen rechten Sinn für eine derartige Liebhaberei. Sie will daher in Anbetracht des Zustandes der Kranken einen solchen Käfig nicht kaufen, sondern mieten, um ihn, nach dem Ableben der Patientin, wieder los zu sein. Frau Camus merkt den Gedankengang und weint. —

Wirklich stirbt die Aermste bald darauf im Wochenbette. Victoire, selbst ein Kind erwartend, sucht sie gleichwohl noch durch das vom Arzt vorgeschlagene Mittel der Blutzuführung zu retten. Dem Arzte gegenüber hat sie ihre eigene Mutterschaft aus Aufopferung oder Scham verschwiegen. Sie erkrankt nun. Doch kommt später ein zweites Kind von ihr lebendig zur Welt. Camus beträgt sich fortan gegen die Mutter seines Kindes nicht so schlecht, wie man es nach seinem Verhalten gegen die erste Frau erwarten könnte. Obgleich Victoire kein Hehl daraus macht, daß sie eine zärtliche Neigung zu ihm nicht empfindet, sorgt er auskömmlich für ihr Wohl. Er

versucht ihr eine Gastwirtschaft zu verschaffen. Da will es aber der neuen Wirtin nicht recht glücken. Sie kehrt zu Camus zurück.

Camus' Fürsorge ist natürlich nicht unendlich. Der brave Mann denkt nicht in letzter Linie an seine eigenen Vorteile. Er sucht die Gelegenheit, sich noch einmal in wünschenswerten Verhältnissen zu vermählen. Seine Versuche führen denn auch, nachdem sie zunächst gescheitert sind, zu einem schließlich erträglichen Resultate. Die Tochter eines guten Hauses kann er, Dank der sorgenden Umsicht einer treuen alten Freundin des jungen Mädchens, nicht erlangen. Das Glück beschenkt ihn dafür mit der früheren Geliebten seines tief gesunkenen Freundes Pinard, des abgesetzten Polizeikommissars. Dessen Lebensbild dient dem Lebensbilde des Advokaten Camus als noch schwärzerer Hintergrund. So mildert eine letzte Steigerung im Dunkel den schurkenhaften Charakter des Camus neben dem noch viel schurkenhafteren.

In diesem Roman ist Blondel in die nächtlichen Lasterabgründe der menschlichen Existenz am tiefsten hinabgestiegen. Von nun an werden die Werke lichter und leichter. Neben dem ernsten Geleiter Vergil war Dante in die Hölle hinabgestiegen. Für die schönen Regionen ward Beatrice dessen Führerin. Es ist, als seien auch der Muse Blondels für frohere Gefilde Engelsflügel gewachsen. Das Sonnige, Gesunde, das niemals ganz gefehlt hat, gewinnt zunehmend die Oberhand. Im letzten Werke herrscht der volle süße Sommer. Der Roman, zu dessen Besprechung ich nunmehr komme, gleicht dem winterverscheuchenden Frühling. Und wie der Lenz wird er manchem Geschmacke die entzückendsten Landschaften, die lieblichsten Gefühle erschließen.

„Le bonheur d'aimer“ heißt dieser vielleicht am meisten an die holdselige Wärme Maupassants in „Fort comme la mort“ erinnernde Roman Antony Blondels. Es ist die Geschichte einer langen, unglücklichen, nur am Ende in den letzten Atemzügen der Erzählung sich in köstliches Glück umwandelnden Liebe zweier Seelen, die, zaghaft beide, sich sehnend suchen und niemals mit Mut und Freudigkeit zu finden wagen.

„Das Glück zu lieben“ beginnt mit dem Wiedersehen von Mutter und Tochter. Madame de Sorges ist wehmütig erstaunt, wie sie die tiefe Zärtlichkeit ihrer Tochter Christine empfindet: Also liebt das Kind schon die Mutter mit der gleichen schmerzgereiften Liebe, wie die Mutter sie zu ihm fühlt? Das stimmt sie traurig. So muß ihr ja das arme Kind bereits gleichaltrig mit ihr an leidvoller Erfahrung scheinen.

Madame de Sorges hat ihren Sohn Marc in früher Jugend verloren. Das Kind starb unter so eigentümlichen Verhältnissen, daß man an einen Selbstmord glauben könnte. Es hat vorher auch noch Fragen über den Tod an die Mutter gerichtet, die darüber Aufschluß geben, daß die junge Seele vom Leben sich wegsehnte. So oft, wenn sich das Herz des Kindes eben angeschlossen hatte, wurde die Bonne gewechselt. Es

wagte schon nicht mehr seine Liebe zu verschenken, aus Furcht vor neuen Leiden.

Später nimmt Frau von Sorges den Adoptivsohn ihres Freundes Nardec, eines schlauen, einflußreichen Politikers, in ihren Schutz, einen jungen Mann, der auch den Namen Marc trägt, und über dessen Vorleben wir durch meisterhafte Schilderung einiger Erlebnisse unterrichtet werden. Es ist eine schüchterne und nach innen gekehrte Natur, ein edles Instrument, auf dem die Liebe herrlich spielen wird.

Noch hervorragender zeigt sich Blondels psychologische Kunst in der Darstellung des weiblichen Hauptcharakters. Christine ist mit dem schwerkranken, ungeliebten Bruder Nardecs vermählt. Sie pflegt ihn treu, mit ihrem Lose stets, doch nur allzu gleichmäßig, nur allzu kränklich schnell zufrieden. Wie der Unglückliche, dem sich unter den Händen Alles in Gold verwandelt, und der an Entkräftung sterben muß, sieht sie Alles, was sie umgiebt, sich in Freundlichkeit und Liebe wandeln, doch ohne daß es ihr einen Tropfen Glück ins Herz gösse. So siecht auch sie moralisch neben dem schwerkranken Mann dahin, eine gefühlsblasse Schattenexistenz ohne Lebensblut in den Adern. Alles ist für sie lieb und gut genug, — aber auch Alles gleichgültig. Die innersten Wünsche ihres Herzens unterdrückt sie alle, so oft sie sich regen: Man ist ja so zuvorkommend gegen sie, daß sie sich füglich keinen eigenen Sinn gestatten darf. Den Reiz eigener Willkür, Wahl und Wünsche verlernt sie gänzlich. Sie entselbstigt sich mehr und mehr und geht so in dem auf, was doch, wie Goethe tiefsinnig schreibt, nur in regelmäßigen Pulsen neben der ebenso nötigen Verselbstigung geschehen sollte.

So lernt der junge Marc sie kennen, und die Beiden verlieben sich ineinander. Marc steht sich sehr schlecht mit seinem früheren Pflegevater Nardec. Noch schlimmer wird dies feindselige Verhältniß nach dem Tode von Nardecs Bruder: denn nun hält Nardec, mit allen äußeren Aussichten auf Erfolg, um die Hand der Wittwe an. In Marc sieht er einen nur durch seine nichtssagende Jugend gefährlichen, dem Leben nicht gewachsenen, recht verächtlichen Nebenbuhler.

Christine scheut davor zurück, abermals sich einem ungeliebten älteren Manne zu vermählen. Aber sie fürchtet sich auch davor, ganz ihrem Herzen zu folgen und Marc angehören zu wollen. Marc ist jünger als sie und arm. Sie will ihn mit einem Backfisch verheiraten und selber vielleicht dennoch einmal Nardec nehmen.

Doch die Natur spricht ihr Machtwort. Ein Sturm treibt die unkundige Frau auf das glückliche Eiland. Sie lernt endlich verstehen, wohin sie ihre Schritte lenken muß. Es kommt nun zur langsamen Ueberwindung aller äußeren Hindernisse unter der unzweideutigen Herrschaft des treibenden Liebesmotivs. Zuletzt führt Marc die Geliebte heim, die sich so lange gegen ihre Neigung gewehrt hat. Sehr großartig wird Nardecs Ende vor Augen

geführt, wie Alles unter ihm einstürzt, nachdem der entscheidende Balken dem lockeren Ruhmgerüste entzogen, nachdem nämlich der Freund, der Nardecs guten Ruf stützende Partei-Ehrenmann, ihm abspänstig gemacht wurde.

Im Finale von Mozarts „Figaros Hochzeit" ist eine entzückende kleine Frage- und Antwort-Stelle über das Verzeihen. Ich meinte die Mozart-schen Klänge zu vernehmen, als ich las:

„ — Si nous lui pardonnions maintenant?
— N'est-ce pas inutile?
— Une idée de femme! J'y tiens, Marc.
— Je lui pardonne, Christine."

Der Roman „Le bonheur d'aimer" hinterläßt, um ein Bild Blondels selbst zu gebrauchen: einen lieblichen Nachgeschmack wie eine gute Frucht.

„Le mal moderne" enthält zwei Teile, die die beiden Seiten des modernen Uebels gesondert behandeln. Nach Blondels Meinung leidet der moderne Mensch an einer Krankheit, die zusammenfassend als „manque de coeur" zu bezeichnen wäre. Das kann, nach dem auch im Französischen geltenden Doppelsinn des Wortes Herz, zweierlei heißen: Das Herz sitzt dem modernen Menschen nicht auf dem rechten Fleck; es fehlt ihm an tapferem Freimut und warmer Herzlichkeit, an Güte und an Kraft. Der erste Teil des „Mal moderne" zeigt den Mangel an Liebe in der Novelle „La mort du coeur" an einem typischen Beispiel. Im zweiten Teil wird dann der Mangel an herzhafter Ehrlichkeit dramatisch behandelt. Das Ewig-Weibliche wird gleich im Vorwort, das einem Gebete gleicht, um Rettung angerufen.

Das Typische an einem besonderen Falle darzutun, diese deduktive Neigung, läßt uns gegen das Werk vielleicht zunächst ungünstige Vorurteile fassen, die der Dichter zu überwinden hatte. Doch gelingt es ihm schnell, zu fesseln und zu rühren. Die Novelle bringt wieder eine Fülle lebens-wahrer Schilderungen.

Armand d'Arbesles erleidet eine ganz merkwürdige Geistesstörung. Er holt sich eine scheinbar unbedeutende Verwundung, gerade wie er seiner Frau als Liebesprobe an gefährlicher Stelle einige Blumen pflückt. Es ist eine Gehirnerschütterung, die auf das Gemütsleben wirkt. Fortan zeigt er ein höchst sonderbar kaltes Wesen, das seine liebende Frau über alle Maßen beunruhigt, quält und verletzt. Sie hofft immer, er werde zu ihr zurückkehren, sie wieder lieben wie früher. In der Schilderung dieser ewig neu genährten Hoffnungen und wiederkehrenden Enttäuschungen ent-faltet sich der ganze Reichtum der Blondel'schen Kunst. Da sind tausend feine Züge dem Leben abgelauscht. Auf jeder Seite beinahe finden sich irgendwelche gute Beobachtungen oder schöne Bemerkungen. Der Vorwurf wird mit einem überraschenden Aufwand seelischer Mittel durchgeführt. Wie die junge Frau leidet und sich nach allen Seiten hin, um irgend-

welchen Trost und Linderung ihres Kummers zu erlangen, sehnend umschaut, wie sie sich einsam fühlt im Treiben der Welt, das sie lehrt, die Wichtigkeit ihrer Sorgen nicht zu hoch einzuschätzen, wie sie ihr Kind durch die verfehlte Erziehung des Vaters zu verlieren fürchten muß, und wie sich die Qual endlich von ihr wendet, man könnte es wohl kaum in gedrängter Kürze wiedergeben, ohne die Hauptsache zu verlieren: das überall fühlbare Verständniß der inneren Entwicklung. Armands Krankheit ist, wie Blondel in einer geistreichen Schlußabhandlung ausführt, ein, wie die Aerzte sagen, besonders schöner Fall isolirter Lähmung.

Bei voller Verstandesklarheit hat er den Tod des „Herzens", der Gefühlswärme, erlitten. — Kunstvoll löst der Dichter zum Schluß der kleinen Novelle die bange Stimmung in einer Heilung des Kranken auf. Der von so seltsamem Uebel Befallene kehrt noch vor dem Sterben mit schmerzlicher Bewußtheit seines früheren Zustandes in die Arme der treuen Gefährtin zurück.

Den zweiten Teil des Bandes „Le mal moderne" bildet ein langes, gedankenreiches Buchdrama „Le parricide". Hier handelt es sich nunmehr um den Mangel an Mut und Aufrichtigkeit des modernen Menschen, und zwar insbesondere um eine von Blondel wohlumschriebene bestimmte Eigenschaft, für die er die Bezeichnung l'hypocrisie à rebours, also wörtlich: Heuchelei gegen den Strich — nämlich eine umgekehrte Form der Heuchelei — geschaffen hat. Die gewöhnliche Heuchelei geht darauf aus, sich besser machen zu wollen, als man ist. Diese umgekehrte Heuchelei, von der Blondel spricht, geht dagegen darauf aus, sich schlechter zu machen. Es ist der Mangel an Mut, den der Tugendhafte in lasterhafter Umgebung zeigt, wenn er sich dazu bereit finden läßt, wie das Sprichwort lautet, mit den Wölfen zu heulen.

Der Held des Dramas ist ein zartfühlender, guter Mensch. Blondel zeigt, wie er an dem inneren Zwist zwischen verwandtschaftlichen Rücksichten und höheren, allgemeineren Pflichten zu Grunde geht, weil er nicht rechtzeitig und nicht andauernd den Mut seiner Meinung hatte. Es ist ein wahres Schachspiel, das er mit dem Schicksal zu spielen scheint, und in dem er, obwohl ihm alle Figuren noch zur Rettung des Königs zu Gebote stehen, matt gesetzt wird, da er sich nicht rühren und rütteln kann vor Pflichten. Seine Mutter, eine kluge, geschäftskundige Frau, hat ihn auf unrechtmäßige Weise, durch Beamtenbestechung, zum reichen Manne gemacht. Dabei half ihr besonders der Bruder seiner Braut, ein schlauer Levantiner. Nun traten Verhältnisse ein, die es sehr wichtig werden lassen, daß diese böse Geschichte nicht an's Tageslicht komme. Sein Ruf ist vorläufig makellos. Seine Parteigenossen kennen und schätzen ihn als einen ehrenhaften Charakter. Er braucht nur zu schweigen, wie er bisher geschwiegen hat, und Mutter und Schwager weiter für sich handeln zu lassen. Doch sein Herz kann nicht schweigen. Zu tief empfindet er die

Mannespflicht, sein Haus auf wohlerworbenem Grund und Boden zu bauen, nicht auf ungerechter Erde. Er will nichts von dem Gelde, das durch Betrug des Vaterlandes seiner Familie zufloß, aber es scheint zu spät, sich dem Unrecht zu widersetzen. In klugen Reden bestürmt die Versuchung sein gequältes Herz. Er fühlt doch, daß es nie zu spät ist, die Ehre zu retten. So verliert er Mutter, Braut und Leben. Schwer hat er zu ringen. Er soll zum Mörder werden an dem, was ihm doch das Teuerste auf Erden ist, um nicht in die schimpfliche Lage des Verräters an Vaterland und Menschheit zu geraten. In der allzu scharf zugespitzten Handlung des Dramas wird das mit großer Tiefe zu begründen versucht. Der Zwiespalt zwischen Liebe und Ehre wird in seiner ganzen Schmerzlichkeit ausgetragen. „L'amour," heißt es einmal in tragischer Uebertreibung, „est à l'origine, à la source, au cœur de tout; il ne devrait donc rien y avoir de plus vrai ni de plus pur; tout devrait se disposer autour de lui comme un grand et beau cortège autour du roi de la terre. Comment se fait-il qu'il n'arrange rien et que, toujours mal venu, mal accueilli, il en soit réduit à se cacher hors du monde et de la loi?" — Der unglückliche Held muß, um ein getreuer Mensch und Bürger zu werden, seine Lieben verraten. Der schwarze Flor des Verwandtenmordes! Vergeblich fragte wohl eine Stimme in unserem Herzen: trifft nicht die Hauptschuld Andere als ihn? Er hat doch nur den leichten Fehler begangen, Andere zu lange gewähren zu lassen. Wird er dafür nicht viel zu schwer gestraft? Die Antwort lautet: Gewiß wäre diese Strafe zu grausam, wenn überhaupt Schuld und Schicksal in einem unsern Augen erkennbaren, abmeßbaren Strafverhältniß stehen sollten. Doch dies ist wohl niemals der Fall, und es könnte wahrscheinlich nicht eine einzige Tragödie geschrieben werden, wenn der Dichter nicht auf die natürliche Wirkung des Unberechenbaren am stärksten rechnete. Wie aber Regen und Sonnenschein nur zu kämpfen haben, um den schönsten Regenbogen hervorzuzaubern, so scheint auch der Mensch nur das Für und Wider, das seinen Busen in irgend einer Schicksalsstellung bestürmt, in seinem Jammer vor uns ausschütten zu sollen, und wir tadeln den Poeten nicht, der uns solches zeigt, sondern bewundern das Farbenspiel der seelischen Regungen mit allem Mitgefühl unserer eigenen, dem unbekannten Schicksal freudig oder weh entgegen klopfenden Herzen.

„L'heureux village" ist der heiterste Roman Blondels. Die Gewitterwolken haben sich völlig verzogen, und die wolkenloseste Bläue lächelt über dem glücklichen Dorfe.

Auf die satirischen und auf die tragischen Werke folgt die Idylle, folgt die von reifster Lebensweisheit goldig sonnendurchglühte Komödie, ein humorvoller Bauernroman voll Lust und Leben.

Der Gang der Handlung ist äußerst einfach, so einfach, daß man sich wundern könnte, wie es gelang, damit einen ganzen Roman reichlich zu

füllen; aber darin unterscheidet sich ja eben der echte Künstler vom Dilettanten, daß dem ersteren der geringste Stoff Anlaß giebt zu den prächtigsten Entfaltungen und dem letzteren der beste Stoff nicht genügt, Kraft zu entwickeln. Es ist eine vergrößerte Dorfnovelle: zwei Liebespärchen, die erst unrichtig gepaart marschiren, die sich dann aber nach Herzenswunsch gruppiren und des sonnigsten Glücks genießen.

Alle Gestalten haben diesmal etwas durchaus Liebenswertes, frischwangig Gesundes. Da ist Pierre Guislain Lebru, der weise alte Bauer, Henriettens Vater, mit seiner Frau Divine, der köstlichen „Courte cuisse“, wie sie im Dorfe genannt wird, einer ganz wundervollen Erscheinung. Da ist Eloy Dumarquet, der vornehme Reiche, Henriettens Verlobter, der bei seinen Onkeln haust, und der sich später in Rosine verliebt, diese herrliche Bauerndirne, die fälschlich im Rufe steht, „la bonne amie“ des Großknechts Martial zu sein. Martial aber liebt Henriette und wird von ihr geliebt, und Rosine liebt den jungen Eloy.

Statt der krankhaften Höllenpein, vor der wir uns in den ersten Provinzialromanen Blondels entsetzten, umrauscht uns „der Blüten Frühlingsregen“ wie im ersten Akte des Faust II.

„Wenn der Felder grüner Segen
Allen Erdgebornen blinkt . . .“

Die Melodienguirlanden einer Pastoralsymphonie umschmeicheln unsere Sinne.

II.

Blondels Schriften gleichen Bauerngehöften, die die Landschaftsmaler so gern durchwandern. Auf Schritt und Tritt giebt es da malerische Motive: ein Taubenschlag, ein Gemüsebeet, eine alte Mauer, ein Stalltor, ein Misthaufen in fesselnder Beleuchtung; Dinge, die ein von kunstfremden Gesichtspunkten aus geleiteter Geschmack als niedrig und gemein verwirft oder allzu einseitig bevorzugt. — Blondel malt seine Bauernbildchen einfach liebevoll mit der unnachahmlichen „geste héréditaire“, — wie's ihm gefällt. Die aus den Tiefen quellende Ursprünglichkeit macht seinen ganzen Zauber aus.

Fortwährend erinnern uns bei der Lektüre seiner Romane Gleichnisse aus dem Naturleben daran, daß der Mensch, wie Blondel ihn erschaut durchaus nicht dem mütterlichen Schoße entwachsen ist. Dieser Dichter führt Alles auf eine Art natürlicher Mechanik zurück; Tier- und Pflanzenleben sind seinem Geiste in einer wunderbaren Fülle der Gesichte gegenwärtig. Er greift munter hinein in den Schatz der ihm stets mühelos verfügbaren Habe, hierhin, dorthin. — „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß.“

Er merkt, wie aneinander Gekoppelte aus Gewohnheit nebeneinander herlaufen, auch wenn das Band, das sie zusammenhielt, schon längst ge-

rissen ist. Er weiß, wie es der jungen Frau zu Mute ist, wenn sie ihren Mann arbeiten und nach den Festtagen des Liebesrausches in's sichere Alltagsglück zurückkehren, sich mit dem Wochentag und ihr in Einklang setzen sieht. Er weiß, wie das Lächeln des Kindes den Eltern eine neue Welt erschließt, kennt den verjüngenden Einfluß der jungen Geschöpfe, kennt auch die hold vereinfachende Mutterweisheit der Frauen und ihre Kunst zu trösten. Er weiß, wie es dem ehrlichen, derben Bauernsohn zu Mute ist, wenn er rücksichtsvolle Verstellungskünste lernen soll. Die Erziehung durch die Liebe wird bei dem klugen, starken Martial anziehend geschildert. „Ce paysan connut, dès lors, l'entraînement, mais aussi l'anxiété des tâches morales." Er weiß voll Feinheit zu erzählen, wovon geträumt wird; er kennt hundert Vorgänge des ländlichen Lebens, die seinem seelischen Berichte kräftige Färbung leihen. Er schlägt wohl auch einmal den Vergil auf, er, der sonst nicht aus zweiter Hand schöpft, um treffend zu vergleichen (Le mal moderne, p. 83): „A un endroit de l'Enéïde, Vénus, abattant les fumées opaques de l'incendie, montre brusquement à son fils les dieux, les déesses, l'Olympe qui travaille à la ruine d'Ilion. Le cœur du Troyen, homme et fils d'une divinité, se serre; Énée regarde quand même. Dans cet être vide, transparent, qu'était Armand, Constance voyait aussi à l'œuvre, sur le fait, quelques grandes lois de la destruction."

Vom Standpunkte eines wählerischen Geschmacks aus betrachtet sind Blondels Bilder häufig mehr sicher als vornehm. Schon die sorglose Homerische Breite der Ausmalung möchte einem strengen Richter leicht als Schönheitsfehler gelten. Blondel kehrt sich nicht an überkommene Forderungen. Unsymmetrisch verteilt er seinen Reichtum, und neben wahren Perlen schillern kalkige Muschelgehäuse, wie sie sich im Meere etwa finden mögen in den unberührten Urtiefen. Blondel verallgemeinert selten. Er stellt lieber unausgeglichen auch das Widersprechende nebeneinander, als daß er sich zu einem von oben her ordnenden Eingriffe entschlösse. Weniger Philosoph als Anatole France, besitzt auch er einen diesem besonders eigenen liebenswürdigen Zug des französischen Temperaments. Blondel hat die freundliche Gabe, seinen Aeußerungen über die letzten Fragen grüblerischen Tiefsinns einen Anschlag leichtfüßigen Geplauders zu verleihen, der ihnen den Eingang in verwöhntere Ohren, als wir Deutsche sie vielleicht besitzen, gestattet. Es ist, als werden die Gedanken nicht mühsam ausgedrückt, sondern nur obenhin gestreift, um nun doch mit vollem Klange zu ertönen.

Alle diese und noch andere Eigenschaften der Blondel'schen Muse in ein übersichtliches Schema zu bringen, ist ohne einige Heftigkeit der Darstellung, „sans forcer la note", nicht leicht möglich. Es sei daher gestattet, die etwas grobe Zeichnung eines Hilfsdreiecks, da sie sich ja schon öfters bewährt hat, auch hier schließlich zu benutzen.

Denken wir uns also nach drei entscheidenden Punkten die bunte Fülle gleichsam räumlich geordnet.

Ich glaube, man hat in einem äußeren Umstande bei Blondel bereits einen gewissen Anhalt für die zu treffende Auswahl. Wenn Homer es mit einer seiner Gestalten so recht von Herzen gut meint, dann pflegt er sie nicht in dritter Person wie die andern zu behandeln, sondern er redet sie an und spricht zu ihr: Du, trefflicher Sauhirt Eumaios u. s. w. Die Anrede in der zweiten Person ist ein untrügliches Merkmal seiner besonderen Ergriffenheit. — In modernen Romanen wird nicht mehr so verfahren. Der Schriftsteller verschwindet mehr und mehr aus dem Rahmen der Darstellung. Objektivität wird erstrebt, und das Augenzwinkern mit dem Leser gilt als ganz veraltet. Es ist das eine Modesache, ich glaube, ohne tiefere künstlerische Bedeutung, genau so wie die Vertreibung des Monologs von der Bühne. Romantische Schriftsteller von hoher Bedeutung, selbst Freytag, pflegten sich eifrig mit dem Leser zu unterhalten.

Antony Blondel hat in seinen Romanen zweimal, im Drange des Gefühls, ein alter ego vor sich gehabt und es angeredet oder angebetet mit dem aufströmenden Du der Liebe. Eine Einleitung und ein Nachwort. Die Einleitung befindet sich vor dem Mal moderne, das Nachwort hinter dem Heureux village. Und Blondel ruft das eine Mal „die Frau" an (Invocation à la Femme). . . , il fait froid en France, et c'est pourquoi ce livre, ô Femme, s'attaque . . ., das andere Mal sein Land, und zwar zunächst und besonders die engere Heimat Artois, dann aber auch mit Michelet'scher Gefühlswärme alle die anderen Provinzen . . . maintenant, mon pays natal, que j'ai dit mon affection pour toi, laisse-moi ajouter un mot d'expansion: Artois, terre d'Artois, ne te figure pas que seule au monde tu m'es chère . . .

Diese beiden Anreden sind, wie man sogleich merkt, etwas ganz Ungewöhnliches, Ursprüngliches, Regelwidriges, — aber gerade darum eben sehr bezeichnend für den Menschen und sein innerstes Wesen. Wir haben da gleichsam die beiden Pole seiner Seele in wünschenswertester Deutlichkeit vor Augen. Wie ein Erdgeist, halb im heimischen Boden steckend, eins mit ihm, in Liebe und Verständniß, sehen wir diesen — um Richepins feines Wort zu gebrauchen — Saint-Simon paysan — Blondel, die Arme sehnend strecken nach dem Ideal des Weibes: divine douceur que j'ai tant cherchée! Das Ewig-Weibliche! Zu ihm kehrt sich die schwingende Magnetnadel seines Herzens als dem anziehenden Pole ohne Gleichen. Und seltsam; was er dort sucht, wenn sich sein Herz dahin erobernd ausdehnt, es ist ja nur der blaue Himmelsspiegel über seiner grünen Erdfläche. Darum mit vollem Recht zum Schluß die einsichtige Liebe zur Heimat, zur Erdscholle, der er allen Reichtum dankt. Will man für Blondel eine antike Gottheit bemühen, so giebt es keinen Zweifel. Ihm

eignet Gäa, die gute Mutter. — Das Weibliche in der Erde, das ist's. Es schwebt ihm vor, wenn er in seinem Schmerz über das kühle Geistesklima im Vaterlande die Frau als guten Engel anruft und auf sie alles Vertrauen setzt für eine bessere Zukunft. Und es schwebt ihm wiederum vor, wenn er mit glücklichem dankbarem Auge die Lande der Heimat überschaut, alle, wie sie sonnenbestrahlt vor ihm liegen, geheimnißvoll fruchtbar, im Wandel der Dinge zu den ungeahntesten Entwicklungen Hoffnung erweckend.

Anrede an den Boden — Anrede an die Frau. Auf der einen Seite die litteraturferne Ursprünglichkeit, der Erdgeruch, die Naturnähe, das Rohstoffartige, architektonisch Formlose der Schriften Blondels, auf der andern Seite die Seelenzartheit, die spürsinnige Feinheit der Empfindung, die Scheu vor allen hochtrabenden Reden, vor allem argen Zwang in Worten und Werken, ja die fast peinliche Zurückhaltung gegenüber Verallgemeinerungen. Das wären zwei Kardinalpunkte. Ich meine aber auch noch einen dritten feststellen zu müssen:

Wie manche anderen Dichter von naturwüchsiger Art, deren Hand von den zarten Regungen eines reichen Gemütslebens regiert wird, wie ganz besonders Fritz Reuter, Gustav Freytag und Gottfried Keller, hat der derbe Bauernsohn aus Artois auch eine sehr stark entwickelte humoristische Ader. Es fehlt nicht an Wunderlichkeiten, an schrullenhaft Absonderlichem, das vermutlich nicht Jedem glatt eingeht. Der ungeschliffene Diamant verrät sich auch hier nicht. Dazu kommt auch noch von jenem Humor gallischer Herkunft, den etwa Rabelais pflegte, gelegentlich eine stärkere Dosis, als sie der nichtfranzösische Europäer liebt und vertragen kann. Immerhin ist die Komik in solchen Fällen überwältigend naiv und mangelt nicht der Lokalfärbung.

* * *

Das letzte Gedicht eines wenig bekannten deutschen Dichters, der in seinen schönen Liedern den Volkston oft sehr glücklich getroffen hat, — Carl Siebel († 1868) — endigt mit den Versen furchtloser Todesahnung:

Stille! — Die Mutter
Schickt nur das Gute.

Der in jugendlichem Alter dahingeraffte Poet fühlte das Nahen des geheimnißvollen Gastes, der wohl öfters anklopft, aber nur einmal eintritt, um uns für immer mit sich fortzunehmen. Er sah seinem Kommen mit weiser Gelassenheit entgegen. Zurückblickend auf sein junges, von Lieb und Leid erfülltes Leben, empfand er kein wehleidiges Bedauern, kein peinigendes: „O hätte ich doch". Er empfand vielmehr ein tröstliches Gefühl des Stolzes: „So habe ich doch . . ."

Die Gestalt dieses Dichters kommt mir in's Gedächtniß, wenn ich an Antony Blondel denke.

Wohl kann man auch ihm entgegenhalten, wie die Verwandten und Bekannten dem jungen Siebel allerhand entgegenhielten: „O hättest Du doch . . .“ Freilich sind Blondels Romane keine formvollendeten Meisterwerke. Freilich atmet man in seinen Erstlingsschriften eine dumpfe, stickige Luft. Besonders der Roman Camus d'Arras ist vielfach geradezu krankhaft abscheulich. Aber dennoch hat sich im Grunde ein reicher, feiner Geist in der Reihe aller dieser Arbeiten zum Lichte durchgerungen, dennoch wird man sich schließlich der ganzen Entwicklung zu freuen und mit Befriedigung am Anblick dieser eigenartigen Persönlichkeit zu sagen haben: „So hat er doch . . .!“

Und noch in einer anderen Beziehung kommen mir Siebel'sche Verse beim Zurückdenken an die Werke Blondels in den Sinn. Es tut so wohl, sich frische Nahrung, neues Blut aus der Naturquelle zu trinken. Auch das Gewahrwerden eines Menschen, der der Natur sehr nahe steht, der ihr, selbstständiger als mancher Andere, Zusammenhänge und Gleichnisse ablauscht, wirkt wohltuend. Wir fühlen, alles Menschliche, alles Irdische, und weit darüber hinaus in alle Unendlichkeit des Größten wie des Kleinsten, so tief nur Anschauung und Gedanken dringen, Alles ist beherrscht von einer durchgängigen und unwandelbaren Gesetzmäßigkeit des Geschehens. Wie wir uns mit dieser Gesetzmäßigkeit auseinanderzusetzen haben, darüber schwanken die Angaben in der Geschichte der Weltanschauungen, und Niemand weiß zu sagen, ob er das Rechte getroffen hat. Mir gefällt es, in diesem Zweifelsfalle, den jüngsten Erdgeschöpfen nachzuahmen, die ihr Haupt vertrauensvoll in den Schoß der Mutter legen, wenn sie einschlafen wollen, und diese zwar nicht sehr ruhmreich heroische, aber recht natürliche Haltung scheint mir auch aus Blondels Weltanschauung sich zu ergeben:

Stille! — Die Mutter
Schickt nur das Gute.





Prolegomena der Mystik.

Von

Herman Frank.

— Breslau. —

Der geneigte Leser kann unmöglich verlangen, aus der Ueberschrift das schon zu erfahren, was eben erst später umständlich auseinandergesetzt werden soll. Daher der deutschliebende Beurteiler, der die Uebersetzung „Einleitung in die Geheimlehre" geschmackvoller findet, erst aus Nachstehendem ersehen mag, ob beides genau dasselbe bedeutet.

Mystik, was es sonst auch bedeuten mag, ist jedenfalls das Gegenteil von dem, was objektiv klipp und klar, was verständlich und exakt ist. In unserem Zeitalter, wo die Naturwissenschaften unser Denken mehr oder weniger geschult haben und für Anderes — es braucht vielleicht garnicht subjektiv unklar zu sein — neben dem Lichte der klaren Wissenschaft und neben den Sorgen des hastenden Lebens kaum Zeit ist, dürfte der eben gezeichnete Gegensatz Vielen Grund genug sein, um der Sache den Rücken zu kehren.

Andere werden darin vielleicht den Reiz der Sache erblicken. Versuchen aber soll man doch, wenigstens mit Tatsachen und Logik, der Logik der Tatsachen und den Tatsachen der Logik, dem fraglichen Gegenstande näher zu kommen. „Es ereignete sich da vor vielen Jahren in der Stadt X. eine mystische Geschichte", oder „in der Stadt Y. machte das plötzliche Auftauchen und ebenso schnelle Verschwinden einer mystischen Persönlichkeit, die sich Graf N. nannte, viel von sich reden."

Hier liegt doch ein ganz klarer Begriff vor, der nichts mit den

Vorwürfen von „Täuschung, Unsinn, lächerlichem Aberglauben“ zu tun hat, kurz, mit diesen und ähnlichen Ausdrücken, welche die Lichtfreunde und platten Rationalisten immer bei der Hand haben, wenn sie von „Mystik“ reden hören. In obigen zwei Beispielen grenzen wir ganz klar ab von Täuschung und Schwindel, erwarten vielmehr dreierlei: 1. bestimmte und erzählbare Tatsachen; 2. daß dieselben von dem Gewöhnlichen abweichen; 3. daß zwischen diesen Tatsachen Lücken sind, welche verschulden, daß man den Zusammenhang der gegebenen Tatsachen nicht kennt, daher die gegebenen Daten nicht nach der Kategorie von Ursache und Wirkung verbinden kann, infolgedessen auch nicht weiß, ob viele oder wenige Glieder aus der Kette fehlen und ob nicht unter den gegebenen Tatsachen einige nur zufällig dazu geraten sind. Endlich können wir 4. hinzufügen: die Sache beansprucht ein Interesse, das sich höchst wahrscheinlich mit Aufklärung des mystischen Dunkels verlieren wird.

Diese logischen Bestandteile müssen wir nun aber auch festhalten. Eine blos seltsame Geschichte ist nicht mystisch, und ein Indizienbeweis, wie er in Schwurgerichtsfällen oft genug vorkommt, hat nichts mit der Mystik zu tun. Kurz, die Unaufgeklärtheit ist begrifflicher Bestandteil der Mystik, und das macht sie den Rationalisten und Lichtfreunden so verhaßt. Es ist, im Bilde gesprochen, die Aufgabe, ein „dunkles Zimmer“ zu besehen. Man bringe Licht! Aber damit ist es kein „dunkles Zimmer“ mehr. Es frägt sich nur, um bei unserem Bilde zu bleiben, ob wir vielleicht von dem dunklen Zimmer, wenn es einmal dunkel bleiben soll, nicht durch die anderen Sinne erfahren können, und wenn wir wirklich mehr als nichts von dem Zimmer zur Wahrnehmung und in Erfahrung bringen können, so ist zuzuschauen, ob dies so gar wertlos oder gar trügerisch ist, wie die Lichtfreunde uns glauben machen wollen.

Jedenfalls ist „Mystik“ ein Begriff, der nicht nur in dem obigen allgemeinen Sinn existirt, sondern in der Geschichte, der Philosophie, der Psychologie, der Religionsgeschichte, in den Encyklopädien und Universallexiken seinen Platz hat, und unbeschadet des logischen Widerspruches somit eine aufgeklärte Mystik ein beleuchtetes dunkles Zimmer ist. Jedenfalls ist die Sache weder einfach, noch läßt sich erwarten, nach derselben Methode wie die sonstigen Erklärungen etwas mehr zu leisten, als die Versuche der Aufklärung der Mystik um eine bereichert zu haben.

Zu den obigen Begriffsstücken läßt sich ein ferneres hinzufügen, wenn wir uns die Charakteristik irgend Eines der als Mystiker Bekannten vergegenwärtigen. Es handelt sich um Tatsachen des Seelenlebens. Hiermit ist eine erneute Schwierigkeit geschaffen, so wie wir die Frage aufwerfen, ob ein Gedanke oder ein falscher Gedanke Tat-

sache des Seelenlebens sei. Nun, auch nach dieser Richtung entstehen Zweifel, und die mystischen Aussprüche und Litteratur sind gerade darin so mystisch, daß die mystischen Tatsachen nach außen projicirt werden: im Bilde gesprochen, man sucht den Schmutzfleck, den dunklen Punkt nicht auf der Brille, sondern in der Gegend, man erschielt einen dunklen Punkt, aber der ist in Wahrheit auf der eigenen Nasenspitze; also: es ist der Mystik und dem Mystiker, geschweige denn dem Leser und Hörer seiner Aussprüche schwer zu unterscheiden, ob die mystischen Tatsachen primärer und spontaner Natur sind, oder eine Ursache außer sich voraussetzen, wofür die verschiedensten Ausdrücke gebraucht werden, als: „Stimme, Eingebung, Geistererscheinung, Rapport mit dem Jenseits". Sokrates nannte es seinen „Daimon". Gesetzt aber, die mystische Tatsache hätte tatsächlich eine außer ihr liegende Ursache zu ihrer Erklärung nötig, so würde diese wieder oder noch mehr in den mystischen Topf fallen. Oder, um zur Erläuterung des Gesagten ein Beispiel zu wählen (was indes nicht als erschöpfend, sondern als Specialisirung eines allgemeinen Dinges ersatzweise herangezogen werden soll): Wenn Beethoven oder Raphael oder Goethe oder sonst ein Genie ersten Ranges einen Meistergedanken in ziemlich fertiger und anschaulicher Form koncipirten, so ist es für sie und andere in gewissem Sinne ziemlich gleichgültig, ob sie es als Eingebung betrachten; es ist da! Diese Perspektive ist von ungeheurer Wichtigkeit, weil die gleiche Meisterleistung auf ethischem Gebiet, wie sie also den bekannten (und wie viel unbekannten, also bloße Möglichkeit gebliebenen) Religionsstiftern begegnet, jenes Aufblitzen ebenfalls so verschieden aufgefaßt wird. Nur liegt hier in der Natur der Sache, daß der Religionsstifter teils aus Verblüfftheit, teils in Verlegenheit, woher er die sittliche Verbindlichkeit für sich und Andere hernehmen soll, dahin neigt, eine Ursache außen zu suchen. Weit reicht das nicht! Denn besteht eine Ursache außen, so ist der Mensch Zufall, Accidenz, reines Werkzeug dabei, und da kann er sich nicht verhehlen, daß er ebenso zufällig von einem anderen Princip angekrallt wird. Wenn ein avancirter Artillerieleutnant in der Lage ist, willkürlich eine Million Menschen nach Rußland marschiren und dort den größten Teil im Schnee erfrieren zu lassen, und der Eigennutz des Menschen ist doch so groß, daß im gewöhnlichen Leben kaum Einer etwas für den Andern tun will — muß ein Solcher sich nicht selber mit abergläubischem Entsetzen beschauen? Ist das nur Ehrgeiz? Dann giebt es wohl eine Einwirkung des Bösen?! Sowie die Deutung eine willkürliche, poetische Genauigkeit annimmt, so ist der Satan fertig. In der Geschichte erfahren wir Näheres. Sogar die äußere Form und Erscheinung des Bösen wußte man zu beschreiben, ganze Zeitalter haben fest daran geglaubt.

Wir bleiben entweder auf dieser ersten Stromschnelle hängen,

geraten in einen Wirbel und sehen den logischen Nachen zerschellen, oder wir müssen uns entschließen, die Tatsachen des Seelenlebens begrifflich so aufzufassen, wie sie auf dem Seelenspiegel bewußt werden, einerlei woher sie kommen. Ueberhaupt gingen wir ja mit den Lichtfreunden, Rationalisten und Logikern von der festen Erde aus und wollten nur versuchen, wie weit wir uns ins Schwankende wagen dürfen, ohne unverständlich zu sein. Nun, zunächst, was ist denn dieses Feste? Was wissen wir denn von den nicht-mystischen Bestandteilen unseres Seelenlebens? Hier sind doch auch nur Tatsachen des Bewußtseins gegeben, von denen wir die zu Grunde liegende Tatsache des Selbstbewußtseins absondern. Fest ist daran nur das, was durch die öde Wiederholung so gewohnt geworden, daß es eben unser Nachdenken nicht mehr reizt und nicht mehr auffällt. Fragen wir aber bei der exakten Naturwissenschaft an, was sie uns als darüber hinaus liegendes Erklärungsprincip biete, so ist bis heute die letzte Antwort rein materialistisch: Energie und Zelle. Die monistische letzte Deutung, daß in irgend einer Weise der Materie als Eigenschaft die Fähigkeit der Empfindung zukomme, ist bis heute nichts als ein Glaube, ein Deutungsversuch. So wie wir aber das Seelenleben nicht als gewordenes, sondern als Tatsache auffassen, so müssen wir von der nur gewohnheitsmäßig angenommenen Festigkeit des Ich-Kernes absehen, d. h. wir müssen uns alsdann versagen, unser Leben in die Momente des Vorstellungslebens zu zerlegen. Denn dies können wir ja in unserer Erfahrung bis in die dumme Kindheit hinein verfolgen und in unserer Phantasie bis ins kindische Greisenalter, der Bewußtlosigkeit, der letzten Krankheit, dem Tode verfolgen. Wenn diese allmähliche Zunahme mit dem Ich-Kerne ein und dasselbe ist, wenn er mit diesen historischen Vorgängen zu tun hat, dann ist er mit ihnen geworden und erlischt mit ihnen. Tut er das aber nicht, so hat er auch mit deren Entstehen nichts gemein, dann ist das, was wir Leben und historische Person nennen, nur eine Episode.

Wenn wir nun erwägen, daß doch eine Sache darum um keinen Deut besser erklärt ist, weil unsere Gewohnheit hinzu, und das Bedürfniß, darüber nachzudenken, in Wegfall gekommen ist; wenn wir sehen, daß die letzte Weisheit der exakten Naturwissenschaft Ich und Seele überhaupt aufgiebt, beide gewissermaßen also im großen Geschehen der Natur nur wie der August im Cirkus mitwirken, so sind wir eigentlich bei den logischen Begriffsstücken des Mystischen wieder angekommen: Wir haben dann wieder einige Tatsachen, die mit dem Gewöhnlichen, dem Nicht-Auffälligen garnichts gemein haben, die Sache spielt sich in unserem Seelenleben ab, und endlich: der ursächliche Zusammenhang und das etwaige Fehlen einzelner Glieder daraus bleibt ganz im Unklaren.

Es ist dann sehr merkwürdig, daß die Lichtfreunde diese Dunkelheit der Mystik zum Vorwurf machen.

Uebrigens liegt der Vorwurf weniger in dieser Dunkelheit, als in den zu willkürlichen Deutungsversuchen, welche die Mystiker anstellen, sowie sie das Historische und Gewohnheitsmäßige (beides in dem oben besprochenen Sinne) ausmerzen wollen.

Zweierlei bleibt dann noch immer übrig. Das Ich, welches im Selbstgespräch selbst nicht recht weiß, ob es sich mit „Du" oder „Ich" anreden soll, und irgend etwas Anderes, was außer dem Ich noch da ist: woran es sich stößt. Nun ist es ja klar, die Welt mag unendlich groß sein oder nicht, so ist für uns doch Alles, was mit uns nie in Beziehung oder Berührung kommt, eine Null. Nur ist diese Berührung nicht als eine rein äußerliche aufzufassen. Reicht doch z. B. unsere (d. h. des Einzelnen) geographische Kenntniß weiter als unsere Reisen und unsere Geschichte weiter als unser historisches Leben; und so ist auf allen Gebieten eine beliebige Erweiterung denkbar; je mehr sich die Erkenntniß erweitert, desto mehr steigert sich die Gewißheit, daß kein Maß der Zufriedenheit auf diesem endlosen Pfade des Wissens zu finden. Wenigstens haben in der uns bekannten Geschichte die Menschen nie durch das Ausmaß des Wissensmöglichen von einem realen Wissenskreise einerseits und von einem Abschluß suchenden Troste andererseits sich abhalten lassen. Im Ganzen haben die innerlich großen Menschen sich immer mit jener Zweiheit begnügen müssen, einem Ich-Kerne und seiner der Mitwelt zugekehrten Außenseite, also gleichsam einem Glashäuschen, oder auch einem Zellkern und einer Zellwand.

Und in diesem Gebilde, wo je ein Mensch auf welcher Kulturstufe immer gehaust hat, ist die Zellwand den Steinwürfen des Lebens ausgesetzt gewesen. Nun wurde schon Eingangs darauf hingewiesen, daß die Zellwand oder auch das Glashäuschen um uns her als gemeinschaftliche Berührung von Ich und Nicht-Ich gerechte Zweifel an der Entstehungsursache gewisser Empfindungen auftauchen läßt. Wir entdecken sie natürlich irgend einmal auf den Glasfensterscheiben unseres Bewußtseins, aber es ist zu entscheiden ungewiß, ob sie aus uns selber oder von außen kommen, also von außen oder von innen auf das Glas geklebt sind, an dem sie erscheinen.

Sind die Lebenstatsachen an sich mystisch, so müssen wir doch trotzdem immer das unterscheidende Wort finden für die Teilung der Menschen in solche, die uns in der geschichtlich bekannten Gestalt der Mystiker entgegentreten, und alle anderen, wir wollen einmal sagen, positiven Menschen, welche ungeachtet der Mystik allen Daseinsgrundes als machtvolle, nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft auftraten: Kultur, Staatenbildung und Politik, Geschichte, Entdeckungen, Erfindungen, Wissen und Wissenschaft in die Welt gesetzt haben.

Nun springt es in die Augen, daß die aufgezählten Gebiete, die

wir recht wohl unter dem Namen Kulturfortschritt oder kurzweg „Fortschritt" in Eins fassen können, in einer steten Gegnerschaft stehen und eine Gegnerschaft haben zu den konservativen Elementen der Religion, und es heißt sich als Kämpe, nicht als Richter in den offenen Streit begeben, wenn wir den Gegensatz als absoluten, den Fortschritt als Aufgabe und Teil der energischen, aufgeklärten Menschheit, aber deren Gegner als den rückständigen, zu überwindenden Teil der Menschheit proklamiren. Denn das Bedürfniß des Fortschritts entsteht aus dem Gefühl der Mängel, des Ungenügens; es widerstrebt der verständigen Erwägung, uns in einer Sphäre der Ruhe, der erreichten Vollkommenheit einen Fortschritt zu denken. Und wenn eine kühne Phantasie dies, dem fernen nie erreichbaren Horizonte gleich, dem Individuum versagte, der totalen Menschheit verspräche, so bleibt doch der Einzelne in Schranken gebannt, die ihm seine stete unrettbare Hilflosigkeit überall durchscheinen lassen. Nicht nur die Endlichkeit des Wissens und Unendlichkeit des Wißbaren erdrückt ihn, dies würde ja lediglich der Ignoranz Vorschub leisten, sondern Wetter, Krankheit, Tod, wirtschaftlicher Ruin, Armut, lassen ihn stets nach einer Hilfe ausschauen. Auch die scheinbaren Ausnahmen der auf den Höhen der Menschheit wandelnden Größen sind nach dem Ausspruche Solons im selben Zustande der Unsicherheit, so daß wir uns ein sicheres Urteil erst erlauben dürfen, wenn der große Zerstörer, der Tod, sie vor anderen partiellen Trübungen ihrer Daseinssphäre sicher gestellt hat! Ein leidiger Trost; eine Art Sicherung, die wir zunächst nur an anderen beobachten können; uns selber aber und aus Vorsatz könnten wir so nur als Selbstmörder vor den Fatalitäten des Lebens zu retten glauben.

Wer selbst keine Größe, kann sich vielleicht nicht vorstellen, wie einer Größe zu Mute, wie es auf schwindliger Berghöhe ausschauen mag; aber es steht zu vermuten, daß sie an schauerlichen Abgründen, die uns schwindelnd in die Tiefe gestürzt hätten, zur sonnigen Höhe über den Wolken gestiegen sind, jedenfalls zu einer Höhe der Ansprüche an sich selbst, zu einer Einsamkeit, deren Verkehr mit Anderen, deren Berührung mit dem Detail des Lebens durchweg ein Herabsteigen, eine Herablassung, eine Erniedrigung ist.

Wir können daher sagen, daß der mystische Untergrund der Daseinstatsachen, die Unsicherheit der geistigen Verfassung des leistungsfähigen Subjektes und die Sicherheit der Aussicht seiner einstigen Zerstörung durch den Tod jene Gegensätze aufhebt und in bloße Gradunterschiede verwandelt, d. h. Jeder hat seine Religion und seine religiösen Momente, und wir sehen die Menschen wohl in verschiedenen historischen Momenten (gleichsam Momentphotographien) in verschiedenen Stadien der Fechterstellung von trotzigem Schaffen aus eigener Kraft und von trostlosem, ohnmächtigem Verzagen beim Uebergewicht von Not und Tod: der Mensch ein trotziges und verzagtes Ding!

Ist nun die nahe Verwandtschaft von religiöser und mystischer Anlage in der historischen Erscheinung der Mystiker von je aufgefallen, so werden auch die letzteren Beiden nicht als Gegensätze auftreten, sondern lediglich ihre Stelle in der Stufenleiter der Gradunterschiede erhalten.

Wir sahen oben, daß die scheinbare Festigkeit des Lebens, jener Fels des Gewissen und Hellen, von dem aus wir das Düster der Mystik beurteilen zu können vermeinen, ein Schein ist, und daß die Festigkeit nichts als die Abstumpfung durch Gewohnheit ist. Unter den Tagesgeschäften des praktischen Berufes über die Grübler und Tüftler spotten und trotzig in den Werken dieser Welt die Rangstufen emporklimmen, sich die Macht des Reichtums untertan machen, ist nicht mehr als die Gewohnheit des Turmdachdeckers und Schornsteinfegers, den die Tiefe nicht anficht, oder des Maurers auf hohem Gerüst, der den Blick nach der Tiefe mit Brettern bedeckt hat; und die stolze Arbeit des Philosophen von Weltruf ist die heiße Arbeit des Bergmannes! Daß nur kein schlagendes Wetter kommt, dann liegt er auf dem Rücken.

Dieses scheinbar Feste also sind Momente, Anschauungen, denen im Augenblick nicht beizukommen ist. Und so sicher positive Arbeiter auf allen Gebieten und als nützliche Förderer der Kultur bewundert und berühmt durch das Leben gegangen sind, falls eben kein Schicksalsschlag auf sie niedersauste, — geradeso sind auch ganze Zeitalter vorübergegangen, deren energischem Schaffen Mystik gänzlich unverstanden blieb, und die vor der Logik menschlicher Tatsachen die Religion als eine unnütze Träumerei abzuschaffen sich anschickten. Das sind Episoden.

Wie sollen wir uns nun das Gegenteil vorstellen, die finsteren Zeiten, da der Aberglaube und die Mystik blühte? Wenn das Eingeständniß der Vergeblichkeit menschlichen Handelns und logischen Denkens überhand nimmt, so ist das doch gewiß nichts Gesundes? Wenn ein Pessimist in seiner Lehre die Daseinsfreude absagt und in seinem Leben weiter denkt, weiter schafft, so ist das doch nichts Erfreuliches? Gewiß nicht! Und wenn es eine Krankheit wäre, solche Zeitrichtungen Epidemien wären?

Man kann sich vorstellen, daß irgend eine Schwäche, eine krankhafte Disposition des Auges dem rein objektiven, unmittelbaren, gleichsam empfindungslosen Sehen einen Schmerz, ein stetes Unbehagen, ein peinliches Gewahrwerden des sehenden Organes hinzufügte, so daß wir lieber das Auge schlössen. Gerade so müssen wir uns die Disposition des Mystikers, des zur Mystik neigenden Zeitalters, des zur Mystik neigenden Volkes vorstellen. Ist das denkende Subjekt ein Zellkern (d. h. der nun nicht weniger vorhanden, wenn das Subjekt auch einmal gerade nicht denkt) und sein Seelenleben ein stetes Berühren der Zellwand, der durch die fünf Sinne und das Denken gegebenen Außenfläche,

deren Trennstrich von Ich und Welt sich nicht machen läßt, so sieht die mystisch angelegte Natur die Außenwelt wie durch einen Schleier, **mouches volantes** ihrer persönlichen Art sieht sie scheinbar draußen herumflattern, der Mystiker ängstigt sich fortwährend um seine Glaswände.

Flucht vor der Welt, Hang zur Einsamkeit, fortwährend quälendes Empfinden des eigenen geplagten Ichs sind der Grundzug des Mystikers. Aber wie ist solch ein Leben möglich? Wie können wir wirtschaftlich uns derart von der Mitwelt absondern? Wir geraten doch unmöglich in das Leben hinein ohne einen Kreis, in den uns Jugend und Geburt hineinstellt. So verschieden dieser, so verschieden Klima, Volk, Zeit, Gesellschaft, Sitten, Anschauungen, so verschieden sind auch die Mittel, durch welche der Mystiker sich absondert. Der Normalfall ist möglichste Einschränkung der Lebensbedürfnisse und Reducirung der Lebensaufgabe auf eine kleine mechanische Tätigkeit. Aber wie klein sie auch sei, alle Aergernisse des Lebens sind damit gegeben! Im Gegenteil, sie scheinen sich zu verdoppeln an jener dünnen einzigen Handhabe, die wir dem Leben hinreichen müssen. Man denke nur, welchen Rückschlag eine schlechte kümmerliche Nahrung, eine armselige Wohnung, ungenügende Kleidung, auferlegtes Cölibat, Abwesenheit aller edlen Lebensgenüsse, der dem Geist so notwendigen Abwechselung und Zerstreuung, der Verzicht auf die Kunst u. s. w. ausübt. Ferner fordert die menschliche Gesellschaft Erfüllung staatsbürgerlicher Pflichten und erzwingt sie nötigenfalls auf eine unliebsame Weise! Haben wir das auch gehörig bedacht, sind wir überhaupt im Stande, durch den Schleier, nein, die Binde der Gewohnheit hindurch das ernstlich zu bedenken? Versuchen wir doch z. B., falls nicht der schwache Versuch schon rein burlesk und fratzenhaft auf uns wirkt, eine Buddha-Natur, also die Kleinigkeit einer weltbewegenden Größe, auf deren Person Millionen ihre geistige Existenz eingeschworen haben, in unseren modernen Kreis hineinzustellen! Da kommt die Schule! Daß gerade das Programm unserer Elementarfächer das einzig Richtige, dies kommt uns so selbstverständlich vor, daß wir nie darüber reflektiren, wie es ebenso gut anders sein könnte! so undiskutabel, daß ein Mensch ohne unsere Elementarbildung uns verloren scheint, ist er auch in einem Kreise anders Denkender. Also mit dieser zwangsweisen Selbstverständlichkeit und ganz bestimmten ebenso selbstverständlichen Zwangsvorstellungen fängt's schon an! Dann kommt die Wahl zwischen einigen Lebensberufen, die uns auch völlig erschöpfend erscheinen; hierauf der Zwang, bei Vermeidung recht empfindlicher Unbequemlichkeiten, sich einer der wenigen herrschenden Religionsgenossenschaften anzuschließen, zugleich räumt der Staat alsdann für einige Zeit einem Menschen von dem Bildungsgrade eines Unteroffiziers ziemlich weitgehende Rechte und Befugnisse über das Individuum, also eine

mystisch angelegte Natur ein! Endlich kommt wieder die amtliche Gewalt, um uns über unser wirtschaftliches Dasein zu befragen und zwangsweise zur Beisteuer für die Unterhaltung all dieser zur modernen Kultur unentbehrlichen Einrichtungen anzuhalten! Haben wir da noch ein Recht, im Hinblick auf alte Zeiten und entfernte Völker, uns wegen der freiheitlichen Entwickelung moderner Staaten in die Brust zu werfen? Wir leben natürlich in anderer Hinsicht freier als in einer patriarchalischen oder absoluten Despotie, als unter dem Druck der Stände, Kasten, Zünfte, von Leibeigenschaft, Inquisition, Folter, Faustrecht, Seeräuberei, Hexenwesen und abergläubischem Spuk, Gewissenszwang und priesterlicher Bevormundung. Aber unser geistiger, durch Massengewohnheit gar nicht fühlbarer Zwang, die völlige Uniformirung unseres modernen Elementarwissens ist auch von geistiger und viel gefährlicherer Natur. Kein Priesterstand hat je annähernd solchen Druck der Meinung ausgeübt, wie die moderne, scheinbar mit Vernunft und Verstand identische Bildung und deren inficirende Allgemeinheit. Es ist daher so unendlich schwer, sich psychologisch auf einen anderen Standpunkt zu stellen. Der Gedanke z. B. scheint gegenwärtig ganz erloschen und völlig unbegreiflich, daß, zugegeben wir hätten noch keine genügende Erklärung der realen Wirklichkeit, die Lücken der Rechnung sich überall, auch einmal fundamental äußern könnten; ferner etwa, daß diese Lücken nur als eine Frage der Zeit durch Fortarbeiten auf den unumstößlich von der Wissenschaft angelegten, gleichsam zwei Eisenschienen für die Lokomotive des Wissens sich nicht von selber schließen werden! Ist denn irgend ein erkenntnißtheoretisches Problem gelöst? Machen wir denn irgend Ernst mit den Konsequenzen der modernen Naturwissenschaft auf's individuelle geistige Leben? Oder fühlen wir uns bei der modernen absprechenden Weise der modernen Realistik behaglich und befriedigt?

Natürlich kam uns bei dem Phantasiebilde eines als modernen Staatsbürgers gedachten Mystikers dieser als der reinste Don Quixote vor. Natürlich sind solche Naturen im modernen Erwerbsleben undenkbar und unmöglich und würden, an sich selber irre gemacht, in mehr oder minder bescheidener Stellung Unterschlupf bei einem modernen Broterwerb suchen müssen. Wir denken daher auch bei diesen unseren Ausführungen nicht an eine praktische Umgestaltung, sondern eine rein theoretische Umgestaltung unserer erborgten und von Allen geteilten Gewohnheitsbegriffe; denn gerade im Kunstschaffen und in der Religion (als einem Kunstschaffen in Bezug auf das Seelenleben) können wir uns nicht über die ungeheure Armseligkeit und Unfruchtbarkeit der Jetztzeit täuschen, noch Figuren der Vergangenheit ignoriren, die gerade auf den verfehmten Gebieten eine Kulturwirkung unfraglich ersten Ranges bedeuten.

Wir graben ja heute sehr viel an der Rekonstruktion alter Zeiten,

warum sollen wir uns nicht auch einmal, theoretisch versteht sich, die Lehre und Geistesverfassung alter berühmter Mystiker klar zu machen suchen? Aber in Praxis umgesetzt — wo bleibt da heut zu Tage der Mystiker? Gestoßen, gezerrt, verachtet als ein unbrauchbares Mitglied derselben Gesellschaft, deren gänzliche Ohnmacht und Armseligkeit dem Mystiker doch so einleuchtend ist! Dieser Gesellschaft, die täglich durch Tod, Krieg, Hunger, Wetterereignisse decimirt wird, die sich gegenseitig durch Neid, Mißgunst, üble Nachrede, Kränkungen, Verbrechen, Laster, Geldgier plagt, wo Alles und Jeder über ein Gebrechen, über irgend eine Schattenseite, unerfüllte Wünsche u. s. w. klagt und zetert.

Allein es ändert an der Sache nichts, die einzelnen Existenzstufen zu durchmessen, mit denen der Mystiker sich loskauft. Wir können allenfalls hervorheben, daß warme Klimate, geringe Bevölkerung, eine lose Regierungsform die ideale Freiheit des Mystikers gewährleisten. Wir können daher sagen, daß mystische Anlagen überall, am besten aber in warmem Klima gedeihen, vorausgesetzt, daß die sociale Lage dies gestattet! Das ist nur möglich, wenn eine hohe Bildung als Basis dient. Im Allgemeinen kann man nicht sagen: je wärmer desto besser. Central-Afrika hatte keine Mystiker, weil Kultur und Sicherheit fehlt, Arabien nicht, weil die Natur nicht producirt, Ostasien wenig, weil wegen hoher Bevölkerungsziffer das wirtschaftliche und staatliche Leben den Einzelnen nicht frei giebt. Alle Bedingungen aber treffen zusammen in Syrien, Kleinasien, Persien, Indien. Dorther sind die Mystiker, dorther die Weltreligionen.

Aber könnten sich die Bedingungen nicht künstlich schaffen lassen? Die Weltgeschichte hat darauf eine deutliche Antwort durch das Mönchwesen gegeben. Die Geschichte hat auch darüber ein Urteil gefällt. Vor Allem setzt die wirtschaftliche Unterhaltung solcher Stätten fremde Mittel voraus. Es ist aber schwer einzusehen, aus welchem Motiv produktive Leute den unproduktiven solche Mittel bereit stellen. Entweder muß der Bettel oder gauklerische Kunststücke angewandt werden, um diese Mittel zu entlocken. Alsdann ist dem Mystiker Einsamkeit nötig. Sonst droht Entartung, wie die Geschichte des Mönchtums zeigt. Oder es werden durch die Ordensregeln ein äußerer Zwang und nützliche Zwecke vorgeschrieben, dann ist eine partielle Absonderung von der Welt nötig. Beidem ausweichend haben nur eine kleine Anzahl von Menschen sich Fristung des Daseins ermöglicht. In der Nähe des Toten Meeres, am Berge Karantal, hausen unzugänglich in Höhlen einige Einsiedler. Auf Leitern gelangt man nicht ganz ungefährlich zu den Stätten, wo diesen Leuten an Orten, wohin sie ihrerseits wiederum nicht ohne Mühe mit Leitern gelangen, zeitweise der nötige Lebensunterhalt hingelegt wird. Sie sind also wiederum auf Andere angewiesen.

Und wie diesen Menschen zu Mute ist? Auch dahin dürfte es Leitern

geben. So unglaublich es klingen mag, so sei hier vorausgeschickt, daß in den Aussprüchen der Mystiker der verschiedensten Zeiten und Völker eine überraschende Uebereinstimmung liegt. Wir können daher sagen, durch welche Mittel und durch welche Gunst oder Ungunst der Verhältnisse der Mystiker seine Isolirtheit durchführen kann, so macht in seiner Seelenverfassung wenig Unterschied, ob er als Tauler, Meister Eckehardt, Scheffler, Jacob Böhme oder als syrischer, persischer, indischer Weiser lebt. Die Grundbedingungen sind die gleichen, es handelt sich gar nicht um eine Lehre, um gewisse ein Geheimniß bildende und zur Befriedigung der Neugier mitteilbare Tatsachen. Statt mit der Welt so unbefangen zu leben, wie das gesunde Auge um sich blickt, so schmerzen den Mystiker alle Berührungsflächen, wie ein krankes Auge das Licht scheut und sich schließt.

Ein Kaspar Hauser ist ein Idiot, ein Ignorant. Man kann auch niemals künstlich einen Mystiker durch Isolirung züchten; vielmehr ist die Mystik um so gebildeter, je größer der Berührungskreis durch Wissen und Erfahrung mit dem Leben vorher gewesen ist. Die Mystik erhebt sich also auf der Voraussetzung ihres vollen Gegenteils. Nicht Unkenntniß, sondern Ueberwindung der Welt. Die deutsche Schöpfung des Faust setzt daher einen Vielwisser voraus, nur plagt ihn der Gedanke, daß weder Ignoranz noch viel Wissen aus dem Chaos der mystischen Daseinstatsachen hinausführen; hingegen Wagner: Zwar weiß ich viel, doch möcht' ich alles wissen. Dies ist der Gelehrtentyp; jene Leute mit festem Gehalt und geordneter Häuslichkeit, Leute, die nie Zeit haben sich, je nachdem, mit Politik, Religion, Kunst, kurz etwas außer ihrem Fache liegenden abzugeben, Leute, mit denen schon der große Dante in seiner „Göttlichen Komödie" solche Mühe hatte, daß er kaum wußte, wohin mit ihnen.

Wenn ein Weltwissen vorher da war und später als uferlos erkannt wurde und daher irgend wie ausgelöscht werden soll, so bleibt aber doch immer ein Tätigkeitsdrang, ein Arbeitenwollen und -müssen. Die indischen Virtuosen der Mystik glauben den dem Menschen zugeteilten Arbeitsdrang lediglich auf die Tätigkeit dieses Auslöschens koncentriren zu können. Ist dann alles ausgelöscht, ist der Zustand des „Ausgeweht-Seins" (Nirwana) eingetreten, dann ist der Tätigkeitsdrang mit dem Gegenstande der Tätigkeit, dem Wunsche, eins geworden. Man kann diesem Zustande einen anderen Wortausdruck geben und sagen: das Spiel der Vorstellungswelt sei einer durch eigene Energie in Permanenz erhaltenen Betäubung gewichen. Wie das erste untrügliche Zeichen der Geistesstörung das Nichtwissen, Nichtgewahrwerden dieses abnormen Zustandes ist, so ist auch den Europäern verborgen, daß sie an Ueberbildung zu Grunde gehen, daß sie an Ueberbildung erkrankt sind, und daß eine intellecktuelle Hypertrophie ihre Fähigkeit zu Wollen und zu Handeln ein-

schränkt (Nervosität, politische Paralyse); dies macht sie auch unfähig, die indische Willenssteigerung über den Intellekt zu begreifen. Es kommt ihnen daher verrückt vor, den Willen so zu überspannen; und einzelne phänomenale Leistungen der Herabsetzung vitaler Aeußerungen (sei es durch Ertragen wahnsinniger Schmerzen, sei es langdauerndes in Erstarrung Liegen 2c.) erklären sie schlankweg für Schwindel. Die ungeheure Angst vor physischen Schmerzen und der Hinzufügung psychischer Schmerzen ist die europäische aus eingerostetem Willen hervorgegangene Krankheit.

Allein verfolgen wir den Mystiker weiter auf seinem Wege. Nehmen wir an, es sei ihm irgendwie ein Kompromiß mit dem Leben geglückt, er sei im Zustande der Isolirung und habe seine Berührung mit der Welt auf ein geringes Maß reducirt. Sagen wir also im Bilde, er habe das schmerzende Auge geschlossen. Aber er hatte doch vorher die Welt gesehen, das geschlossene Auge schmerzt nun nicht, und die geistigen Bilder der Welt tauchen jetzt wieder auf. Es kommt nunmehr ein zweites Stadium, diesen Mangel irgend zu ergänzen. Das ist also des Faust zweiter Teil. War schon früher schwer, den Trennungsschnitt zwischen dem Ich und der Welt zu machen, so ist nun doppelt schwer, das vom ungewissen Nicht-Ich also inficirte Ich zu reinigen. Kant, dem ja eine so fundamentale Neubereicherung der Philosophie zugeschrieben wird, meinte bekanntlich, daß wir der Natur unsere Gesetze vorschrieben, daß also das Glashäuschen um uns her eine Isolirschicht sei, durch welche die Eindrücke in einer durch das Glas modificirten Weise kämen; daß z. B. auch Raum und Zeit Fenster dieses Glaskastens seien, wir überhaupt nie wissen könnten, wie die Dinge da draußen (das Ding-an-sich eigentlich beschaffen seien. Mag das wahr sein oder nicht, so ist ja ganz zweifelhaft, was nach Isolirung von der Welt als unser eigenes gereinigtes Ich übrig bleibt. Vor allem sind in jenem Nicht-Ich doch eine Menge Menschen enthalten, welche vermutlich gerade so aus Ich-Zelle und Ich-Zellhaut bestehen, als wir selber. Wenn das Ich also von der Außenwelt absieht und mit seinem eigenen so fragwürdig gewordenen Zellmantel seine Blöße decken soll, so ist ja gar nicht mehr in Worten auszudrücken, wie sich dies philosophische Ich selber vorkommt. Die Situation hat verzweifelt Aehnlichkeit mit der epochemachenden neuzeitlichen Entdeckung der Primärzelle, dem nahen Vorfahren der gastrula. Hat sie selber Energie, oder muß sie sich die von außen gefallen lassen? Auch geht hier der Fundamentalsatz der Logik A = A (jede Größe ist sich selbst gleich) in die Brüche. Das Ich ist nicht sich selbst gleich, sondern mit sich selber in heillose Verwirrung geraten. Es möchte also diese Einheit wieder erreichen. Aber dies geht über die Kräfte einer jeden Logik. Die Ohnmacht des Ichs und die Vergeblichkeit des Wissens, zu deren Erkenntniß der Mystiker vermöge einer krankhaften Anlage direkt

geführt wird, sind nun auch die treibenden Momente der Religion; die positive Religion (historische R.) aber bestreitet sehr bequem das Wissenswerte durch eine Autorität, worüber näher nachzudenken einfach verboten wird. Wer anders denkt, den schlagen wir tot — ergo ist jene Autorität eine „allgemeine". Solche Radikalmittel gehören bereits der Geschichte an, und aus ihrer Vergegenwärtigung heraus muß man die Stimmung zu begreifen suchen, aus welcher solche Mittel einst geschaffen wurden. Ehe etwas Besseres gefunden ist, darf man sich bei einem sonst hohen ethischen Gehalt einer Religion, mit Rücksicht auf die Massen, damit zufrieden geben und zunächst nur nachfragen, wie viel diese Autorität über ihre eigene Herkunft uns mitteilen will. Die Antwort lautet: ein so und so beschaffener Gott hat die Sache offenbart. Der Mystiker nun unterscheidet sich dadurch vom religiösen Nachtreter, daß er plus royal que le roi ist. Dem Mystiker sind die Frommen nie fromm, nie innerlich genug. Er bedarf auch einer Lösung, aber er will sie aus sich selbst bestreiten. „Will" eigentlich nicht, aber er kann jedenfalls mit dem unlogischen völlig gespaltenen Ich nicht weiter existiren.

Wir kommen jetzt an das eigentliche Bollwerk der Mystik, eine Sachlage, die wohl gemerkt in der Seele des Religionsstifters, mehr oder weniger aber in jedem Menschen sich wiederholt, und habe er die Sache auch bis auf den Moment des Sterbens hinausgeschoben. Die Seelenangst, die Besorgniß vor dem Ueberschnappen, wie man heute sagen würde, oder das dämonische Obsiegen des Teufels oder ähnlich im Sinne früherer Zeiten ausgedrückt, hat auf einmal ein Ende genommen, eine große Befriedigung ist eingetreten, oder, modern gesprochen, die historische Idee, die allemal in allen Zeitgenossen ihren Sitz hat, hat ihren vorläufigen Kulminationspunkt erreicht, gerade wie der physische Mensch — insofern er normal lebt und sich selbst nicht verwüstet, einmal seine körperliche Vollbildung erreicht hat. Der Religionsstifter geht nun in großer Freude hin, um urbi et orbi das Ereigniß nicht als sein Seelenerlebniß, sondern als „Wahrheit", als Offenbarung der Gottheit zu verkünden. Und es darf uns nicht verdrießen, hier aufs Neue zu erinnern, daß damit die Mystik zu Ende und das dunkle Zimmer in seiner Beleuchtung kein dunkles Zimmer mehr ist. Aber die Mitmenschen, denen der Stifter sein Ereigniß verkünden will, wissen ja noch gar nichts von der frohen Botschaft, wissen also auch gar nicht, wodurch sie diese von den übrigen Sachen unterscheiden sollen, die uns ein Nachbar erzählt. Auch hatten sie vorher — wer wäre ohne Religion? — irgend ein Surrogat, mit dem sie es, wie unsinnig und widernatürlich es auch Späteren erscheint, gerade so ernst nahmen, wie der Nachbar mit seinem Erlebniß. Im Gegenteil! Was vermag der einzelne Mensch gegen frühere göttliche Offenbarung!

Es läßt sich nun rationalistisch und historisch schwer entscheiden, wie

und warum eine Religion Weltreligion wurde. Ob nicht vielleicht dieselben Ansichten früher einmal mit der Person eines Vorläufers erschlagen wurden und latent weiter wirkten? Aber ist die Religion einmal da, so läßt sie sich nur mit Mühe auf ihre Anfänge zurück verfolgen, und gerade dort wird die Geschichte von den Anhängern anders erzählt als von den Gegnern.

Jedenfalls ist der mystische Punkt die erste religiöse Ueberzeugung in der Seele des Stifters. Hat er zwischen „Ich" und „Nicht-Ich", Eingebung oder eigener Erfindung, einen Unterschied gemacht, so ist die Mystik der positiven Religion gewichen, aber damit auch ins Weltliche eingetreten. Leider wissen wir so rein gar nichts vom Nichts, daß wir auch jedes Entstehen erst beobachten können, nachdem es schon da ist. Was soll also der Mystiker, der Religionsstifter von dem großen Ereigniß sagen? Auf diesem Grunde erhebt sich daher die gesammte mystische Litteratur. Es sind Versuche, Seelenerlebnisse ihrer Entstehung nach zu erklären, in Beziehung zu setzen, zu objektivieren und anderen zugänglich zu machen. Doch unterscheidet sich dabei Mystik von der Religion durch Vorwiegen des subjektiven Momentes bei der ersteren. Das Verallgemeinern ist daher der Mystik ebenso fremd, wie das Hineinsetzen in das Historische. Alle besonderen Gestaltungen sind als Versuche zu erachten. Es ist, als wenn man Jemandem durch Begriffe Musik beschreiben wollte. Wenn z. B. der Mystiker sich bei dem Aufblitzen des erlösenden Gedankens aus seinen beiden Ichs gar nicht herausfindet, so sucht er eine logische Form zu finden, indem er beide plump vereinigt: das Resultat ist dann kein Mysticismus mehr, sondern der in der Geschichte wohl bekannte „Pantheismus". Der berühmte persische Mystiker Ferid-ed-Din Attar half sich durch ein sehr bezeichnendes Wortspiel. Er schildert die Vorstufen der Mystik je nach dem Charakter und Temperament der Menschen in Form einer Reise von dreißig (persisch ssi) Vögeln (murg) zu einer mystischen Persönlichkeit (der Erkenntniß), die „ssimurg" heißt. Der Name wurde natürlich nicht vom Dichter erfunden, sondern existirte bereits, und so hieß ein Fabelwesen, ein Greis, der auf dem Sagenberge Kaf hauste. Ermüdet kommen sie an, werden vor den Ssimurg geführt und fühlen sich enttäuscht, so enttäuscht, wie uns anfangs die Lektüre von Faust's zweitem Teil etwa stimmt. Aber auf einmal geht ihnen ein Licht auf, sie sind geblendet (Faust wird blind, aber ein inneres Licht geht ihm auf) von der Herrlichkeit, und da geschieht ein Wunderbares: sie wissen nicht mehr, sind sie oder jener „Ssimurg". Die Kraft, die im Wortspiel von Ssi-murg und Ssimurg liegt, geht natürlich dem Nicht-Perser verloren. Aber wen das Wortspiel unmittelbar berührt, für den liegt in dieser Allegorie eine Tiefe, die jenes Gedicht unter die besten sufischen Erzeugnisse stellt. Wir müssen hinzu rechnen, daß das Herbstwandern der Vögel auch der äußeren Einkleidung jener Dichtung einen

besonderen Reiz verleiht, jene unbestimmte Sehnsucht, jene Flucht aus der fürchterlichen Verständigkeit. Es ist derselbe Reiz, den die eigentümliche Schwermut aller tieferen Naturen auf uns ausübt, jener sinnende Ernst des erstklassigen Künstlers.

Böhme, der berühmte Mystiker von Görlitz, lag mit der deutschen Sprache und der Fähigkeit, seine tiefen Gedanken auszudrücken, so im Streit, daß es um so anerkennenswerter ist, wenn seine krausen Gedanken trotzdem nicht der Vergessenheit anheimfielen. Es scheint, daß bei ihm psychische und physische Momente sich vereinigten und er beim Anstarren eines metallisch glänzenden Gegenstandes (heut nennen wir so etwas Hypnose) die Erleuchtung erhielt.

Hier und naturgemäß bei allen Mystikern wird uns nicht überraschen, daß sie zu Bildern und Gleichnissen ihre Zuflucht nehmen (fand doch auch Goethe in der Poesie, nicht in der Philosophie seine Zunge), und daß doch endlich da und dort der mißmutige Ausdruck sich findet, daß sich über die Sache selbst eigentlich nichts Rechtes sagen ließe. Einer der berühmtesten orthodoxen Eiferer unter den muhammedanischen Theologen gegen die Mystik (ilm-et-tasawuf), Algasali, drückt die Wiedergabe mystischer Momente gleichnißweise so aus: es sei ein himmelweiter Unterschied zwischen gesund sein und wissen, was Gesundheit ist.

Wir können hier noch eine andere Erklärung bildlich versuchen, um gleichzeitig klar zu machen, daß es sich um keine „Lehre", also auch keine „Geheimlehre", sondern um die Mystik handelt. Nehmen wir an, Jemandem sei eine große Freude widerfahren, die ihn auf Tage in die rosigste Stimmung versetzt. Er erwacht des anderen Tages wieder mit dem angenehmen Bewußtsein und spürt nun das Bedürfniß, während er sich ermuntert, sich auch logisch, d. i. durch das Medium bestimmter Vorstellungen, klar zu machen: „Was war mir doch Angenehmes begegnet?" Damit nicht genug, unser Beispiel ist sehr instruktiv, um uns anschaulich zu machen, wie um unseren Ich-Kern sich die tellurische Zellwand herumlegt. Wir dürfen gar nicht zum Augenblick sagen: „Verweile!", denn gleich einem Mühlrad wälzt sich unerbittlich die Vorstellungswelt weiter. Nun also: in unserem Beispiele verwandelt sich die allgemeine freudige Empfindung sogleich in eine historische Erzählung des freudigen Ereignisses, das wir nun unaufhörlich mit kleinen Variationen wiederholen und in bunten glänzenden Luftschlössern müssen ausklingen lassen. Das wird fad. Qualen lassen sich viel besser genießen, ausmalen. Darüber ist eine ganze comedia divina geschrieben. Aber die Vorstellung der ewigen Seligkeit? — Ewiger Genuß, gepaart mit ewiger Genußfähigkeit, fällt immer auf die sinnliche Seite. Es ist da eine ganz würdige Vorstellung, die natürlich auch nur ein schwacher symbolischer Versuch ist, sich die Seligkeit des christlichen Jenseits in Form

von Musik vorzustellen. Mindestens hat dieser Versuch ein Gutes: uns eine hohe ästhetische Spannung, die ohne direkten Zusammenhang mit der Welt der Vorstellungen bestehen kann, anschaulich zu machen.

Wir haben bisher zum Gedankenaufbau der Mystik nichts als Ablehnungen gefunden. Die religiöse Spannung erscheint bereits als eine nach außen gesetzte, gewissermaßen profanirte Mystik. Desgleichen hat das Kunstideal nur vor dem unbegreiflichen Moment des Bewußtwerdens der Kunstschöpfung Berührung mit den mystischen Grundtatsachen. Das Naturwissen, welches mit seinem aller Mystik ausgesprochen feindlichen Charakter mathematischer Gewißheit dieser diametral entgegengesetzt ist, kommt trotzdem mit seiner Hypothese einerseits einer Primärzelle aus Zellkern und Zellmantel, andererseits einer Fähigkeit der Materie, Empfindungen zu produciren, den mystischen Grundtatsachen am nächsten. Es ist aber doch ein komischer Konflikt, diese epochemachende Entdeckung des Welträtsels sich als Produkt der Gehirnmoleküle eines sterblichen Seelchens des neunzehnten Jahrhunderts zu denken; praktisch genommen wird sich die Naturwissenschaft, obgleich ziemlich ins Ideale eingeschwenkt, mit der bekannten vornehmen Handbewegung die spekulative Philosophie immer verbitten; sie wird und man kann sie getrost ihres eigenen Weges ziehen lassen, bis sie mit der vollen Lösung dessen, was sie bisher nur verspricht, hervorgetreten ist. Dann wird wirklich die Mystik des Zelllebens, deren Evolution wir wären, zu Ende sein.

Immerhin wird der Mensch, Mystiker oder Naturforscher, ein ethisches Provisorium haben müssen; denn höchstens kann er theoretisch das Bestehen einer Moral leugnen; ein logisches Provisorium für die mystischen Grundtatsachen aber scheint sich am schärfsten zu verneinen; denn es giebt keine praktische Logik neben der theoretischen, als principielle Gegensätze!

Bleibt nur übrig, dem Ich den Reichtum unendlicher Möglichkeiten zuzusprechen, natürlich! Denn die künftige Kulturgeschichte ist ja drin eingewickelt wie die künftigen Blätter in der Rohrstaude. Die Nacht ist die Mystik des Tages und der Tod die Mystik des Lebens. Im Haushalt der Natur ist dem Individuum das ewige Werden die Mystik. Mag es mit dichterischer Freiheit also das Ewigweibliche genannt werden.

Alle weiteren Deutungen, alle Bewußtseinsmomente sind nur ein Gleichniß.

Indessen wollen diese Prolegomena lediglich dartun, daß nur eine sehr verschrobene Zeitrichtung die Mystik als eine Art lächerlichen längst überwundenen Humbugs ansehen kann. Besinne sich nur ein Jeder, daß er in seinem Alltagsleben nichts, rein nichts mehr denn eine von Geburt und Tod eingerahmte Episode ist; bedenke ein Jeder, daß nach Erfüllung der wirtschaftlichen Daseinspflichten die letzte Einkehr zum Ich durch alle

Phrasen unseres geschäftlichen Alltagslebens höchstens aufgeschoben werden kann. Endlich bleiben wir doch allein mit uns übrig; alles Andere, alle Anderen sind auf der Flucht. Die Schulweisheit ist zu Ende vor den finsteren Schatten des nahenden Todes. Es mag uns im Leben noch so albern vorkommen, über das doppelte „Ich" zu „grübeln". Aber endlich wird die Sache bitter ernst, und wenn die Brust sich zum letzten Atemzuge hebt, werden wir froh sein, wenn dieses Ich nicht gleich Ich ist — aller Logik zum Trotz. Wenn Ich gleich Ich ist und sonst nichts, dann sind wir nichts — ein wahnsinniger Gedanke.





Abends.

Von

Erika Reinsch.

— München. —



Ueber die sommerstarre, verschmachtete Stadt hinaus wanderten Zwei, die sich liebten, ein Mann und ein Weib. Er hatte sie Opheila genannt, das heißt: Von Salben trieft Dein Name.

Schwül war es und Abend. Weiß wallte die Dämmerung vom Staub der Landstraßen und Bauplätze. Kinder lagen im kargen Gras und sehnten sich. Mit welken Brüsten kam Natur zu den Enterbten und Verirrtesten der Ihren. Aber dennoch eine Mutter, mit eintönigen leisen Trost- und Wiegenliedern, voll müder, heilender Geduld.

Schweigend drängten sich der Mann und das Weib durch den heißen Qualm, an lockeren Schuttfeldern und zerfallenen Erdgruben vorbei, wo unter umhergestreuten Steinen und Ziegeln Brennesseln und Disteln hervorwucherten. Weiter hinaus an den kleinen niederen Häusern vorüber, die sich mutlos und trübselig an einander lehnten, zwischen grauen, verdursteten Gärtnereien hindurch, immer weiter, bis zu der großen, freien Wiese, die hinter den letzten Straßen beginnt.

Da lag sie — flach und düster wie ein vertrockneter grüner See, und ins Unendliche ausgespannt. Braun wogten die Dunkelheiten darüber hin.

Und der Mann und das Weib faßten sich an den Händen, denn es kam ihnen eine Lust an, über die Wiese hinzulaufen, und nimmer innezuhalten, — wie Einem, der lange die Zähne zusammenbiß, eine endlose Flut von Tränen entstürzt. Jubel und Qual war in ihrem Laufen. Fernhin unter ihren Füßen floh die Wiese zurück zur Stadt. Ein Reiter galoppirte an ihnen vorbei, schweigend auf einem derben Pferde, wie eine Vision der Einsamkeit.

Plötzlich stürzt das Weib zu Boden in das bestaubte, kaum vom ersten schalen Tau besprengte Gras. Tiefatmend, glühend, befreit, voll

glücklicher Müdigkeit, stehen sie nun und schauen. Weitausgreifend umschlingt die Stadt im Halbkreis den Horizont. Wie auf Rauch gemalt liegt sie da, zerfließend in grauen und veilchenblauen Tönen, dazwischen dringt ein Ziegeldach mit dumpfer Wärme durch den braunen Schleier, oder eine scharfe, helle Laterne bohrt sich hindurch wie ein schriller, warnender Schrei.

Und immer tiefer dringen sie in die Ferne ein, wahllos weiter schweifend, ohne Ueberlegen ihre Freiheit genießend, wie Kinder, die der Schule entronnen sind. Ganz betaut ruht die Wiese nun, unter der rauchigen, violetten Dunkelheit der ersten Abendstunde, und der Duft der getrösteten Erde steigt breit und süß von ihrem kurzen, zertretenen Gras herauf.

Aber die Beiden wandern und sprechen kein Wort. Ihre Seelen werden weit und voll erwartender Dunkelheit wie der Abendhimmel, wenn noch kein Stern durch seine Tiefen drang. Fernher fühlen sie die heilige Stunde nahen, da ihre Seele zu ihrem feierlichen Priesterdasein erwachen wird, da ihre schwarzen Meere zu rauschen und zu tönen beginnen, und mit leuchtenden Schätzen ihr Strand bedeckt sein wird....

Mit breiten Schwingen fliegt der Nachtwind über die Wiese. Der starke Geruch ferner Bergmatten und die Kälte ewig beschneiter Gipfel tropft von seinen Fittichen.

Und Opheila löste sich aus der Hand ihres Gefährten und schritt ein wenig voraus. Denn er sollte nicht sehen, wie sie ihre Arme dem Wind entgegenhob und ihr Herz für die Wunder der Nacht bereitete.

Prasselnd schlug das harte ganz durchnäßte Gras an ihre Füße, als wanderte sie durch rauschende flache Wasser. Nichts war da als die Dunkelheit und die ersten Sterne über der Dunkelheit.

Da trat aus der Himmelskuppel ein großes, klares, strahlendes Licht. So groß wie nie vorher ein Stern, leuchtend und blitzend in dem überweißen Schein der Bogenlampen, mit violetten und roten Silbersträhnen durchwirkt. Aus dem dunklen Himmel trat es, wie wenn eine diamantene Blume aufblühte aus schwarzsammtenen Meerestiefen. Es war eine bunte Sonne, ein vielkantiges, unerhört feingeschliffenes, von innen durchleuchtetes Prisma, eine glühende in allen Regenbogenfarben spielende Seifenblase. Es war der Todesgesang eines Sternes, der seine Götterdämmerung feiert, ein goldener Tautropfen war es, den eine Rose des Paradieses verschüttet hatte. In sprachloser Verfinsterung lag der Himmel. Langsam glitt das Unbegreifliche dahin und ließ eine glühende Spur zurück. Wie ein Komet sank es herab, und Opheila wartete darauf, daß es den ganzen Himmel überspannte.

Ihre Augen sahen und tranken. Seligkeit rührte sie an. Ihr Herz öffnete sich. O Herr — dachte sie, betete sie, ganz langsam und still, und weiter nichts. O Herr — sang ihr Herz. Und sie sah und trank.

Da trat die himmlische Kugel ins Nichts zurück. Sie war nicht mehr. Den goldenen Strom, der ihr nachfloß, verschlang in einem Augenblick der schwarze Grund. Dunkel stand der Himmel, Finsternisse hinter Finsternissen, und leer.

In der Ferne erhob sich ein Wald. Seine Aeste und Zweige zerschmolzen in der Dunkelheit wie uralte Zeichen auf einer verwitterten schwarzen ungeheuren Bronzetafel.

„Sahst Du es . . . .?" fragte die Stimme des Mannes. Und Opheila sah, daß sein Antlitz war wie der Morgenhimmel, bevor die Sonne aufgeht, voll grenzenloser Ruhe und Heiterkeit. Und sie ging auf ihn zu, und sie küßten sich und redeten nichts.

Und Opheila wunderte sich über das seltsame Wort, das unverstandene Gebet, das ihr Herz gefunden hatte. . . . .





Ueber Festungskapitulationen.

Von

W. Stavenhagen.

— Berlin. —

Der Kommandant einer Festung, der die Seele der Verteidigung sein muß, und mit dessen Verhalten jeder feste Platz steht und fällt, hat hohe und heilige Pflichten. Er ist dem obersten Kriegsherrn und dem Vaterlande für die Sicherheit und die Behauptung des ihm anvertrauten Landesbollwerks mit seinem Kopfe verantwortlich. In den meisten Fällen wird für einen pflichtgetreuen Kommandanten daher auch im Augenblick der Gefahr die Entscheidung lauten: Lieber Untergang mit Mann und Maus, Sprengung der Werke, aber keine Kapitulation. Als Stössel zum ersten Male vor einigen Monaten durch Nogi zur Uebergabe Port Arthurs aufgefordert wurde, schickte er den japanischen Parlamentär selbstverständlich in demselben Augenblick zurück, als dieser sich anschickte, seine Aufforderung zur Kapitulation auszusprechen. Denn die Widerstandsmittel der Festung waren noch lange nicht erschöpft, die Hoffnung auf Entsatz zu Lande wie zur See bestand ebenfalls noch.

Aber auch ein guter Kommandant kann in die Lage kommen, die Festung zu übergeben. Diese Frage kann an ihn herantreten, wenn alle Verteidigungsmittel erschöpft und auch die Möglichkeit sich durchzuschlagen oder die Hoffnung auf Entsatz nicht mehr vorhanden sind. Hat sich dann der oberste Befehlshaber zur Uebergabe entschlossen, wofür er als „Lieutenant du Roy“ nur dem Kriegsherrn verantwortlich ist, so muß er vorher alle Kriegsmittel und Vorräte, die dem Feind von Wert sein können, vernichten. In See-Plätzen wie Port Arthur gehören dazu natürlich auch die eingeschlossenen Kriegsschiffe, wenn deren Ausbrechen nicht möglich sein sollte,

die Zerstörung der Werften, Arsenale, Docks u. s. w. Stössel hat so verfahren, die Zerstörung einiger Forts, dann der Lagerhäuser, Docks und eines Teils der Schiffe war ein mühevolles Werk, ihre Trümmer sperrten die Hafeneinfahrt, indessen gelang es lange nicht, Alles zu vernichten, und nicht richtig will es mir erscheinen, daß die Arbeit fortgesetzt wurde, nachdem die weiße Flagge aufgezogen worden war. Vielleicht ist das mit ein Grund gewesen, daß die ritterlichen Japaner die Bedingungen später nicht so günstig gestellt, als sie ursprünglich nach der Weisung des Mikado beabsichtigt hatten, wenn auch das Hauptmotiv in der für sie überraschend gekommenen Kapitulation des Verteidigers gelegen haben mag. Sie hatten nun leichteres Spiel als bei eigener Aufforderung dazu.

Die Absicht der Kapitulation wird durch Aufhissen einer weißen Flagge angezeigt und dann gewöhnlich durch Parlamentäre mit dem Befehlshaber der Einschließungs- und Belagerungstruppen oder dessen Bevollmächtigten verhandelt. Dazu wählen beide Teile am besten Generalstabs- und Ingenieuroffiziere. Bei Port Arthur hat sich Stössel, wie es scheint, gegen die zuerst entschieden widerstrebende Meinung eines Teils der übrigen Generäle*), vor Allem des Kommandeurs der Festungstruppen, General Smirnow, zur Uebergabe schon am 1. Januar nach Einnahme des Signalbergs durch die Japaner entschlossen, weil er weiteren Widerstand für unnütz hielt und überflüssiges Blutvergießen vermeiden wollte. Hoffnung auf Durchschlagen oder Entsatz bestand nicht mehr, allerdings waren auch noch nicht alle Verteidigungsmittel erschöpft — es waren noch wichtige Forts intakt, die Zwischenstellungen und inneren Umfassungen, geschweige denn die ein Reduit darstellende Tigerschwanzhalbinsel waren noch nicht in Händen des Angreifers, wie es die russische „Verteidigungsanleitung“ für eine Uebergabe vorschreibt. Es gab noch wenigstens (nach Stössel, wahrscheinlich aber waren es erheblich mehr) 8—10000 Kämpfer — freilich alle krank und erschöpft, weiter sogar noch Proviant, vielleicht für einige Wochen, und etwas Munition. Indessen — der Widerstand wäre doch nur eine Frage kürzester Zeit gewesen, und man kann den Vorteil, lediglich aus Heldensinn, zur Erhöhung des Ruhmes der russischen Waffen und Befriedigung vielleicht eigenen Ehrgeizes sich noch länger zu behaupten, nicht so hoch anschlagen, als die Erhaltung des Lebens der noch übrigen Garnison und Einwohnerschaft, die Rücksicht auf die Hospitäler und die Erlangung besserer Bedingungen. Bei Opferung auch des letzten Mannes war wegen der Aussichtslosigkeit auf Ersatz und Erhaltung des Platzes — und

*) Ein Kriegsrat soll nur raten, nicht entscheiden. Meist ist aber auch der Rat schon vom Uebel. Viele Köpfe, je klüger sie sind, um so mehr, viele Sinne. Sowohl Prinz Eugen, wie Friedrich der Große und Moltke widerrieten ihn. § 62 des russischen Festungsreglements schreibt die Einberufung dagegen vor. Es wird aber Einstimmigkeit für den Kapitulationsentschluß gefordert.

dazu in welchem Zustande, nur noch ein elendes, keine Zuflucht gewährendes Wrack — etwa für das schon sagenhaft gewordene Baltische Geschwader — kein größerer Vorteil erzielt, ein furchtbares Blutbad, das vielleicht des Kindes im Mutterleibe nicht geschont hätte, war dann unvermeidlich — zu wessen Nutzen? Die Sieger hätten trotz einigem Zeitverlust und Opferung neuer Menschenleben jedenfalls bei ihrem glühenden Hasse gegen Rußland jedes Opfer gebracht und lange keinen solchen Schaden auch in allgemein politischer und nicht minder in strategischer Hinsicht erlitten, wie es der etwas frühere oder spätere Fall Port Arthurs für die Verteidiger war. Ja, Kuropatkin ist nun nur eher die Sorge um den so schwierigen, kräfteraubenden und zuletzt ziemlich nutzlos gewordenen Entsatz der Festung los und zu endlicher Offensive gedrängt worden. Indessen, das Kriegsgericht kann hierüber allein entscheiden, nach Anhören des allein mit seinem Kopf verantwortlichen ruhmvollen Kommandanten und Erwägen aller Umstände. „Verzeihe uns, großer Kaiser!" diese so ehrfurchtsvolle Bitte eines Mannes, in dessen Seele zu schauen wohl Niemand bisher vergönnt war, der dabei Heroisches und das Beste von allen russischen Führern bisher geleistet hat, dürfte aber jedenfalls schon heute gewährt sein. „Er tat an der Spitze seiner braven Garnison bis zum Ende tapfer seine Pflicht" lautete die Dankesantwort des Zaren an Kaiser Wilhelm II., der Stössel seinen höchsten Kriegsorden verliehen hatte.

General Stössel schlug seinem Gegner, indem er ihm am 1. Januar einen Parlamentär mit einem Briefe sandte, vor, die Uebergabeverhandlungen zu eröffnen und dazu Bevollmächtigte zu ernennen, welche über die Ordnung und die Bedingungen der Kapitulation verhandeln sollten, sowie einen Ort, wo diese Kommissare die von Stössel zu ernennenden Unterhändler treffen könnten, zu bestimmen. General Nogi willigte am 2. ein und ernannte seinen Armee-Stabschef, den ausgezeichneten General Ijichi, sowie einige Stabsoffiziere und Civilbeamte zu Kommissaren, welche sich zu Suschijing mit den russischen am 2. Januar Mittags treffen sollten. Vor solchen Verhandlungen wird man die Kommissare instruiren, wie weit sie **höchstens** in ihren Bedingungen zu gehen und welche Forderungen sie **mindestens** aufrecht zu erhalten haben, unbeschadet der Freiheit, günstigere Vorschläge anzunehmen. Im Falle Stössel bleibt aber wohl als **einzige** Bedingung für den Verteidiger: **ehrenvolle** Kapitulation; im Uebrigen diktirt einfach der **Angreifer** das Gesetz. Nogi hatte bestimmt, daß die Unterhändler beider Parteien — russischerseits war es Stabschef General Reiß mit einigen Stabsoffizieren — die Konvention zu unterzeichnen hätten, ohne auf die Ratifikation zu warten, und das sofortige Inkrafttreten des Abkommens zu veranlassen. Die Ermächtigung für solche Generalvollmacht sollte von beiden Oberbefehlshabern, Nogi und Stössel, vorher unterzeichnet und dann diese Vollmachten von den betreffenden Kommissaren ausgetauscht werden. Damit war das Verfahren sehr vereinfacht, während sonst alle

Abmachungen vorbehaltlich der Bestätigung des Oberbefehlshabers oder gar der Staatsgewalt getroffen werden, also hier des Mikado und des Zaren. Es ist freilich anzunehmen, daß aus Tokio und Petersburg schon früher die Zustimmung zu solchem Vorgehen erteilt war für alle Fälle. Uebrigens handelt es sich ja hier auch nur um rein militärische Maßnahmen, sowie Bestimmungen über die persönliche Freiheit und das Eigentum der Truppen und Einwohner, weshalb ruhig freie Hand gelassen werden konnte. Zugeständnisse bezüglich der politischen Verfassung und Verwaltung des Platzes waren nicht zu machen, denn diese greifen in die Politik. Diese aber ist Sache des verantwortlichen Staatsmannes und bestimmt den letzten Zweck des Krieges, weshalb auch die Heeresleitung, soweit die militärischen Entscheidungen dadurch nicht beeinträchtigt werden, stets den politischen Gesichtspunkten Rechnung zu tragen hat, wie den Wünschen der eigenen Staatsleitung.

Bei sochen Abkommen nun wird es sich darum handeln, die eigene Lage gut auszunützen, die feindlichen Schwächen zum eigenen Vorteil zu wenden und rasch zum Ziel zu kommen, um jedem Stimmungs- oder sonstigen Wechsel der beiderseitigen Situationen — die allerdings bei Port Arthur nicht zu befürchten waren — vorzubeugen. In anderen Lagen können vom Verteidiger besondere Vorbehalte gemacht werden, z. B. wenn nicht in bestimmter Frist Entsatztruppen erscheinen, oder mit Gewährung des freien Abzuges der Truppen. Ja in seltenen Fällen kam es früher vor, daß man einen tapferen Kommandanten die Bedingungen selbst bestimmen ließ, wie dies z. B. der Prinz Eugen 1708 dem Marquis von Boufflers gegenüber tat. Heute wird wohl die bedingungslose Kapitulation oder Uebergabe auf Gnade oder Ungnade die Regel sein, denn ehe der Verteidiger nicht völlig erschöpft ist, wird er nicht an Uebergabe denken dürfen. Dann werden die Truppen Kriegsgefangene und der Sieger bemächtigt sich alles dessen, was ihm für die Kriegführung dienlich erscheint, außer der Festung, also ihrer Kriegskassen, Fahnen, Waffen, Munition, Lebensmittelmagazine, Transportmittel und alles öffentlichen Kriegszeuges, in Seeplätzen natürlich auch der gesamten Seekriegsmittel. Manchmal wird man dabei den entwaffneten Truppen ihre Tornister, Effekten und Lagergegenstände belassen und den Offizieren ihre Degen und ihr persönliches Eigentum. Zuweilen kann man auch die Offiziere auf Ehrenwort, während des Krieges nichts gegen die Interessen des Siegers zu tun, in die Heimat entlassen, ja einer besonders tapferen Besatzung, wie es z. B. 1870/71 die von Belfort war, kann man selbst den freien Abzug mit kriegerischen Ehren unter Belassung der Waffen*), der den Truppen gehörenden Fuhr-

*) Auch im spanisch-amerikanischen Kriege bei Santiago und Manila wurde so verfahren, hauptsächlich aber, weil es — billiger kam, als Kriegsgefangene zu machen und zu verpflegen.

werke und ihres nicht zur Festung gehörenden Kriegsmaterials gestatten, auch die Mitnahme der militärischen Archive. Doch geschieht dies sehr selten und dann meist zu Ende des Krieges.

Die Aerzte und das Sanitätspersonal müssen aber bis auf Weiteres zur Pflege der Kranken und Verwundeten zurückbleiben, ebenso die Zahlmeister zur Uebergabe der Kassen, Zahlung der Gehälter. Für die eigentliche Uebergabe des Platzes muß Ort und Zeit genau festgesetzt und durch Bereithalten der nötigen Streitkräfte und andere Maßnahmen die Einhaltung der Bedingungen sichergestellt werden.

Nach Einigung wird ein einfaches, klares schriftliches Abkommen geschlossen, wobei Vorkehrungen gegen die Nichterfüllung zu treffen sind. Bei Port Arthur schloß um 9¾ Uhr Abends die Konferenz über die Kapitulation mit solchem Abkommen über die Unterzeichnung des formellen Kapitulationsaktes, in dem die japanischen Bedingungen einfach angenommen waren. Sie waren auf besonderen Befehl des Mikado ehrenvoll und entsprachen im Wesentlichen den vorstehend entwickelten, ähnlich bei den meisten Uebergaben der neueren Zeit — Sedan, Metz, Santiago, Manila, von Paris mit eigenartigen Verhältnissen zu schweigen, angewendeten Grundsätzen. Alle russischen Soldaten, Seeleute und Freiwillige sowie die Regierungsbeamten wurden Kriegsgefangene und wurden über Dalny nach Japan gebracht. Nur die Offiziere des Heeres und der Flotte sowie die zu ihnen gehörigen Beamten konnten ihre Degen behalten, ebenso ihr privates Eigentum; merkwürdiger Weise aber letzteres nur soweit, als es zum Unterhalt direkt notwendig ist. Verpflichten sie sich schriftlich auf ihr Ehrenwort, bis zur Kriegsbeendigung nicht mehr die Waffen zu ergreifen und keine gegen Japans Interessen verstoßenden Handlungen zu begehen, — so konnten sie in ihre Heimat unter Mitnahme eines gegen besondere ehrenwörtliche Verpflichtung frei gelassenen Dieners zurückkehren. Die Hälfte der russischen Offiziere (429), darunter die Generäle Smirnow, Fok, Nikitin, Gorbutowski und Admiral Wiren, zog aber die Kriegsgefangenschaft vor. Unteroffiziere und Gemeine des Heeres und der Flotte, ebenso Freiwillige dürfen ihre Uniform behalten und ihre Zelte sowie ihr persönliches Eigentum. Diese Bestimmungen waren ehrend, die Anerkennung des tapferen Widerstandes bezweckend. Alle übrigen Anordnungen der 11 Artikel über die Auslieferung aller Forts, Batterien, Kriegsschiffe, anderer Schiffe, Munition, Pferde, alles Materials, aller Regierungsgebäude, die Herstellung einer Tafel mit den Befestigungen von Port Arthur und ihrer Lage sowie die Eintragung aller Land- und Seeminen in Karten, die Bücher und Dokumente der Stadt- und Finanzverwaltung und sonstige Urkunden, das Sanitätskorps waren rein administrativer Natur. Als Sicherheit für die Einhaltung der Bedingungen sollten die Besatzungstruppen der Forts und Batterien von Jtsuschan, Was-Antuschan und Ta-Antsuschan auf der Nordwestfront vorher der japanischen Armee ausgeliefert werden.

Im Ganzen durchaus ritterliche und liberale Bedingungen, wenn auch keine materiellen Vorteile!

Ist die Uebergabeverhandlung von beiden Parteien bestätigt, so werden zur bestimmten Stunde die Werke des Fortgürtels, dann die Tore einer etwa vorhandenen inneren Umwallung vom Angreifer besetzt. Nachdem die kriegsgefangene Besatzung ausgerückt und entwaffnet ist, die feindlichen Offiziere ꝛc. abmarschirt sind, werden die Pulvermagazine, Minen, Kriegsschiffe von zurückgelassenen Offizieren des Verteidigers meist auf Grund von Plänen übernommen und zwar in Gegenwart des Kommandanten, und dann rücken die Angriffstruppen ein. Erst dann werden auch der Kommandant und sein Stab entlassen.

In Port Arthur erfolgte bis zum 8. Januar die Vollendung der sich glatt vollziehenden Uebergabe. Schon am 5. Januar zog als erste Staffel die 4. Schützendivision, am 6. die 7. Division, am 7. der Rest der Besatzung nach der Taubenbucht ab.





Die erste Prosafassung von Goethes Iphigenie und die vollendete Dichtung.

Von

Rudolf Wessely.

— Berlin. —

Als Goethe zum ersten Mal in Rom einem Kreise junger deutscher Künstler seine soeben vollendete Iphigenie vorlas, da konnten sich diese, wie er in der Italiänischen Reise unter dem 10. Januar 1787 erzählt, in den ruhigen Gang nicht gleich finden, „wiewohl die edlen und reinen Stellen nicht ihre Wirkung verfehlten"; sie hatten etwas „Berlichingisches" erwartet. Als dann in demselben Jahre das Drama im dritten Bande von Goethes Schriften bei Göschen erschien, brachten zwar Zeitschriften wie die Jenaer Allgemeine Litteraturzeitung und die Gothaischen Gelehrten Anzeigen höchst anerkennende Rezensionen, nach den Neuen Hallischen gelehrten Zeitungen aber z. B. empfahl es sich mehr durch einzelne vortreffliche Stellen als durch das Ganze und blieb weit hinter der Tragödie des Euripides zurück*). Das große Publikum vollends, das einst dem jugendlichen Schöpfer des Götz und Werther und inzwischen dem Dichter der Räuber zugejubelt hatte, war noch nicht reif für die abgeklärte Schönheit der neuen Dichtung. Aber auch die Weimarer Freunde, die vor acht Jahren bei der Aufführung die erste Prosafassung so tief ergriffen hatte, und deren Urteil zu vernehmen Goethe in Italien so sehnlich verlangte, blieben jetzt kühler.

Wir Heutigen können uns nur schwer vorstellen, wie die Dichtung wohl auf uns wirken würde, wenn wir sie zuerst in der ursprünglichen Prosa kennen lernten. Diese wird, begreiflich genug, nur noch wenig ge-

*) Braun, Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen, Band II, S. 2 ff.

lesen; bleibt sie doch durchweg hinter der Versdichtung an Schönheit zurück, und es ist das Verhältnis ein ganz anderes als etwa beim Faust, wo z. B. die Prosa der Kerkerszene im Ur-Faust mit ihrer elementaren Kraft und Leidenschaft von besonders mächtiger Wirkung ist. Ungemein reizvoll ist es indessen auch dort, die ursprüngliche Schöpfung mit ihrer letzten Gestalt zu vergleichen und den Dichter bei seinem Läuterungswerk zu begleiten. Eins aber ist dabei festzuhalten: die Dichtung als Ganzes stand schon bei der ersten Konzeption fest. Der Aufbau der Szenen, die Charaktere in ihren Grundzügen und eine Fülle ergreifender Momente im einzelnen — ich nenne nur die Erkennung der Geschwister — waren von vornherein gegeben, ebenso die für den Ausgang des Stückes so wichtige, vertiefende Umgestaltung des Orakels der griechischen Sage, wodurch an Stelle des Diana-Bildes die Schwester trat, und schon der ursprünglichen Dichtung könnten die Verse als Geleitwort mitgegeben sein, die Goethe nach fast 50 Jahren einem Darsteller des Orest in ein ihm geschenktes Exemplar der Iphigenie schrieb:

Was der Dichter diesem Bande
Glaubend, hoffend anvertraut,
Werd' im Kreise deutscher Lande
Durch des Künstlers Wirken laut.
So im Handeln, so im Sprechen
Liebevoll verkünd' es weit:
Alles menschliche Gebrechen
Sühnet reine Menschlichkeit.

Bevor wir uns nun der vergleichenden Betrachtung der ersten Prosa und der endgültigen Form zuwenden, wird es sich empfehlen, daß wir uns kurz die Entstehung der Dichtung vergegenwärtigen.

Am 14. Februar 1779 meldet Goethes Tagebuch, daß er angefangen habe, Iphigenie zu diktieren. In sechs Wochen war das Drama vollendet. Auf einer Dienstreise, bei der er Rekruten auszuheben und den Wegebau zu überwachen hatte, begleitete den Dichter das Manuskript. Knebel sah ihn so inmitten von Rekruten, die Aushebungslisten und darunter die Handschrift seiner Iphigenie auf dem Tisch, und am 2. März schreibt Goethe aus Dornburg an Frau von Stein: „Jetzt leb' ich mit den Menschen dieser Welt und esse und trinke, spaße auch wohl mit ihnen, spüre sie aber kaum, denn mein inneres Leben geht unverrücklich seinen Gang". Am 5. und 6. März aber in Apolda klagt er der Freundin, in dem bösen Nest, wo Kinder und Hunde durcheinander lärmten, sei er aus aller Stimmung, und das Drama wolle garnicht fort: „Es ist verflucht, der König von Tauris soll reden, als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte." Und an Knebel schreibt er gleichzeitig: „Ich muß Dir gestehen, daß ich als ambulirender Poeta sehr geschunden bin, und hätt' ich die paar schönen Tage in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schlößchen nicht gehabt, so wäre das Ei, halb angebrütet, verfault."

Dort hatte er sogar gehofft, in wenigen Tagen mit dem Stück fertig zu sein, allein die Dienstreise brachte zu viel Unruhe. Am 19. März schrieb er auf dem Schwalbenstein bei Ilmenau in einem Zuge den ganzen vierten Akt, und am 28. März war das Drama vollendet. Freilich hatte es der Dichter von vornherein nur als eine Skizze angesehen, der noch mehr Farben aufzulegen seien*).

Die älteste Handschrift dieser ersten Prosafassung stammt aus dem Besitze Knebels; er hatte sie von Goethe zur Benutzung für die erste Aufführung erhalten, die am 6. April auf dem Liebhabertheater in Ettersburg stattfand. Sie ist nicht von Goethes Hand, sondern von zwei unbekannten Kopisten geschrieben. Zum ersten Mal wurde sie 1883 von Bächtold veröffentlicht**). Der 39. Band der Weimarer Ausgabe bietet sie gleichfalls; der Herausgeber, Michels, sucht aber durch Verbesserung der offenbar auf Verschreiben und Verhören beruhenden Fehler dem verlorenen Urmanuskript näher zu kommen. Nach dieser Ausgabe wird im Folgenden citiert. Unerhebliche, wenn auch zahlreiche Abweichungen von dem Text jener Handschrift bietet eine Lavatersche Niederschrift, in der die Dichtung in freie, unregelmäßige Jamben aufgelöst ist. Dies ist vielleicht durch Lavater selbst, unabhängig von Goethe geschehen, zumal Briefe und Tagebücher des Dichters nichts von einer solchen Umschreibung melden***). Eine zweite Phase der Prosadichtung stellt eine von Goethe selbst durchkorrigierte Abschrift vom Jahre 1780 dar, wie er ja auch am 3. November 1780 an Lavater schreibt, er sei beschäftigt, seiner Iphigenie noch mehr Harmonie im Stil zu verschaffen und hie und da daran zu ändern. Wichtiger und zahlreicher sind die Verbesserungen aus dem Jahre 1781; sie berühren sich vielfach schon eng mit der späteren Versdichtung, und wir werden weiter unten mehrfach darauf zu sprechen kommen. Auf dieser Fassung beruhte die erste Veröffentlichung vom Jahre 1842 im 17. Bande der Cottaschen Ausgabe von Goethes nachgelassenen Werken. Sie ging auch in die späteren Ausgaben über, die somit nicht den ursprünglichen Entwurf bieten.

Nachdem die Dichtung einige Jahre geruht hatte, besprach sich Goethe im Juni 1786 mit Wieland über die Umgestaltung; dieser war es, der „zuerst die schlotternde Prosa in einen gemesseneren Schritt richten wollte" und Goethe „die Unvollkommenheit des Werkes nur desto lebendiger fühlen ließ" †). Im August wurden in Karlsbad unter Herders Beistand, der Goethe besonders die Umarbeitung ans Herz legte††) und „ihm dazu

*) Brief an Frau von Stein vom 4. März 1779.

**) „Goethes Iphigenie in vierfacher Gestalt".

***) Näheres findet man in den Lesarten zur Iphigenie in Prosa im 39. Band der Weimarer Ausgabe. Daselbst ist auch die Lavatersche Handschrift abgedruckt.

†) Brief an Herder aus Rom vom 13. Januar 1787.

††) Italiänische Reise unter dem 8. September.

mit wunderbarer Geduld die Ohren räumte" *), eine Anzahl unvollständiger Jamben ergänzt. Dann begleitete ihn das „Schmerzenskind" **) nach Italien. Am Schluß des ersten Abschnittes seiner Italiänischen Reise, am 8. September Abends, auf dem Brenner, schreibt Goethe: „Jetzt sondere ich Iphigenie aus dem Packet und nehme sie mit in das schöne Land als Begleiterin. Der Tag ist so lang, das Nachdenken ungestört, und die herrlichen Bilder der Umwelt verdrängen keineswegs den poetischen Sinn, sie rufen ihn vielmehr, von Bewegung und freier Luft begleitet, nur desto schneller hervor," und vom Gardasee meldet er am 12. September Frau von Stein: „Heute habe ich an der Iphigenie gearbeitet, es ist im Angesichte des Sees gut von Statten gegangen" ***). In Verona begann er die Dichtung von neuem umzuschreiben. An Herder berichtet er darüber am 18. September: „Nachdem mir das lang mutwillig verschlossene Ohr endlich aufgegangen, so verjagt nun eine harmonische Stelle die nächste unharmonische, und so wird hoffentlich das ganze Stück rein," und fünf Tage später heißt es in Vicenza im Tagebuch: „Ich schreibe nun an Iphigenie ab, das nimmt mir manche Stunde, und doch gibt's mir unter dem fremden Volke, unter denen neuen Gegenständen ein gewisses Eigentümliches und ein Rückgefühl ins Vaterland" †). Iphigenie mußte dem Dichter die fern weilende Freundin ersetzen, sie „war die Stellvertreterin der geliebten Frau, die Gestalt, in der sie ihn begleitete" ††), wie er sie ihr ja auch schließlich mit den Worten sandte: „Heute geht auch Iphigenie ab, o möchtest Du fühlen, wieviel Gedanken zu Dir herüber und hinüber gegangen sind, bis das Stück so stand" †††). Am fleißigsten wurden zu Venedig in den folgenden Wochen „die Linien der neuen Bearbeitung fortgesetzt". So schrieb er Mitte Oktober an Herder: „Der vierte Akt wird fast ganz neu. Die Stellen, die am fertigsten waren, plagen mich am meisten. Ich möchte ihr zartes Haupt unter das Joch des Verses beugen, ohne ihnen das Genick zu brechen. Doch ist's sonderbar, daß mit dem Silbenmaß sich auch meist ein besserer Ausdruck verbindet." In Rom endlich wurde Iphigenie vollendet und am 13. Januar 1787 in die Heimat gesandt.

Vergleicht man nun die erste Prosafassung mit der vollendeten Dichtung, so fällt sofort auf, daß schon jene vorwiegend in jambischem Rhythmus geschrieben ist, was ja auch, obschon in geringerem Maße, von Partien des Egmont gilt. Viele Stellen bedurften daher an sich der Form nach kaum

---

*) Brief an Karl August vom 18. September 1786.

**) Italiänische Reise, 10. Januar 1787.

***) Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau von Stein und Herder (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band 2, S. 52); auch im 8. Band der Abteilung IV (Briefe) der Weimarer Ausgabe.

†) A. a. O. S. 99.

††) Hermann Grimm, „Goethe", 15. Vorlesung.

†††) Brief an Frau von Stein vom 13. Januar 1787.

einer Änderung, so z. B. gleich Iphigeniens erster Monolog, dessen Schluß als Beispiel dienen möge:

Erste Prosafassung.*)

Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe
noch Diane, die du mich
verstoßne Tochter des größten Königs
in deinen heiligen, sanften Arm genommen.
Ja, Tochter Jovis, hast du den Mann,
dessen Tochter du fodertest,
hast du den göttergleichen Agamemnon,
der dir sein Liebstes zum Altare brachte,
hast du den glücklich von dem Felde
der umgewandten Troja mit Ruhm nach
seinem Vaterlande zurück begleitet,
hast du meine Geschwister, Elektren und
Oresten, den Knaben,
und unsere Mutter, ihm zu Hause den
schönen Schatz bewahret,
so rette mich, die du vom Tode gerettet,
auch von dem Leben hier, dem zweiten Tod.

Versdichtung.

Auch hab' ich stets auf dich gehofft und hoffe
Noch jetzt auf dich, Diana, die du mich,
Des größten Königes verstoßne Tochter,
In deinen heil'gen, sanften Arm genommen.
Ja, Tochter Zeus, wenn du den hohen Mann,
Den du, die Tochter fordernd, ängstigtest,
Wenn du den göttergleichen Agamemnon,
Der dir sein Liebstes zum Altare brachte,

Von Trojas umgewandten Mauern rühmlich
Nach seinem Vaterland zurück begleitet,

Die Gattin ihm, Elektren und den Sohn,
Die schönen Schätze, wohl erhalten hast;
So gib auch mich den Meinen endlich wieder,
Und rette mich, die du vom Tod errettet,
Auch von dem Leben hier, dem zweiten
Tode!**)

Oder man vergleiche das Gespräch zwischen Orest und Pylades im zweiten Akt. Pylades hat seinen Jugendmut und seine Lebenslust zum Ausdruck gebracht: „Und Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten," Orest aber antwortet wehmütig:

Erste Prosafassung.

Ja, große Taten!
Ich weiß die Zeit wohl noch, da wir sie
vor uns sahn,
wenn wir zus. auf der Jagd dem Wilde nach
durch Berg' und Täler rannten
und unsern Ahnherrn gleich dereinst
mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer so,
dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften,
und dann wir Abends ruhig an der weiten See
uns aneinander lehnend saßen,

und die Welt so weit, so offen vor uns lag:
da fuhr wohl einer manchmal nach dem
Schwert,
und unsre künft'ge Taten gingen wie die Sterne
unzählig über unsern Häuptern auf.

Versdichtung.

Große Taten? Ja,
Ich weiß die Zeit, da wir sie vor uns
sahn!
Wenn wir zusammen oft dem Wilde nach
Durch Berg' und Täler rannten, und dereinst
An Brust und Faust dem hohen Ahnherrn gleich
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer so,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften;
Und dann wir Abends an der weiten See
Uns aneinander lehnend ruhig saßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag;
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem
Schwert
Und künft'ge Taten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht.

---

*) Die Zerlegung in ungleiche Zeilen soll die Vergleichung mit der Versdichtung erleichtern.

**) Noch größer ist die Uebereinstimmung z. B. in den Worten, mit denen Thoas I,3 auf Iphigeniens Bitte um Heimsendung erwidert: „So kehr' zurück! Tu, was dein Herz dich heißt" u. s. w.

Und ebenso die Entgegnung des Pylades:

Erste Prosafassung.

Die Tat, die zu vollführen unsre Seele dringt,
ist ein unendlich Werk. Wir möchten sie
so groß gleich tun, als wie sie wird,
wenn Jahre lang durch ferne Länder und Geschlechter
der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt.
Es klingt so schön, was unsre Väter taten,
wenn es im stillen Abendschatten
der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft,
und was wir tun, ist, wie es ihnen war,
voll Müh und eitel Stückwerk.
So laufen wir nach dem, was vor uns flieht,
und achten nicht des Weges, den wir treten,
und sehen nicht die Tapfen unsrer Ahnherrn neben uns,
und eilen immer ihrem Schatten nach,
der göttergleich in einer weiten Ferne
der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt.
Ich halte nichts von dem, der von sich denkt,
als wie das Volk ihn etwa preisen dürfte,
allein du darfst den Göttern reichlich danken,
für das, was sie durch dich, den Jüngling, schon getan.

Versdichtung.

Unendlich ist das Werk, das zu vollführen
Die Seele dringt. Wir möchten jede Tat
So groß gleich tun, als wie sie wächst und wird,
Wenn Jahre lang durch Länder und Geschlechter
Der Mund der Dichter sie vermehrend wälzt.
Es klingt so schön, was unsre Väter taten,
Wenn es im stillen Abendschatten ruhend
Der Jüngling mit dem Ton der Harfe schlürft;
Und was wir tun, ist, wie es ihnen war,
Voll Müh' und eitel Stückwerk!
So laufen wir nach dem, was vor uns flieht,
Und achten nicht des Weges, den wir treten,
Und sehen neben uns der Ahnherrn Tritte
Und ihres Erdelebens Spuren kaum.
Wir eilen immer ihrem Schatten nach,
Der göttergleich in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt.
Ich halte nichts von dem, der von sich denkt,
Wie ihn das Volk vielleicht erheben möchte.
Allein, o Jüngling, danke du den Göttern,
Daß sie so früh durch dich so viel getan.

Hat man solche Stellen vor Augen, so möchte man glauben, es bestehe kaum ein wesentlicher Unterschied zwischen der Iphigenie von 1779 und 1786. An der letztgenannten ist auch das nicht ganz klar durchgeführte Bild von den der Berge Haupt krönenden goldnen Wolken unverändert gelassen, und ebenso ist der Vers: „Voll Müh' und eitel Stückwerk" nicht ausgefüllt worden; freilich wird auch gerade durch dies plötzliche Abbrechen das Stückwerk gut veranschaulicht.*)

Ebenso wie in größeren Zusammenhängen der Dialoge und Monologe finden wir in den ganz kurzen Wechselreden häufig auffallende Übereinstimmung zwischen den beiden Fassungen. Zweifellos hat hier von Anfang an die im griechischen Drama beliebte Stichomythie, d. h. der rasche Wechsel von Rede und Gegenrede in je einem Verse, bewußt oder unbewußt vorbildlich gewirkt. Im zweiten Auftritt des ersten Aktes hat Arkas Iphigenie gebeten, der Werbung des Königs freundlich entgegen zu kommen, und nun folgen schon in der ursprünglichen Dichtung Schlag auf Schlag dieselben fünffüßigen Jamben wie später:

Iphigenie: Soll ich beschleunigen, was mich bedroht?
Arkas: Willst du sein Werben eine Drohung nennen?
Iphigenie: Es ist die schrecklichste von allen mir.

*) Goethe an Herder 13. Januar 1787: „Einige halbe Verse habe ich gelassen, wo sie vielleicht gut tun."

Arkas:	Gib ihm für seine Neigung nur Vertraun.
Iphigenie:	Wenn er von Furcht erst meine Seele löst.
Arkas:	Warum verschweigst du deine Herkunft ihm?
Iphigenie:	Weil einer Priesterin Geheimnis ziemt,

nur daß der dritte Vers weniger melodisch lautet: „Es ist's und mir die schrecklichste von allen."

Ähnliche, wenn auch nicht so völlige Übereinstimmung läßt sich in dem Gespräch zwischen Iphigenie und Pylades im vierten, zwischen Iphigenie und Thoas im fünften Akt beobachten. Der Dichter hat aber dies Kunstmittel, starke seelische Erregung lebendig wirksam zu machen, bei der Umarbeitung noch viel konsequenter verwertet.

Im größten Gegensatz zu den bisher behandelten Stellen stehen nun solche, an denen die Wahl des Ausdrucks, sowie die weniger rhythmische Wortfolge einen stark prosaischen Eindruck machen. Dies gilt besonders von den Teilen des Dramas, in denen die eigentliche Handlung stillsteht, in denen berichtet und erzählt wird. Zur Probe sei aus der Erzählung Iphigeniens von ihren Ahnen ein Abschnitt gegeben:

Erste Prosafassung.

Pelops, sein Sohn, raubt durch Verräterei dem Önomaus Leben und Tochter, die schöne Hippodamia; aus ihnen entspringen Thyest und Atreus, denen noch ein Bruder aus einem andern Bette des Pelops im Wege steht, Chrysipp an Namen; sie führen einen Anschlag auf sein Leben aus, und der erzürnte Vater fodert verdachtvoll von Hippodamien ihres Stiefsohns Blut, und sie entleibt sich selbst.

Versdichtung.

Schon Pelops, der Gewaltig-wollende,
Des Tantalus geliebter Sohn, erwarb
Sich durch Verrat und Mord das schönste Weib,
Önomaus' Erzeugte, Hippodamien.
Sie bringt den Wünschen des Gemahls zwei Söhne,
Thyest und Atreus. Neidisch sehen sie
Des Vaters Liebe zu dem ersten Sohn
Aus einem andern Bette wachsend an.
Der Haß verbindet sie, und heimlich wagt
Das Paar im Brudermord die erste Tat.
Der Vater wähnet Hippodamien
Die Mörderin, und grimmig fordert er
Von ihr den Sohn zurück, und sie entleibt
Sich selbst —

Oder man vergleiche den Bericht des Arkas am Anfang des fünften Aktes:

Erste Prosafassung.

Verwirrt gesteh' ich, o Herr, daß ich meinem Verdacht keine Richtung zu geben weiß, ob diese Gefangnen auf ihre Flucht heimlich sinnen, oder ob die Priesterin ihnen Vorschub tut. Es geht ein Gerücht, man habe am Ufer Gewaffnete gesehn, und der Wahnsinn des Menschen, die Weihe und der Aufschub sind verschiedentlich auszulegen, nachdem man argwöhnt, streng oder gelind.

Versdichtung.

Verwirrt muß ich gestehn, daß ich nicht weiß,
Wohin ich meinen Argwohn richten soll.
Sind's die Gefangnen, die auf ihre Flucht
Verstohlen sinnen? Ist's die Priesterin,
Die ihnen hilft? Es mehrt sich das Gerücht,
Das Schiff, das diese beiden hergebracht,
Sei irgend noch in einer Bucht versteckt.
Und jenes Mannes Wahnsinn, diese Weihe,
Der heil'ge Vorwand dieser Zögrung rufen
Den Argwohn lauter und die Vorsicht auf.

Zu den prosaischen Abschnitten dieser Art gesellen sich auch diejenigen Monologe Iphigeniens, die später einen bewegteren Rhythmus als den der einfachen, fünffüßigen Jamben zeigen. So lautet der Schluß des ersten Aktes:

Erste Prosafassung.

Du hast Wolken, gnädige Retterin, den Unschuldigen einzuhüllen und auf Winden ihn dem ehrnen Geschick aus dem schweren Arm über Meer und Erde und wohin dir's gut dünkt zu tragen. Du bist weise und siehst das Zukünftige, und das Vergangene ist dir nicht vorbei! Enthalte vom Blut meine Hände, denn es bringt keinen Segen, und die Gestalt des Ermordeten erscheint auch dem zufälligen Mörder zur bösen Stunde. Denn die Unsterblichen haben ihr Menschengeschlecht lieb, und wollen ihm ein kurzes Leben gerne fristen, und gönnen ihm den Mitgenuß auf eine Weile des ewig leuchtenden Himmels.

Versdichtung.

Du hast Wolken, gnädige Retterin,
Einzuhüllen unschuldig Verfolgte,
Und auf Winden dem ehrnen Geschick sie
Aus den Armen, über das Meer,
Über der Erde weiteste Strecken
Und wohin es dir gut dünkt zu tragen.
Weise bist du und siehest das Künftige;
Nicht vorüber ist dir das Vergangene.
Und dein Blick ruht über den Deinen
Wie dein Licht, das Leben der Nächte,
Über der Erde ruhet und waltet.
O enthalte vom Blut meine Hände!
Nimmer bringt es Segen und Ruhe;
Und die Gestalt des zufällig Ermordeten
Wird auf des traurig-unwilligen Mörders
Böse Stunden lauern und schrecken.
Denn die Unsterblichen lieben der Menschen
Weit verbreitete gute Geschlechter,
Und sie fristen das flüchtige Leben
Gerne dem Sterblichen, wollen ihm gerne
Ihres eigenen, ewigen Himmels
Mitgenießendes fröhliches Anschaun
Eine Weile gönnen und lassen.

Vielleicht ist Goethe durch den daktylo-trochäischen Rhythmus der ersten Worte später dazu angeregt worden, dem ganzen Gebete diese tiefinnerliche

Bewegung zu verleihen. Ähnlich ist es mit dem Parzenliede; auch hier trägt der Anfang schon ursprünglich den jambisch-anapästischen Charakter: „Es fürchte die Götter das Menschengeschlecht"*). Noch gar keinen Anklang dagegen an die spätere Form, die gleichfalls so lebendig die Erregung malt, zeigt der Anfang des vierten Akts:

Erste Prosafassung.

Wem die Himmlischen viel Verwirrung zugedacht haben, wem sie den erschütternden schnellen Wechsel von Freude und Schmerz bereiten, dem geben sie kein höher Geschenk als einen ruhigen Freund.

Versdichtung.

Denken die Himmlischen
Einem der Erdgebornen
Viele Verwirrungen zu,
Und bereiten sie ihm
Von der Freude zu Schmerzen
Und von Schmerzen zur Freude
Tief erschütternden Übergang;
Dann erziehen sie ihm
In der Nähe der Stadt,
Oder am fernen Gestade,
Daß in Stunden der Not
Auch die Hülfe bereit sei,
Einen ruhigen Freund.

Nachdem uns so einerseits die nahe Verwandtschaft zwischen der ersten Prosafassung und der späteren Gestalt der Dichtung und andererseits wieder der außerordentliche Gegensatz zwischen beiden entgegengetreten ist, wollen wir nunmehr im einzelnen betrachten, was der Dichter getan hat, um dem Drama die wahre Vollendung zu geben, welche Kunst er angewendet hat, um die Form zu glätten und zu veredeln, den inneren Gehalt zu vertiefen und zu bereichern.

Da sind zunächst geringe Zusätze oder Streichungen und Änderungen des Ausdrucks, bisweilen eines einzigen Wortes, die an sich unbedeutend erscheinen und doch dazu beitragen, den Charakter des Ganzen zu verändern.

In dem Gespräche mit Pylades IV, 4 sagt Iphigenie ursprünglich: „Nicht Furcht, ein edler Gefühl macht mir bange. Den König, der mich gastfreundlich aufnahm, beraub' ich und betrüg' ich," wie viel mehr aber besagen die Verse:

Die Sorge nenn' ich edel, die mich warnt,
Den König, der mein zweiter Vater ward,
Nicht tückisch zu betrügen, zu berauben.

---

*) Dagegen ist dieser Rhythmus in den Worten des Orest III, 2 von der Stelle an: „Willkommen Väter, euch grüßt Orest!" schon in der ersten Fassung völlig durchgeführt, wie überhaupt die ganze Vision im Wortlaut kaum einer Änderung bedurfte.

Und nach dem Hinweis des Pylades: „Den beraubst du, der deinen Bruder zu schlachten gebot“ — später: „Der deinen Bruder schlachtet, dem entfliehst du“ —, wie viel kürzer, prägnanter, eindrucksvoller sind Iphigeniens Worte: „Es ist derselbe, der mir Gutes tat“ als ehedem: „Es ist eben der, und eine Wohltat wird durch übles Bezeigen nicht ausgelöscht.“

Im ersten Gespräch mit Pylades II, 2 sagt Iphigenie anfangs: „So groß dein Unglück ist, beschwör' ich dich, vergiß es, bis du meiner Neugier genug getan.“ Ein bloßes „mir“ statt „meiner Neugier“ genügte, und Vers und Sinn waren vollkommen. Ebenda berichtet Pylades: „Klytämnestra hat, geholfen von Ägisth, den Agamemnon am Tage der Rückkehr umgebracht“; dagegen halte man die Verse:

Klytämnestra hat
Mit Hülf' Ägisthens den Gemahl berückt,
Am Tage seiner Rückkehr ihn ermordet!

Durchgehends ist so der Ausdruck flüssiger oder anschaulicher, vornehmer oder inniger geworden. So sagt Iphigenie zu Arkas I, 2:

Erste Prosafassung.

Welch Leben ist's, das an der heil'gen Stätte, gleich einem Schatten ich um ein geweihtes Grab vertrauren muß?

Versdichtung.

Welch Leben ist's, das an der heil'gen Stätte,
Gleich einem Schatten um *sein eigen* Grab,
Ich nun vertrauern muß?

und weiter:

Erste Prosafassung.

Unnütz sein ist tot sein. Meist ist das des Weibes Schicksal, und vor allen meins.

Versdichtung.

Ein unnütz Leben ist ein früher Tod;
Dies Frauenschicksal ist vor allen meins.

Das eben Gesagte gilt auch von den Stellen, die schon ursprünglich fast Verse waren, z. B. gleich vom Anfang des Dramas. Zuerst lautete er: „Heraus in eure Schatten, ewig rege Wipfel des heiligen Hains, hinein in's Heiligtum der Göttin, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer, und meine Seele gewöhnt sich nicht hierher!“ Schon 1780 änderte Goethe: „. . . wie in das Heiligtum der Göttin, der ich diene, tret' ich mit immer neuem *Schauder*.“ Wie der Dichter aber gerade am Anfang gefeilt hat, zeigt eine Vergleichung der ersten italienischen Fassung mit der endgültigen, die auf einen darübergeklebten Zettel geschrieben ist:

Erste italienische Fassung.	Letzte Fassung.
Heraus in*) eure Schatten, ewig rege Wipfel	Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten heil'gen dicht belaubten Haines,	Des alten, heil'gen dichtbelaubten Haines,
Wie in das innre Heiligtum der Göttin	Wie in der Göttin stilles Heiligtum,
Tret'ich von schauderndem Gefühl ergriffen**)	Tret' ich noch jetzt mit schauderndem Gefühl,
Als wenn ich euch zum ersten Mal beträte	Als wenn ich sie zum ersten Mal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.	Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.

Ungleich stimmungsvoller wirkt hier noch die letzte Umgestaltung, bei der aus dem inneren das stille Heiligtum der Göttin wurde.

Endlich gibt es sogar Stellen, die schon von Anfang an Verse waren, und die doch erst zuletzt durch eine leise Änderung ihre volle Schönheit erhielten. So sagt Iphigenie zu Arkas I, 2:

Erste Prosafassung.
Die süßte Fremde ist nicht Vaterland.

Versdichtung.
Kann uns zum Vaterland die Fremde werden?

Der zweite Akt beginnt mit Orests Worten:

Erste Prosafassung.
So nahen wir uns dem gewissen Tod.

Versdichtung.
Es ist der Weg des Todes, den wir treten.

und Iphigenie fragt in der folgenden Szene Pylades:

Erste Prosafassung.
Ist Troja umgekehrt? Versichr' es mir.

Versdichtung:
Fiel Troja? Teurer Mann, versichr' es mir.

Zur Formschönheit der Iphigenie trägt noch die bilderreiche Sprache bedeutend bei; keine der Goethischen Dichtungen ist so reich an treffenden, anschaulichen, lieblichen und erhabenen Bildern und Vergleichen***). Einige gerade der schönsten und wirkungsvollsten finden sich bereits in der ersten Fassung. Schon dort gedenkt Orest dankbar der Eltern des Pylades, die ihn, „die halberstarrte junge Blüte pflegten", und vergleicht den Freund mit einem bunten Schmetterling, der um eine dunkle Blume gaukelt; Iphigenie nennt die schöne Bitte den anmutigen Zweig in einer Frauenhand, und Thoas bekennt Iphigenie: „Unwillig wie Feuer sich gegen Wasser

*) Verbessert aus: „In".
**) Verbessert aus: „Tret' ich mit Schauer wie das erste Mal".
***) Eingehend hat hierüber A. Biese geschrieben: „Die metaphorische Sprache in Goethes Iphigenie" (Pädagogik und Poesie, S. 117—132).

wehrt und zischend seinen Feind zu verzehren sucht, so arbeitet in meinem Busen der Zorn gegen deine freundlichen Worte." Schon dort klagt ferner Orest in der Erkennungsszene, daß die Erinnyen ihm „ewig die Asche von der Seele blasen und nicht leiden, daß sich die letzten Kohlen vom Schreckensbrande seines Hauses still in ihm verglimmen", und fragt: „soll die Glut denn ewig angefacht, mit Höllenschwefel genährt, mir auf der Seele brennen?" Vergleicht man aber Iphigeniens Antwort hier und in der letzten Fassung, so zeigt sich in der Ausmalung des ergreifenden Bildes deutlich eine Vertiefung.

Erste Prosafassung.

Süßes Rauchwerk bring' ich darauf. O laß den Hauch der Liebe nicht unwillkommen dir den Busen treffen.

Versdichtung.

Ich bringe süßes Rauchwerk in die Flamme,
O laß den reinen Hauch der Liebe dir
Die Glut des Busens leise wehend kühlen.

Und so sind überhaupt die Fälle zahlreich, in denen Goethe das ursprüngliche Bild später veredelt oder weiter ausgeführt, unschöne Vergleiche getilgt oder neue hinzugefügt hat. So sagt Iphigenie von ihren Ahnen anfangs: „Die finstere Nacht hat noch viel schredliches Geschick und Taten dieser Unseligen gebrütet"; später:

Und viel unseliges Geschick der Männer,
Viel Taten des verworrnen Sinnes deckt
Die Nacht mit schweren Fittichen und läßt
Uns nur in grauenvolle Dämmrung sehn.

Orest sagt von Iphigenie V, 7: „Die Göttin nahm dich weg, du Grundstein unsers Hauses," aber schon bei der Umarbeitung im Jahre 1781 verbesserte Goethe: „Gleich einem heil'gen Bild, woran der Stadt Geschick*) durch ein geheimes Götterwort gebannt ist, nahm sie dich weg, dich Schützerin des Hauses."

Die Steigerung des bildlichen Ausdrucks zeigt z. B. eine Vergleichung der Worte Iphigeniens bei Orests erster Andeutung des Muttermordes:

Prosafassung.

Die Ungewißheit schlägt mit tausendfältigem Verdacht mir an das Herz.

Versdichtung.

Die Ungewißheit schlägt mir tausendfältig
Die dunkeln Schwingen um das bange Haupt.

Umgekehrt wurde das Bild abgeschwächt, z. B. V, 3, wo Thoas von Iphigenie sagt, als sie freimütig und streng des Königs Willkür verurteilt: „Wie ist die sanfte, heilige Harfe umgestimmt," später: „Die heil'ge Lippe

*) In der letzten Fassung: „Der Stadt unwandelbar Geschick."

tönt ein wildes Lied." Ganz getilgt aber wurde das unschöne Bild im Monologe des Thoas V, 2; hier heißt es zuerst, wenn Iphigenie in die Hände seiner Vorfahren gefallen wäre, so wäre sie froh gewesen, nur das eigene Leben zu gewinnen, „und hätte sich gar gern mit fremdem Blut zum Leben jährlich wieder aufgewaschen," dagegen in der Versdichtung, sie hätte „fremdes Blut vor dem Altar vergossen, hätte Pflicht genannt, was Not war." Ebenso ist es in der dritten Szene des fünften Aktes, als Iphigenie verzweifelt mit dem Entschlusse ringt, dem König die volle Wahrheit zu offenbaren:

Erste Prosafassung.

Könntest du sehen, wie meine Seele durcheinander kämpft, ein bös Geschwür, das sie ergreifen will, im ersten Ansatz mutig abzutreiben.

Versdichtung.

O sähest du, wie meine Seele kämpft,
Ein bös Geschick, das sie ergreifen will,
Im ersten Anfall mutig abzutreiben!

Häufiger ist ein Bild, ein Ausdruck der Beseelung, der Vermenschlichung später hinzugefügt worden. In der Prosafassung gibt Iphigenie in einfacheren Worten der Furcht Ausdruck, daß Thoas sie, wenn er sie kennte, „in elendschweifende Verdammnis verstoßen" würde; später sagt sie, daß das Elend „jeden Schweifenden, von seinem Haus Vertriebnen überall mit kalter, fremder Schreckenshand erwartet". Und weiter sehe man, wie Iphigenie in dieser Szene ihre Sehnsucht offenbart:

Erste Prosafassung.

Soll ich nicht meinen Vater gern und meine Mutter wieder sehn, die mich als tot beweinen, und in den alten Hallen von Myzene meine Geschwister! daß, wenn du mich dorthin auf leichten Schiffen senden wolltest, du mir ein neu und doppelt Leben gäbest.

Versdichtung.

Und sagst du dir nicht selbst, wie ich dem Vater,
Der Mutter, den Geschwistern mich entgegen
Mit ängstlichen Gefühlen sehnen muß?
Daß in den alten Hallen, wo die Trauer
Nur manchmal stille meinen Namen lispelt,
Die Freude wie um eine Neugeborne
Den schönsten Kranz von Säul' an Säulen schlinge.
O sendetest du mich auf Schiffen hin!
Du gäbest mir und allen neues Leben.

Mehrfach genügte auch in solchem Falle eine leise Änderung, so wenn Pylades zu Iphigenie IV, 4 statt: „Zage nicht! Nur in der Furcht ist die Gefahr," später sagt: „Fürchte nicht! Betrüglich schloß die Furcht mit der Gefahr ein enges Bündnis; beide sind Gesellen", oder wenn Iphigenie im Eingangsmonolog den beklagend, „der fern von Eltern und Geschwistern ein einsam Leben führt," nicht mehr fortfährt: „ihn läßt der Gram des

schönsten Glückes nicht genießen", sondern: „ihm zehrt der Gram das nächste Glück von seinen Lippen weg."

Dieser eben betrachtete Fortschritt in der Beherrschung des bildlichen Ausdrucks zeigt uns nun aber nicht bloß, wie sich in der Zeit von 1779 bis 1786 des Dichters Empfindung für die Schönheit der Form gesteigert hat, und wie seine schöpferische Sprachgewalt gewachsen ist, sondern zugleich sind die Persönlichkeiten des Dramas damit auf eine höhere Stufe gehoben. Überhaupt können wir nun beobachten, und damit kommen wir zu etwas durchaus Innerlichem, wie die Charaktere der Personen, abgesehen von der farbloseren Gestalt des Arkas, sämtlich gewonnen haben. Das Wesen ist von Anfang an dasselbe, aber Schwächen sind gemildert, Vorzüge gesteigert worden.

Gleich in den ersten Worten Iphigeniens tritt jetzt ihre demütige Ergebung in den Willen der Göttin hervor, was einst nicht der Fall war:

Erste Prosafassung.

So manche Jahre wohn' ich hier unter euch verborgen, und immer bin ich wie im ersten fremd.

Versdichtung.

So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe.

und weiter:

Erste Prosafassung.

Der Frauen Zustand ist der schlimmste vor allen Menschen.

Versdichtung.

Ich rechte mit den Göttern nicht; allein
Der Frauen Zustand ist beklagenswert.

Ebenso ist auch das hohe Pflichtgefühl und die innige Liebe zu den Ihren stärker betont:

Erste Prosafassung.

Wie schwer wird mir's dir wider Willen dienen,
ewig reine Göttin!

Versdichtung.

O wie beschämt gesteh' ich, daß ich dir,
Mit stillem Widerwillen diene, Göttin.

und der Bitte an Diana um Errettung „von dem Leben hier, dem zweiten Tode" sind die Worte vorangeschickt: „so gib auch mich den Meinen endlich wieder."

Auf seiner italienischen Reise sah Goethe in Bologna ein Bild, das die heilige Agathe darstellte, und schrieb darüber an Frau von Stein: „Ich habe mir die Gestalt wohl gemerkt und werde ihr im Geiste meine Iphigenie vorlesen und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte."*) Und so ist denn wirklich einiges geschwunden, was

*) 19. Nov. 1786 — R. M. Meyer weist in seiner Goethe-Biographie, S. 176, darauf hin, daß nun erst Orest in der Schlußszene Iphigenie eine Heilige nennt, doch gebraucht IV, 4 gerade ursprünglich Pylades diese Bezeichnung (vergl. unten S. 439).

einen Schatten auf Iphigeniens reine Seele, auf ihre Wahrhaftigkeit werfen konnte. Vor der ersten Unterredung mit Thoas betete sie ursprünglich: „Verleih' Minerva mir, daß ich ihm sage, was ihm gefällt;" später spricht sie den Wunsch aus, daß sie „dem Mächtigen, was ihm gefällt, mit Wahrheit sagen möge." Noch deutlicher zeigt sich die Veränderung in der Behandlung des Konflikts im vierten Akt. Arkas verlangt, daß Iphigenie mit dem heiligen Werk der Weihung des Götterbildes nicht beginne, bevor er es dem König gemeldet habe. Iphigenie entgegnet: „Dies ist allein der Priestrin überlassen," und nun behält Arkas ursprünglich sogleich das letzte Wort: „Solch seltnen Fall soll auch der König wissen," und geht unvermittelt auf die Werbung des Thoas über. Seit der Umarbeitung von 1781 aber spinnt sich das Gespräch noch weiter fort, und indem es mit Iphigeniens Worten: „Ich gebe nach, wenn du nicht säumen willst," einen vorläufigen Abschluß findet, zeigt sich deutlicher, daß „ihr Herz dem Arkas als Recht gestehen mußte, was er mit Vernunft und Ernst von ihr verlangte." Stärker noch ist der Gegensatz im Schlußmonolog des vierten Aktes. An Stelle der Klage: „Ach warum scheint der Undank mir wie tausend andern nicht ein leichtes, unbedeutendes Vergehn?" sind in der italienischen Fassung die Worte getreten:

O daß in meinem Busen nicht zuletzt
Ein Widerwille keime! Der Titanen,
Der alten Götter tiefer Haß auf euch,
Olympier, nicht auch die zarte Brust
Mit Geierklauen fasse! Rettet mich,
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Wie hier das religiöse Element vertieft ist, worauf wir noch zu sprechen kommen, so sind auch im vorhergehenden Gespräche Worte hinzugefügt, die für das Wesen Iphigeniens ungemein bezeichnend sind. Als sie erklärt hat, auch wenn der Undank durch die Not entschuldigt werde, so sei doch ihr eigen Herz nicht befriedigt, erwidert Pylades: „Zu strenge Fordrung ist verborgner Stolz," sie aber gibt die gerade in ihrer Schlichtheit so wirksame Antwort: „Ich untersuche nicht, ich fühle nur."

Orests Charakter und Gemütsart waren vom Dichter gleich beim ersten Entwurf in ihrer ganzen Tiefe ergriffen und mit packender Gewalt dargestellt worden, und doch zeigt ein Zusatz wie: „Sie haben mich zum Schlächter auserkoren, zum Mörder meiner doch verehrten Mutter" noch weitere Vertiefung. Auch ist im fünften Akt das Bild des königlich stolzen Helden um den schönen Zug edelmütiger Gesinnung bereichert worden. Er erbietet sich, mit einem der Edelsten aus Thoas Heer um Leben und Freiheit zu kämpfen, fügt aber in der vollendeten Dichtung hinzu:

Und laß mich nicht allein für unsre Freiheit,
Laß mich, den Fremden, für die Fremden kämpfen.
Fall' ich, so ist ihr Urteil mit dem meinen
Gesprochen; aber gönnet mir das Glück

Zu überwinden, so betrete nie
Ein Mann dies Ufer, dem der schnelle Blick
Hülfreicher Liebe nicht begegnet, und
Getröstet scheide jeglicher hinweg!

Auch die Gestalt des Pylades, der in Odysseus sein Vorbild verehrend, List und Kühnheit zu vereinen strebt, schwebte dem Dichter von Anfang an in festen Umrissen vor. Jedoch hat er hier später in glücklicher Weise gemildert. Er läßt ihn II, 1 nicht mehr sich rühmen: „Tausend Ränke gehen jeden Tag durch meine Seele," und Orest nennt ihn nicht mehr einen leichtsinnigen, sondern einen immer munteren Gesellen und sagt nicht mehr, daß er gleich einem bunten Schmetterling um ihn an jedem Tag mit neuer Torheit, sondern mit neuem Leben gaukele. Auch durfte der stets ruhig, klar und besonnen Denkende nicht mehr durch die Heilung des Orest so fröhlich gestimmt werden, daß er „kaum dem Notwendigen nachdachte"*).

Durchweg gehoben ist ferner der Charakter des Thoas, und Goethe hat durch feine Hinweise und Zusätze schon im ersten Akt dafür gesorgt, daß die Umstimmung im fünften verständlicher wird. Das erste, was wir von ihm hören, ist jetzt im Monolog der Iphigenie: „So hält mich Thoas hier, ein edler Mann, in ernsten heil'gen Sklavenbanden fest"**). Arkas sagt nicht mehr, der rauhe Sinn des Königs sei durch Iphigenie gemildert, sondern, der König, der sie „weise und tapfer so lang geführt, erfreue sich nun auch der Milde in ihrer Gegenwart und erleichtere ihnen des schweigenden Gehorsams Pflicht." Und auch hier wieder ein vielsagender Zusatz: er fühlt es tief „in seiner großen Seele", daß Iphigenie sich vor ihm verschließt. Dem entspricht ganz die leichte, aber bedeutungsvolle Änderung der Wortfolge, als Iphigenie sich V, 3 weigert, das Opfer zu vollziehen; anfangs hieß es: „Dem Ausspruch eines rauhen Mannes bin ich mich zu fügen nicht gewohnt," später aber: „Dem rauhen Ausspruch eines Mannes mich zu fügen lernt' ich weder dort noch hier." Endlich ist auch noch die Werbung des Thoas im ersten Akt nachträglich feiner motiviert worden. Eine alte Neigung und die jetzige Öde seiner Wohnung treiben den König zur Aussprache seines Wunsches. Wenn der Dichter ihn dann aber später seine Werbung mit den Worten einleiten läßt:

Du nahmest Teil an meinen tiefen Schmerzen,
Als mir das Schwert der Feinde meinen Sohn,
Den letzten, besten, von der Seite riß,

wie haben da beide Personen gewonnen, wieviel tiefer ist das Verhältnis zwischen ihnen aufgefaßt***).

---

*) IV, 4, Anfang.

**) Demgemäß auch der Zusatz in Orests letzten Worten: „Und reines, kindliches Vertrauen zu einem edlen Manne wird belohnt."

***) Dem entspricht auch die persönlichere Färbung in Thoas' Monolog V, 2 in dem Versdrama.

Damit wären wir zugleich zu etwas Allgemeinerem gekommen, was wir bei der Umdichtung auf Schritt und Tritt beobachten können. Die seelischen Beziehungen zwischen den Personen des Dramas sind feiner, innerlicher geworden; das Gefühlsleben der einzelnen Gestalten, nicht bloß der an der Handlung beteiligten Menschen, sondern auch der Personen der Vorgeschichte, ist reicher, tiefer geworden; ihre Anschauungen erscheinen vielfach geläutert, und der Ausdruck „Seelendrama", den Scherer zuerst für Goethes Werk gefunden hat, wie auch schon Schiller „Seele" den eigentlichen Vorzug der Iphigenie nannte*), paßt in ganz besonderem Maße für die Versdichtung.

Als Beleg möge gleich die Fortsetzung des eben berührten Gespräches dienen. Iphigenie hat begonnen, von ihren Ahnen zu erzählen, von Tantalus, Pelops und dem Selbstmorde der unschuldig geschmähten Hippodamia berichtet. Da wirft Thoas, zwar schaudernd vor den Schreckenstaten, aber sie doch verurteilend, die noch dazu ziemlich ungeschickten Worte ein: „Es wälzet böse Tat vermehrend sich ab in dem Geschlecht," und Iphigenie fährt gewissermaßen entschuldigend fort: „Ein Haus erzeugt nicht gleich den Halbgott noch das Ungeheuer; eine Reihe von Edlen oder Bösen bringt zuletzt die Freude oder das Entsetzen der Welt hervor." Ungleich mehr innere Bewegung und innigere Anteilnahme, zartere Empfindung und doch zugleich mehr dramatisches Leben verrät die Umdichtung:

Thoas: Du schweigest? Fahre fort zu reden!
Laß dein Vertraun dich nicht gereuen! Sprich!
Iphigenie: Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt,
Der froh von ihren Taten, ihrer Größe
Den Hörer unterhält, und still sich freuend
Ans Ende dieser schönen Reihe sich
Geschlossen sieht! Denn es erzeugt nicht gleich
Ein Haus den Halbgott noch das Ungeheuer;
Erst eine Reihe Böser oder Guter
Bringt endlich das Entsetzen, bringt die Freude
Der Welt hervor.

Auch in der folgenden schauerlichen Erzählung von Atreus, der die Söhne seines Bruders Thyest schlachtet und dem Vater „die ekle, schaudervolle Speise" vorsetzt, ist ein ungemein rührender, menschlicher Zug später hinzugefügt worden:

Und da Thyest an seinem Fleische sich
Gesättigt, eine Wehmut ihn ergreift,
Er nach den Kindern fragt, den Tritt, die Stimme
Der Knaben an des Saales Türe schon
Zu hören glaubt, wirft Atreus grinsend**)
Ihm Haupt und Füße der Erschlagnen hin.

*) Brief an Goethe vom 22. Januar 1802.
**) Auch dieser charakteristische Zusatz ist neu; Prosa: „Atreus, der entsetzliche."

Ebenso ist der Schluß der ganzen Erzählung bedeutungsvoller geworden. „Iphigenie, Agamemnons und Klytämnestrens Tochter, ist's, die mit dir spricht," hieß es zuerst, später aber sagt sie:

Ich bin es selbst, bin Iphigenie,
Des Atreus Enkel, Agamemnons Tochter,
Der Göttin Eigentum, die mit dir spricht,

damit zugleich die Zugehörigkeit zu dem fluchbeladenen Tantalidengeschlecht, die Abkunft vom „größten König", dem „göttergleichen" Agamemnon, und den priesterlichen Beruf betonend.

Mit dem eben Berührten hängt es eng zusammen, daß es Goethe mit bewunderungswürdiger Kunst noch immer mehr und mehr verstanden hat, uns die Empfindungen und Stimmungen seiner Heldin zu schildern. So kommt die Freude über den wiedergefundenen Bruder in der vollendeten Dichtung viel unmittelbarer, der Dank an die Gottheit wärmer und persönlicher zum Ausdruck.

Erste Prosafassung.

Deinen Rat ewig zu verehren, Tochter Lato's, war mir ein Gesetz, dir mein Schicksal ganz zu vertrauen, aber solche Hoffnung hatt' ich nicht auf dich, noch auf deinen weit regierenden Vater. Soll der Mensch die Götter wohl bitten? Sein kühnster Wunsch reicht der Gnade, der schönsten Tochter Jovis, nicht an die Knie, wann sie, mit Segen die Hand gefüllt, von den Unsterblichen freiwillig herabkommt.

Versdichtung.

So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder!
Wie ungeheuer steht dein Bild vor mir!
Kaum reicht mein Blick dir an die Hände, die
Mit Frucht und Segenskränzen angefüllt,
Die Schätze des Olympus niederbringen.

Und bei dem Preise der Götter, „die gelassen der Menschen Flehen hören, das kindisch um Beschleunigung sie bittet, die allein wissen, was uns frommt, deren Hand unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte bricht," hat Goethe mit gutem Grunde den frostigen Zusatz später gestrichen: „Aus dem Blute Hyazinths sproßte die schönste Blume, die Schwestern Phaethons weinten lieblichen Balsam, und mir steigt aus der Eltern Blut ein Reis der Errettung, das zum schattenreichen Baume Knospen und Wuchs hat."

Daß der Konflikt im vierten Akt, der ja in raschem Zuge an einem Tage entworfen war, später tiefer gefaßt wurde, und daß die Führung des Dialogs in den beiden Gesprächen Iphigeniens mit Arkas und Pylades eine feinere wurde, ist schon oben angedeutet worden; Zusätze und Umstellungen haben dazu beigetragen. Hier sei noch darauf hingewiesen, wie lebensvoll und anschaulich sich Iphigeniens Sehnsucht im ersten Monolog ausspricht. „Mein Verlangen steht hinüber nach dem schönen Lande der Griechen, und immer möcht' ich übers Meer hinüber, das Schicksal meiner

Vielgeliebten teilen," so hieß es auf dem deutschen Boden Thüringens. Eine ganz neue persönliche Anschauung mußte noch auf der italienischen Reise hinzukommen: „Am Gardasee, als der gewaltige Mittagswind die Wellen ans Ufer trieb, wo ich wenigstens so allein war als meine Heldin am Gestade von Tauris, zog ich die ersten Linien der neuen Bearbeitung," so erzählt Goethe in der Italiänischen Reise*). Hier fand er im Volkmannschen Reisehandbuch die Worte Vergils citiert, mit denen dieser die mit meeresähnlichem Brausen sich erhebenden Fluten des Gardasees schildert: „Der erste lateinische Vers, dessen Gegenstand mir lebendig vorsteht"**), und nun lesen wir:

Denn ach mich trennt das Meer von den Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber***).

Mit dieser zunehmenden Verinnerlichung steht in nahem Zusammenhang die stärkere Betonung des religiösen Elements, die kräftigere Hervorhebung des im Tantalidenhause fortwirkenden Fluchs und der von Iphigeniens reiner Seele ausgehenden entsühnenden und erlösenden Wirkung†). Ursprünglich leitete Iphigenie die Erzählung von ihren Ahnen mit den Worten

---

*) In dem ausführlichen Bericht vom 6. Januar 1787.

**) Brief an Frau von Stein vom 12. September 1786.

***) Recht auffallend bleibt neben der sonst herrschenden innerlichen Motivierung in der Schlußszene die Bewährung Orests als Agamemnons Sohn durch äußere Merkmale, das Mal von drei Sternen an der rechten Hand und die Schramme, die ihm die Augenbrauen spaltet. Wenn Iphigenie dabei sagt: „Mich selbst hat eine Sorge gleich gewarnt, daß der Betrug nicht eines Räubers mich vom sichern Schutzort reiße, mich der Knechtschaft verrate," so ist das mit der so innerlich wahr und ergreifend dargestellten Erkennungsszene im dritten Akt nicht zu vereinen, und wenn sie hinzufügt: „Fleißig hab' ich sie befragt, nach jedem Umstand mich erkundigt, Zeichen gefordert, und gewiß ist nun mein Herz," so ist dies nicht geschehen, auch für die Zeit zwischen dem 3. und 4. Akt nicht denkbar, von der Iphigenie sagt, daß ein Freudenstrom ihr Innerstes bedeckte, daß sie den Bruder immer und immer wieder anstaunte, ihn nicht losließ, sich das Glück nicht zu eigen machen konnte (IV, 1 und 3). Wenigstens hat Goethe schließlich noch die letzten Worte von Iphigeniens Rede an den König geändert: „Ich will dir nicht das betrügliche Jauchzen meines innersten Herzens auch als ein Zeichen der Versicherung geben"; später heißt es:

Soll ich dir noch die Ähnlichkeit des Vaters,
Soll ich das inn're Jauchzen meines Herzens
Dir auch als Zeugen der Versichrung nennen?

Übrigens spielten in der Iphigenie des Euripides solche äußerlichen Erkennungszeichen, nämlich ein von Iphigenie gewebtes Gewand und die Lanze des Pelops, eine Rolle, und hier verlangt Iphigenie selbst solch Unterpfand. An einer Narbe längs der Augenbrauen aber wird Orest in der Elektra des Euripides erkannt, und diese Übereinstimmung zwischen Goethe und dem griechischen Dichter wird wohl kein Zufall sein.

†) Auf den religiösen Charakter von Goethes Iphigenie weist besonders nachdrücklich Kuno Fischer in seinem Festvortrag „Goethes Iphigenie" hin (Goetheschriften I).

ein: „Ich bin aus Tantalus merkwürdigem Geschlecht," fast als ob sie sich dessen rühmte, und Thoas entgegnete dementsprechend: „Groß ist der Anfang und voll Erwartung." Ganz anders klingen die späteren Verse: „Vernimm! Ich bin aus Tantalus Geschlecht" und: „Du sprichst ein großes Wort gelassen aus."

Andererseits war anfangs die Schuld des Tantalus schwerer: „Übermut und Untreu' stürzten ihn von Jovis Tisch zur Schmach des Tartarus." Das milderte Goethe schon 1780, und so heißt es jetzt:

Unedel war er nicht und kein Verräter;
Allein zum Knecht zu groß und zum Gesellen
Des großen Donnrers nur ein Mensch. So war
Auch sein Vergehen menschlich; ihr Gericht
War streng, und Dichter singen: Übermut
Und Untreu' stürzten ihn von Jovis Tisch
Zur Schmach des alten Tartarus hinab.

Die Schuld des Tantalus ist hier nur dunkel angedeutet. Der „Hochbegnadigte, an dessen alterfahrnen, vielen Sinn verknüpfenden Gesprächen Götter selbst wie an Orakelsprüchen sich ergötzten" — ein feiner Zug, den unser Dichter der antiken Sage hinzufügte — er wird sich im Wettstreit mit den Unsterblichen der Überhebung und Vermessenheit schuldig gemacht haben*); „ach und sein ganz Geschlecht trug ihren Haß." Auf die Frage des Königs aber, ob die Nachkommen die Schuld des Ahnherrn oder eigene tragen, folgt die bedeutungsvolle Erklärung:

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark war seiner Söhn' und Enkel
Gewisses Erbteil; doch es schmiedete
Der Gott um ihre Stirn ein ehern Band.
Rat, Mäßigung und Weisheit und Geduld
Verbarg er ihrem scheuen düstern Blick,
Zur Wut ward ihnen jegliche Begier,
Und grenzenlos drang ihre Wut umher.

Dieser Zusatz wird im wesentlichen der zweiten Umarbeitung von 1781 verdankt; vorher reihte Iphigenie sogleich des Pelops Schicksale an die des Vaters an. Demgemäß wird nun auch in der vollendeten Dichtung öfter als ursprünglich an den forterbenden Fluch erinnert. Iphigenie sagt nicht mehr zu Arkas I, 2, sie sei früh in das Elend ihres Hauses verwickelt worden, sondern: „Leider faßte da ein fremder Fluch mich an," und der geheilte Orest fügt seinem innigen Dank an die Götter die Worte hinzu: „Es löset sich der Fluch, mir sagt's das Herz." Andererseits ist sich zwar Iphigenie schon von Anfang an ihrer Lebensaufgabe klar bewußt und bekennt am Schluß des vierten Akts: „Vergebens hofft' ich, still verwahrt

---

*) Kuno Fischer a. a. O. III, 3.

von meiner Göttin, den alten Fluch von unserm Haus ausklingen zu lassen und durch Gebet und Reinheit die Olympier zu versöhnen,"| aber während sie dann ehedem klagte, daß ihr der Undank ein so schweres Vergehen erscheine, kam später ihre innige Religiosität aufs schönste zum Ausdruck, und es wurde nun erst der Übergang zu dem einst „oft gehörten", aber „gern vergessenen" Parzenliede gefunden, das vorher ohne diese klare innere Begründung einsetzte*). Daß aber überhaupt Iphigeniens hohe Sendung schließlich noch tiefer aufgefaßt wird, zeigt die Stelle IV, 4, an der Pylades nicht mehr bloß sagt: „Lebendig wird Mycen, und du, o Heilige, wendest durch deine unbescholtne Gegenwart den Segen auf Atreus' Haus zurück," sondern:

> Dann nach Mycen, daß es lebendig werde,
> Daß von der Asche des verloschnen Herdes
> Die Vatergötter fröhlich sich erheben,
> Und schönes Feuer ihre Wohnungen
> Umleuchte! Deine Hand soll ihnen Weihrauch
> Zuerst aus goldnen Schalen streuen. Du
> Bringst über jene Schwelle Heil und Leben wieder,
> Entsühnst den Fluch und schmückest neu die Deinen
> Mit frischen Lebensblüten herrlich aus.

Überblickt man diese Fülle von Verbesserungen und neuen Schönheiten, mit denen Goethe das Drama 1780 und 1781, vor allem aber 1786 auf der italienischen Reise ausstattete, so haben die bescheidenen Worte, mit denen er die Sendung der Iphigenie aus Rom an Herder am 13. Januar 1787 begleitet, etwas Rührendes: „Du hast nun auch hier einmal wieder mehr, was ich gewollt, als was ich getan habe! Wenn ich nur dem Bild, das Du Dir von diesem Kunstwerke machtest, näher gekommen bin. Denn ich fühlte wohl bei Deinen freundschaftlichen Bemühungen um dieses Stück, daß Du mehr das daran schätztest, was es sein könnte, als was es war.". Ja, er gestattet sogar dem Freunde, dem Wohlklange nachzuhelfen und von ihm bezeichnete Verse zu verbessern. Er bekennt, er habe sich an dem Stück so müde gearbeitet; „ich habe gemacht, was Zeit und Umstände erlaubten, und habe dabei mehr gelernt als getan."

Aber noch in einer anderen Beziehung ist jener Brief interessant. Er zeigt, welche Wandlung mit Goethe in Italien vorgegangen war. Er, der einen zweiten Geburtstag, einen wahren Wendepunkt von dem Tage zählte, da er Rom betrat**), war ein anderer als der Schöpfer und Darsteller

---

*) Vergleiche oben S. 432. Auch an den schönen Zusatz zu den Worten, mit denen Iphigenie am Schluß des ersten Aktes ihre Retterin Diana preist, mag hier erinnert werden: „Und dein Blick ruht über den Deinen, wie dein Licht, das Leben der Nächte, über der Erde ruhet und waltet."

**) Italiänische Reise, 3. Dezember 1786.

des Orest, ein anderer als der leidenschaftliche Dichter der ersten Weimarer Jahre, der an Frau von Stein 1776 die Verse richtete:

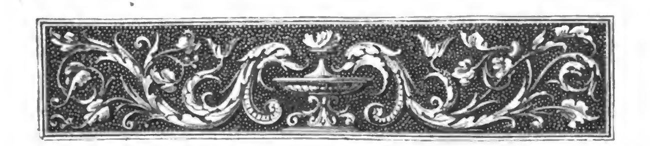
> Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
> Richtetest den wilden irren Lauf,
> Und in deinen Engelsarmen ruhte
> Die zerstörte Brust sich wieder auf*).

Jetzt kann er, halb scherzhaft auf den Unglücklichen anspielend, mit freiem Herzen von sich sagen: „Ich bin selbst ein geplagter Fremdling, den nicht die Furien, den die Musen und Grazien und die ganze Macht der seligen Götter mit Erscheinungen überdecken."

---

*) Aus dem Nachlaß (Weimarer Ausg. Bd. 4, S. 98).





Gedichte.

Von

Maria Stona.

— Schloß Strzebowitz (Oesterr.-Schlesien). —

Der Eichbaum.

Ich wollt', ich wär' ein Eichenbaum,
Einer der Waldesriesen,
Und wüchs' auf weichem Hügelsaum
Ueber den schwellenden Wiesen.

Wie reckt' ich die Arme voll sprühender Lust,
Den blauen Himmel zu fangen,
Wie wehte mir durch die grüne Brust
Jubelndes Sonnenverlangen!

In stolzer Kraft, in siegender Macht
Streckt' ich mich breit voll Behagen
Und täte keine finstere Nacht
Um Grauen und Schauer fragen.

Dem Wandrer, dem rauscht' ich leise zu,
Grüße winkt' ich ihm nieder
Und lockt' ihn zu dunkler, labender Ruh'
Und schenkt' ihm Träume und Lieder.

Doch küßte sich gar ein Liebespaar
Unter den nickenden Zweigen,
Ich hielte den Atem an — fürwahr,
Ich wüßte tapfer zu schweigen . . .

Am Herzen trüg' ich ein heiliges Bild,
Umkränzt von rosigen Blüten.
Das wollt' ich mit Griffen grimm und wild
Vor rauhen Buben hüten.

Und fühlte sich einst der Himmel bedroht
Von meinem ragenden Werben,
Käm' sausend der Tod mit Blitzen umloht,
Und brächt' mir ein leuchtendes Sterben!

Herzen und Blüten . . .

Lieblicher Frühlingswind,
Küsse die Blüten lind,
Streichle sanft über sie her,
Findest sie nimmermehr —
Ach, sie verwelken geschwind!

Lachten in seligem Tau
Morgens auf leuchtender Au,
Doch schon im Abendschein
Schlummern müde sie ein —
Findest sie nimmermehr . . .

Flutest so sehnsuchtslind,
Lieblicher Frühlingswind!
Nahen dir sonnenentrückt
Herzen, von Liebe beglückt —
Streichle sanft über sie hin,
Herzen und Blüten verblühn,
Ach, so geschwind!

Abend.

Die schwarzen Finger der Kiefer
Recken sich drohend breit,
Der Himmel, grau wie Schiefer,
Blickt in die Ewigkeit.

Leis flüstert der Wind in den Bäumen,
Fern klingt der Harmonika Ton,
Die Mädchen des Dorfes träumen
Von Kirchweihtänzen schon.

Ein Kind ruft durch das Dunkel,
Vor fremder Tür bellt ein Hund,
Der Unken trübes Gemunkel
Hallt wider vom Waldesgrund.

Wann verstummt ihr — irdische Laute,
Wann bin ich allein mit Dir,
Den nie mein Auge schaute,
— Friede! wann winkst Du mir?





Zur Geschichte des Elsasses in der Uebergangszeit*).

Von

Hans Luthmer.

— Straßburg (Elsaß). —

Für die Geschichte der politischen Strömungen im Deutschen Reiche in dem ersten Jahrzehnt seines Bestehens ist jeder Beitrag wertvoll, der auf einen Mitarbeiter an dem großen Werke dieser Zeit zurückgeht. Das trifft in hervorragendem Maße auf die Lebenserinnerungen von August Schneegans zu, durch deren Herausgabe die Pietät des Sohnes dem Vater das verdiente litterarische Denkmal gesetzt hat. Allerdings ist das Buch bescheiden nur als ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Uebergangszeit bezeichnet, tatsächlich geht es darüber hinaus und liefert wertvolle Beiträge zur parlamentarischen und politischen Geschichte des Deutschen Reiches und Frankreichs, um so wertvollere, als sie von einem Manne herrühren, der als geschulter Journalist und Politiker und als Mitglied der gesetzgebenden Körperschaften in Frankreich wie in Deutschland ein offenes Auge für die Verhältnisse und einen für die Beurteilung der Personen geschärften Blick besaß.

August Schneegans ist einer der wenigen Elsässer, die nach den Ereignissen des Jahres 1870 erkannten, daß sie nicht durch unnütze Klagen und Proteste, sondern nur durch tatkräftige Mitarbeit das Wohl ihrer Heimat zu fördern vermochten. So ist er zuerst in Frankreich, und als er hier das Mißlingen seiner Arbeit erkannte, im deutschen Reichstage fest für die Entwickelung seines Heimatlandes in dem ihm richtig erscheinenden Sinne eingetreten. So spiegelt sich, wie der Herausgeber richtig bemerkt, in Schneegans' Leben ein

---

*) August Schneegans. 1835—1898. Memoiren. Ein Beitrag zur Geschichte des Elsasses in der Uebergangszeit. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Heinrich Schneegans, Professor an der Universität Würzburg. Mit einem Bildniß in Lichtdruck. Berlin, Gebrüder Paetel. 1904.

Stück der Entwickelung seiner Heimat selbst ab. In dem Schlußworte seiner Erinnerungen sagt Schneegans selbst: „ich habe im Zeitraum von acht Jahren (1872—1880) einen Weg durchlaufen, den meine elsässischen Landsleute vielleicht erst nach fünfzig Jahren hinter sich haben werden. — Und das ist auch der Grund, weshalb ich so streng beurteilt worden bin. Ich ging immer schneller als die Anderen, zu schnell für die Anderen." In der Tat ist Schneegans' ganze Art charakteristisch für das dem Fernerstehenden oder dem oberflächlichen Beobachter so schwer verständliche Wesen der Elsässer in der bei den meisten „Anderen" noch lange dauernden Uebergangszeit. Eingeschoben zwischen zwei große Völker, werden sie angezogen durch die französische Leichtigkeit und Freiheit des Verkehrs, während sie doch ihrem ganzen Wesen nach der deutschen Gründlichkeit, wenn auch Schwerfälligkeit näher stehen; sie möchten, wie Schneegans es einmal ausdrückt, daß Elsaß-Lothringen die Monade der deutschen Einheit werde, und streben doch in echt deutscher Sonderbündelei danach, aus dem Reichslande einen Sonderstaat zu machen, den deutschen Kleinstaaten noch einen neuen hinzuzufügen. Sie fühlen und denken deutsch und sprechen und schreiben französisch. So hat auch Schneegans, der feinsinnige Erzähler in deutscher Sprache, seine Lebenserinnerungen fast ganz französisch niedergeschrieben und seinem Sohne die schwere, aber trefflich gelöste Aufgabe überlassen, aus dem französischen Originale für einen Leserkreis in Deutschland (und nur hier konnte er einen finden, bemerkt er sehr richtig) ein deutsches Buch herzustellen.

Der Anfang des Buches führt uns in das Straßburg der 40er Jahre des neunzehnten Jahrhunderts, das städtische Waisenhaus, dessen Direktor sein Großvater väterlicherseits war, die Gewerbslauben mit ihren altertümlichen Räumen, das ganze noch vollständig an die mittelalterliche freie Reichsstadt gemahnende, aber spießbürgerlicher gewordene Kleinbürgertum, wie es Schneegans später mit köstlichem Humor in seiner Erzählung „Der tote Kosak" geschildert hat. Schon zeigen sich aber deutlichere Anläufe, das deutsche Wesen in Straßburg und dem Elsaß überhaupt verschwinden zu lassen; die deutsche Sprache beim Unterricht und im Hause soll durch die französische ersetzt werden. Dem heranwachsenden Jüngling tritt der Unterschied zwischen dem liberal-protestantischen, alteingesessenen Bürgertum und den überwiegend katholischen eingewanderten Welschen vor Augen; er lernt die ernstere Studienweise in dem protestantischen Seminar schätzen gegenüber der phrasenhaften Vortragsweise an der Faculté des lettres. Im Allgemeinen aber bleibt er in dem engen Anschauungskreise seiner Vaterstadt, von Menschen und von der wirklichen Welt wußte auch der junge licencié trotz seiner sonstigen Gelehrsamkeit so gut wie nichts. Eine merkwürdigerweise sich bietende Gelegenheit führt darin völligen Wandel herbei, das Anerbieten, als Sekretär des französischen Vertreters der Donaukommission nach Galatz zu gehen. Das Jahr, das er hier in Halbasien in einer eigentümlich anziehenden internationalen Gesellschaft zubrachte, war für Schneegans in mehr als einer Weise lehrreich. Schon auf der Hinreise war es ihm eine Offenbarung gewesen, die großen Kunststätten Weimar, Dresden, Wien kennen zu lernen, noch mehr war dies auf der Rückreise der Fall, die ihn durch Griechenland und Italien in die Heimat und dann nach Paris führte — vor Allem aber hatte er Welt und Menschen kennen gelernt, und das kam ihm bei der nun beginnenden schriftstellerischen Tätigkeit vortrefflich zu Statten. Er arbeitete hier am Nord, verschiedenen Revuen und auch am Temps, dessen Chefredakteur der Elsässer Neffzer war. 1862 aber kehrte Schneegans nach Straßburg zurück und übernahm eine Redakteurstelle an dem Courrier du Bas Rhin, die ihm zugleich die finanzielle Grundlage für seine Verheiratung mit Anna Bruch, der Tochter des bekannten Theologen und späteren ersten Rektors der neuen deutschen Straßburger Hochschule, bieten sollte. Gleichzeitig fuhr er eifrig fort, Artikel für Pariser Zeitungen zu schreiben, wirtschaftliche und politische Fragen zu studieren und sich so das für den Journalisten nötige Rüstzeug zu verschaffen.

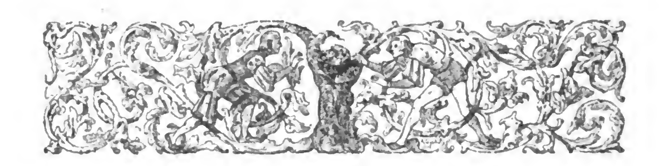
Diesen acht Jahren einer ernsten, aber ruhigen Arbeit machte der Krieg ein Ende. Als Beigeordneter des Bürgermeisters machte Schneegans die Schrecknisse der Belagerung Straßburgs durch. Treffend schildert er die politischen Strömungen in der Bürgerschaft,

die fälschlich für deutsch gehalten wurden, während sie doch vielmehr elsässisch-partikularistisch waren und daher sich gegen den „welschen Geist" richteten, bei Einzelnen so sehr, daß sie noch während der Belagerung von einer souveränen freien Reichsstadt Straßburg träumten. Merkwürdigerweise schlug gerade bei diesen die Stimmung später völlig in einen französischen Chauvinismus um. Auch Schneegans stand unter dem Drucke desselben, als er noch während des Krieges nach Bern übersiedelte, um in einer neugegründeten Zeitung L'Helvétie für das Elsaß in diesem Sinne zu wirken. Sein Auftreten verschaffte ihm ein Mandat zur französischen Nationalversammlung in Bordeaux. Schon auf der Reise dorthin, noch mehr aber während des Aufenthalts daselbst, erlebte Schneegans eine Reihe der schmerzlichsten Enttäuschungen. Er sah, wie der Geist in den vom Kriege nicht berührten Teilen Frankreichs war, wie man in Bordeaux zwar viel redete, aber wenig zum Handeln geneigt war. Bei dem Begräbnis des Straßburger Bürgermeisters Küß erkannte er während einer Rede Gambettas die tiefe Kluft, die ihn von den Franzosen trennte, und eigentlich schon damals begann in seinem Innern der Umschwung, der ihn nach kurzem, wieder an Enttäuschungen reichen Aufenthalte in Lyon nach Straßburg zurückführte. Mit feiner Selbstbeobachtung hat Schneegans alle die wechselnden Stimmungen wiedergegeben, die ihn in dieser Zeit des Schwankens beseelten und schließlich nach langem Kampfe mit sich selbst aus einem Franzosen zum Bürger des neuen Deutschen Reiches machten.

Die ruhige Zurückgezogenheit der ersten Zeit des neuen Straßburger Aufenthaltes, in die nur die Anknüpfung von Beziehungen mit angesehenen deutschen Zeitungen fiel, konnte bei einem Manne wie Schneegans nicht lange dauern. Als Chefredakteur trat er an die Spitze des neuen Elsässer Journals, das unter ihm die leitende Zeitung der Autonomistenpartei wurde, deren Führer Schneegans damit naturgemäß werden mußte, wenngleich er bald erkannte, daß ihn manche Verschiedenheit der Anschauung von seinen Parteigenossen trennte. Ein Reichstagsmandat in dem überwiegend protestantischen und ländlichen Kreise Zabern sollte Schneegans eine weitere Wirksamkeit ermöglichen; vorher aber sandte ihn seine Partei nach Berlin, um Fühlung mit den leitenden Kreisen zu gewinnen. Diese Reise entschied für Schneegans' weitere Tätigkeit. Sein offenes, rückhaltloses Klarlegen seiner Ansichten über die Lage in seiner Heimat verschaffte ihm damals und später als Mitglied des Reichstags das Ohr der leitenden Personen, vor Allem Bismarcks selbst. Er konnte mitarbeiten in der großen Werkstatt, in der Geschichte gemacht wird, und entscheidenden Einfluß auf die Geschicke seiner Heimat ausüben. Schon glaubte er am Ziele zu sein, als die Verlegung des Regierungssitzes von Berlin nach Straßburg beschlossen wurde — da ließen ihn seine Freunde im Stich. Es liegt etwas Tragisches darin, daß Schneegans, der gerade dahin gestrebt hatte, eine bureaukratische Regierung los zu werden, durch sein Wirken nun erst recht eine solche im Lande mit schaffen half, daß seine seelischen Kämpfe und Wandlungen bei den Nächststehenden kein Verständnis fanden, daß er, den die echt deutsche und vor allem elsässische Heimatliebe beseelte, dem Deutschen Reiche nach kurzer unbefriedigender Tätigkeit als Ministerialrat in Straßburg in der Fremde, in Messina und Genua, seine Dienste leistete und in der Ferne auch sein Grab fand.

Als Schneegans zum ersten Male nach Berlin reiste, sagte ihm der Oberpräsident von Patow, dem er seine Pläne offenbarte: „Sie tun ein gutes Werk. Ihre Mitbürger werden Ihnen großen Dank schulden. Sie erwarten ihn gewiß nicht gleich; aber er wird später sicher nicht ausbleiben." Bisher sind diese Worte nicht zur Wahrheit geworden. Vielleicht tragen die Lebenserinnerungen dazu bei, dem vielgeprüften Manne 25 Jahre nach dem Ende seiner Haupttätigkeit eine gerechte Würdigung zu Teil werden zu lassen.





Villen in Lovrana.

Von

Rudolf Heubner.

— Leipzig. —

Er war den langen Weg durch die Sonnenglut gegangen, erst dicht am Strande hin, über den ausgewaschenen, zernagten und durchhöhlten Kalkklippen, und zuletzt auf der menschenleeren, von weißem Staube bedeckten Straße an toten Vignen vorüber und durch stille, stille Uferdörfer. Hier war Alles wie in einer wunderbaren Fabelwelt, die im schweren Zauberschlafe des Mittags lag. Zur Linken das Meer, mächtig und schweigend, und drüben — weit —, verdämmernd in der flimmernden Luft, die Linien der östlichen Bergzüge. Und die furchtbare, stumme, große Sonne umfaßte diese Welt mit einem so glühenden, gleichsam unbarmherzigen Licht, daß alles Land wie ermattet in der weißen Helle lag und das dunkle Meer funkelnde Strahlen warf, von denen die Augen schmerzten. Das Gestrüpp an der Straße stand verdorrt und von Staub überzogen, die Bäume in den Fruchtgärten über den Steinmauern und an den Hängen zur Rechten fahl und mit reglosen Wipfeln. Die graugrünen Lacerten auf den heißen Steinen des Uferwegs saßen still, bis der Tritt des Wandernden dicht vor ihnen klang, und dann schossen sie fort, gespenstisch, lautlos — ohne das leiseste Rascheln. — An den grellbemalten Häusern der Dörfer waren die Fensterläden alle geschlossen; in Buchten und Häfen wiegten sich die Segelschiffe und Barken müde, ohne Geräusch. Und wenn ein Mensch je über die Straße ging, so verhallte sein Schritt in der weichen Staubschicht.

Es war ein mühseliges Wandern; aber den Einsamen verdroß es nicht. Er fühlte eine süße Müdigkeit und das Glück der goldnen Stunde. Nun, als die Häuser von Lovrana hervortraten und sich die schattenlose Straße vom Ufer hinweg tiefer in's Land schlang, zeigte sich zur Linken

eine Pforte oder Lücke in einem niedren, mauerartigen Steinwall, über den sich wildes Lorbeergebüsch und hohe Baumkronen unbewegt erhoben. Es zog ihn hinein in das stille Gartenreich, dessen weiche Schatten dem Blick nach der brennenden Klarheit der Sonne wie eine tiefe, milde Dämmerung erschienen.

Der sanft gegen das Meerufer abfallende Weg, mit rohen Steinen belegt, verlor sich bald in wucherndem Schlingkraut und aufgetürmtem Laube. So weit das Auge sah, dehnte sich die Herrlichkeit des schönsten, hold verwilderten Parks. Einst mochten es einzelne, wohlgepflegte Gärten gewesen sein, noch lief hie und da ein trockener Graben, eine niedre Steinkette als Trennungszeichen, und noch ließ der Wuchs der Oliven- und Nußbäume, die Stellung der Sträucher erkennen, wo sich Wege geschlungen und wo breite Boskets gestanden hatten. Aber nun war Alles in's Unbegrenzte willkürlich aufgeschossen und ausgebreitet. Die Aeste der hohen Bäume griffen ineinander und bildeten dunkle Wölbungen, durch deren Lücken das tiefe Blau des Himmels glänzte, und am Boden war jede Grenze verwischt und verwachsen. Da hatte das Gebüsch lange Zweige getrieben, und aus dem rauhen Erdreich waren wilde Schossen vorgebrochen und nach Gefallen zu neuen Sträuchern aufgewuchert, wie sie Raum und Nahrung fanden. Zuweilen trat der Fuß auf zerfallene Stufen von lockerem Gestein oder stieß an ein umgestürztes, schon halb begrabenes Brunnenbecken, und über ausgedörrte Rinnsale leiteten Brücken, von denen nichts mehr geblieben war, als ein herabhängendes Geländer oder ein paar zerbrochene Tragstangen . . .

Kein Laut sprach hier, nicht von dorther, wo das schimmernde Meer durch die Büsche grüßte — und nicht vom Lande her, wo große, gleich Palästen weitläufige Landhäuser in der Wildniß aufragten. Sie sahen durch das Gewirr von Aesten und Blattwerk hindurch fern und merkwürdig fremd aus mit ihren kahlen Bogenfenstern und luftigen Dächern, ihren bunten Fronten und vorspringenden Altanen und Säulenhallen. Es war als seien sie seit Jahrhunderten gemieden oder vergessen.

Hier, wo einst eine Quelle gerieselt war, schlang sich ein starkes Buschwerk von verwildertem Oleander, Taxus und Stechpalmen.

Der Eindringling blieb stehen und blickte zögernd auf die stille, starrende Wildniß. Und dann wagte er es und riß die verschlungenen Zweige gewaltsam auseinander, um das Innere der Hecke zu sehen.

Er stand vor einem mäßig großen, ein wenig über dem Boden erhöhten Rondel, das von dem dunklen Grün ernst und fast feierlich umrahmt und von einer in Trümmer gesunkenen, ringsumlaufenden Steinbank eingefaßt war. In der Mitte das flache, versandete Becken des Quells, der noch leise heraufstieg und die Vertiefung mit seiner klaren, zitternden Flut füllte, um dann unter dem grünen Wirrsal der Gesträucher in den dürstenden Boden zu versinken, in das brüchige Gestein zu versickern . . .

Aber diese stille Fabelschönheit sah der Gast nur mit einem fliegenden Blicke. Dann ward sein Auge gebannt von einem herrlicheren, köstlicheren Wunder.

Er sah ein junges Menschenbild vor sich, nah, als sei es dem geheimnißvollen Boden entstiegen, und doch so fremd, daß es wie in eine weite Ferne entrückt erschien. Pochenden Herzens sah er es. Und freilich gewahrte er nun, daß es nur ein Bild war.

Die Statue eines jungen, sehr jungen Weibes. Sie stand auf einem niederen Sockel hinter dem Brunnenbecken, fast zu ebener Erde, daß es den vollen Anschein hatte, als könne sie frei dahinwandeln. So stand sie, den einen Fuß zaghaft vorstreckend, in ruhiger Haltung, den linken Arm sanft gebogen, in der gesenkten Rechten, die sich leicht aufstützte, noch einen Zipfel des Gewandes, das ganz herabgeglitten war. Und um das weiche Grau des Steins wob das Dämmerlicht so viel Helle und Wärme, daß es schien, als bebe dieser schlanke Leib, als dehnten sich diese zarten Glieder, als hebe ein Hauch des Lebens die feinen Wölbungen der jugendlichen Brust.

Ein Falter erhob sich von ihrer Hand, spielte um die kindlich herbe Schulter und umkreiste schmeichelnd das schlichte, in zwei breite Wellen geteilte Haar. Sie aber hielt das Haupt ein wenig zur Seite geneigt, lauschend, und sie lächelte wie über das Spiel des Schmetterlings, und blickte ruhig nieder auf die Holdseligkeit ihrer jungen Gestalt.

Es war ein Bild, aus dem Geiste lauterster Schönheit geboren, ein Stück verklärten Menschentums, das die Zeit der besten Italiener wieder lebendig werden ließ. —

Aber der es schaute, genoß es als ein Heutiges und Gegenwärtiges. Er erschauerte vor dem Anblick des höchsten Liebreizes, der hier neidlos enthüllt war, und der wonnigen Frische, die Alles nur in der Andeutung künftiger Vollendung zeigte.

Und er vergaß in dieser verzauberten Welt, daß es ein Steinbild war, welches er zu lieben begann . . .

Er streckte sich dicht am Rande des Brunnens ihr zu Füßen, zu ihr aufzuschauen und still mit ihr zu reden. Nun sah er droben das verworrene Geäst und das tiefe Himmelsblau und nahe über sich das geliebte Angesicht, das sich zu ihm neigte.

Aber ihre Brust atmete nicht, ihre Hand streckte sich nicht aus, ihr Mund öffnete sich nicht. — Nur ihr Auge, das zu ihm niedersah und ihn doch nicht anblickte, ihr Auge redete. Da aber, wie er dem stillen, gesenkten Blicke folgte, fiel der seine auf verwitterte Buchstaben, die in den Stein des Sockels eingegraben waren. Er riß das Schlingkraut herunter, das darum gewachsen war, und las den einzigen Namen: Giannina . . .

Und nun, an der zerbrochenen Ecke ganz unten, noch ein anderes Wort in kleinen Lettern, — Antonio — den Namen des Meisters.

Wer bist Du, Giannina? wer warst Du, götterglücklicher Antonio, der sich so vertraulich auf diesem Steine eingezeichnet und seinen zweiten Namen verbirgt, — Beneidenswerter — Hassenswerter! —

Was sind Namen? Was diese beiden vor dem herrlichen Leben, das hier niederblickt und mit sehnsüchtigem Leibe, mit sehnender Seele auf Erlösung wartet. Wer es erlöste —?

Es war so schwer und schwül und bleiern hier. Das Meer rauschte drüben so eintönig ruhig in den Klippen. Und nun löste sich alles auf und ging unter in dem großen, heitern, seligen Lächeln Gianninas, in dem geheimnißvollen Lächeln, das Giannina selbst war . . .

Nein, er wollte wissen, wer sie war, die ihn schon im Bilde zu jäher Liebe hinriß, ihn, den Wandernden, Kommenden und Scheidenden, spöttisch Vorübergehenden, die ihn aufrührte und beruhigte, er wollte Aufschluß haben, suchen — und nicht sich verlieren, nicht in Schlaf fallen.

Er irrte durch die Wildnisse der weiten Gärten, an den stummen Villen vorüber, bis hinauf an die zerbröckelten Steinmauern, bis hinunter an das dunkle, sanft wogende Meer. Aber er fand nichts Lebendiges.

Und schon wandte er den Fuß zurück, dorthin, wo das schönste Geheimniß im Dunkel der Büsche verborgen war.

Da geschah es, als schreite nahe vor ihm zwischen den grauen Stämmen eine junge Gestalt über den Weg. Es war nur wie ein flüchtiger, weicher Lichteindruck, und nun, als er das Auge erhob, war es schon vorüber, war nur die lockende Dämmerung zwischen den Bäumen und Hecken. Aber da tauchte es noch einmal auf, ferner und doch deutlicher, einen Augenblick nur — ein schlankes Weib, das von ihm abgewandt den Garten durchschritt, und ein edler, sehr schöner Windhund, der die Reizende jagend umschweifte.

Der Späher war atemlos stehen geblieben, als sie heraustrat und nun schon wieder verschwand. Und von Neuem eilte er durch die grünen Räume, rascher, ungeduldiger, begieriger . . .

Nichts, keine Fußspur, kein Laut.

Er warf den Kopf trotzig zurück und wandte sich hinauf nach den schweigenden Palästen. Auf der Terrasse des ersten standen brennende Blumen in großen, schweren Vasen. Die Bogenfenster des unteren Geschosses waren von innen mit dunklen Läden verschlossen. Er rüttelte an der breiten Flügeltür, an den ehernen Greifen des Türschlosses. Umsonst. Das Stöhnen und Kreischen der Riegel gab einen Widerhall, als sei drinnen Alles tot und leer.

Eine Pergola führte nach der Vorhalle des zweiten Landhauses. Auch hier Alles verlassen und verriegelt; auch hier Alles schlummernd in grauenvoller, heißer Mittagsstille. Nur noch dichter, noch größer und leuchtender standen die fremden Zierblumen.

Man konnte von da über eine Freitreppe und dann durch einen luftigen

Säulengang nach der tiefer gelegenen, ganz im wilden Grün versteckten dritten Villa gelangen. Auf der breiten Terrasse huschten die Eidechsen, ein einzelner blauer Falter taumelte durch die Luft.

Die Tür gab schon dem leichten Drucke nach und bewegte sich geräuschlos in den Angeln. Ein finstrer Saal empfing den Eintretenden, durch die Ritzen der Fensterverschläge spielte ein weiches Licht in zitternden Strahlen.

Neue Gemächer, dunkel und leer wie dieses, schlossen sich zur Seite an, und dahinter freie Korridore und breite Treppen nach dem oberen Stockwerk. Dort war Alles hell, sonnenerfüllt und heiter. Aber kein Gerät, kein Schmuckstück deutete auf Gebrauch und Bewohnung. Auf dem bunten Estrich fehlten die Decken, und in den lauschigen Fensterecken Kissen und Polster. Nur viele weiße Bildwerke standen an den Wänden, in den Bogen und Nischen.

Es war so schön und traurig hier, daß man gern hätte bleiben mögen und doch eine Qual empfand, eine Sehnsucht, fortzukommen.

Er geriet auch in einen stillen Seitenflügel und über eine gewundene Treppe in dessen untere Gemächer. Der Tritt seiner Füße klang hart und fremd in den leeren Räumen. Und nun schritt er zuletzt durch eine freundliche Halle, die sich auf der einen Langseite mit zierlichen Bogenwölbungen nach dem Garten hin auftat. Er öffnete schon die Tür des Ausgangs und sah wieder in das freudlose Dunkel des großen Saals —

Da klang ein leises Lachen hinter ihm, daß er sich jäh zurückwandte. Und dort, auf der andren Seite der Halle, wo er eben achtlos vorübergeschritten, nahe der Tür, durch die er eingetreten war, saß, die er suchte. Sie ruhte in einem niedren, vergoldeten Lehnsessel, — lässig hingeschmiegt und die Arme auflegend, daß die weißen, mit Ringen geschmückten Kinderhände schlaff über die Knäufe der Lehnen herabhingen. Und sie lachte wieder, leise und tönend, wie sie eben gelacht.

Ein helles, fließendes Gewand umschloß mit müden Falten den jugendlichen Leib und bauschte sich um die weichen Schuhe an ihren vorgestreckten, behaglich gekreuzten Füßen. Und ein goldenes Netzgeflecht lag auf dem Haar. — Sie war es selbst, jene, deren Bild im Dickicht stand, — die von ihrem Windspiel begleitet durch den Garten gewandelt war. Und das schöne Tier lag still zu ihrer Seite.

Ein schwerer Duft von Reseden kam von ihr herüber. In ihrem Schoße lagen sie angehäuft in hoher Fülle und ein kaum begonnener Kranz darunter. Ein paar von den duftreichen aber hielt sie noch lose in einer Hand. —

— „Giannina!"

Sie lächelte mit ihren dunklen Kinderaugen, ihren klugen Lippen.

„Ich bin es," sagte sie, „und sei Du mir willkommen."

Er bewegte die Hand zum Danke, aber er fand das Wort nicht, ihr zu entgegnen, und blickte sorgend und zweifelnd umher.

Sie sah es. „Warum bist Du traurig?“ fragte sie ruhig.

„Weil ich träume.“

Sie wiegte leise den Kopf und lächelte nur.

„Wer sagt Dir, daß Du träumst?“ sprach sie dann. „Und wäre es auch — was ist unser Leben, wenn nicht das, was wir uns daraus erträumen?“

Er warf wieder den Kopf mit einer kurzen, trotzigen Bewegung zurück, wie es seine Art war, — als wollte er alle bösen Zweifel abwehren. Und sein Blick glänzte. Aber noch blieb er ferne stehen.

„Warum fürchtest Du Dich, näher zu kommen?“ sagte sie ruhig und einfach.

Da lachte er hell und kam zu ihr.

„So sage mir, wessen Haus dies ist.“

Sie sah ihn mit großen Augen lange an.

„Es ist das Haus Marcello Roccas, des Bildhauers,“ erwiderte sie — aber dann brach sie ab und blickte ihm still in die Augen.

„Wer ist Marcello Rocca — erzähle mir mehr,“ drängte er. Und ihrem Wink gehorsam ließ er sich auf den Schemel zu ihren Füßen nieder und ergriff ihre Hand; sie ließ es geschehen.

„Höre,“ sagte sie rasch und leise, indem sie sich ein wenig vorbeugte, daß die Reseden von ihrem Schoße verwirrt und verwirrend über ihn fielen. Und nun war sie ganz das zärtliche, noch ein wenig scheue Kind, das doch glücklich ist, zu belehren.

„Wir flohen von Pisa vor der Mißgunst eines Mächtigen, den ich nicht nennen darf, er und ich und Lorenzo, sein Bruder, und Antonio, der sein Schüler war —“ und wie sie den Namen Antonio nannte, überhauchte dunkle Röte ihr Angesicht; aber der eifrige Lauscher gewahrte es nicht, und sie strich sich über die Stirn und fuhr leichtherzig fort.

„Lange irrten wir umher, bis uns ein Gott an barbarische Küsten, an diese Küsten trieb, und wir fanden Gastfreundschaft und Glück, Reichtum und Frieden und ein eigenes Haus, da zu wohnen.“

Der Hörer schrak auf, als sie schwieg, und nun fragte er hastig: „Wo sind sie heute, die Männer?“

Sie bewegte gleichmütig die Hand: „Sie sind fortgegangen, — es ist wohl schon eine lange Zeit.“

„Und wer bist Du, Giannina? Was bist Du dem Meister und Herrn über alles dies?“

Sie zog die Brauen ein wenig zusammen. „Was frommt es Dir, zu wissen, ob ich ihm Weib oder Tochter, Schwester oder Gespielin bin?“

Da senkte er den Kopf, und sie lachte wieder und legte die Hand leise auf sein Haar.

Lange schwiegen sie so . . Und es war, als flösse Gewesenes und noch nicht Gewesenes in Eins zusammen und es könne nicht anders sein, als

sänken alle Schranken der Zeit vor den leuchtenden Blicken nieder, die sich erstaunt begegneten.

Dann — nach Langem — senkte Giannina das Auge. Flüsternd bewegten sich die Lippen, nur wie im Hauch flossen die Laute von ihrem Munde, und sie klangen so fern und müde, als kämen sie aus einer großen Weite, in der ihr Geist wandelte.

„Antonio?!“ sagte sie ganz leise, und es lag viel Furcht in dieser halben Frage.

Er sah verwundert auf und blickte in ein angstvolles, erwartungsvolles Angesicht. Da vergaß er, daß er nicht Antonio war.

„Was willst Du, Giannina?“ fragte er leise zurück.

Ein Leuchten des Glücks ging über ihr Gesicht. „Sieh, Du bist gut, Antonio,“ rief sie, „und ich liebe Dich und bin freudig wie da, als Du Dein Bildwerk schufst . . .“

Er war Antonio, er wußte es nicht mehr anders, seit sie ihn so genannt.

„Als ich Dein Bild schuf —“ sagte er langsam und wie in einer dunklen, doch schönen Erinnerung.

„Da war Marcello stolz auf Dich,“ flüsterte sie, „und dann, dann war Alles anders. — Aber heute ist es wieder sonnenhell. Nimm diesen Lorbeer, der hier so nahe hinter den Säulen nickt, nein, nicht Lorbeer, nimm Blumen, nimm Alles — Komm, küsse die Vergangenheit wach . .“

Und wie sie sich im Sessel schmeichelnd und neckend zurückbog, stand er schon hinter ihr und fing sie auf. Sie küßten die Vergangenheit wach —

Dann riß sie sich los und sprang rasch auf die Füße:

„Leben — Daß wir leben! Es ist so warm und selig in der Welt — Nun wollen wir wieder tanzen und Ball spielen und ausgelassen sein!“

Und sie wiegte sich und sang, und ihr langes Gewand rauschte im wirbelnden Tanze. Sie riß ihn mit sich und ließ ihn nicht los, bis sie erhitzt und erschöpft an der Brüstung lehnten, dahinter der tote Garten lag. So standen sie, schnell atmend. Sie lächelten und schwiegen.

Ein undeutliches Geräusch drang durch die Stille herüber: wie der Hufschlag schwerer Rosse, vom Straßenstaub gedämpft. Und nun näher am Tore, dazwischen befehlende Stimmen und das Knurren großer Hunde.

„Was bedeutet das?“ fragte er rasch.

Sie legte ihm die kleine Hand auf den Mund:

„Still, die Männer kommen zurück, Marcello und Lorenzo. Sie kommen bald. — Aber eile,“ lachte sie, „wir wollen uns suchen lassen!“

Sie zog ihn an der Hand aus der sonnigen Halle, durch den dunklen Saal und über die Terrasse in den schweigenden Garten. Leicht schlüpfte sie durch das wilde Geheg, von ihrem zierlichen Tiere umschmeichelt, und er blieb ihr eilend zur Seite, fröhlich, da er sie fröhlich sah.

Aber schon klang hinter ihnen aus dem Hause verworrener Lärm, der dumpfe Schall ungeduldiger Tritte und ein Drohen und Murren.

„Laß sie suchen," lachte das junge Weib. Aber es war ein Zittern in ihrer Stimme und eine erste Angst in diesem Lachen. Und die Hand, mit der sie ihn fortriß, bebte.

Sie flohen durch die stumme Wildniß, schneller, schneller. Stachlige Blätter zerrten an ihren Gewändern, und ihre Füße strauchelten über harte Steine.

Und näher, immer näher kamen die Suchenden, die Verfolgenden.

Er sah sich um, aber es war Niemand zu erblicken. Und doch stand es hinter ihm auf wie ein Unheil, doch fühlte und wußte er, daß eine dunkle Gefahr dort heranbrauste.

Seine schöne Begleiterin versuchte noch zu lachen, aber es klang heiser, und ihre Augen waren starr, ihr Gesicht krampfhaft verzogen.

Es kam heran wie ein Rennen und Keuchen, und wie ein Schnaufen böser zottiger Hunde. Das leichte Windspiel flog wie vom Sturme gescheucht ihnen voraus.

„Vorwärts, komm vorwärts," schrie Giannina, und ihre Hand packte die seine mit der Kraft eines zu Tode Erschrockenen. „Sie jagen uns hörst Du nicht? sie hetzen uns, wie einst, — wie damals!"

Sie stürmten durch die Hecken, über Steine und Gräben, sie flüchteten zurück in den leeren Palast und durch die langen Reihen der Zimmer, über Treppen und Gänge, hinauf und hinunter . . . Und immer hinter ihnen stürmte das Unsichtbare, Schreckliche und Drohende.

Sie eilten wieder in den Garten, sie flogen die Steinmauern entlang; aber sie fanden den Ausgang, die Pforte nicht, sie liefen von Neuem durch alle Windungen des wilden Parks, bis hinab an das gleichmütige, rauschende Meer, in die Klippen hinein, und wieder hinauf, von wo sie gekommen waren.

„Ich will nicht mehr so flüchten, nicht mehr so fortgerissen sein," rief er zornig, „laß meine Hand los, daß ich mich denen in den Weg stelle, die Dir nachsetzen."

„Du fassest sie nicht, Du hältst sie nicht auf," keuchte sie, aber sie ließ ihn los. „Rette Dich!" rief sie zurück, während sie schon weiter eilte und in der Dämmerung des Gartens verschwand.

„Nein, laß mich mit!" schrie er! aber die Glieder wurden ihm schwer wie Blei, die Füße trugen ihn nicht mehr, das Herz wollte ihm zerspringen.

Mühsam, taumelnd schleppte er sich fort, wie gelähmt, wie zerschlagen. Er sah und hörte sie nicht mehr. Eine schwere, dumpfe Müdigkeit umfaßte ihn wie mit Armen, preßte seine Brust zusammen.

Es war ein Zürnen und Tosen gleich dem Brausen eines Sturms in den Bäumen und Büschen, ob sich auch kein Blatt regte, kein Wipfel wiegte und der Himmel in tiefer Heiterkeit stand.

Da klang ein Kreischen von der Terrasse her, ein erstickter Klageruf und dann ein Weinen, das immer banger und leiser wurde, und nun plötzlich noch ein einziger gellender Schrei, ein Todesschrei aus gewürgter Kehle.

— Darauf kurzer Lärm und schwere Schritte und durch all den Tumult das Winseln eines Tieres, das von großen, knurrenden Hetzhunden gefaßt und zerfleischt wurde. — Und nun war Alles still.

Der Müde raffte sich gewaltsam auf und lief nach dem Hause. Er wankte die Treppe nach der Terrasse hinauf; aber hier war Alles leer, öde und friedvoll. Er durcheilte die Räume des Palastes, aber er fand Alles wie da, als er zuerst hindurchgeschritten war. Kein Zeichen der Veränderung ließ sich erblicken. Noch standen die Türen angelehnt, wie er sie hinter sich gelassen hatte.

Er trat in die luftige Halle des Seitenbaus, vor den Säulen und Bogen draußen lag das grüne Lorbeerdickicht, starrten die regungslosen Wipfel; aber der Raum war leer, nichts sprach mehr von Giannina. Und als er ihren Namen rief, kam dieser im leisen Widerhall gehorsam zu ihm zurück.

. . . Nur ein verwehender Duft von Reseden schwebte durch den Raum, ihm entgegen. Nur ein Duft . . .

Da trieb es ihn von Neuem hinaus in den Garten. Nach allen Richtungen durchschweifte er die stille Weite, immer wieder, empfindungslos, halb ohnmächtig.

Nun stand er in der dichten Hecke und sah sich mit wilden Blicken um. Die Sonne brach durch tausend Lücken und Oeffnungen. Draußen lag das Meer, spielte und funkelte, und ein großer Segler zog langsam über die glänzende Fläche, im ersten, weichen Wind . . .

Das Steinbild stand in schwachem, goldenem Lichte; es sah nach ihm nieder, doch an ihm vorüber, mit einem süßen und seltsamen Lächeln.

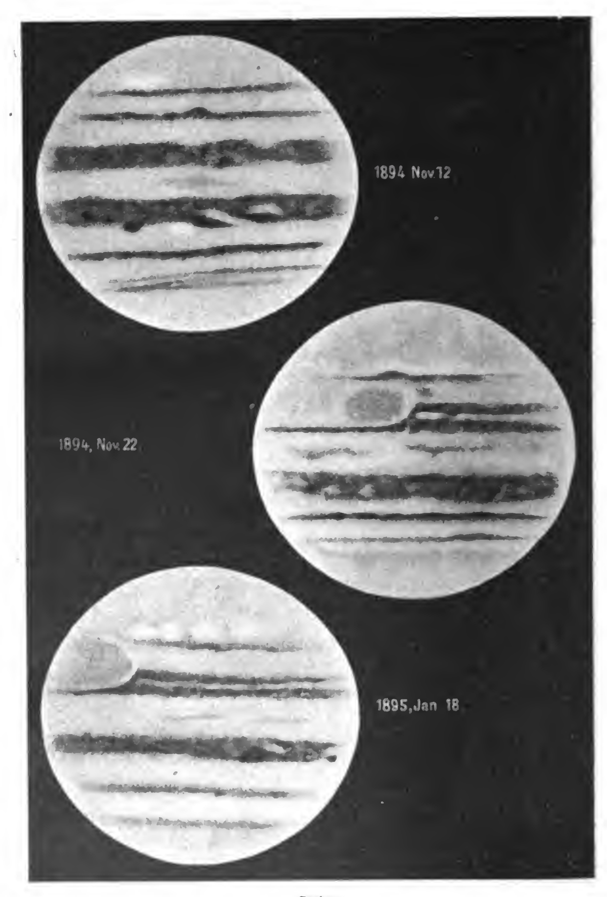




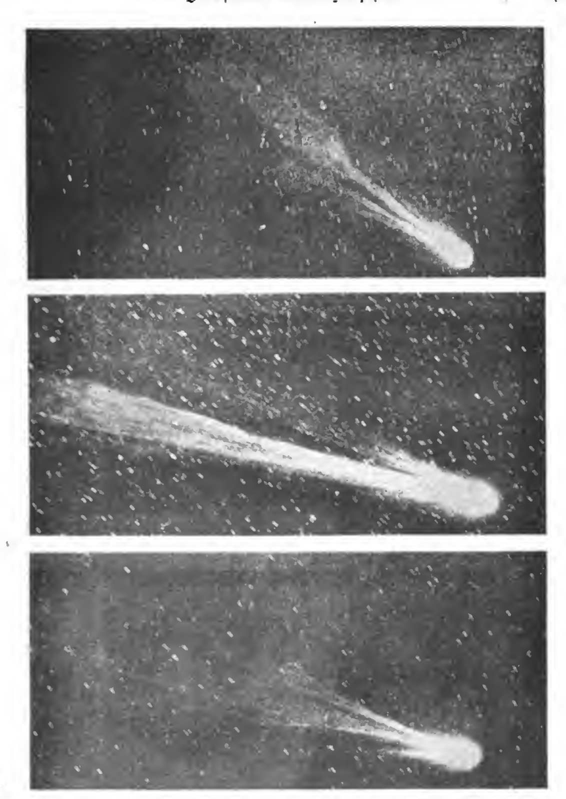
Illustrirte Bibliographie.

Astronomische Abende. Allgemeinverständliche Unterhaltungen über Geschichte und Ergebnisse der Himmelsforschung von Prof. Dr. Hermann J. Klein. Sechste, wesentlich vermehrte Auflage mit 13 Tafeln. — Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.

Das vorliegende Werk ist ein vortrefflicher Wegweiser auf dem großen, die Himmelskunde umfassenden Gebiet. Der durch seine Schriften als Astronom und speziell als Mondbeobachter rühmlichst bekannte Verfasser versteht es aber auch, durch gewandte und anziehende Darstellung das Interesse des Lesers anzuregen und zu fesseln. Der Verfasser hat hierzu die unterhaltende Form gewählt und entwickelt in dieser, allgemein verständlich, die Errungenschaften der heutigen Sternkunde. Auch der nur geringere Vorkenntnisse besitzende Leser wird durch die anregende Lektüre veranlaßt, sich mit seinen Gedanken in das unermeßliche Weltall zu versenken und seinen Geist mit den erhabenen Ideen zu beschäftigen, die daraus entspringen. Bezeichnet doch Kant mit vollem Recht außer dem moralischen Gesetz in uns den gestirnten Himmel über uns als ein Ding, das den menschlichen Geist mit stets neuer Bewunderung erfüllt. Treffend sagt der Verfasser in der Einleitung: „Der stille Frieden, die hehre, dem Treiben des Tages entrückte Ruhe, welche so viele edle Seelen droben unter den alten Sternen suchten und suchen werden, sie strömen in der Tat von dort herab in das Herz eines Jeden, der den Blick diesen unermeßlichen Welten zuwendet." — Das umfangreiche Werk (407 Seiten) ist in 30 Kapitel gegliedert. In den ersten 12 Kapiteln wird, was sehr anerkennenswert, gleichsam als Grundlage für die weitere Darstellung, die historische Entwickelung der Astronomie unter Anführung kurzer Lebensabrisse der hervorragendsten Astronomen, mit entsprechenden Erklärungen, vorausgeschickt und nachgewiesen, wie sich aus den astronomischen Kenntnissen der ältesten Kulturvölker die richtigen Anschauungen herausgebildet haben. Schon lange vor der Blüte Griechenlands war in Aegypten, China und Babylonien die Himmelskunde gepflegt worden, aber erst in der Alexandrinischen Schule gewann die Astronomie ihre Stellung als wirkliche Wissenschaft. Aus jener Zeit sind von Astronomen Griechenlands zu nennen: „Timocharis und Aristillus, sowie 100 Jahre später Eratosthenes." Von den Nachfolgern des letzteren war der bedeutendste Hipparch, der zwar die Planeten sorgsam beobachtete, aber ein System ihrer Bewegungen nicht zu entwerfen wagte. Solches unternahm erst Ptolemäus 130 n. Chr. Das von ihm aufgestellte System galt bis in's 16. Jahrhundert, zu welcher Zeit es von Kopernikus, der das wahre Weltsystem zur Herrschaft brachte, beseitigt wurde. Hieran anschließend beschäftigt sich der Verfasser mit der Erfindung des Fernrohres und mit den auf dem Gebiete der Astronomie hervorragenden Männern, mit: Kepler, Newton, Huygens, Herschel, Frauenhofer, Bessel, Friedrich Gauß dem größten Mathematiker, Encke und mit Secchi, dem berühmten Beobachter der Sonne. Auf die einzelnen Persönlichkeiten und ihre Verdienste kann hier nicht näher eingegangen werden. — In den folgenden Kapiteln be=



Jupiter.
Aus: „Astronomische Abende". Von Prof. Dr. Hermann J. Klein.
Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.



Komet Swift 1892.
Aus: „Astronomische Abende". Von Prof. Dr. Hermann J. Klein.
Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.

ginnt der Verfasser seine Betrachtungen zunächst mit der Sonne, und folgen als weitere Kapitel: „Der Mond, die Planeten Merkur, Venus, Mars, die Planetoiden, Jupiter, Uranus und Neptun, fernerhin die Kometen, die Fixsterne und Sternbilder, die Doppelsterne, der Lichtwechsel und seine Ursache, Sternenhaufen und Nebelflecke, sowie schließlich die Milchstraße." Aus diesem reichhaltigen Material sei nur Einzelnes herausgegriffen. Jenseits des breiten Gürtels, den die Asteroiden einnehmen, befindet sich der gewaltigste

Planet unseres Sonnensystems, der Jupiter, mit seinen fünf Monden, der namentlich, wenn er um Mitternacht im Süden steht, ganz besonders durch seinen hellen Glanz auffällt. Die Erde übertrifft er an Volumen 1340 mal, dabei ist seine Bewegung schneller als die Rotation der Erde, da er zu seiner Umdrehung nur 9 Stunden 55 Minuten braucht. Sehr interessant ist die teleskopische Wahrnehmung am Jupiter. (s. Abbildg.) Beiderseits vom Aequator dehnt sich eine breite dunkle Zone aus, über welcher bandförmige, dunkle Wolken schweben, auch nördlich und südlich sind helle Wolkenmassen vorhanden. Am auffälligsten ist das Bestehen eines gewaltigen roten Flecks. Nach den Beobachtungen gelangt man zu der Annahme, daß Jupiter noch heut glühend ist, also sich noch im Stadium der Entwickelung befindet. Des Weiteren sei hier der Kometen Erwähnung getan, die der Ver-



Der Nebel um den neuen Stern im Perseus.
Aus: „Astronomische Abende". Von Prof. Dr. Hermann J. Klein.
Leipzig, Eduard Heinrich Mayer.

fasser in sehr interessanter Weise bespricht. In neuerer Zeit hat bzgl. der Kometenschweife die Photographie Enthüllungen geliefert, die dem bloßen Auge verborgen blieben. So zeigen die auf der Lick-Sternwarte erhaltenen photographischen Aufnahmen des Kometen I (Swift) von 1892 (s. Abbildg.), daß der Schweif sich in 8 Strahlen ausbreitete; am 7. April (oberes Bild) zeigte sich eine Anschwellung im Schweif, die eine Art von zweitem Kometen darstellt, aus dessen Kopfe ein neues System von Strahlen auszugehen scheint. Da die Platte mehrere Stunden exponirt werden mußte und die Bewegung des photographirenden Fernrohrs derjenigen des Kometen gleich gemacht worden war, so zeigt sich natürlich auch die Bewegung der Fixsterne als kleine Striche. — Schließlich sei aus dem Kapitel über Sternenhaufen und Nebelflecke erwähnt, wie auch hier die Photographie sehr wichtige Aufklärungen geliefert hat. Namentlich hat die Photographie zahlreiche schwache Nebelflecke an's Licht gebracht, deren Vorhandensein auch in großen Fernrohren nicht zu konstatiren war.

Schon Herschel hatte über Nebel eine besondere, sehr interessante Abhandlung geschrieben. Der Erste jedoch, der auf dem Wege der astronomischen Photographie Spiralnebel vorfand, war Dr. Roberts in Liverpool. Ganz besonderes Interesse erregte der am 21. Februar 1901 im Perseus neu aufgetauchte Stern, der in kaum zwei Tagen von der Unsichtbarkeit bis zur ersten Größe stieg und dann langsam in seiner Helligkeit abnahm. Wie Prof. Wolf in Heidelberg fand und dies auch auf der Lick-Sternwarte konstatirt wurde, umgiebt den Stern eine feine Nebelhülle (s. Abbildg.). Bezügl. des Näheren über diesen Stern muß auf den Text im Original verwiesen werden. Nur wenn ein solcher Stern außerordentlich hell aufleuchtet, macht sich der Vorgang für uns unter Mithilfe der Photographie bemerkbar. Bezüglich der Milchstraße, mit welchem Kapitel die hochinteressante Serie der „Astronomischen Abende" abschließt, sei in Kürze bemerkt, daß auch hier die bisherigen Forschungen durch die photographischen Aufnahmen eine wichtige Ergänzung und Vertiefung erfahren haben. Aus den durch Prof. Barnard auf der Lick-Sternwarte aufgenommenen Photographien ist deutlich zu erkennen, daß die Milchstraßensterne in wolkenförmige Massen geballt auftreten und zwischen diesen dunkle Kanäle erscheinen. Bei Betrachtung der Aufnahme durch die Lupe erweisen sich die meisten hellen Punkte als dichte Haufen von Sternen; in anderen Regionen zeigt sich der Lichtschimmer bestehend aus den feinsten Sternchen, gewissermaßen aus Sternenstaub. Nach Prof. Barnard hängt die wahre Gestalt und das Aussehen der Milchstraße lediglich von den Millionen kleinster Sterne ab, deren Mehrzahl jenseits der optischen Kraft unserer stärksten Instrumente liegt. — Mit einer sehr interessanten Schlußbetrachtung schließt das Werk. Dasselbe ist sehr gut ausgestattet und mit recht guten Abbildungen auf besonderen Tafeln versehen. Daß der Verfasser zum großen Teil die Entfernungen und Größen in Meilen ausdrückt, ist sehr anzuerkennen, und würde zu empfehlen sein, dies bei einer weiteren Neuauflage allgemein durchzuführen. Die Meilenzahl dient besser zur Veranschaulichung als die Angabe in Kilometern, namentlich wenn es sich um Hunderttausende handelt. — Das Werk wird durch diese neue Auflage den Kreis seiner Freunde zweifellos erweitern und sei hiermit aufs Wärmste empfohlen. K.

Bibliographische Notizen.

Karl Scheffler, „Die moderne Malerei und Plastik". Verlag von Leonhard Simion Nachflg. in Berlin.

Das mir vorliegende Heft ist das erste der drei Bändchen, die mit dem Gesamttitel „Die neue Kunst" und unter Leitung von Dr. Hans Landsberg in dem genannten Verlage erscheinen. Scheffler behandelt die bildende Kunst der neuesten Zeit, der Herausgeber befaßt sich mit der modernen Litteratur, und die moderne Musik soll in Dr. Leopold Schmidt ihren Bearbeiter erhalten. „Die drei Bändchen bezwecken eine kurzgefaßte Geschichte der neuen Erscheinungen aus den Gebieten der bildenden Kunst, der Litteratur und Musik sowie ihrer Vertreter zu geben und dürften einem allseitigen Interesse begegnen." Die Richtigkeit der letzten dieser programmatischen Geleitworte des Verlegers kann man, wenigstens auf Grund des vorliegenden Heftes, bezweifeln. Scheffler ist viel zu persönlich und philosophisch, sein Gedankenapparat viel zu komplicirt und sowohl in seiner Konstruktion als auch in der Art zu funktioniren so schwer verständlich, daß die sogenannten weiteren Kreise des Publikums als Interessenten nicht in Betracht kommen können. In sechs Abschnitten (Betrachtungsweise — Ueberblick — Der moderne Mensch — Neue Wahrheiten — Stilbildungen — Schlußfolgerung) sucht der Verfasser auf biologischem, psychologischem, kulturphilosophischem und ästhetischem Wege die Erscheinungen der modernen Kunst in ihrem innersten Wesen zu erfassen und zu deuten. Er ist ein starker Stilist, ein allseitig und gründlich gebildeter, origineller Denker, der den in gedanklichen Höhenregionen heimischen Leser zu fesseln weiß, aber auch in denen, die seine geistige Bergpartie unter seiner Führung willig und vertrauensvoll mitmachen, gewiß mehr als einmal den Wunsch wachruft, daß seine Kombinationen und Resultate manchmal nicht gar so „geistreich" sein möchten. P. Ri—.

Müller, Prof. Dr. C. Fr., Fritz Reuters Leben und Schaffen. Mit 5 Bildnissen, 9 Abbildungen und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig, Max Hesses Verlag (8°. 160 S.)

Die vorliegende Darstellung von Reuters Leben und Schaffen, die als Vorläufer einer neuen Reuter-Gesamt-Ausgabe erscheint, füllt in der Reuterliteratur eine Lücke

aus. Denn abgesehen von der Ungenauigkeiten und fehlerhafte Angaben in Menge enthaltenden Schrift Glagaus ist die von A. Wilbrandt in der Volksausgabe bisher die einzige, die mit Sachkenntniß und richtiger Würdigung des Dichters Leben und Schriften behandelt. Seitdem sind dreißig Jahre vergangen, und die Einzelforschung, die sich während dieser Zeit mit Reuter beschäftigt hat, mußte natürlich vieles Neue zur Kenntniß bringen, wodurch manches neue Licht auf das Leben und Schaffen des Dichters fällt. Besonders verdienstvoll sind in dieser Hinsicht die Schriften von Gaedertz, der freilich manchmal des Guten zu viel tut. Auf ihn bezieht sich auch wohl, was der Verfasser der vorliegenden Biographie in seiner Vorrede mit Recht bemerkt: „Wir können uns mit der heutzutage so beliebten Papierschnitzeljagd nicht befreunden, die auf jeden vom Dichter beschriebenen Fetzen fahndet und ihn — nicht zu seinem Ruhme! — zu verwerten sucht." Mit diesen Worten hat der Verfasser den Weg bezeichnet, den er in seiner Darstellung eingeschlagen hat. Er hat darin alles wirklich Wichtige aufgenommen, was neue Forschung zu Tage gebracht hat, und Einzelzüge zu einem übersichtlichen Bilde zu gestalten verstanden, so z. B., um aus Vielem nur Eins zu erwähnen, die treffende Charakteristik Reuters (S. 22, S. 25). Aber bei aller gerechten Würdigung der Vorzüge des Dichters übergeht er doch nicht die Schatten, die sein Leben verdüsterten; was Wilbrandt noch beschönigend als „Neurose" bezeichnet, nennt der Verfasser (S. 60 f.) mit richtigem Namen. Kurz, wir erhalten ein deutliches, wahres und lebensvolles Bild von der Entwickelung und dem Schaffen unseres größten plattdeutschen Dichters; und wer seine Werke liest, bedarf zu deren völligem Verständniß notwendig der vorliegenden Biographie, die auch von der Gesamtausgabe das Beste erwarten läßt. H. S.

Zacharias Werners Weihe der Kraft. Eine Studie zur Technik des Dramas. Von Dr. phil. Jonas Fränkel. Hamburg u. Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 1904.

„Werners Talent müßte man erst vollkommen Gerechtigkeit widerfahren lassen." Diese Bemerkung Goethes an Eichstädt hat der Verfasser seiner Arbeit als Motto vorangestellt.

Für die Absicht, die er hierin bekundet, kann man nur von Herzen dankbar sein, um so mehr, als die Ausführung ernst, sachlich und überaus gewissenhaft erfolgt. O. G.

Die gotischen Zimmer. Von August Strindberg. Berlin und Leipzig. 1905. Hermann Seemann Nachfolger, G. m. b. H. Zweite Auflage.

Die Schicksale der Familie Borg, aber eigentlich die Schicksale und Zustände in der großen Menschenfamilie um die Jahrhundertwende.

Strindbergs Kritik hat die Unerbittlichkeit des modernen Chirurgen. Er schneidet, ätzt und brennt — und tut es mit einem gewissen grimmigen Behagen. Und diese Chirurgen, — schneiden sie nicht manchmal ein wenig zu viel? Sie führen ihr Messer mit großem Ernst und beinahe mit Begeisterung, — und vergessen vielleicht, daß die Natur ihre eigenen Hilfsmittel besitzt, bei denen es auch ohne das Messer abgeht. O. G.

Ein Stern. Roman von Potapenko. Berlin W. 10. Richard Taendler.

Die alte gute Lehre: „Man soll über der Kunst nicht das Leben vergessen!" ist hier in das moderne Gewand eines guten Romans gekleidet. P. erzählt gewandt, überzeugend und nicht ohne feinen Humor, wie die Gattin eines Arztes infolge ihrer als Sängerin errungenen ersten Erfolge ein angenehmes Familienleben aufgiebt, zur Bühne geht und sich für einen Stern am Himmel der Kunst hält, endlich aber durch den Verlust der Stimme von ihrer Verblendung geheilt und eine glückliche Gattin wird. N.

Gritli. Ein Wohltäter. Novellen von Walther Siegfried. Leipzig, S. Hirzel, 1904.

Einfach erzählte Geschichten aus einfachen Verhältnissen der Schweiz, in denen eine warmherzige Moral liegt, die durch leichte Satire gewürzt nicht geradezu aufdringlich wirkt. M.—Kr.

Schimmelchen und andere Novellen. Von Fritz Döring. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock.

Reizvolle, mit der großen Kunst, die so natürlich klingt, geschriebene Novellen. Freilich ist der Verfasser ein großer Optimist; der rosige Idealismus, der aus seinen Erzählungen spricht, findet sich in der Welt leider nur selten, aber es tut so wohl, wenn das Gute stets siegt und die sympathischen Menschen, wie hier in allen Geschichten, zu ihrem Rechte kommen. M.—Kr.

„Er versprach ihr einst das Paradies." Novelle von S. Hoechstetter. Berlin, Gebr. Paetel. 1904.

Ist im Inhalt genau so manierirt wie im Titel. Das Problem ist weder klar durchgeführt, noch in künstlerische Form gebracht und ermangelt daher des Interesses. M.—Kr.

Pilgerfahrten. Von Sigbjörn Obstfelder. Aus dem Nachlasse des Dichters. Deutsch von Luise Wolf. Stuttgart, Axel Juncker. 1905.

Das Buch enthält „Kleinigkeiten in Prosa", jede Seite aber ist Poesie, und jede Kleinigkeit sub specie aeterni gesehen. Als echter Lyriker weiß der Verfasser sein persönlichstes Empfinden mit dem Hauch des ewig Menschlichen, Allen Gemeinsamen zu beleben. Jeder hat einmal gefühlt, was der Norweger ausspricht, aber ihm gab ein Gott zu sagen, was wir leiden. Auch die Uebersetzung von Luise Wolf ist sehr anerkennenswert. M.—Kr.

Lachende Schmerzen. Gedichte von Fritz Berger. Berlin W., Hermann Krüger.

Fr. B. beherzigt den weisen Rat Zarathustras: „Das Lachen sprach ich heilig: Ihr höheren Menschen, lernt mir — lachen!" Sein wertvolles Büchlein besteht aus den zwei Teilen a. Ernstes, b. Groteskes, Tragikomisches. In dem ersten Teil weist er die Befähigung zum Dichter nach, beweist er, daß er nicht nur korrekt reimen kann, sondern auch Phantasie und Leidenschaft besitzt. Wie stark klingt schon das erste Gedicht „Sturmessehnsucht" aus: „Brich los, brich los! Sturmwind der Leidenschaft. Fahre durch's Takelwerk; pfeife und rase, und wüte und tobe! Wogendes, wirbelndes Leben packe mich, rüttle mich, schüttle mich, mag ich auch scheitern! Aber laß mich nicht modern lebendigen Leibes." Sein Schmerz ergreift uns; wir glauben ihm auch ohne die Beteuerung: „Auch ich bin ein Kämpfer, und ich stritt für meine Ideale, da trat mich nieder mit Siegertritt das Alltagsleben, das schale!" In dem zweiten Teile befreit sich der Dichter von seinem Leid durch Satire, Ironie, Humor. Er spottet satirisch, weil er nicht lächeln mag, er lächelt bitter ironisch, weil er nicht spotten mag, und lacht heiter, weil ihm der Humor als der beste Tröster erscheint. Allerdings entspringt zuweilen sein Humor nur der Schadenfreude des kälteren Verstandes über das Ungemach des eigenen warmen Herzens; meist aber trägt er die Devise göttlichen Leichtsinns: „Mir ist die Welt ein Schellenbaum, getragen durch den blauen Raum von einem holden Genius, den ich mal kennen lernen muß." Die Poesie kommt dabei auch nicht zu kurz. Ein Kabinettstück ist z. B. „Das Gewitter". Fritz Berger ist der Schriftstellername eines schlesischen, in Breslau wohlbekannten Poeten. Möge die freundliche Aufnahme dieses Büchleins ihm froh sein eigenes Wort bestätigen: „Herrlich ist es in der Fremde ein berühmter Mann zu sein, doch geehrt zu werden in der Heimat ist das Allerhöchste." N.

Uebersicht der wichtigsten Zeitschriften-Aufsätze.

Acton, Lord (1834–1902). Von Lady Blennerhassett. Deutsche Rundschau 31, 4 (Januar 1905).

Ballade und Romanze, Die moderne. Von Hans Benzmann. Bühne und Welt VII, 4 u. 5. (November und December 1904.)

Bildenden Künste, Die. Rück- und Ausblicke auf das Kunstleben der Gegenwart. Von Walther Gensel. Westermanns Monatshefte 49, 4 (Januar 1905).

Gedächtniss, Das menschliche. Seine Erforschung und seine Leistungen. Von Chr. D. Pflaum. Westermanns Monatshefte 49, 5 (Februar 1905).

Gildemeister, Otto, als Erzieher. Von Theodor Barth. Nation 22, 12.

Glück. Ueber den Begriff des Glücks. Von Geh.-Rat Prof. Dr. Ludwig Boltzmann. Umschau IX, 1.

Goya, Francisco, der Mensch und der Maler. Von Lothar Brieger-Wasservogel. Westermanns Monatshefte 49, 5 (Februar 1905).

Hardy, Edmund. Ein Gelehrtenleben. Von Wilhelm Streitberg. Hochland II, 4 (Januar 1905).

Heyse. Das Kunstwerk Paul Heyses. Von Heinrich Spiero. Nord und Süd. Heft 334. Januar 1905.

Ibsens Peer Gynt. Von Hans Larsson. Aus dem Schwedischen übersetzt von Toni Klein. Nord und Süd. Heft 335. Februar 1905.

Jugenderziehung. Ueber das Geschlechtliche in der Jugenderziehung. Von Prof. Dr. Kopp. Umschau IX, 5.

Jungschweizerische Dichterschule, Die. Von Ed. Platzhoff-Lejeune. Deutsche Rundschau 31, 3 (December 1904).

Kohler, Josef. Von Theodor Kappstein. Nord und Süd. Heft 334. Januar 1905.

Lied, Das deutsche, in welschem Gewand. Von Eduard Blocher. Preussische Jahrbücher 119, 1 (Januar 1905).

Lienhard. — Dichter-Erzieher. Anlässlich eines „Thüringer Tagebuches" von Fritz Lienhard. Von Karl Gruber. Hochland II, 5 (Februar 1905).

Märchen. Zur Biologie des Märchens. Von Arthur Bonus. Preussische Jahrbücher 119, 2 (Februar 1905).

Millet und Segantini. I. Von Joseph Popp. Hochland II, 5 (Februar 1905).

Nordischer Naturalismus und seine Umbildung. Von Alfred Ipsen. Preussische Jahrbücher 119, 1 (Januar 1905).

Richter, Otto. Von Julius Norden. Westermanns Monatshefte 49, 4 (Januar 1905).

Schillers „Braut von Messina" und ihr Schauplatz. Von Robert Kohlrausch. Deutsche Rundschau 31, 4 (Januar 1905).

Schiller. Ueber die Stellung von Schillers „Räubern" in der Weltliteratur. Von Eugen Kühnemann. Deutsche Rundschau 31, 3 (December 1904).

Schnitzler. Probleme in Arthur Schnitzlers Dichtungen. Von Helene Herrmann. Westermanns Monatshefte 49, 5 (Februar 1905).

Theater, Das, im Briefwechsel zwischen Gustav Freytag und Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha. Von Dr. Eduard Tempeltey. Bühne und Welt VII, 4 (November 1904).

Tolstoi. Aus unveröffentlichten Briefen und Schriften des Grafen Leo N. Tolstoi. Deutsch von Adolf Hess. Deutsche Rundschau 31, 4 (Januar 1905).

Wagner, Richard, und Peter Cornelius. Von Felix Körner. Westermanns Monatshefte 49, 5 (Februar 1905).

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaktion vorbehalten.

Adler, Guido, Richard Wagner. Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Wien. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik. Herausgegeben von Dr. Hans Gross. Band 11, Heft 1. Band 14, Heft 3 u. 4. Band 17, Heft 3 u. 4. Band 18, Heft 1. Leipzig, F. C. W. Vogel.

Atlas der Heilpflanzen. Verfasst von Erzherzog Josef von Oesterreich. Bildlich dargestellt von Margarethe Clementine Fürstin von Thurn und Taxis. Sämmtliche in Prälat Kneipp's Schriften vorkommende Heilpflanzen auf 230 Tafeln in Vielfarbendruck verteilt in 20 Lieferungen. I. Lieferung. Regensburg, W. Wunderlings Hofbuchhandlung.

Berger, Fritz, Lachende Schmerzen. Gedichte. Berlin, Hermann Krüger.

Cornelius, Peter, Literarische Werke. 4. Band. Gedichte. Herausgegeben von Adolf Stern. Mit einem Bildniss. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

Danke, Peter, Ave Maria. Leipzig, Verlag der Schriften Moses Maria. (Adresse: H. Funke. Leipzig, Kurprinzstrasse 5.)

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Friedr. Umlauft. 27. Jahrgang. Februar 1905. 5. Heft. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Dungern, Otto Freiherr von, Frische Blüten. Lieder. Mit Zeichnungen von August von Meissl. Regensburg, W. Wunderlings Hofbuchhandlung.

Gaedertz, Karl Theodor, Im Reiche Reuters. Neues von und über Fritz Reuter in Wort und Bild. Leipzig, Georg Wigand.

— Was ich am Wege fand. Neue Folge. Blätter und Bilder aus Literatur, Kunst und Leben. Mit Nachbildung zahlreicher Originalzeichnungen, Gemälde, Handschriften etc. im Text und auf Tafeln. Leipzig, Georg Wigand.

Grillparzers Werke. Herausgegeb. von Rud. Franz. Kritisch durchgesch. und erläuterte Ausgabe in 5 Bänden. 5. Band. Leipzig, Bibliogr. Institut.

Grimm, Jakob, Rede auf Schiller. Mit einem Bildniss Schillers von Gerhard von Kügelgen. Hamburg, Gutenberg-Verl. Dr. Ernst Schultze.

Hartlebens Volks-Atlas, A., enthaltend 72 Karten in 100 Kartenseiten. Vollständig in 20 Lieferungen. Mit vollständigem Register. Vierte erneuerte Auflage. 16., 17., 18., 19. und 20. (Schluss-) Lieferung. Wien u. Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Immanuel, Der russisch-japanische Krieg. In militärischer und politischer Beziehung. 2. Heft. Mit 7 Zeichnungen und einer Uebersichtskarte. Berlin, Richard Schröder.

Keller, Dr. Ludwig, Der Humanismus. Sein Wesen und seine Geschichte. (Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. 12. Jahrgang. 4. Stück.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Kurze, Dr. F., Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation und der Religionskriege (1500—1648). Sammlung Göschen, No. 34. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Lahmann, Johann Friedrich, Aegyptische Gedichte. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.

Lanz-Liebenfels, J., Theozoologie oder Die Kunde von den Sodoms-Aefflingen und dem Götter-Elektron. Eine Einführung in die älteste und neueste Weltanschauung und eine Rechtfertigung des Fürstentums und des Adels. Mit 45 Bildern. Wien, Leipzig, Budapest, Moderner Verlag.

Loewenberg, Dr. J., Detlev von Liliencron. Mit einem Bildniss Detlevs von Liliencron. Hamburg, Gutenberg-Verlag Dr. Ernst Schultze.

Loewenberg, J., Von Strand und Strasse. Gedichte. Hamburg, M. Glogau jr.

Methode Toussaint-Langenscheidt. Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache von Dr. H. Sabersky unter Mitwirkung von Prof. Gustavo Sacerdote. Brief 18 und 19. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandl.

— Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der schwedischen Sprache von Emil Jonas, unter Mitwirkung von Ebbe Tuneld und C. G. Morén. Brief 18 und 19 mit Beilage I. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhdlg.

Mielke, Dr. Hellmuth. Geschichte des deutschen Romans. Sammlung Göschen No. 229. Leipzig, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Schillers sämmtliche Werke. Säkular-Ausgabe in 16 Bänden. Band 14 und 15. Historische Schriften. Zweiter und dritter Teil. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Schmitz du Moulin, Muhammad Adil. Islambul d. h. die Stadt des Glaubens. Ritter des Lichtes. Band IV. Leipzig, Kommissions-Verlag von Rudolf Uhlig.

Skorra, Thekla, Wovon mein Herz sich frei gesungen. Berlin, M. Lilienthal.

Stein der Weisen, Der. Illustrierte Halbmonatsschrift für Haus und Familie. Unterhaltung und Belehrung aus allen Gebieten des Wissens. 21. Heft. 17. Jahrgang. 1904/05. Wien und Leipzig, A. Hartlebens Verlag.

Wasserburger, Paula von, Liebesstürme. Drei Novellen aus dem klassischen Hellas. Wien, Druck und Verlag von Karl Gerolds Sohn.

Weltzien, Otto, Fritz Reuters sämtliche Werke. Mit Vorwort und biographisch-literarischer Würdigung. Mit einem Bildniss des Dichters nach Joseph Kriehuber. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Zeitfragen. Wochenschrift für deutsches Leben. Herausgeb. von Fritz Bley. 1. Jahrg. Heft 2 und 3. Berlin, Deutscher Schriftenverlag.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Sylvius Bruck in Breslau.
Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.



